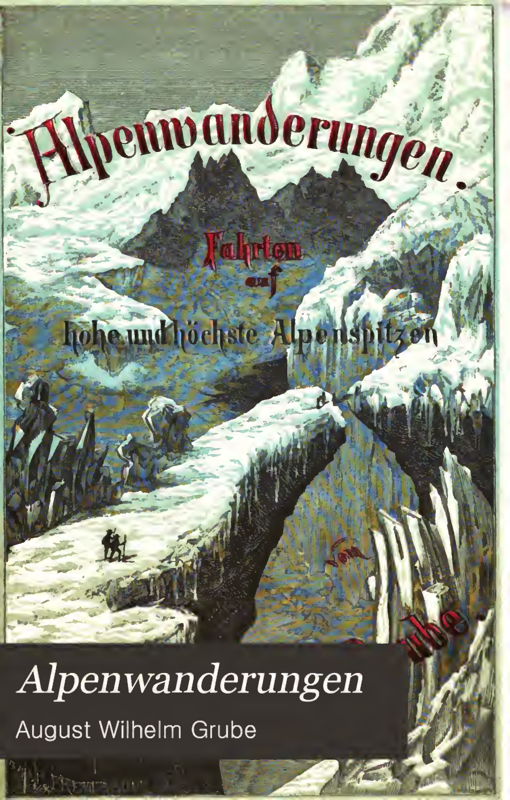

Alpenwanderungen.
Fahrten
auf
hohe und höchste Alpenspitzen
von
Alpenwanderungen
August Wilhelm Grube


SIGILLVM · COLLEGII · COLVMBIAE · NOVI · EBORACI
IN LUMINE TUO VIDEBIMUS LUMEN

Alpenwanderungen.

Fahrten
auf
hohe und höchste Alpenspitzen.

Nach den Originalberichten
ausgewählt, bearbeitet und gruppirt für junge und alte Freunde
der Alpenwelt

von

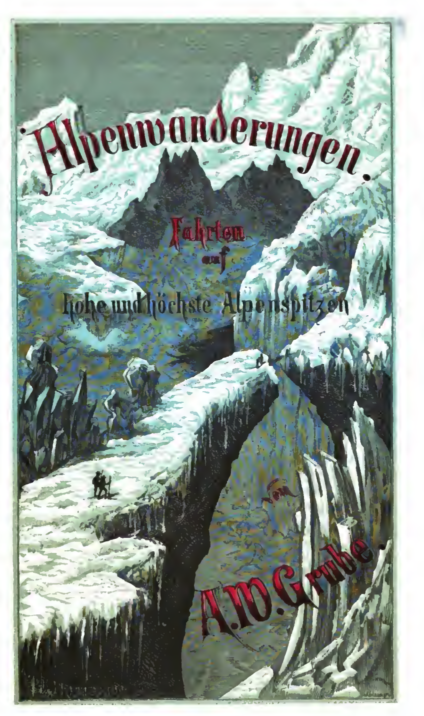
A. W. Grube.

Erster Theil.
Aus den Centralgruppen der Schweizer-Alpen.

Mit zahlreichen Illustrationen in Ton- und Farbendruck.

Leipzig.
Verlag von Eduard Kummer.
1874

Dr. Herman S. Riederer
8/19/53


Alpenwanderungen.
Fahrten
auf
hohe und höchste Alpenspitzen
von
A. W. Grube.

Alpenwanderungen.

Fahrten
auf hohe und höchste Alpenspitzen.

Nach den Originalberichten
ausgewählt, bearbeitet und gruppirt
von

A. W. Grube.

Vorrede.

Mit hohem Interesse begleiten wir im Geist jene kühnen Reiseforscher, welche in die Wildnisse der Tropen, in den brennenden Sand der Sahara, in die Eiswelt des Polarmeers dringen, um uns ihre Geheimnisse zu erschließen. Die Theilnahme an den Erlebnissen dieser Helden steigert sich in dem Maaße, als sie, von der menschlichen Gesellschaft entfernt und aus dem civilisirten Leben herausgetreten, sich lediglich auf sich selber, auf ihren Muth, ihre Umsicht, ihre Willenskraft angewiesen sehen und den Kampf mit einer übermächtig auf sie eindringenden Natur zu bestehen haben. Die Lectüre ihrer Reiseschilderungen hat nicht nur wissenschaftlichen Werth, da sie unsere Kenntniß des Erdballs erweitert, — sie hat auch eine bedeutende ethische Seite, indem sie erhebend und stärkend auf Gemüth und Willen des Lesers wirkt.

Wohlan! Wenn die Jugend Beschreibungen von Polar- oder Wüstenreisen mit ebenso viel Vergnügen als Nutzen liest, warum nicht auch Reiseschilderungen, die sie in die Schnee- und Eiswelt der Hochalpen einführen, und sie im Geist Theil nehmen lassen an den Wagnissen, Abenteuern, Mühen und Kämpfen kühner Alpen-Wanderer, welchen es gelang, die höchsten Gipfel zu erklimmen? Ist doch in der Gletscherregion des Hochgebirgs der Mensch von den Hülfsmitteln der Civilisation so gut wie abgeschnitten, ist er doch daselbst auch ganz auf sich selber gestellt und muß seine ganze Persönlichkeit einsetzen, um den Hindernissen, die sich ihm mit

jedem Schritt entgegenthürmen, begegnen, um eine feindlich auf ihn eindringende Natur überwinden zu können! In den Firnfeldern und Steinwüsten der Hochalpen wird der Wanderer, wenn auch nur auf kurze Zeit, zum Robinson; die auf die höchsten Gipfel gerichteten Fahrten sind concentrirte Reisen, auf denen Anstrengung und Genuß, Poesie und Abenteuer sich in wenige Stunden zusammendrängen.

Ich meine, daß in den Schilderungen solcher Reisen eine höchst ergiebige und vortreffliche Quelle für eine bildende Jugendlectüre sprudelt, die, weil sie Anschauung und Phantasie zugleich in Thätigkeit setzt, überall die Erzählung mit der Schilderung verbindet und dabei noch manche naturhistorische und physikalische, geographische und geologische Kenntnisse darbietet, in unterrichtlicher wie in pädagogischer Beziehung gleich bedeutend ist.

Wie die reine und dünne, kalte und rauhe Luft der Hochalpen den Blick heller, die Muskeln federkräftiger, den Willen entschlossener macht: so geht auch von den Schilderungen der zu den Alpenspitzen hinan führenden Reisen ein zwar scharfer, aber auch belebender und stärkender Odem aus. Insbesondere mag die Jugend mit warmer Begeisterung zu Männern emporblicken und an ihnen ein Beispiel sich nehmen, welche beherzt der Gefahr in's Antlitz schauen, um sie sehend zu überwinden, welche Hitze und Frost, Nebel und Sturm, Schnee und Ungewitter und den trügerischen Pfad auf Gletscherströmen für nichts achten, um das vorgesteckte Ziel zu gewinnen; zu Männern, deren Muth mit den Hindernissen wächst und deren Willenskraft, Beharrlichkeit und Intelligenz das scheinbar Unmögliche leistet. Da ist auch ein Heldenthum, wenn es sich auch nicht in fernen afrikanischen Wüsten und australischen Wildnissen abspielt und der Natur der Sache nach sich auf kürzere Zeitdauer beschränken muß.

Seit Jahren bemüht, der Jugend wie auch einem weiteren Leserkreise eine bildende und anregende geographische Lectüre zu

bieten, hielt ich's nun für ebenso zeitgemäß als verdienstlich, aus dem vorhandenen fast schon überreichen Schatze alpiner Schilderungen eine zweckmäßige Auswahl zu treffen, das Ausgewählte mit methodischer Hand nicht nur zu ordnen, sondern auch wo es nöthig schien zu bearbeiten, so daß in wenigen aber characteristischen Schilderungen Natur und Wesen der höchsten Alpenregion zur Anschauung gebracht werden konnte.

Hierbei ging ich von folgenden Grundsätzen aus:

Erstens: Da in den Centralalpen-Gruppen die Firn- und Gletscherbildung die Eigenthümlichkeit des Hochgebirges überhaupt den ergreifendsten und markirtesten Ausdruck findet: so habe ich vorzugsweise diese berücksichtigt und, da ihre Zahl groß ist, aus ihnen wiederum nur die bedeutendsten Gruppen ausgewählt. Ist auch Aufbau und Richtung des Alpengebäudes nicht ausschließlich an diese mächtigsten Centralmassen geknüpft, so sind sie doch Hauptpfeiler, von denen man ausgehen und zu denen man zurückkehren muß, um sich in dem Gewirre von Stöcken, Spitzen und Kämmen zurecht zu finden. Da ich's an orientirenden topographischen Bemerkungen nicht habe fehlen lassen, so gewinnt der Leser auf bequeme Weise eine Ueberschau, die ihm auch bei eingehenderen Studien von Nutzen sein kann.

Zweitens: Da die ersten Versuche, einen hohen Alpengipfel zu erreichen, von ganz besonderem Interesse sind und als Entdeckungsreisen den Reiz ursprünglicher Frische haben: so wurden auch vorzugsweise die ersten Reisen auf Alpenspitzen herangezogen, zur Ergänzung und Vervollständigung des Bildes aber auch Schilderungen von gelungenen späteren Ersteigungen mitgetheilt. Indem ich also die Geschichte der Alpenfahrten in den Vordergrund treten lasse und das Interesse an den Personen sich entwickeln

1*

kann: wird die Einförmigkeit, die im Local als solchem liegt, vermieden.

Drittens: Auch die stilistische Seite durfte nicht gering geachtet werden. Ich habe von vorherein Alles ausgeschlossen, was nicht vollkommen klar und anschaulich war. Mußte ich auch manche längere Berichte in einen kurzen Aufsatz zusammendrängen, so ist es doch, wie ich hoffe, unbeschadet der Anschaulichkeit der Darstellung geschehen. Im Allgemeinen aber mußte dieselbe jene Ausführlichkeit behalten, durch welche uns Reisebeschreibungen anziehen und fesseln. Der Leser soll wo möglich mit den Helden der Alpenfahrt in ein persönliches Verhältniß treten, soll mit ihm wandern und streben, fürchten und hoffen, kämpfen und triumphiren, als wenn er selber mit dabei gewesen. Wo es anging, habe ich darum auch die Erzählung in der ersten Person beibehalten. Besser einige ausgezeichnete Häupter der Alpenwelt auf solche Weise näher kennen gelernt und einige wenige Schilderungen mit einer gewissen epischen Ausführlichkeit gegeben, als fragmentarische trockene Notizen von hundert und tausend Alpengipfel-Eroberungen, die nur für Alpenclubisten und Bergsteiger von Profession Werth haben.

Viertens: Da die Formenmannigfaltigkeit der Hochalpen nicht wenig zur Erweckung und Belebung des ästhetischen Natursinnes überhaupt beizutragen im Stande ist: so durften Abbildungen nicht fehlen, welche die reiche Plastik des Alpenkörpers veranschaulichen und insbesondere die erstiegenen Gipfel vor Augen stellen. Auf den kostbaren und für den künstlerischen Zweck nicht einmal überall wirksamen Stahlstich mußte freilich, um das Buch nicht zu sehr zu vertheuern, verzichtet werden. Indessen haben doch auch Holzschnitt und Farbendruck, geschmackvoll ausgeführt, ihren Werth und die hier mitgetheilten Illustrationen, größtentheils nach gelungenen Photographien und Originalzeichnungen gearbeitet, sind dem vorgesteckten Ziele ziemlich nahe gekommen. Ich darf

wohl sagen, daß diese aus dem längst schon rühmlichst bekannten Atelier der Herren Brend'amour hervorgegangenen Illustrationen Meisterwerke sind und die ganze Ausstattung des vorliegenden Werkes dem Herrn Verleger desselben alle Ehre macht.

Da ich außer den im Text angeführten Quellen noch eine nicht kleine Literatur zu benutzen hatte, um überall den freien Ueberblick zu gewinnen: so war ich an die Unterstützung durch Privat- und öffentliche Bibliotheken gewiesen und da ist es denn eine für mich sehr angenehme Pflicht, an dieser Stelle den Herren J. J. Schlegel, Reallehrer in St. Gallen, Dr. J. Egli, Privatdozenten an der Hochschule in Zürich, sowie den Herren Dr. Linser und Professor Sander in Feldkirch und Herrn Th. Trautwein, Buchhändler in München, für ihre gütige bereitwillige Unterstützung meinen besten Dank zu sagen. Desgleichen bin ich der Verlagshandlung der Jahrbücher des Schweizer Alpenklub's und Herrn E. v. Fellenberg, die mir das schöne von E. v. Fellenberg gezeichnete Bild von der Schreckhornkette zur Verfügung stellten, sowie Herrn von Tschavoll in Feldkirch, der mir das in seinem Besitz befindliche Originalbild vom Tödi (in Kreide gezeichnet vom Maler Schmidt aus München) überließ, dankbar verpflichtet.

Ich schließe mit dem Wunsche, daß das vorliegende kleine Werk auch in norddeutschen Kreisen die Kenntniß der Alpenwelt und die Liebe zu ihr fördern möge.

Bregenz, Ende März 1873.

A. W. Grube.

Seinem lieben Freunde

Herrn Reallehrer J. J. Schlegel

in

St. Gallen

gewidmet.

Einleitung.

Vorbegriffe zum Eintritt in die Gletscherwelt.

Indem ich mich anschicke, den freundlichen Leser auf die höchsten Punkte der Centralstöcke der Alpenwelt zu führen, halte ich's für angemessen, einige Begriffserläuterungen vorauszuschicken, welche sich auf diejenigen Erscheinungen beziehen, die das Gebiet der Hochalpen vorzugsweise kennzeichnen. Es sind die Firnreviere und Gletscher, die zugleich den auffälligsten und großartigsten, wie den bedeutsamsten und wissenschaftlich merkwürdigsten Characterzug der höchsten Alpenregion bilden, zu ihrer vollen Entwickelung aber auch nur in den mächtigen Stöcken der crystallinischen Schiefer und Granite, des sogenannten „Urgebirges" gelangen. Denn nur dieses mit seiner energischen Massenerhebung bildet Gruppen von nahe zusammengerückten Hochgipfeln, die wiederum Hochthäler und Mulden formiren, welche für die Ablagerung großer Schneemassen günstig, jene Firnfelder anbahnen, in denen der Gletscher geboren wird.

Solche Centralstöcke sind die Montblanc- und Monterosa-, die Finsteraarhorn- und Bernina-Gruppe in der Schweiz, die Oetzthaler-Gruppe in Tyrol, die Gruppe der „hohen Tauern" in Oestreich. Sie enthalten die reichsten Firnmagazine und erzeugen mithin die bedeutendsten Gletscher. Ihnen zunächst stehen in der Schweiz die Tödi-, Silvretta- und Adula-Gruppe, in Tyrol die Ortler-Gruppe, — alle mit Gletschern ersten Ranges, d. h. solchen, die ihre Eisströme weit in's Thal hinab bis in's Gebiet der Voralpen senden.

Bekanntlich unterscheidet man drei Hauptregionen des Alpengebäudes: die Voralpen, bis durchschnittlich 1625 Meter = 5000 par. Fuß, auf denen Waldbestände mit Weideplätzen abwechseln, die schon in den Frühlingsmonaten vom Vieh begangen werden können (Mayensässe.) Ueber 5000 Fuß werden im Durchschnitt

die Baumgruppen spärlich; die Sträucher treten an ihre Stelle und zwischen Geröll= und Schuttmassen finden sich weitere und schmälere Strecken, die mit würzigem Gras und jener Alpenflora bewachsen sind, der wir zum Theil auch in der Polarzone begegnen. Es ist die Region der **Mittelalpen**, die sich bis 2600 Meter = 8000 Fuß zur Grenze des „ewigen Schnee's hinaufzieht. In ihr sind die Alpenthiere: Gemse, Steinbock, Bär, Murmelthier — Steinadler, Lämmergeyer, Steinhuhn ꝛc. ꝛc. — heimisch. Ueber die Schneelinie hinaus erheben sich die **Hochalpen** mit ihren kahlen nackten Felsmassen, die als schmale scharfe Gräte oder breitere Platten, als Hörner, Spitzsäulen oder flacher gewölbte Dome aus Schnee= und Eisfeldern emporstarren.

Die Region der Voralpen wird auch die **Bergregion**, die der Mittelalpen vorzugsweise die **Alpenregion** und die der Hochalpen **Schneeregion** genannt. Mit dieser haben wir es fast ausschließlich zu thun; mit ihrer Eigenthümlichkeit den Leser durch characteristische Reisebilder vertraut zu machen, ist der Hauptzweck des vorliegenden Buches.

Berge, die nicht über die Schneelinie emporragen, bringen es zu keinem Firn (ewigen Schnee), mithin auch zu keiner Gletscherbildung. Verständigen wir uns darum zuvörderst über die

Schneegrenze der Alpen.

Man hat an den Abhängen der Hochalpen eine Linie zu ziehen versucht, über welcher der gefallene Schnee auch im Sommer nicht wegschmilzt; man hat sie die Grenzlinie des „ewigen Schnees" genannt. Genau genommen gibt es keinen „ewigen" Schnee, auch in den höchsten Alpen nicht. Denn bekanntlich sind auch Schnee und Eis gleich dem tropfbar=flüssigen Wasser dem Verdunstungsprozeß unterworfen und seitdem die höchsten Alpenspitzen erklommen worden sind, wissen wir, daß der Schnee auch auf dem Montblanc= und Monterosa=Gipfel bei warmen Luftströmen und der vollen Wirkung der Sonnenstrahlen feucht zu werden und aufzuthauen beginnt, so daß er beim nachherigen Gefrieren sich mit einer Eiskruste überzieht. Man findet auf den höchsten Alpenkämmen verglaste Felsspalten und vergletscherte Schneesättel und selbst im Winter fehlt der Aufthauungsprozeß in der höheren Gletscherregion nicht ganz.

Da nun aber auf Bergeshöhen über 8000 Fuß viel mehr Schnee fällt als verdunsten und aufthauen kann, so kommen zu den alten Schneelagen immer wieder neue und die nicht zu schroff abfallenden Flächen der Gipfel und Kämme, der Mulden und Hochthäler erscheinen das ganze Jahr hindurch in ein mehr oder minder dichtes Schneegewand gehüllt und mit Schnee reichlich ausgefüllt. Diese Schneelager in den Hochalpen würden sich zu schrecklichen Massen aufthürmen, wenn nicht Lawinen und Gletscher ihren Ueberfluß minderten, indem sie ihn in die wärmere Luft der Thäler hinabführen.

Was die Lawine ruckweise und schnell vollbringt, das thut der Gletscher langsam, stetig und bei Weitem ausgiebiger. Die Gletscher sind die merkwürdigen Regulatoren, welche den Kreislauf des Wassers in seinen verschiedenen Niederschlägen und Wanderungen vom Meer auf die Alpen und von diesen wieder zurück in's Meer vermitteln und namentlich dafür sorgen, daß die Ströme Deutschland's und der Schweiz auch im Sommer wasserreich bleiben und das Tiefland mit ihrer Fülle segnen.

Man hat in poetischer Weise jene weiten Firnreviere, denen die Gletscher entspringen, „Firnmeere" genannt — fälschlich auch „Eismeere" — nicht zu verwechseln mit den „Eismeeren" in der Finsteraarhorn- und Montblanc-Gruppe, mit welchem Namen man die größeren Gletschermassen zu bezeichnen pflegt, die aus dem Zusammenfluß mehrerer Gletscherströme hervorgehen und in weiteren fast horizontalen Flächen sich ausbreiten, um bald darauf wieder enger zusammengefaßt, steiler und schroffer bergab zu dringen.

Wenn die Flüsse sich in's Meer ergießen und dieses die tiefste Stelle des Festlandes einnimmt, so ergießen sich umgekehrt die Gletscher aus dem Firnmeer und dieses nimmt die höchsten Becken des Festlandes ein Seine Ufer bilden die Felsmauern, Spitzen und Zacken der Hochalpen.

Da, wo die Umgebungsmauern dieses Felsen-Circus*) sich öffnen und der Boden sich senkt, dringt die Firnmasse abwärts,

*) Man sollte für diese Hochgebirgs-Mulden das provinziell in einigen Thälern der östreichischen Alpen übliche Wort „Kar" einführen.

allmählich in festes, compaktes Gletschereis übergehend. Weil dieser Uebergang ein allmählicher ist, so läßt sich schwer eine Firnlinie als Grenze zwischen Firnmasse und Gletschereis ziehen. Sie bezeichnet das Aufhören des Schnee's auf dem Gletscher in den Sommermonaten. Untersucht man aber die tieferen Lagen des beginnenden Schnee's, so wird man auch da schon festeres Gletschereis finden.

Selbstverständlich ist die „Firnlinie" nicht gleichbedeutend mit der „Schneelinie", und auch nicht mit der „Gletscherlinie", insofern diese die Endpunkte der Gletscherzungen bezeichnet. Die Gletscherlinie geht viel tiefer hinab als die Firn- und Schneelinie, stellenweis bis in bewohnte Thäler zur Grenze des Obst- und Getreidebaues.

Alle drei Linien sind sehr unregelmäßige Zickzacklinien, je nach den verschiedenen lokalen und klimatischen Verhältnissen hier hoch hinauf, dort plötzlich tief hinabsteigend. Ihre Zahlgrößen sind ideell. Da es keine den ganzen oberen Theil der Alpen bedeckenden unter sich zusammenhängenden Schneefelder gibt, so gibt es auch keine stetig fortlaufende Schneelinie. Ebenso hat jeder Gletscher seine ihm eigenthümliche Firnlinie. Sagen wir, die Schneelinie in der nördlichen Schweiz sei 8000 Fuß, so ist das eine Durchschnittszahl, die wir aus den verschiedenen Höhenangaben über den Beginn des „ewigen Schnee's" als das Mittlere zusammengestellt haben. In Wirklichkeit ist sie schon an verschiedenen Seiten eines und desselben Berges verschieden und manche Berghäupter von 9000, 10,000 Fuß und mehr Höhe erscheinen im Sommer schneefrei.

Die „Grenze des ewigen Schnee's" hebt sich in warmen trockenen Sommern und senkt sich in nassen kühlen Jahrgängen; deßgleichen senkt sie sich tiefer in den Nordalpen und hebt sich höher in den Südalpen. Sie kann aber auch in den Berggruppen, die südlicher liegen, tiefer sinken als in nördlicher gelegenen, wenn die Berge der letzteren leichter und freier von der Luft umspielt werden können, während die ausgedehnten Firnfelder und Gletscher bei jenen wieder zu Kälteherden werden, die eine tiefere Jahrestemperatur erzeugen. Berge, welche der Wirkung des Südwindes vollständig ausgesetzt sind, haben eine höhere Schnee-

linie als die, welche mehr im Bereich der kalten Nord- und Ostwinde liegen. Auch die Beschaffenheit des Gesteins, besonders aber auch die Massenerhebung des ganzen Gebirgs ist von nicht geringem Einfluß auf die Höhe der Schneelinie. So ist sie im Ober-Engadin, wo alle Thalsohlen sehr hoch liegen und das Gesammtklima wegen der Nähe der lombardischen Ebene ein verhältnißmäßig mildes ist, auch verhälnißmäßig eine hohe; sie liegt trotz der ausgedehnten Eisgefilde des Bernina-Massivs selten unter 9000 Fuß — Lärchen- und Arvenbäume gehen bis 8000 Fuß hinauf —; während sie im Berner Oberlande, das tiefer eingeschnittene Thäler hat, um mehrere hundert Fuß tiefer liegt.

Das Wort „Schneelinie", „Grenze des ewigen Schnee's" verleitet Die, welche die Hochalpen nicht aus eigener Anschauung kennen gelernt haben, meist zu der irrigen Vorstellung, als müßten alle Höhen und Bergkämme, welche über derselben liegen, in weißem Schneegewand erglänzen und von blinkenden Eismassen umpanzert sein. Dies ist, wie schon darauf hingedeutet wurde, durchaus nicht der Fall. In dem Gebiet des „ewigen Schnee's" gibt es neben schneebeckten blendend weißen Pyramiden und Kuppen viele kahle Felshäupter, die finster in ihrem grauschwarzen Fels-Colorit auf die Schneefelder an ihren Flanken und zu ihren Füßen herabschauen. Aber auch die Gletscher sind mitunter von Schuttmassen dermaßen verunziert und zu gelbgrauen Massen geworden, daß von weißen, reinen mit blauen und grünen Lichtreflexen das Auge erfreuenden „Eisströmen" nichts zu finden ist. Der Erdenstaub dringt auch in die reinen Firngefilde und lagert sich auf die blinkenden Gletscherflächen. Doch bewahren manche Firne und Gletschermassen sich ein auffallendes Weiß und große Reinheit.

Schnee, Firn und Gletscher.

Es kann wohl auch vorkommen, daß es in der Schneeregion regnet, aber es geschieht selten. Hingegen ist, was in der Tiefe als Regen zur Erde kommt, in Höhen über 7000, ja schon über 6000 Fuß im Sommer oft Schnee, was man nach Gewittern, die schnell die Luft abkühlen, bequem von der Thalsohle aus sehen kann. Bewohnte Hochthäler, wie das Avers und Ober-Engadin schneien mitunter auch im Juli oder August auf einige Stunden ein.

In der Ebene und im Hügellande, wo die Luft wärmer und feuchter ist, werden auch die fallenden Schneekrystalle feuchter und legen sich als größere Flocken aneinander (Flockenschnee). Dagegen fällt in der kalten und trockenen Luft der Hochalpen der Schnee zumeist in Form kleiner flimmernder Eisnadeln und Sternchen, die sich wohl bei stürmischem Wetter und feuchteren Luftströmungen auch zu kleinen Flocken vereinen, doch viel staubartiger und trockener bleiben als der Schnee des Tieflandes. Dieser feine Staub oder Rieselschnee rollt leicht von den Felshängen herab und wird vom Winde in die Schluchten und Kare geführt, wo bald eine Schicht die andere bedeckt.

Alsbald beginnt aber auch der Umwandlungsprozeß. Der frisch gefallene Schnee fällt alsbald der Verdunstung anheim; er wird von Luft und Licht, Erd- und Sonnenwärme der Art bearbeitet, daß er seine feinen Ecken und Spitzen verliert, sich zu feinen Körnchen rundet, die durch Aufthauen und Wiedergefrieren sich vergrößern und durch das zwischen ihnen hindurchsickernde Schmelzwasser ein eisiges Bindemittel erlangen. So geht der Hochschnee in „Firnschnee" (franz. nevée) über. Sein Gefüge ist anfangs noch sehr porös. Je weiter nach unten, wo mit der größeren Luftwärme und auch mit dem zunehmenden Druck der Schneemassen die Schmelzung durchgreifender wird — desto gröber wird das Korn, desto härter und compakter. Der „Hochfirn" geht in den Tieffirn über und dieser wird in Kesselthälern, die wie die Schneemassen so auch die Sonnenstrahlen sammeln, zum Firneis.

Mit dem Firneis, das im Vergleich mit dem Wassereis, ja auch mit dem Eis der Gletscherzungen noch sehr locker und porös ist, beginnt die Bildung des Gletschers im engeren Sinne. Durch den Druck der oberen immer nachrückenden Schichten und den sich fortsetzenden Prozeß des Aufthauens und Wiedergefrierens wird die so zu sagen käsige Masse des Firneises in Gletschereis übergeführt, das, obwohl fester, massiger, schwerer als das Firneis, seinen Ursprung aus demselben doch nicht verleugnen kann. Es enthält zunächst noch viele Luftblasen und unterscheidet sich auch in seiner Struktur vom Eise des gefrorenen Wassers, das sich gleichfalls auf den Gletschern und in ihren Spalten findet. Das

Wassereis besteht aus dünnen Platten, die sich regelmäßig übereinander gelagert haben; das Gletschereis dagegen aus Körnern, die sehr unregelmäßig aneinander gefügt, jedoch fest verkeilt und von Schneewassereis verkittet sind. Läßt man ein Stück Gletschereis in warmer Luft aufthauen oder wirft man es in heißes Wasser, so thaut zuerst das Wassereis auf und ansehnliche, mitunter nußgroße Brocken, die mannigfach Luftbläschen in ihren Zwischenräumen einschließen, fallen auseinander. Bringt man sie unter ein Vergrößerungsglas, so zeigt sich ein reiches Adernetz von Haarröhrchen, welche das Durchsickern des Wassers (die Infiltration) bewerkstelligen und in Verbindung mit dem körnigen Gefüge das Gletschereis zu einer in seinen kleinsten Theilen verschiebbaren und bis auf einen gewissen Grad bildsamen (plastischen) Masse erheben.

Wie es bei einem Stück Zucker der Fall ist, das man in den Kaffee taucht — die braune Flüssigkeit zieht alsbald nach rechts und links, nach oben und unten in die feinen Zwischenräume und Röhrchen ein, — so verbreitet sich eine gefärbte Flüssigkeit, die man auf ein Stück Gletschereis gießt, alsbald nach allen Seiten hin. So muß auch das Schmelzwasser vom aufthauenden Schnee von der Oberfläche des Gletschers in dessen Inneres dringen; es durchzieht den Gletscherkörper bis auf den Grund, legt sich um die Eiskörner und macht diese beim Gefrieren immer größer. Diese Zunahme der Gletschereis-Masse gibt ihr eine gewaltige Expansivkraft; sie strebt vorwärts und ganz abgesehen von der Schwere, welche allerdings auch mithilft zum Herabgleiten des Eisstromes auf geneigter Fläche, ist doch *dieses innere Wachsthum des Gletscherleibes der Hauptgrund seiner fortbewegenden Kraft.*

In regnerischen Sommern rücken die Gletscher schneller vorwärts als in trockenen; zur Zeit der Schneeschmelze im Hochgebirge bewegen sie sich am raschesten — das Gletschereis ist dann am meisten mit Wasser durchtränkt, erhält daher eine leichtere Verschiebbarkeit in dem Gefüge, während die Eiskörner sich schneller vergrößern und mithin gewaltsamer ausdehnen. Ohne Wasser und Wärme hätte der Gletscher gar kein Leben, so wenig als ein Baum ohne Beide zu wachsen vermöchte.

Betritt man nach einer kalten Nacht am frühen Morgen den

Gletscher, so scheint alles Leben erstorben, die Eiswüste gleicht der Sandwüste, der das Wasser fehlt. Die Gletscherwelt ist einsam und still, erhaben und groß zwar auch in der Starrheit, aber auch unheimlich und abschreckend. Die Bächlein und tausend Wasserfäden, die am Tage von den Höhen ringsum auf den Gletscher und in seine Randklüfte rannen, die Schneewasser, welche sich auf dem Gletscherrücken einen Weg gebahnt hatten und in ihrem Bette lustig dahersprangen, sie sind alle zu Eis erstarrt. Nun erhebt sich die Sonne und die Temperatur der Luft steigt mit jeder Stunde um einige Grad. Da regt sich's und bewegt sich's allmählich an und auf, über und unter dem Gletscher und auch in seinem Inneren wird's lebendiger. Die Kruste, welche die Bächlein gefangen hielt, wird gesprengt, hängende Eiszapfen lösen sich ab, Erd- und Felsbrocken rutschen von den Seiten auf die Eisfläche und rollen eine Strecke weit abwärts, der sich dehnende und reckende Gletscher kracht, indem er Spalten reißt, die höher steigende Sonne löst, nachdem sie den Schnee vom Gletscher selber aufgeleckt und aufgelöst hat, auch die obersten Schichten des Gletschereises auf, es bilden sich hier und da kleine Pfützen, wiederum strömen Bäche, große und kleine, und stürzen sich in tiefe Schründe und Löcher, bis sie das gemeinsame Bett des unten abfließenden Gletscherbaches gefunden haben.

Wie ist's nun aber im Winter, wo eine hohe Schneedecke über den Gletscher gebreitet ist und von Schmelzung des Schnees keine Rede sein kann? Kann sich auch da der Gletscher noch rühren, ist er nicht dann zu absoluter Ruhe verdammt? Keineswegs! Wie sich im Sommer bei größter Hitze die Temperatur auf der Oberfläche des Gletschers auf 0 Grad hält (dem Punkt des beginnenden Aufthauens), so kann sie im Winter, wenn eine schützende Schneedecke auf dem Gletscher ruht, auch nicht sehr unter 0 Grad herabsinken. Auch im Winter scheint die Sonne und selbst bei strengster Kälte wird die stetige Wirkung ihrer Strahlen (Insolation) oft so stark, daß der Schnee zu thauen beginnt, wie wir das an hellen heiteren Wintertagen schon an unseren mit Schnee bedeckten Hausdächern sehen können, von denen Eiszapfen herabhängen und Zeugniß geben, daß zuvor Wassertropfen herabsickerten. Auch im Winter werden die hohen Firnregionen mit warmen Luftströmen

bedacht und an geschützten Stellen kann die Sonne recht heiß brennen. Hugi mußte bei seinen winterlichen Gletscherwanderungen zuweilen in tief erweichtem Schnee waten. Uebrigens geht, unabhängig von der Lufttemperatur, der Gletscher auch der Erdwärme nicht verlustig, die von unten auf in ihn eindringt. Und wie der stärkste Frost doch nur wenige Meter in die Erdkruste eindringen kann, so dringt die kalte Luft auch nur in die oberen Schichten des Gletschers und läßt sein Inneres ganz unberührt. Dort hält sich die Temperatur beständig auf dem Gefrierpunkt zwischen 0 Grad und einem kleinen Bruchtheil darunter. Es ist aber ein bekanntes Naturgesetz, daß, wenn sich Wasser in Eis verwandelt, Wärme frei wird und diese freiwerdende Wärme im Innern des Gletschers macht wieder die Eistheilchen feucht und flüssig, während die Eisatome, die auf einem Wassertröpfchen schwimmend sich berühren, augenblicklich wieder zusammenfrieren. Man kann das sogar an Eisstücken mit glatten Flächen beobachten, die man in warmes Wasser wirft, sobald sie sich berühren, kleben sie fest aneinander, weil sie an ihren Berührungsflächen wieder zusammenfrieren.

So findet im Eiskörper des Gletschers zu jeder Jahreszeit Bewegung, nämlich eine Verschiebung und Formveränderung der Körner und Körnchen statt und da beim Gefrieren das Eis sich ausdehnt und größeren Raum verlangt, als es in tropfbarflüssigem Zustande braucht, so streckt und dehnt sich der Gletscher nach den beiden Dimensionen, in denen ihm keine oder die geringsten Hindernisse entgegengesetzt werden — in der Höhe nach oben, in der Länge nach unten.

Daß der Gletscher auch im Winter „arbeitet", ist durch unzweifelhafte Beobachtungen festgestellt. Und ebenso rührt und regt sich's in ihm auch in der Nacht. Auch da springen große Spalten auf unter lautem Gekrach und stürzen Eislawinen donnernd auf der glatten Bahn herab.

Gletscherzunge. Primäre und sekundäre Gletscher.

Nicht alle Gletscher bringen es zu tief in's Thal hinabdringenden Eisströmen; wenn die Firnmagazine zu gering oder ihre Ausgänge verschlossen sind, so fehlen die „Gletscherzungen," wie man den unteren Theil des Gletschers seiner Gestalt wegen nennt.

Die großen zu Thal gehenden, in Gletscherzungen auslaufenden Gletscher nannte Saussure Gletscher erster Ordnung (primäre Gletscher). Viele derselben haben, wie ein größerer Fluß aus mehreren Quellbächen sich bildet, einen Zusammenfluß mehrerer Gletscher, die aus zusammenstoßenden Thälern kommen und ein Gletschersystem bilden, dessen Hauptstrom eine Länge von 2, 3 bis 4 Meilen erreichen kann. Doch die bei Weitem größere Zahl der Gletscher hat nur eine geringe Länge und ihr Eiskörper bleibt auf die Schluchten und Wände des Hochgebirges beschränkt. Ihr Eis selber ist das porösere dem Schnee näher stehende Firneis. Das sind die Gletscher zweiter Ordnung oder die sekundären Gletscher, auch Firngletscher genannt.

Das Volk unterscheidet nicht Firn- und Gletschereis, Firnmeer und Gletscherzunge oder gar Gletscher erster und zweiter Ordnung. Der Berner Oberländer nennt den ganzen Gletscher von oben bis unten Firn*), der Tyroler Ferner, der Kärnthner Kees — der Romane vedretta.

Die Strömung des Gletschers und die mit derselben verbundenen Phänomene.

Die Grundflächen der Firnmulden haben meist eine sehr geringe Neigung von 2° bis 5°; doch beginnt schon in der Firnmasse der Drang nach abwärts und wegen der Ungleichheit des Grundes geräth sie bereits in ungleiche Spannung und zerklüftet sich in längliche Schründe (caveaux). An steileren Abhängen löst sie sich in eine breitere Rand-Kluft ab, der „Bergschrund" genannt. Die Schründe werden wieder von Längsspalten (zumeist durch das abfließende und durchsickernde Wasser) durchkreuzt und so theilt sich die Firnmasse in riesige Würfel, die sogenannten séracs.

Das zur Tiefe sich mehr oder weniger steil absenkende Thal, in welchem die Gletschermasse abfließt, ist das Gletscherbett. Obwohl der Eiskörper des Gletschers durchaus fest und spröd ist und keineswegs als eine zähflüssige Teigmasse oder ein Syrup betrachtet werden kann, so bietet seine oben skizzirte Entstehung und

*) Auch in anderen Gebirgskantonen der Schweiz ist der Ausdruck „Firn" für Gletscher in Gebrauch — Damma-Firn, Hüfi-Firn, Biferten-Firn u. s. w.

Entwickelung doch Erscheinungen, welche einem Wasserstrome durchaus ähnlich sind. Seine Wogen stauen sich an einer ihnen entgegentretenden Querwand auf, bis sie dieselbe übersteigen und dann plötzlich herabstürzend Eiscascaden bilden. Gleich einem Strome biegen und wenden sich die Gletscher, wie das Thalbett, in welchem sie sich bewegen, sie dazu zwingt. Erhöhungen auf dem Grunde haben auch Erhöhungen auf der Oberfläche zur Folge. Wie ein Wasserstrom, je mehr er sich ausbreiten kann und je flacher sein Bett ist, um so langsamer fließt, so auch der Gletscherstrom. Wie beim Wasserstrom die Bewegung in der Mitte stärker ist, als an den Seiten und an der Oberfläche schneller als in der Tiefe, so auch beim Eisstrom des Gletschers; schlägt man in gerader Linie von einem Ufer zum andern eine Anzahl von Stangen in's Eis, so rücken die mittleren zuerst vor und bilden allmählich die Spitze eines Winkels.

Durch diese Ungleichheit der Bewegung und den stellenweis gleichfalls sehr ungleichen Druck der Eismassen entstehen im Gletscherkörper Spannungen, welche kleinere oder größere Spalten hervorrufen, oft mit einem Krachen oder klingenden Geräusch. Aus Querstufen des Thalgrundes entstehen Querspalten (franz. crévasses), in Tyrol „Klupen" genannt. Werden die Absätze des Gletscherbodens bedeutender, so trennt sich wohl auch der Gletscher in querlaufende Kämme, die sich treppenartig übereinander lagern, anfangs ohne sich zu überstürzen. Doch geschieht auch dieses und durch Schmelzung und Zerreißung der Eismassen entstehen dann allerlei Klippen und Zacken, die man Gletschernadeln nennt und die unter zusammengebrochenen Säulen und Würfeln und Eissplittern emporstarrend, den Anblick wildester Zerstörung darbieten. Beginnt dann aber weiter unten ein sanfterer Abhang, so verschwinden diese Nadeln und Zacken wieder und der regelmäßige Gletscherstrom mit geringem Wellenschlage stellt sich wieder her.

Anders ist es jedoch bei kleinern Gletschern, die aus der Höhe kommend ihr Bett plötzlich abgeschnitten finden, indem es über eine steile Wand jäh abstürzt. Der Eisstrom überfließt die Wand und hängt über wie ein gefrorner Wasserfall. Allein die Schwere der Eismassen wird bald zu groß, sie zerreißen und bilden dann

die erwähnten Eisstürze, die auf abschüssiger Bahn fortrollend als „Gletscherlawinen" auch dem unteren Thal verderblich werden können. Zum Glück für die Alpenbewohner sind die hangenden Gletscher in der Regel wenig massenhaft und den kultivirten Thälern meist entrückt.

An seinem unteren Ende, das nicht selten bis in die Waldregion hinabreicht, bricht der Gletscher gewöhnlich schroff ab und läßt dann die von ihm mitgeführten Trümmer herabrollen, die, falls der Gletscher stationär ist, d. h. eine längere Zeit weder vorrückt noch zurückweicht, sich zu einem mächtigen Schutt- und Steinwall aufthürmen; der Firnstoß oder die Stirnmoräne genannt. In manchen Jahren rücken jedoch die Gletscher weiter vor, in anderen gehen sie zurück; daher sieht man an ihrem Ausgange auch wohl mehrere Moränen hintereinander liegen. Die bei dem Rückzug des Gletschers frei werdende Bodenfläche heißt der Gletscherboden.

Bei einigen Gletschern, z. B. dem Rhonegletscher am Fuße der Furka, dem Rosegg in der Bernina-Gruppe, legt sich das Gletscherende platt und fächerförmig auf den Boden und der Gletscherbach rieselt unter der dünnen Eisdecke hervor. Viele andere aber gewinnen an ihrem Ende ein hohes gewölbtes Gletscherthor, aus welchem der Gletscherbach hervorströmt. Sein Wasser ist milchig, trübe, heller oder dunkler grau, resp. schwärzlich, je nachdem die Gesteinsarten sind, welche der Gletscher bei seinem Fortrücken zermalmt und in den von ihm aufgenommenen Seitenbächen aufgelöst erhalten hat.

In dem Gletscher-Portal, das in bläulichen und grünlichen Farben schimmert, hängen wie in einer Tropfsteinhöhle allerlei Zacken und sich ablösende Würfel, vor deren Absturz der Eintretende auf seiner Hut sein muß. Aus allen Ritzen und von allen Spitzen strömt das Wasser in stärkeren und feineren Strahlen herab. Der seine Decke abschmelzende Bach, die eindringende warme Luft und das von oben durch die Spalten herabrieselnde Wasser lassen das Gletscherthor oft als weitverzweigte Höhle nach innen gehen.

Die Einwirkung der Sonnenstrahlen und warmen Winde, besonders des Föhns, ferner des Regens und der Verdunstung

können die Höhe des Gletscherstromes so verringern, daß er in den Sommermonaten auf 2 bis 3 Meter sinkt. An schattigen und auch vor dem Südwinde geschützten Stellen ist diese Ablation geringer.

Die Abschmelzung bewirkt, daß Körper, die in tiefe Gletscherspalten fielen und Jahre lang verschwunden waren, plötzlich wieder zum Vorschein kommen, jedoch wegen der Bewegung der Gletschermassen nach abwärts viel weiter unten. Das Volk meint dann, der Gletscher, der nichts Fremdes in seinem Inneren leiden könne, habe die in sein Inneres gerathenen Dinge wieder ausgestoßen.

Während kleine Steine, Blätter, Insekten, die auf die Oberfläche des Gletschers gerathen, in das Eis hineinsinken, weil sie mehr von der Sonne erwärmt werden und ihre Wärme der Unterlage mittheilen, hindern größere Felsstücke und Platten, die auf den Gletscher fallen, den Zutritt der warmen Luft, des Regens und der Sonnenstrahlen und indem rings um sie herum die Abschmelzung erfolgt, aber nicht unter ihnen, steigen sie wie auf einem Pfeiler in die Höhe und bilden die sogenannten Gletschertische.

Ihre Pfeiler, von der Luft umspielt, schmelzen ab, werden immer dünner und brechen unter ihrer Last. Der Steinblock stürzt und der Prozeß seiner Hebung beginnt von neuem, bis er vom Gletscherstrom bis zur Stirnmoräne getragen wird und dort seinen Ruhepunkt findet.

Auf der Oberfläche des Gletschers sieht man tausend und aber tausend Furchen, Rinnen und Rinnchen, in denen an heißen Sommertagen das klare helle Eis- und Schneewasser herabfließt, hier in breiten Bächen, dort in kaum merklichen Adern. Die Länge der Bäche richtet sich nach dem früheren oder späteren Erscheinen der Gletscherspalten. Mitunter haben sich diese bis auf eine kleinere Oeffnung geschlossen und der Bach stürzt nun in einen solchen senkrecht sich vertiefenden Kanal; weithin vernimmt man das Rauschen und Murmeln dieser Gletschermühlen, wie man sie nennt.

Die größere Wärme der Thalwände und das von ihnen zum Gletscher abfließende Wasser vertiefen denselben nach dem Ufer hin, so daß er nach der Mitte zu sich höher wölbt; sie lösen zugleich den Rand desselben durch eine Kluft ab, welche die Randkluft

heißt. Durch selbige gelangt eine Menge durch Schutt und Schlamm getrübtes Wasser unter den Gletscher und verstärkt den Gletscherbach, der den aufgelösten Fels in die Tiefe führt. Hinwiederum führt der Gletscher auf seinem Rücken eine Menge Schutt und Steintrümmer zu Thal. Wie der Waldstrom gestürzte Bäume und abgebrochene Zweige, trägt der Gletscherstrom gestürzte Felsen in die Tiefthäler. Von den ihn einschließenden Gehängen rollen ohne Unterlaß abgelöste Stücke auf ihn herab; er selber stößt auch bei seinem Fortrücken Felsspitzen und Vorsprünge, die ihn hindern, ab und so bilden sich an seinem Rande die Seitenmoränen oder wie sie provinciell vom Berner Oberländer genannt werden die „Gandecken", die stellenweis die Randkluft überdecken — und auf dem Rücken des Gletschers die Mittelmoränen oder provinziell die „Gufferlinien*), die als Stein- und Schuttlinien über die ganze Länge des Gletschers sich hinziehen, mitunter 3, 4 ja 6 bis 8fach, je nachdem ein großer langer Gletscherstrom zahlreiche Nebenflüsse hat, die ihm ihre Moränen zuführen. Jede Seitenmoräne beginnt an dem Felsvorsprung, an welchem zwei durch die Felswand getrennte Gletscherzuflüsse zusammenkommen, so daß nun, was früher Seitenmoräne war, zur Mittelmoräne wird.

Aus dieser Entstehung der Mittelmoränen wird erklärlich, wie dieselben verschiedene Gesteinsarten von verschiedenen Höhen führen können, die sich in zwei Hälften theilen, wie auf dem Unteraar-Gletscher. Die vom Finsteraar herstammende Seite enthält vorherrschend Blöcke von weißem Granit und Gneis, die vom Lauteraar herrührende dunklere Trümmer aus der Hornblende-Zone.

Der Gletscher arbeitet ebensowohl auf dem Boden seines Bettes wie an den Seitenwänden. Mit seinem ungeheuren Gewicht zermalmt er das weichere Gestein zu Staub; vermittelst der in seine Massen eingefrorenen harten Steine schleift er auf seiner Grundfläche wie an den Seiten die Ecken und Spitzen der Felsen ab, die er gleich einer langsam aber sicher wirkenden Feile glättet. Aber auch das

*) Anstatt die Mittelmoränen „Gufferlinien" zu nennen und die Seitenmoränen „Gandecken", wäre es wohl richtiger, die Moräne der Randkluft, die ja einen Gouffre bildet, „Gufferlinie" zu nennen, wie es von dem Hrn. Verfasser der vortrefflichen kleinen „Instruktion für die Gletscherreisenden des Schweizer Alpenclubs" (Bern, 1871) S. 11 geschieht.

an den Felswänden hinstreifende Eis selber muß sie allmählich glätten. So entstehen auf seinem Boden die sanft abgerundeten wohl polirten Gneis- und Granitfelsen, die sogenannten **Rundhöcker** (von Saussure, der sie mit einer Heerde ruhender Schafe verglich, roches moutonnées genannt), wie man sie auf der Höhe des Gotthardpasses, der Grimsel ꝛc. sehen kann. Das ganze Aarthal hinauf lassen sich solche Gletscherschliffe verfolgen. Die Thalwände sind bis zu einer gewissen Höhe, die in Vorzeiten der Gletscher erreichte, abgeschliffen und zeigen — als besonders charakteristisches Merkmal — parallele Striche und Furchen in der Richtung, in welcher sich der Gletscherstrom fortbewegte — sehr verschieden von den Furchen und Vertiefungen, welche das von oben nach unten abfließende Wasser bewirkte. Während so der obere Theil der Seitenwände, an den der Gletscher nicht hinanreichte, der Verwitterung oder Zerklüftung ausgesetzt wurde und sich durch allerlei scharf geschnittene und eckige Spitzen und Zinnen auszeichnet, verblieb der untere Theil in seinen einförmigen Wellenlinien und sanfteren Formen.

Die linke Thalseite des Aargletschers hat nebenstehende Form.

Dieser Gegensatz zwischen den Formen der höheren Kämme und Gipfel und ihrer Basis war schon Saussure im Chamounywie im Aarthale aufgefallen; er hatte die Erscheinung bemerklich gemacht, ohne den Grund erklären zu können. Als Hugi die Grimsel besuchte, ward er von derselben Erscheinung betroffen und versuchte nun in seinen Abhandlungen über die Gletscher sie damit zu erklären, daß er eine verschiedene Beschaffenheit des Granits annahm: den **Halbgranit** der Hochgipfel, der leichter verwitterte und zersplitterte, wie er meinte, und den unteren festeren **Bauchgranit**, der diese „Bauchgestalten“, wie er die Rundhöcker nannte, zu Wege bringe. Erst den neueren Forschungen eines Charpentier, Agassiz, Desor gelang es, den Grund jener Formenverschiedenheiten in den Gletschern zu finden, die als riesige Meißel und Feilen die von ihnen durchströmten Thäler abglätteten. Wenn man von Altdorf das Reußthal hinauf wandert, kann man schon bei Göschinen und weiter in den Schöllinen dieselben Spuren der Gletscherthätigkeit verfolgen, ja man findet in den Schöllinen unweit

der Teufelsbrücke sogar aufwärts gehende Kritze, welche darthun, daß die Gletscherwogen sich an den Seiten aufbäumten.

Die Thatsache dieses Gletscherschliffs, einmal erkannt und festgestellt, mußte auf viele andere Erscheinungen ein helles Licht werfen. Sie hat namentlich die Frage über den Ursprung der Findlingsblöcke beantwortet und die Annahme einer früheren sogenannten Eisperiode, in welcher alle Thäler der Schweiz von Gletschern ausgefüllt waren, zur Gewißheit erhoben. Man findet unten am Arenberge — am Ufer des Vierwaldstädter-Sees — Felsbrocken, welche den Gipfeln des Gotthard angehören und noch weit über Luzern hinaus im Aargau trifft man solche Gotthard-Brocken; am Jura und in der Westschweiz liegen solche „erratische" (verirrte oder versprengte) Blöcke, welche dem Montblanc entstammen und den Arve-, Rhone- und auch den Aarthälern zugehören. Nahe am Bodensee, auf den Vorsprüngen der Appenzeller Berge, bei Rheineck unten im Thale findet man den sogenannten Ponteljas-Granit (durch länglich viereckige Feldspath-Crystalle gekennzeichnet), der am Südfuß der Tödi-Gruppe (bei Trons), sonst aber nirgends gebrochen wird. Anfänglich nahm man an, es möchten ungeheure Wasserfluthen diese Felsblöcke losgerissen und bis weit in die tieferen Thäler und Ebenen hinaus fortgewälzt haben. Als man nun aber auch am Jura Gletscherschliffe und Rundhöcker, wie sie in den Hochalpen sich finden, wahrnahm, da konnte kein Zweifel mehr obwalten, daß die Gletscher ihre Thätigkeit von dem Hochgebirge der Alpen bis in das niedere Hügelland erstreckt und die großen Felstrümmer der Centralmassen weit hin fortgetragen hatten.

Im Vergleich mit jener längst vergangenen „Eisperiode" sind die Gletscher der Alpen jetzt in sehr bescheidene Grenzen gebannt und selbst ein theilweises Vorrücken, wie es in den letzten Jahrhunderten, resp. Jahrzehnten beobachtet wurde, will doch nicht viel bedeuten. Allerdings hatte der große Aletschgletscher auf seinem linken Ufer alte Waldungen vernichtet, auf seinem rechten Ufer Häuser angegriffen; der Gornergletscher (am Monterosa) war in einem Zeitraum von 30 Jahren so weit vorgegangen, daß er Häuser erreichte, die man in solcher Entfernung von seinem Ende erbaut hatte, daß man sich vollkommen sicher glaubte.

Doch ist auch bei diesem Eisstrom ein Stillstand eingetreten und bei fast allen Gletschern der Schweiz ein Rückgang. Eine merkliche Abnahme fand schon in den Jahren 1822 und 1834 statt, desgleichen von 1860 bis 1870. Der Vieschergletscher ist seit 12 Jahren um 600 Meter zurückgewichen; der Holzgletscher (glacier des bois) im Chamouny-Thal ist seit 1826 um 375 Meter kürzer geworden und der untere Grindelwaldgletscher befindet sich um 612 Meter hinter dem Punkte, den er im Jahr 1855 erreicht hatte. Noch 53 Fuß tiefer befindet sich die Moräne, welche der Gletscher im Jahr 1600 abgelagert hatte; sie ist jetzt mit saftigem Gras bedeckt und trägt blühende Obstbäume.

Veränderung der Oberfläche. Ungleiche Schichtung des Gletschers.

Der einzelne Gletscher sebst hat eine andere Gestalt im Hochsommer, eine andere im Winter und Frühling. Im Beginne der warmen Jahreszeit erscheint der Gletscher als ein ziemlich ebenmäßiger schwach gewölbter Körper, den nun aber die Sommer-Sonne alsbald in Angriff nimmt, so daß er zernagt, zersprengt, zerklüftet, von Bächen durchfurcht, am Rande geklüftet, auf seinem Rücken mit Sand, Erde, Gestein belastet und vielfach verunreinigt sich darstellt. Der Winter aber mit seinen Schneefällen und Schneewehen gleicht wieder alle Unebenheiten aus, die Spalten und Klüfte werden ausgefüllt, das durchsickernde Wasser gefriert und bewirkt auch wohl ein Aufblähen der äußeren Schichten.

Der schneefreie Gletscher ist „aper“ (apertus — unbedeckt, offen). Im Sommer, wo der Gletscher der warmen Luft ausgesetzt ist und stark verdunstet und abschmilzt, wird auch seine von unzähligen kleinen Spalten durchzogene Oberfläche rauh und uneben, so daß sie in der Nähe betrachtet wie poröser Bimsstein aussieht und auch so grau erscheint, wie dieser, während die Eismasse im Inneren eine reinere weiße, stellenweis schöne hellblaue Farbe zeigt, die mitunter in's Azurblau übergeht. Das gleiche Farbenspiel zeigt sich schon im Firnfelde. Wo immer eine breitere Spalte im Firn oder auf dem eigentlichen Gletscher einen Einblick in das Innere des Eiskörpers gestattet, da wird man aber auch bemerken, daß der Gletscher nicht aus gleichartigem Eise zusammengesetzt ist, son-

dern daß er abwechselnd aus einem der Masse nach vorherrschenden weißen und aus einem dunkleren in's Blaue spielenden Eise besteht, welche beide schichtenweise doch keineswegs regelmäßig geordnet sind, indem die Lagen theils mit der Oberfläche des Gletschers parallel laufen, theils sich mit der Längenachse des Gletschers unter verschiedenen Winkeln schneiden. Das Innere des Gletschers wird so gewissermaßen von blauen Bändern durchzogen, von denen einige in senkrechter Richtung mit einer gewissen Stetigkeit wiederkehren, wenn auch ihre Breite wechselt. Die Schichten des weißen Eises besitzen eine Mächtigkeit von 2, 3 bis 4 Fuß, die Breite des blauen Eises schwankt zwischen 1 bis 3 Zoll. Untersucht man das weiße und blaue Eis, so ergibt sich, daß jenes, dem Firn näher stehend, von vielen kleinen Luftblasen erfüllt ist, welche das Licht nach allen Seiten zurückwerfen und so das Eis zugleich weiß und undurchsichtig machen, während das blaue Eis, dem Wassereise näher stehend, weniger Luftblasen, in seinen Haarspalten aber mehr Wasser enthält.

Außer dieser Bandstruktur bietet der Gletscher auf seiner Oberfläche, wenn man von oben nach unten sieht, die Erscheinung von schwach schattirten dunkleren Zonen, die in ziemlich gleicher Entfernung liegen, sich aber abwärts in Form eines Spitzbogens krümmen. Man hat sie „Ogiven" genannt. Sie entstehen wohl meistentheils aus der Ansammlung von feinem Schutt und Staub auf der Oberfläche, weßhalb sie im nüchternen Deutsch auch „Schmutzstreifen" genannt werden. Da der Eisstrom in der Mitte schneller vorrückt, als an den Seiten, so nehmen diese dunklen Streifen nach untenhin eine vorgeschobene Spitze an, worauf der Name Ogiven (Ogive heißt im Englischen das Ohrgewölbe) deutet.

Organisches Leben auf dem Gletscher.

Kein Theil der Erdoberfläche scheint des organischen Lebens gänzlich beraubt zu sein und selbst in den Haarspalten des Gletschers wohnen noch kleine Thiere, die dort ihre Nahrung finden. Sie haben die Größe des gewöhnlichen Floh's und machen auch

Sprünge wie dieser, weßhalb man sie auch „Gletscherflöhe" nannte. Professor Desor, der sie zuerst auf dem Zermatt-Gletscher fand (1839), wollte sie einem Gefährten zeigen, da entsprangen sie ihm und verschwanden in den Poren des Gletschereises. Im folgenden Jahre wurden sie auch auf dem Unteraargletscher unter einem Stein entdeckt, ferner auf dem Oberaar- und Grindelwald-Gletscher bis zur Firnlinie. Unter dem Mikroskop zeigten sie einen sehr häßlichen, länglich ovalen mit sechs cylindrischen gegliederten Füßen versehenen Körper, der mit langen borstenförmigen Haaren besetzt ist, acht Einschnitte hat, zwei Fühlhörner und einen Gabelschwanz. Man gab ihnen den wissenschaftlichen Namen Desoria glacialis. Sie gehören zu den Podurellen, die alle stark entwickelte Kauwerkzeuge haben und sehr gefräßig sind. Wovon aber diese Desorien sich nähren, ist bis jetzt noch nicht ermittelt worden. Ihre Farbe ist tiefschwarz, die kurzen Borsten haben eine weißliche Färbung.

Daß auch der Firnschnee nicht ohne Pflanzen- und Thierleben ist, werden wir im Verlauf der nachstehenden Schilderungen sehen. Wie auf den Schneefeldern der Polarzone gibt es auch in der Firnregion der Hochalpen Organismen, welche dem Schnee eine lebhafte, meist hochrothe, mitunter auch schwärzliche Färbung geben. Es sind Pflanzen (**Protococcus nivalis Ag.** und **nebulosus**) und Infusorien (**Astasia nivalis, Gyges sanguineus, Gand rina hyalina, Monas gliscens**).

Man zählt etwa 40 Arten mikroskopischer Algen, die im kalten Firnfelde ihre Heimath gewonnen haben. Sie finden in dem Staub, der durch Wind und Wetter auf die Schneefelder verschlagen und mit der Firnmasse gemengt wird, eine ihnen genügende Fruchterde. Aber auch auf dem nackten dürren Fels, auf den höchsten Spitzen, die aus dem sie umgürtenden Firnpanzer emporstarren, findet man noch kleinere und größere mit Flechten überzogene Stellen — in Höhen von 10- bis 12,000 Fuß. Etwas tiefer erscheinen auch wohl auf Felskuppen, welche der Mittagssonne nicht entbehren, kleine Rasen von Gentianen, Steinbrecharten, Primeln, die den Gletscherstrom übersprungen haben.

Auf einigen Gletschern liegen auch, wie Oasen in der Wüste,

Geröllbecken, die sich in fruchtbares Erdreich verwandelt haben, so daß sie grünen Rasen und blühende Alpenkräuter tragen und von Schaf- und Rinderheerden besucht werden, die dann sehr beschwerliche Gletschertouren machen müssen.

Daß einige Alpen-Kräuter bis nahe an den Gletscher herandringen und dessen kühle und trockene Luft nebst der Feuchtigkeit in seiner Nähe besonders lieben, ist bekannt. Zu diesen gehört die weißblühende duftige Schafgarbe, Achillea moschata, in Graubünden „Iva" genannt.



Die Mont-Blanc-Kette
vom Brevent aus.

Erster Abschnitt.

Der Montblanc.

1. Die ersten Versuche, den Gipfel zu erklimmen.

Der Montblanc, die höchste Spitze des Alpengebirges und zugleich die höchste Erhebung des europäischen Kontinents, gehört den West-Alpen, und zwar dem Königreich Italien an. Etwa einen Längegrad westlich vom Monterosa und fast unter gleicher Breite mit demselben erhebt er noch 600 Fuß höher sein silberweißes Haupt bis zu 4810 Meter = 14,800 par. Fuß Meereshöhe. Die Montblancgruppe, nicht die ausgedehnteste aber die compacteste und großartigste in dem Riesenwall, der sich in einem Halbbogen vom Meerbusen von Genua bis an die Ufer der Donau hinzieht, besteht vorherrschend aus jenem Alpengranit, dem grüne Talkblättchen beigemischt sind, welche ihm die characteristische Färbung geben. Als Herr v. Saussure den Montblanc zuerst umwanderte und dann bestieg, glaubte er, vor dem ältesten Gebirge der Erde zu stehen und nannte diesen Gneis-Granit Protogyn, d. h. Erstgeborner.

Die aus granitischem Gestein aufgebauten Central-Stöcke der Alpen sind zugleich von höchster vertikaler Erhebung und mit den mächtigsten Firn- und Gletschermassen umgürtet; in ihnen concentrirt sich die wilde Pracht und erhabene Schönheit des Hochgebirges.

Vorgelagert sind ihnen Berge der Kalk- und Schiefer-Formation. So ist der Protogyn der Montblancgruppe von schwarzen Kalksteinen und Schiefern der unteren Juraformation eingefaßt

und nördlich vom Montblanc lagert sich die Kalksteinkette der Alpen des Chablais, nach dem Genfersee hin abfallend.

Die Montblancgruppe hat drei Zugänge. Von Süden her führt aus der Lombardei ein Weg in's Thal der Dora baltea über Aosta nach dem piemontesischen Städtchen Courmayeur in das wildromantische fast 11 Stunden lange Hochthal der Allée Blanche, mit wundervollen Blicken auf die Gletscherreihe des Südabhanges der Montblanckette. Die zweite Straße führt vom St. Gotthard oder von Mailand her über den Simplon in's Rhonethal (Wallis) nach Martigny, von dort südlich über den Col de Balme oder den Bergpaß der Tête noire. Der dritte bekannte und beliebteste Eingang führt von Genf in's Thal der Arve über Bonneville nach St. Martin und Sallenches. Dort erscheint in kolossaler Größe und schon ganz nahe, mächtig über die Vorberge in den blauen Aether aufragend, das blendend weiße Schneehaupt des „Monarchen", wie ihn die Thalleute genannt haben.

Schon wer dies Haupt von der Rhonebrücke in Genf, die „Montblancbrücke" genannt, erblickt, bleibt wie betroffen stehen — und welcher Mensch des 19. Jahrhunderts möchte dann nicht von Sehnsucht ergriffen werden, sich die Berg-Majestät, ihren Hof und Thron und ihr Schloß näher anzuschauen und trotz aller reizenden Schönheit des Leman weiter hinaufzudringen in die Bergwildniß des Savoyer Hochlandes!

In früherer Zeit und bis durch die ganze Hälfte des vorigen Jahrhunderts hindurch verspürte freilich Niemand etwas von solcher Sehnsucht; der Anblick von Schnee und Eis im warmen Sommer wirkte mehr abstoßend als anziehend; der ästhetische Sinn für die Wildniß des Hochgebirges war nicht erschlossen. Seit der Gründung der Benedictiner-Abtei (la Prieuré) durch den Genfer Grafen Aimon war das Hochthal von Chamouny — eingerahmt von der Montblancmasse im Süden und von den Aiguilles rouges („rothen Nadeln") im Norden, nur den Bewohnern der nächsten Umgebung bekannt und wenn die Nachbarn einmal eine Wallfahrt nach der Prieuré unternahmen, dann pflegten sie sich wohl zu rüsten, insbesondere auch mit Waffen zu versehen, denn die Bewohner des Chamouny-Thales standen im Ruf, es mit dem Leben und Eigenthum der Fremden nicht eben genau zu nehmen.

Die erschrecklichen Bergkolosse, Steintrümmer und Eisströme rings-um galten aber für so häßlich und „wüst", daß man sie les montagnes maudites (die verfluchten Berge) nannte, denen zu nahen nicht rathsam sei*). Auch fehlte es so sehr an gangbaren Wegen, daß es in der That wie eine heldenmüthige That oder vielmehr wie eine freiwillig übernommene Marter erschien, als der ehrwürdige Genfer Bischof Franz von Sales zu Anfang des 17. Jahrhunderts eine Fußreise nach Chamouny unternahm und glücklich ausführte. Diese Reise verbreitete weithin seinen Ruf und mag sogar das Ihre zu seiner späteren Heiligsprechung beigetragen haben.

Doch keinem gebildeten Menschen und insbesondere keinem Einwohner des schönen Genf kam der Gedanke in den Sinn, in die Fußstapfen des wanderlustigen Bischof's zu treten; für das große Reisepublikum blieb das Chamounythal ein ebenso unbekanntes als uninteressantes Land und erst im Jahre 1741 wagten zwei Engländer, die sich vor dem Abenteuer nicht fürchteten, eine Wanderung in diese fremdartige Gebirgseinöde. Es waren der Ritter Wyndham und der berühmte Reisende Pococke, welche in's obere Arvethal hinaufdrangen, und am Montanvert hinaufstiegen bis auf die mer de glace oder „das Eismeer" wie der obere Theil des glacier des bois oder „Holzgletscher" genannt wird. Um die Entdecker eines der großartigsten und schönsten Alpenthäler auf dem Erdenrund zu ehren, hat man ihre Namen in einen Felsen an der mer de glace eingehauen. Der Vorsicht halber hatten sie sich nicht nur selber gut bewaffnet, sondern auch einen Trupp wohlbewaffneter Diener mit sich genommen, welche Abends und Nachts vor den Zelten, die sie mitgebracht, Wachtfeuer unterhalten mußten, um die vermeintlichen Barbaren, welche die Abhänge des Montblanc bewohnen sollten, abzuschrecken.

Die Erzählung von den Naturwundern, die sie gesehen, regte wohl einige kühne englische Landsleute an, auch eine Reise in's Arvethal nach Chamouny zu unternehmen — sie übernachteten in dem gastfreundlichen Hause des Pfarrers — doch kam der Besuch

---

*) Noch heißt der zweithöchste Gipfel des Montblanc Mont Maudit. Seine Höhe beträgt 4771 Meter.

des Arvethales erst seit dem Jahr 1760 besonders durch die Schilderungen und Forschungen der genfer Naturforscher de Saussure, de Luc, Pictet und Bourrit in Gang.

In genanntem Jahr begab sich Hr. v. Saussure, nachdem er am Jura und in der Umgebung von Genf bereits mit Eifer Gebirgsstudien getrieben, allein und zu Fuß von Genf aus in das Thal von Chamouny. Seine Seele ward freudig erregt beim Anblick des Riesendomes und der scharfen und spitzen Granitnadeln an seinen Flanken, die aus ungeheuren Eis- und Firnmeeren hervorragten. Ein glühendes Verlangen ergriff ihn, auf den Gipfel des weißen Berges zu gelangen; allein das schien ihm wie Allen ein Ding der Unmöglichkeit zu sein. „Bei meinen ersten Ausflügen nach Chamouny in den Jahren 1860 und 1861 — erzählt er in seinen berühmten Voyages dans les Alpes*) — hatte ich in allen Kirchspielen des Thales bekannt machen lassen, Jedem eine ansehnliche Belohnung geben zu wollen, der einen gangbaren Weg zum Gipfel ausfindig machen würde. Ich wollte auch für die Tage zahlen, an welchen man vergebliche Versuche angestellt haben würden.

Doch alle diese Versprechungen hatten keinen Erfolg. Peter Simon, ein guter Bergsteiger, versuchte das eine Mal auf der Seite des Taculgletschers (auch glacier du géant „Riesengletscher" genannt, an der 10,323 Fuß hohen Aiguille du Tacul), das andere Mal auf der Seite des Buissons-Gletschers emporzuklimmen; er kam aber ganz entmuthigt zurück. Fünfzehn Jahre später (1775) versuchten vier kühne Führer aus Chamouny über den Berg La Côte, der einen mit dem Buissons-Gletscher fast parallel laufenden Grat bildet, zu gelangen und sich dem Gipfel zu nähern Sie überwanden die ersten Hindernisse und kamen dann in ein enges Schneethal, von dessen Wänden die Sonnenstrahlen dermaßen zurückgeworfen wurden, daß bei völliger Windstille eine erstickende Hitze entstand. Ermattet und erschöpft kehrten sie um.

Im Jahre 1783 machten drei andere Führer aus dem Thal

*) Tome IV. chap. 52. Histoire des tentations que l'on a faites pour parvenir à la cime du Mont-blanc.

abermals einen Versuch, auf demselben Wege — über La Côte — vorzudringen. Sie brachten die Nacht auf diesem Berge am Rande des Gletschers zu und setzten am anderen Morgen, wiederum bei sonnig heiterem Wetter, ihren Marsch fort. In ansehnlicher Höhe angelangt, klagte plötzlich der Rüstigste der drei über unwiderstehliche Schlafsucht. Er wünschte, daß die Beiden auch ohne ihn ihren Marsch fortsetzen möchten; doch diese wollten ihn nicht verlassen und meinten, er sei vom Sonnenstich getroffen. Sie verzichteten auf ihr Unternehmen und stiegen zusammen wieder nach Chamouny hinunter. Sobald sie in tiefere Luftschichten gelangten, hob sich die Uebelkeit und Schlafsucht von selber. Der eine dieser Führer sagte zu Saussure in allem Ernst, es sei ganz unnütz, auf den Montblanc Lebensmittel mitzunehmen, denn essen könne man doch nichts, und sollte er den Weg noch einmal wagen, so würde er nur einen Sonnenschirm und ein Fläschchen mit wohlriechendem Wasser mitnehmen! Wenn das Komische darin besteht, gewisse Vorstellungen verbinden zu sollen, die sich doch nicht gut zusammen reimen wollen, so stelle man sich, um das Gefühl des Komischen zu erzeugen, den kräftigen Gebirgssohn vor, wie er über die hohen Gletscher schreitet, den Parasol in der einen Hand, das Riechfläschchen in der anderen.

Trotz alledem versuchte der Naturforscher Bourrit aus Genf noch in demselben Jahr eine Besteigung. Er schlug auf dem Rücken von La Côte gleichfalls sein Nachtlager auf, wurde jedoch von einem Hochgewitter überfallen und mußte zurück.

Nun kam man von dem Gedanken ab, den Weg über La Côte zu nehmen. Unterdessen hatte sich das Gerücht verbreitet, daß zwei Gemsjäger aus dem Dorfe Grüe über verschiedene Felsenkämme bis nahe an die Spitze vorgedrungen seien, ohne von der gefürchteten Hitze belästigt worden zu sein. Bourrit begab sich sogleich zu den beiden hin und noch am selben Abend brachen sie auf und erreichten in der Morgendämmerung den Fuß der Felsennadel, welche erklettert werden sollte. Bourrit und einer der Führer waren jedoch von Kälte und Anstrengung schon so matt geworden, daß sie zurückbleiben mußten, während die beiden andern bis an den Fuß der höchsten Spitze kamen, sie jedoch nicht zu erreichen vermochten, da eingestürzte Eismassen ihnen den Weg verlegten.

Der regnerische und kalte Sommer des Jahres 1785 schreckte von einer Montblancfahrt zurück, doch als sich der Herbst besser anließ, rüstete Bourrit sich zu einer dritten Expedition, auf der ihn sein Sohn und Saussure begleiten wollten. Herr Bourrit hatte die glückliche Idee, zwei Tage vor dem Abmarsch drei Männer von Chamouny vorauszuschicken, welche am Fuße der Aiguille du Gouté eine Hütte aus Backsteinen erbauen mußten. Die Auffahrt begann am 12. September 1785 vom Dorfe Bionassay aus, um 8 Uhr Vormittags, es waren zusammen 16 Mann. Sie erreichten die Hütte schon um 1½ Uhr. Die Naturforscher hatten Muße genug, Beobachtungen anzustellen, da man hier übernachten wollte. Zwei der Führer stiegen aufwärts, um den besten Zugang zu der Nadel zu erkunden. Die Hütte stand 5400 Fuß über der Thalsohle; der Blick nach Chamouny hinab und in die Gebirgswelt hinauf, der heitere Abend und schöne Sonnenuntergang — Alles stimmte heiter und hoffnungsvoll. In der Nacht wurde ein Feuer angezündet und unterhalten; doch blieb die Luft mild und nur gegen Sonnenaufgang ward es kalt. Als die Morgensuppe verzehrt war, begann der Angriff der Nadel. Sie fällt auf allen Seiten sehr steil ab und die Vertiefungen in den Felswänden sind mit Eis und Schnee gefüllt. Solche Runsen oder couloirs, wie sie in der Landessprache heißen, sind sehr gefährlich zu überschreiten. Vorweg mußte man über einen Gletscher gehen, um an den Fuß der Nadel zu gelangen; dann führte der Weg über ein steiles couloir. Um sich vor dem Fallen und Ausgleiten zu schützen, nahmen je zwei Führer das Ende eines langen Alpenstockes fest haltend, einen der Herren in die Mitte, der sich auf den Stock stützen konnte und an demselben eine mit ihm sich fortbewegende Barrière hatte. Der Felsgrat, den man erreichte, war so steil, daß der Fuß des vorangehenden Führers immer gerade über dem Kopfe des ihm nachfolgenden Wanderers stand. Das Aufsteigen ward noch mehr erschwert durch den vor zwei Tagen frisch gefallenen Schnee, der die glatten Eisflächen maskirte. Es waren schon 5 Stunden verflossen und noch hatte man den Gipfel der Aiguille du Gouté nicht erreicht. Die Hänge wurden immer steiler, der frisch gefallene Schnee häufte sich und Peter Balmat, der vor Herrn von Saussure ging, gebot Halt, da er erst recognosciren müsse, ob

weiter oben fortzukommen sei. Nach einer Stunde kehrte er zurück mit der Nachricht, die Felsspitze sei nicht zu erreichen, der lockere Schnee sei anderthalb Fuß tief!

Auf ein weiteres Vordringen mußte Verzicht geleistet werden; die erklommene Höhe bestimmte Saussure barometrisch auf 11,442 par. Fuß. Er war überzeugt, daß eine Erklimmung des Gipfels wohl noch gelingen werde; doch müsse es ein Jahr sein, in welchem wenig Schnee fiele.

Noch einmal thaten sich im Juni des Jahres sechs Thalbewohner zusammen, um auf der Westseite des Montblancgipfels den ihm nahe stehenden Dôme du Gouté zu erreichen und von dort aus den Gipfel zu gewinnen. Doch auch hier stellten sich ihnen unüberwindliche Hindernisse entgegen; der Raum zwischen beiden Kuppen war durch breite Gletscherspalten zerrissen und der Grat so scharf, daß Niemand ihn zu überschreiten wagte. Da faßte ein muthiger, federharter, gewandter Chamounyard, Jacques Balmat, als Gemsjäger mit allen Schrecknissen des Hochgebirges wohl vertraut und mit feinem Ortssinn begabt, den Entschluß, es koste was es wolle, das Haupt des Monarchen zu erreichen. Seine Gefährten bemühten sich vergebens, ihn von seinem Vorsatz abzubringen. Auf sich allein angewiesen und seiner Kraft vertrauend, ohne Leiter und Seile, drang er, kriechend und rutschend, über die Eisschründe und vergletscherten Firnkanten fort, während die Andern nach Chamouny zurückkehrten. Nach unbeschreiblichen Anstrengungen mußte sich aber auch der kühne Balmat überzeugen, daß es unmöglich sei von dieser Seite die Montblanckuppe zu gewinnen. Er mußte sich, zum Theil rückwärts kriechend, über den gefährlichen Eiskamm wieder zurückziehen und entschloß sich, auf das 12,300 Fuß hohe „große Plateau“ hinabzusteigen, um dort die Nacht zuzubringen und am folgenden Morgen einen neuen Angriff auf die Spitze des Gewaltigen zu unternehmen.

Um auf der Schneefläche nicht zu erfrieren, durfte er sich gar nicht setzen, geschweige niederlegen; er unternahm allerlei „lächerliche“ (wie er selber nachher erzählte) gymnastische Uebungen, um seine Glieder geschmeidig zu erhalten. Aber damit erschöpfte er auch seine Kraft und obwohl er mit Tagesanbruch noch einmal vorrückte, gelang es ihm doch nicht, die höchste Spitze zu erklim-

men, doch von der Zugänglichkeit derselben hatte er sich überzeugt. Er mußte sich zum Rückzuge entschließen, nahm sich aber noch im schwierigen gefahrvollen Herabsteigen fest vor, den von ihm über das große Plateau eingeschlagenen und entdeckten Weg zu beendigen, sobald das Wetter günstig sei.

Unverletzt kehrte er zu den Seinigen zurück, aber auch völlig erschöpft. Er sank auf's Krankenlager und dem Dr. Paccard, der ihn behandelte, vertraute er sein Geheimniß des entdeckten Weges an mit dem Versprechen, er wolle ihn, wenn er wiederhergestellt sei, selber auf den Gipfel des Montblanc führen. Dr. Paccard war hoch erfreut, das langersehnte Ziel unter den Ersten erreichen zu können. Am Nachmittag des 7. August 1786 verließen die beiden Männer die Prieuré von Chamouny, vor Einbruch der Nacht erreichten sie die Höhe des Berges La Côte und übernachteten in der von Bourrit erbauten noch wohl erhaltenen Hütte. Das Wetter war günstig. Am 8. August mit Tagesanbruch setzten sie ihren Marsch fort und kamen um 6½ Abends wirklich auf dem domartig gerundeten Gipfel des Montblanc an. Ein halbe Stunde verweilten sie oben, dann stiegen sie mit Lebensgefahr aber ohne zu stürzen von der luftigen Höhe herab, vom hellem Mondschein begünstigt und um 9 Uhr Morgens am folgenden Tage des 9. August trafen sie wieder in der Prieuré ein. Ihre Gesichter waren geschwollen und tief geröthet; Dr. Paccard war schneeblind geworden und konnte erst nach einigen Tagen wieder ordentlich sehen. Ihre Ankunft auf dem Gipfel des Montblanc hatte man von Chamouny aus mit dem Fernrohr gesehen.

Es war eine Heldenthat, welche die beiden Männer vollbracht und schnell und weithin verbreitete sich ihr Ruf. Jacques Balmat wurde so zu sagen geadelt, denn er erhielt vom König von Sardinien den Beinamen Balmat „Montblanc," auf welchen seine Nachkommen noch stolz sind. Ein Alpenfreund und Naturforscher in Sachsen, Herr von Gersdorf, war so bewegt von der Kühnheit und Ausdauer des Chamounyarden, daß er ihm 17 Friedrichsdor (damals eine ansehnlichere Summe als jetzt) als Ehrengabe übersandte, die er für ihn gesammelt hatte.

Man kann sich denken, daß es nun auch Herrn v. Saussure keine Ruhe mehr ließ; er gedachte, sein längst geplante Ersteigung des

Montblanc noch in demselben Jahre auszuführen, allein die ungünstige Witterung hinderte ihn daran. Das nächste Jahr sollte und mußte sie aber unternommen werden. Im schönen Monat Juli traf er in Chamouny ein — doch wiederum wechselte das Wetter und er mußte volle vier Wochen sich gedulden, bis die Führer erklärten, nun sei der Zeitpunkt günstig. Ich gebe nun seinen eigenen kurz zusammengefaßten Bericht,*) den er bald nach seiner epochemachenden Bergfahrt veröffentlichte, indem ich die Hauptergebnisse seiner Beobachtungen gleich in die Erzählung einschalte.

2. Ersteigung des Montblanc durch Benedict von Saussure, am 1. und 2. August 1787.

Verschiedene periodische Schriften haben dem Publikum bekannt gegeben, daß im Augustmonat des vergangenen Jahres zwei Einwohner von Chamouny, Hr. Paccard, Doctor der Medicin, und der Führer Jakob Balmat, auf die Montblanckuppe gelangten, die man bis dahin für unzugänglich gehalten.

Ich erfuhr es schon am folgenden Tage und reiste sofort ab, um in ihre Fußstapfen zu treten. Aber das eintretende Regen- und Schneewetter zwang mich, für dies Jahr darauf zu verzichten. Ich gab dem Jakob Balmat die Weisung, vom Anfang Juni (des nächsten Jahres) ab das Gebirge zu besteigen und mir Nachricht zu geben, sobald der Schnee vom vorigen Jahre das Aufsteigen ermöglichen würde. Inzwischen reiste ich in die Provence, um an der Meeresküste Beobachtungen anzustellen, die zur Vergleichung mit den auf der Spitze des Montblanc anzustellenden dienen konnten.

Jakob Balmat machte im Monat Juni zwei vergebliche Versuche, meldete mir jedoch, daß er nicht daran zweifle, in den ersten Tagen des Juli den Weg brauchbar zu finden. Am 5. Juli war er richtig mit zwei anderen Führern, Joh. Michel Cachat und Alexis Tournier auf den Gipfel gekommen. Es regnete, als ich

*) Relation abrégée d'un voyage à la cime du Montblanc en Août 1787. Par H. B. De Sassuure (Genève, Barde, Manget et Comp.)

in Chamouny anlangte; aber ich war entschlossen, lieber bis zu Ende der Jahreszeit zu warten, als den günstigen Augenblick zu verpassen.

Endlich kam er, der ersehnte Zeitpunkt und ich setzte mich am 1. August (1787) in Marsch, begleitet von einem Diener und 18 Führern, die meine physikalischen Instrumente und alles Gepäck trugen, dessen ich bedurfte. Der Hauptführer war natürlich Jacques Balmat du Montblanc. Mein ältester Sohn brannte vor Verlangen, mich zu begleiten; ich hielt ihn jedoch nicht für stark genug und an solche Gewaltmärsche zu wenig gewöhnt. So mußte er Verzicht leisten. Er blieb in der Prieuré, wo er mit vieler Sorgfalt die Beobachtungen anstellte, welche mit den meinigen auf der Höhe des Berges correspondirten.

Obwohl die Entfernung von der Prieuré bis zur Montblancknppe in gerader Linie nicht mehr denn $2^1/_4$ Lieues (Wegstunden) beträgt, werden doch 18 Stunden erfordert, um hinauf zu kommen, wegen der Schwierigkeit des Weges, der zu machenden Umwege und weil man ungefähr 1920 Toisen = 11,520 Fuß aufwärts steigen muß.

Um in der Wahl meines Nachtlagers volle Freiheit zu behaltten, ließ ich ein Zelt mitnehmen, das am ersten Abend auf dem Gipfel vom La Côte-Gebirge, der von der Prieuré gerade südlich liegt und 779 Toisen = 4674 Fuß über dem Dorfe, aufgeschlagen wurde. Die kleine Reise war mühe- und gefahrlos, denn man steigt fortwährend über Rasen und Fels aufwärts und kann den Weg in 5 bis 6 Stunden zurücklegen. Doch weiter hinauf bis zum Gipfel hat man fortwährend über Eis und Schnee zu gehen.

Der zweite Tagemarsch ist viel beschwerlicher. Man muß zuvörderst den Gletscher von La Côte überschreiten, um den Fuß einer kleinen Felskette zu gewinnen, die aus den Schneefeldern des Montblanc hervorschaut. Dieser Gletscher ist schwierig und gefährlich zu begehen, weil er von breiten, tiefen und unregelmäßigen Schründen durchschnitten ist, über welche man oft nur auf Schneebrücken gelangen kann, die mitunter sehr dünn sich über tiefen Abgründen wölben. Einer meiner Führer wäre beinahe in einer solchen Spalte umgekommen. Um den Weg zu erkunden war er am Abend zuvor mit zwei Begleitern vorausgegangen. Zum Glück

hatten sie die Vorsicht gebraucht, sich durch ein Seil zu verbinden; eben als er eine solche Schneebrücke überschritt, brach diese zusammen und er hing über einem tiefen Abgrunde, gehalten von seinen Kameraden. Wir kamen ganz nahe bei der Oeffnung vorbei, die sich unter ihm gebildet hatte und es schauderte mich beim Anblicke der Gefahr, der er entronnen war. Die Ueberschreitung des Gletschers erforderte wegen der vielen Biegungen, die wir machen mußten, viel Zeit, so daß wir vom La Côte-Gipfel bis an den Fuß des isolirten Felsgrates 3 volle Stunden brauchten, obwohl die Entfernung in gerader Linie nur eine Viertelstunde beträgt.

Nachdem wir die Felsen erreicht hatten, entfernten wir uns wieder davon, um in Schlangenlinie in einem Schneethale aufzusteigen, das sich von Nord nach Süd bis an den Fuß des höchsten Gipfels hinanzieht. Die Firnfelder sind ab und zu von ungeheuren Schründen durchfurcht, deren Durchschnitt die horizontalen Schneelagen zeigt, wie sie in den einzelnen Jahrgängen sich gebildet. Wie breit oder schmal auch die Spalten sein mögen, man kann nirgends bis auf den Grund sehen.

Meine Führer wünschten, daß wir unser Nachtlager an einem der Felsen aufschlagen möchten, denen man auf dem Emporstieg begegnet; allein da die höchsten doch noch 600 bis 700 Toisen unter der Spitze des Montblanc lagen, so wollte ich noch etwas höher steigen. Freilich mußten wir nun mitten im Schnee campiren und dazu meine Gefährten zu bestimmen, war nicht ganz leicht. Sie bildeten sich ein, daß auf dem Hochfirn während der Nacht eine geradezu unerträgliche Kälte herrsche und fürchteten in allem Ernst, da zu erfrieren. Endlich faßte ich mich kurz und erklärte ihnen, daß ich fest entschlossen sei, hinaufzusteigen und zwar mit denen unter ihnen, auf die ich mich verlassen könne. Wir würden uns tief in den Schnee eingraben, die Aushöhlung mit dem Zeltdache überdecken, ganz nahe aneinander rücken und so jeder Kälte Trotz bieten, wie grimmig sie auch sei. Dieses Arrangement beruhigte sie und wir wanderten weiter.

Um 4 Uhr Nachmittags erreichten wir das zweite von den drei großen Schnee-Plateaux, die wir zu überschreiten hatten. Und dort in einer Höhe von 8730 Fuß über Chamouny und von 11,970 Fuß über dem Meer hielten wir Rast. Wir gingen nicht bis auf

das letzte Plateau, weil man dort den Lawinen ausgesetzt ist, und das erste Plateau, das wir schon überschritten hatten, ist auch nicht frei davon. Wir mußten über zwei Lawinen klettern, die seit der letzten Reise Balmat's herabgekommen waren und deren Trümmer das Thal in seiner geringen Breite bedeckten.

Meine Leute begannen zuvörderst den Platz auszugraben, auf welchem wir die Nacht hinbringen sollten; aber sie merkten gar bald, daß es ihnen an Luft fehlte. Das Barometer stand nur 17 Zoll 10 Linien. Diese kräftigen Männer, für welche ein Marsch von 7 bis 8 Stunden so viel wie nichts ist, hatten kaum fünf bis sechs Schaufeln voll Schnee fortgeschafft, als sie schon wieder einhalten und Athem schöpfen mußten. Einer von ihnen, der zurückgegangen war, um in einem Fäßchen Wasser zu holen, das wir in einer Spalte bemerkt hatten, fühlte sich plötzlich so unwohl, daß er ohne Wasser zurückkam und den Abend unter peinlichster Herzbeklemmung zubrachte. Ich selbst, der ich doch an die Gebirgsluft so sehr gewöhnt bin und mich darin am wohlsten fühle, wohler als in der dicken Luft der Tiefebene, fühlte mich beim Beobachten der meteorologischen Instrumente gänzlich abgespannt. Wir verspürten alle einen brennenden Durst und konnten uns doch auf keine andere Weise Wasser verschaffen, als durch Schmelzen des Schnee's. Denn wenn auch Jemand nach dem Wasser zurückgegangen wäre, das wir unterwegs bemerkt hatten, so würde er es in der späten Abendstunde zu Eis erstarrt gefunden haben. Die kleine Kohlenpfanne, die ich hatte mitnehmen lassen, konnte zwanzig durstigen Seelen nur sehr langsam zu Hülfe kommen.

Von der Mitte dieser Hochfläche, die im Süden von der Montblanckuppe, im Osten von hohen Felsbänken, im Westen vom Dome du Gouté eingeschlossen wird, sieht man fast nichts als Schneefelder, von blendender Weiße und Reinheit, auf ihren Hochkanten den schärfsten Gegensatz zum dunkelblauen, fast schwarzen Himmel bildend. Man gewahrt da kein lebendes Wesen, keine Spur von Pflanzenwuchs: es ist hier die Residenz der Kälte und des Schweigens. Als ich mir den Doctor Paccard und Jakob Balmat vorstellte, wie sie als die ersten in diese Einöden traten, bei Anbruch der Nacht, ohne eine Zufluchtsstätte, ohne Unterstützung, selbst ohne die Gewißheit, ob Menschen in diesen Re-

gionen zu existiren im Stande seien und wie sie dennoch unerschrocken ihren Weg fortsetzten: da bewunderte ich die Stärke ihres Geistes und Gemüths.

Meine stets von der Furcht vor dem Erfrieren geängstigten Führer schlossen so ängstlich genau alle Oeffnungen unseres Zeltes, daß ich von der Wärme und der durch unsere Athmung verdorbenen Luft zu leiden hatte und mich genöthigt sah, hinauszugehen in die frische Nachtluft, um Athem zu schöpfen. Der Mond schien mit hellstem Licht von einem fast ebenholz-schwarzen Himmel herab; Jupiter stieg hinter dem höchsten Gipfel östlich vom Montblanc in strahlendem Glanze auf und das von dem großen Schneebecken zurückgeworfene Licht war so blendend, daß man am Himmel nur die Sterne erster und zweiter Größe unterscheiden konnte. Kaum war es uns gelungen, einzuschlafen, als wir von dem Donner einer großen Lawine geweckt wurden, welche einen Theil des Abhanges überschüttete, den wir am folgenden Tage erklettern sollten. Bei Anbruch des Tages stand die Quecksilbersäule unseres Thermometers (Réaumur) 3 Grad unter Null.

Wir brachen spät auf, weil erst für das Frühstück und die Weiterreise Schnee geschmolzen werden mußte; er war kaum zu Wasser geworden, so wurde er auch getrunken und meine Leute, welche gewissenhaft den Wein respectirten, den ich hatte mitnehmen lassen, bestahlen mich doch fortwährend an meinem Wasservorrath.

Wir begannen das dritte und letzte Plateau hinaufzusteigen, dann hielten wir uns links, um auf den höchsten Grat im Osten von der Spitze zu gelangen. Der Abhang ist außerordentlich steil, stellenweis 39 Grad;*) er führt überall in Abgründe und dazu war der Schnee so hart gefroren, daß wir, um festen Tritt zu bekommen, Stufen einhauen mußten. Wir brauchten zwei Stunden, um diesen 1500 Fuß hohen Abhang zu erklettern.

Nachdem wir beim letzten Felsen angelangt waren, nahmen wir unsere Richtung wieder rechts nach Westen, um den letzten Abhang zu ersteigen, dessen senkrechte Höhe ungefähr 900 Fuß beträgt. Dieses Gehänge ist nur 28—29 Grad geneigt und bietet

*) Im Vergleich mit den steilen Wänden des Piz Linard, des Matterhorns und Schreckhorns, die man in unserem Jahrhundert überwunden hat, ist diese Neigung eine mäßige.

keine Schwierigkeit; aber die Luft ist hier bereits so dünn, daß sich die Kräfte sehr bald erschöpfen. Nahe am Gipfel konnte ich nur 15—16 Schritte machen und mußte dann Athem schöpfen; ja, ich bekam hin und wieder Anwandlungen von Ohnmacht, die mich zum Niedersitzen zwangen. Doch sobald die Athmung sich wieder herstellte, fühlte ich auch die Rückkehr meiner Kraft und indem ich mich wieder in Marsch setzte, meinte ich in einem Zuge den Gipfel des Berges erreichen zu können. Alle meine Leute waren, nach Maaßgabe ihrer Rüstigkeit, in derselben Lage. Wir brauchten zwei Stunden vom letzten Felsen bis zur Kuppe, und es war 11 Uhr, als wir auf derselben anlangten.

Meine ersten Blicke waren nach Chamouny gerichtet, wo ich meine Frau und meine beiden Schwestern wußte, ihr Auge auf das Fernrohr geheftet und alle meine Schritte mit einer gewiß zu großen Aengstlichkeit begleitend, die aber doch nicht minder peinigend war. Es ergriff mich ein unendlich erquickendes und tröstliches Gefühl, als ich die Fahne flattern sah, die sie mir versprochen hatten in dem Momente aufzuziehen, wo sie mich auf dem Gipfel anlangen sehen würden.

Nun konnte ich unbekümmert das große Schauspiel genießen, das sich vor meinen Augen ausbreitete. Ein leichter Dunst in den tieferen Luftschichten raubte mir freilich den Anblick der am tiefsten und entferntesten gelegenen Gegenstände, also der Ebenen Frankreich's und der Lombardei; doch ich bedauerte diesen Verlust nicht allzusehr in Anbetracht dessen, das ich wirklich sah. Und was ich in vollkommener Klarheit anzuschauen das Glück hatte, das war das Miteinander aller der Hochgipfel, nach deren Bekanntschaft ich so lange mich gesehnt hatte. Ich wollte zuerst meinen Augen nicht trauen, es erschien mir wie ein Traum, als ich zu meinem Fuße diese hocherhobenen majestätischen Gipfel, diese schrecklichen Nadeln: die Aiguille du Midi, d'Argentières, du Géant — erblickte, an deren Fuß zu gelangen mir schon so schwierig und gefährlich geworden war. Ich erfaßte ihre Verhältnisse, ihre Verbindung, ihren Aufbau und ein einziger Blick löste Zweifel, welche jahrelange Arbeit nicht zu beseitigen vermochte.

Unterdessen hatten meine Führer das Zelt aufgeschlagen und richteten unter demselben den kleinen Tisch zu, auf dem ich meine

Experimente über das Sieden des Wassers anstellen wollte. Doch als ich mich anschickte, mit meinen Instrumenten zu handtieren, mußte ich jeden Augenblick meine Arbeit unterbrechen, um wieder Athem zu schöpfen. Wenn man erwägt, daß die Quecksilbersäule des Barometers nur auf 16 Zoll 1 Linie stand, also die Luft nur die Hälfte ihrer gewöhnlichen Dichtigkeit hatte, so wird man's begreiflich finden, daß die Lungen mit öfteren Athemzügen nachhelfen mußten. Diese ihre Arbeit beschleunigte auch den Blutumlauf und die Arterien hatten am Druck der äußeren Luft kein Gegengewicht mehr. Wir waren Alle so zu sagen im Fieber und selbst nach 4 Stunden unseres Aufenthaltes auf dem Gipfel machte mein Puls noch 100 Schläge in der Minute, der von Peter Balmat 98, der von meinem Diener 112, während ihre Pulsschläge in der Tiefe 49 (P. Balmat) 60 (mein Diener) und 72 der meinige betrugen.

Wenn ich mich ganz ruhig verhielt, verspürte ich kein Unwohlsein, mit Ausnahme von etwas Herzbeklemmung, sobald ich mich aber anstrengte und meine Aufmerksamkeit auf einen Gegenstand heftete, oder mich bückend meine Brust zusammenpreßte, mußte ich mich erst eine Weile ausruhen und wieder Athem gewinnen. Meine Führer machten die nämliche Erfahrung. Keiner verspürte Eßlust und unsere Lebensmittel, die unterwegs gefroren waren, reizten auch wenig unsern Appetit. Nach Wein und Branntwein verlangten sie gar nicht; hatten sie doch bereits erfahren, daß die starken Getränke, weil sie den Blutumlauf beschleunigen, auch das Uebelbefinden steigern. Nur das frische, aus dem Schnee gewonnene Wasser bekam Allen ganz wohl.

Nach dem von mir angestellten Versuche kam das Wasser bei $68_{,993}$ Grad Hitze zum Sieden, während es am Meeresufer mit demselben Apparat 81 Grad (R) brauchte.

Das Thermometer, 4 Fuß über dem Boden aufgehängt, zeigte im Schatten des Stockes, an dem es hing, um 12 Uhr Mittags — $2,_{3}{}^{0}$, in der Sonne — 1^{0} (1 Grad unter dem Gefrierpunkt). Um 3 Uhr Nachmittags in der Sonne — $1,_{3}{}^{0}$, im Schatten — $2,_{5}{}^{0}$, während an demselben Tage die Temperatur in Genf über 22 Grad Wärme betrug, nämlich $22,_{6}{}^{0}$.

Die Barometerberechnungen ergaben für den Montblancgipfel eine Höhe von 2450 Toisen = 14,700 par. Fuß*).

Das Hygrometer zeigte die Luft auf dem Montblanc sechsfach trockener als die von Genf.

Um die Farbe des Himmels zu bestimmen, hatte ich verschiedene Papierstreifen gefärbt und zwar mit Azurblau von 16 Nüancen. Die dunkelste hatte ich mit Nr. 1 bezeichnet bis zu der möglichst blassen Nr. 16. Auf jedem Papier hatte ich drei ganz gleich gefärbte Vierecke angebracht; davon überließ ich je eins Herrn Senebier in Genf, das andere meinem Sohne in Chamouny. Der Vergleich zeigte, daß am 31. August um Mittag zu Genf die Färbung des Himmels die von Nr. 7, zu Chamouny die von Nr. 5, die des Montblanc zwischen Nr. 1 und 2, also nahezu die allertiefste war.

Vom Thierleben bemerkten wir nichts, als beim Hinaufsteigen zwei Schmetterlinge, eine graue Phaläne (Nachtschmetterling) und einen Tagfalter, ich glaube es war ein Myrtil; er überflog den äußersten Abhang des Montblanc etwa 600 Fuß unter dem Gipfel. Sie waren wohl beide durch Winde hinaufgeführt worden.

Die Kuppe des Montblanc bietet keine Ebene, sie ist der verlängerte auf dem höchsten Punkte fast ebene Grat. Nach Süden ist der Abhang sehr sanft, etwa 15 bis 20 Grad; nach Norden 45 bis 50 Grad, also ziemlich steil. Dieser Grat ist sehr schmal und auf seiner Spitze fast schneidend, so daß kaum zwei Personen nebeneinander gehen können; aber er rundet sich nach der Ostseite hin ab, während er nach Westen hin ein vorspringendes Dach bildet, das gegen Norden abfällt. Der ganze Gipfel ist mit Schnee bedeckt und der nackte Fels springt nicht hervor. Der Schnee ist schieferig, fest, an einzelnen Stellen mit Glatteis überzogen; nicht ohne Mühe stößt man den Stock hinein. Die Abhänge des Gipfels sind mit einer Kruste gefrorenen Schnee's bedeckt, die unter den Füßen leicht bricht.

Oestlich vom Gipfel stehen ganz nahe beieinander zwei kleine Felsen, beide Granit, wie alles Gestein des Montblanc. Der

*) Die neuen Messungen haben etwas mehr ergeben: 14,773 Fuß und 14,307 Fuß. Nach Dr. Pitschner's Angaben liegt der Montblanc 14,808 par. Fuß über dem Mittelmeer und 11,594 Fuß über dem Thal von Chamouny.

größere von beiden mußte vor Kurzem vom Blitze getroffen sein, denn wir fanden seine Trümmer nach allen Seiten hin auf dem frischen Schnee zerstreut.

Ich blieb auf dem Gipfel bis 3½ Uhr und obwohl ich keinen Augenblick verloren hatte, konnte ich doch die 4½ Stunden meines Aufenthalts nicht so ausnutzen, wie ich es am Meeresufer im Stande gewesen war. Von meinen Untersuchungen brachte ich nur die zu Ende, welche mir die wichtigsten schienen.

Der Abstieg ging viel leichter von Statten, als ich gehofft hatte. Da die Bewegung, welche man beim Hinabsteigen macht, nicht das Zwerchfell zusammendrückt, wird auch die Athmung nicht beengt und man braucht nicht alle Augenblicke Luft zu schöpfen. Dennoch war das Herabklettern auf das erste Plateau zuerst mühsam und die Sonne brannte dermaßen auf die Schneegründe zu unseren Füßen, daß wir den Kopf gut verwahren mußten, um nicht darunter zu leiden. Das Nachtlager wurde wieder auf dem Schnee gehalten, doch dies Mal 1200 Fuß tiefer, als in voriger Nacht. In dem Felsen, an welchem wir unser Zelt aufschlugen, hatte sich ein Rasen von blühender Silene acaulis (Zwerg-Silene — nelkenartig) entwickelt, die höchst hinaufsteigende Blüthenpflanze, die ich am Montblanc traf; die Meereshöhe betrug nämlich 10,680 Fuß.

Ich konnte mich nun überzeugen, daß es nur die Verdünnung der Luft war, welche unser Wohlbefinden störte; denn wäre unsere Unpäßlichkeit bloß von der Anstrengung des Steigens herbeigeführt worden, so hätten wir jetzt, da wir von der langen und mühsamen Arbeit des Herabkletterns noch viel müder waren, auch kränker sein müssen. Im Gegentheil aber verzehrten wir unser Abendbrod mit gutem Appetit und ich konnte meine Beobachtungen ohne das geringste Unwohlsein ausführen. Ich glaube sogar, daß die Grenzlinie, über welcher dieses Unwohlsein beginnt, für jeden Einzelnen scharf bestimmt ist. Ich befinde mich noch ganz wohl bei 11,400 Fuß Meereshöhe; sobald ich jedoch höher steige, treten die körperlichen Beschwerden ein.*)

*) Saussure hat hier doch wohl übersehen, daß auch für jede Individuum die körperliche Disposition zu verschiedenen Zeiten verschieden ist, wie auch die Spannung und Beschaffenheit der Luft derselben Höhen wechselt.

Am folgenden Tage fanden wir den Gletscher von la Côte durch die Hitze der beiden vergangenen Tage sehr in Unordnung gebracht und das Hinabsteigen war viel schwieriger als das Hinaufgehen. Um einer breiten Spalte, die sich erst während unserer Reise gebildet hatte, auszuweichen, waren wir genöthigt, einen Schneeabhang von 50 Grad Neigung hinabzurutschen. Endlich um $9\frac{1}{2}$ Uhr, gelangten wir auf den Bergrücken von la Côte, sehr zufrieden uns nun auf einem Boden zu befinden, der unter unsern Füßen nicht einsank.

Dort traf ich Herrn Bourrit, der einige meiner Führer sogleich in Dienst nehmen wollte, um mit ihnen auf der Stelle nach dem Gipfel zurückzukehren; allein sie fühlten sich zu sehr angegriffen und verlangten erst nach Chamouny zurückzukehren, um sich dort auszuruhen. So stiegen wir denn alle vergnügt zur Prieuré hinunter, wo wir zum Mittagessen anlangten. Ich hatte die Freude, alle meine Leute gesund und wohl zurückzubringen; Gesicht und Augen hatten nicht gelitten, da wir sie mit schwarzem Krepp geschützt hatten. Diese Vorsicht hatte uns vor dem Schicksal der ersten Besteiger bewahrt, die halb blind, mit verbranntem und aufgesprungenem Gesicht zurückgekehrt waren. — —

In Chamouny wurden bei der glücklichen Rückkehr der Karawane die Glocken des Kirchspiels geläutet und auch ein kirchliches Dankfest gefeiert, hatte doch der Himmel ein Werk gesegnet, an welchem menschliche Kraft und Geschicklichkeit scheitern konnte. Es feierten aber nicht blos menschlicher Muth und fester Wille, menschliche Ausdauer und Beharrlichkeit einen Triumph, auch die Wissenschaft hatte einen ihrer schönsten Siege erfochten, sie hatte in der Person Saussure's das Chamounythal und den Montblanc erobert

Ist die Luft mit Elektricität gesättigt, namentlich vor Ausbruch eines Gewitters, dann tritt auch die Abspannung schneller und stärker ein. Nach Saussure sind die Montblancbesteigungen populär geworden und viele haben sie ohne alle Uebelkeit und körperliches Mißbehagen vollbracht. Früher fabelte man, daß wenn man höher als 10,000 Fuß aufsteige, das Blut aus Nase, Mund und Ohren dringe in Folge des geringen Luftdruckes. Jetzt weiß man, daß selbst das Nasenbluten eine Seltenheit ist. Aber Andrang des Blutes nach dem Kopfe findet in der verdünnten Luft allerdings Statt und erzeugt nicht selten eine große Schläfrigkeit.

und ein Ideal für alle künftigen Bergfahrten aufgestellt, dem die besten Naturforscher nacheiferten. Die Geologie hat ihre Heimath in den Bergen.

Für das arme Chamounythal wurde die Saussure'sche Expedition, von der man in der ganzen gebildeten Welt erzählte, das größte Ereigniß, denn das Hochthal wurde fortan der Magnet für zahllose Reisende, die seine Wunder mit eigenen Augen sehen wollten.

Jetzt ist eine Montblancfahrt durchaus nichts Seltenes und Außerordentliches mehr; alljährlich werden mehrere, besonders von Engländern unternommen. Auch Damen scheuen die Besteigung nicht. Man übernachtet gewöhnlich auf den Grands Mulets, einer Felseninsel im Bossons-Gletscher, wo zwei Hütten errichtet sind, deren eine, aus Stein sehr fest gebaut, eine Herren-, Damen- und Dienerstube hat, mit Küchen und Oefen, mit Matratzenbetten und Lebensmitteln wohl versehen ist und sich „Hôtel des Grands Mulets" nennt. Trotz aller Bequemlichkeit und aller Hülfsmittel, welche man dem Reisenden bietet — das Bergsteigen ist zu einer Kunst geworden, die sich mit jedem Jahre vervollkommnet — läßt sich die wilde Alpennatur nicht zähmen und an Unglücksfällen hat es bis auf die neueste Zeit nicht gefehlt. Im Herbst des Jahres 1870 zog eine Gesellschaft von 11 Personen aus Chamouny auf den Montblanc, sie wurden vielleicht von einer Eis- oder Schneelawine überschüttet und Keiner kehrte wieder.

3. Dr. W. Pitschner's Montblanc-Besteigung am 1. und 2. August 1859.

Dr. Wilhelm Pitschner, von Geburt ein Norddeutscher (Preuße), Privat-Dozent an der Akademie zu Genf, unternahm mit dem naturwissenschaftlichen Zweck, mikroskopische Untersuchungen über das kleinste Pflanzen- und Thierleben anzustellen, am 31. Juli und die folgenden Tage eine Montblancfahrt, die er in dem bald darauf von ihm verfaßten und mit einem Atlas versehenen Werke: Der Montblanc. Darstellung der Besteigung desselben 2c. 2c. 2. Auflage (Genf, 1864) schilderte.

Nachdem er 14 Tage lang auf die Gunst des Wetters gewartet hatte, wurde am Donnerstag Abend (28. Juli) der Abmarsch für

den Morgen des folgenden Tages bestimmt. August Balmat, der Enkel des berühmten Jakob, sollte ihn führen. Dieser hatte in der Nacht vom 28. zum 29. Juli vorsichtig den Gipfel des Berges und die umliegenden Schneefelder beobachtet und war zu dem Schluß gekommen, daß trotz des heiteren Himmels eine Auffahrt noch nicht zu wagen sei, weil ein großes Schneegestöber auf dem Gipfel und dem großen Plateau in der Nacht und am Morgen gewüthet habe und noch fortdauere. „Der Montblanc raucht seine Pfeife," so bezeichnete er die Erscheinung, und Dr. Pitschner selber konnte durch's Fernrohr sich überzeugen, wie die stoßweise gehobenen Schneemassen wolkenartig fortgeschleudert wurden. Aber noch im Lauf desselben Tages beruhigte sich der Berg. Die Führer sagten, nun habe der Montblanc seine Pfeife ausgeraucht und sei in guter Laune. Es wäre nun kein Hinderniß mehr vorhanden gewesen, am folgenden Sonnabend die Besteigung zu beginnen, wenn nicht eine abergläubische Meinung eines der Führer von dem Unternehmen für diesen Tag abgeschreckt hätte.

So nahete der sonnenhelle freundliche Montags-Morgen des 31. Juli. Im klaren Aether des Morgensonnenscheins ragte der majestätische Gipfel des Berges wie eine Riesenkuppel, mit einem strahlenden Schnee- und Eispanzer bedeckt, in den dunkelblauen Himmel hinein — und der tausendfach zersplitterte Felsrücken mit seinen gletscherbeladenen Abhängen, sowie die aus der öden Schneewüste hervorragenden isolirten Felsoasen wurden an diesem Morgen von einem reineren Lichte begossen, mit einem festlicheren Kleide geschmückt, als man es seit langer Zeit gesehen hatte.

Dr. Pitschner hatte vier Führer und fünf Träger in Dienst genommen; sie gingen erst zur Messe, um an geweihter Stätte den Beistand Gottes zu erflehen und nahmen dann von den Ihrigen einen sehr bewegten Abschied. Außer den wissenschaftlichen Instrumenten führten die Träger Eishauen, Gletscherseile, wollene Decken, Laternen, eine große Anzahl von Alpenstöcken, einige Kochgefäße und andere nothwendige Geräthschaften mit sich. Der Holzbedarf konnte an der oberen Grenze des Baumwuchses angesammelt werden und die Leitern zur Ueberschreitung der Gletscherspalten fanden sich damals schon wohl aufbewahrt am Fuße eines Felsblocks in 8000 Fuß Höhe, welcher den Namen „Leiter-

stein" erhalten hatte. Lebensmittel waren für drei Tage vorhanden.

So ausgerüstet und auch mit Winterkleidern wohl versehen, passirte die kleine Karawane die Brücke von Chamouny, welche sie auf das linke Ufer der Arve brachte, die ihr trübes und eiskaltes Wasser fast von allen Gletschern am nordwestlichen Abhange der Montblanckette erhält. Nachdem man einige Weiler und das Dörfchen Baraz passirt hatte, stieg man die waldbedeckten Abhänge der Aiguille du Midi von Chamouny hinan, so genannt, weil die Sonne zur Mittagszeit gerade über ihrer Spitze steht. Am Fuße dieser unersteiglichen Felsennadel liegen mächtige Felsblöcke in wildester Unordnung zerstreut; schlanke Nadelholzbäume und eine reiche Flora sprießt aus dem fruchtbaren Boden dieses Felsenmeeres hervor. Durch den Pélerinswald, über den breiten Waldstrom Favrans ging es zur Cascade von Dard (die Ravine Blanche, von dem Pélerinsgletscher kommend, fällt fast 60 Fuß senkrecht hinunter), dann mit anmuthigen Rückblicken auf das Thal und den gegenüberliegenden Berg Brévent führte der Weg immer strenger aufwärts, bis man um ein Viertel vor 11 Uhr zur letzten menschlichen Wohnung, nämlich der Sennhütte von Paraz gelangte.

Höchst malerisch liegt diese Hütte in der lichten Waldung der grünen Alp, umgeben von würzigen Hochweiden, auch noch durch Lerchen- und Finkenschlag belebt. Die Hütte wird natürlich nur im Sommer bewohnt.

Ueber steile Abhänge ging es dann zur Pierre pointue, einem kolossalen Felsblock, der in einer halben Stunde erklommen wurde, und eine herrliche Aussicht auf das Chamouny-Thal und die jenseits desselben liegenden Berge gewährt, unter denen der schneebedeckte Brévent und der gletscherbeladene Buet hervortreten.*)

Die Strahlen der Mittagssonne brannten um so empfindlicher, als man in den Morgenstunden sich der Waldeskühle erfreut hatte. Doch belebte mancher freundliche Anblick den Muth, so ein ganzer kleiner Wald von purpurrothen Alpenrosen, stellenweise von selt-

*) Der Pavillon de la pierre pointrue ist ein Lieblingsausflug der Gäste von Chamouny; es ist gute Wirthschaft dort etablirt; geübte Bergsteiger besteigen von da die Felsspitze.

sam gestalteten Gnaphalien (Katzenpfötchen), von bunten Orchideen und aromatischen Artemisien. Nahe am Rande des Gletschers blühte noch das himmelblaue Vergißmeinnicht, die rosa alpina und zierliche Alpenglocken.

Allmählich schrumpften Sträucher zu niederem Gebüsch, die kräftigen Alpenblumen zu niederem Rasen ein; nur die Zirbelnußkiefer (Pinus cembra) mit ihren fünfnadligen steifen Blättern behielt ihren trotzigen Wuchs.

Die Gesellschaft sah sich plötzlich in pflanzenlosen Stein- und Geröllhalden; die Träger, welche den Holzvorrath in Bündeln gesammelt hatten, keuchten langsam heran; man machte dann Halt auf dem Höhenpunkte an der Aiguille du Midi, der zwischen dem Pélerinsgletscher und dem Gletscher von Buissons liegt, unter dem bereits erwähnten Granitblock, welcher pierre à l'echelle (Leiterstein) genannt wird. Die Leitern lagen da wohlaufbewahrt.

Nachdem die leichte Sommerkleidung mit einer herbstlichen Gletscherkleidung vertauscht worden war, wurde die Mittagsmahlzeit gehalten und nach einem Aufenthalt von 25 Minuten der Marsch fortgesetzt.

Der Leiterstein hat eine herrliche Aussicht, denn er liegt frei an der äußersten Grenze des Baumwuchses und beherrscht die Berg- und Alpenregion. Im Nordwest erstreckt sich der Horizont bis an den Jura und Genfersee, im Norden überblickt das Auge mit einem Mal die durchwanderte Berg- und Alpenregion und folgt den Windungen des Chamounythales in seiner ganzen Ausdehnung; an dem Gehänge der gegenüberliegenden Thalweite treten deutlich hervor die Sennhütte von Planbraz und die berühmte Flegère*), über denen der Brévent und die Aiguilles rouges ihre Gipfel stolz erheben; weiter im Hintergrunde liegt der schneebeladene Buet, während im Nordost der Pélerinsgletscher und im Südwest der Gletscher von Buissons drohend herabschauen, als wollten sie den Felsenkamm des Leitersteins von beiden Seiten zusammendrücken. Im Süden endlich erhebt der Gipfel des Mittagshornes seine Felsenstirn noch 4000 Fuß, und der Dom des Montblanc sein vom ewigen Firn beladenes Haupt noch 7000 Fuß über jenen Ruhepunkt empor.

*) Ein Sporn der Aiguille de Charlanoz, mit großartiger Aussicht auf das mer de glace und fünfundzwanzig andere Gletscher.

Von wilder Pracht ist der Blick auf die Eismassen der Gletscher von Buissons und Tacconay, die sich hier in nicht großer Ferne begegnen. Hochaufgethürmt liegen da ungeheure Eisblöcke, quadratisch gestaltet und grünlich schimmernd*); sie sperren den Pfad oder bilden schaurige Thore, die mitunter nur kriechend passirt werden können. Le danger des Séracs (die Gefahr der Sérac's) — so nennen die Führer jene Eisgruppirungen. Auf der anderen Seite bemerkt das bewaffnete Auge Eisbrücken, von Trümmern der Gletscherlawinen gebildet, die sich über die Ränder furchtbarer Tiefen hinüberbiegen. Dort erhebt sich wieder ein scharfer Eiskamm rechts und links mit weit geöffneten Schründen (crévasses), oder es drohen überhangende Eisklippen den Sturz.

Nach einigen Minuten Aufsteigens ward der Gletscher von Buissons betreten und die ganze Gesellschaft zur Vorsicht mit dem Seile verbunden. Sie theilte sich in zwei aufeinanderfolgende Kolonnen; zur ersten gehörten drei Führer und zwei Träger. Recognoscirend rückten diese eisgewohnten Savoyarden, von Balmat besonders instruirt, unter Anführung des erfahrenen aber fast verwegenen Simon Cachat mit ihren Eishauen den Weg sich bahnend, Schritt für Schritt allmälig voran. Balmat blieb in der zweiten Kolonne in der Nähe des Dr. Pitschner und leitete von hier aus den ganzen Zug. Noch waren nicht zwanzig Minuten verflossen von dem Augenblicke, da der Fuß den Gletscher betreten hatte, als eine donnernde Schlaglawine in nicht zu großer Ferne die ganze Karawane festbannte und die Führer mit schreckgebleichten Gesichtern sich nach dem Erguß derselben umsahen. Von der Felsenstirn der Aiguille du Midi waren ungeheure Eismassen auf den oberen Theil des Buissons-Gletschers herabgeschleudert worden und bedeckten weit und breit das Eisfeld, theils füllten sie viele der klaffenden Spalten desselben aus.

Nach wenigen Minuten rückte man zwischen den drohenden Eisblöcken weiter vor, bald auf schmalen Eiskämmen, bald in tiefen Abgründen, bald über wild zerklüftete Eismassen, immer still und schweigsam. Wenn die Karawane auf diesen Eiskolossen des Buissonsgletschers erscheint, dann verfolgt man ihren Weg mit dem Fernrohr von Chamouny aus. —

*) Da ihre Form an die Gebirgskäse (séracs) erinnert, nannte sie Saussure auch Seracs.

Weiter ging's dann über die große Mittelmoräne des Gletschers, und endlich nach viertelstündigem Ringen, ward der Felskamm erreicht, der zum Hauptwegweiser in dieser Eiswüste dient. Aber er ist ringsum mit Eis- und Felstrümmern bepanzert und zu den Eisblöcken des Buissons-Gletschers treten hochaufgestaut die starren Wogen des Gletschers von Taconay. Um auf die Höhe der Felseninsel zu kommen, muß ein weiter Umweg gemacht werden.

Wiederum schreitet die Kolonne vor und ihr Führer meldet, daß ein steiler Eisabhang erklommen werden müsse; es werden mit Axt und Beil Stufen eingehauen, der Kühnste erklettert die schroffe Wand zuerst und die anderen werden an dem nachhelfenden Gletscherseil, hinaufgezogen. Auf der scharfen Kante der Eismauer angelangt, gilt es wieder über Abgründe muthig hinüberzuspringen, endlich wird der Schritt gehemmt, eine breite tiefe Spalte gähnt den Vordringenden entgegen — nun wird die Leiter geholt und am Seile gehalten rutscht einer nach dem andern auf den Knieen hinüber. Noch einmal lösen Felsblöcke die Eistrümmer ab; nachdem auch diese erklettert sind, ist man — Abends 7 Uhr — auf der Höhe angelangt, welche der Grand Mulet (große Maulesel) heißt. Die niedrige Bretterhütte auf einem flachen Vorsprunge dieser Felseninsel ist das Gasthaus, das die Wanderer für die Nacht beherbergt.*)

Nach einer viertelstündigen Ruhe wurde der Körper in die wärmsten Kleider gehüllt und bei einem frugalen Abendbrot theilte Balmat den Plan für die weitere Wanderung mit. Da Dr. Pitschner für seine Untersuchungen möglichst viel Zeit brauchte, so wurde beschlossen, nur 6 Stunden Rast zu halten. Er konnte nicht lange in der Hütte bleiben, genoß zuvörderst das prachtvolle von der Abendsonne beleuchtete Naturbild, beobachtete dann die Entwickelung der Wolken an dem bis gegen Abend heiteren Himmel und ging darauf an das Sammeln von Moos und Flechten, die als kleine Urwälder Wände und Spalten der Felsen überzogen. Diese Moosgebilde wurden, nachdem sie 3 Monate lang trocken gelegen hatten — Dr. Pitschner wurde nach seiner Montblancreise von

*) Wie schon oben S. 47 bemerkt wurde, hat sich die Hütte in ein ziemlich comfortables Hotel im Kleinen verwandelt. Mit jeder Karawane steigt von der Pierre pointüe ein Diener des dortigen Wirths mit hinauf, der die Haus- und Küchengeschäfte besorgt.

einer hartnäckigen Krankheit befallen — dann an Professor Ehrenberg nach Berlin gesandt zur Untersuchung ihrer mikroskopischen Bewohner. Und siehe, es gelang, noch mehrere der kleinsten Wesen in Thätigkeit zu bringen. Zumeist fand sich in den Moosen ein Räderthierchen (Callidina rediviva „das wiederauflebende Schönrädchen"), das schon nach fünf Minuten unter Wasser präparirt ganz munter wieder umherkroch und wirbelte. Auch zwei bärenartige Spinnenthierchen (Macrobiotus Hufelandii und Echiniscus actomys) wurden bald mit den Füßen thätig, und Callidina sexdentata (sechszähniges Schönrädchen) wanderte auch nach wenigen Stunden kräftig umher. Auch ein dem Euplotes (Nachenthierchen) ähnliches polygastrisches Thierchen wurde gesehen.

Im geschmolzenen Schnee, den Dr. Pitschner in der Nähe der Grand-Mulet-Hütte sammelte, lebten verschiedene polygastrische Thierchen, u. A. ein Kapselthierchen (Arcella), ein Keilbäumchen (Gomphonema), ein Stelzenkorn (Cocconema), ein gewöhnliches Schiffchen (Navicula) und ein Prachtschiffchen (Eunotia).

Von Blüthenpflanzen fand Dr. Pitschner die schon oben in Saussure's Schilderung erwähnte Zwerg-Silene; ferner die schweizerische Aretia (Aretia helvetica) — die ihren Namen einem schweizerischen Gottesgelehrten verdankt, der die Blumen um ihres Friedens willen liebte und pflegte; ferner die Alpen-Camille (Chrysanthemum alpinum) und die schwarze Schafgarbe (Achillea strata), das einblüthige Berufskraut (Erigeron uniflorum), das auch auf den schweizerischen und lappländischen Alpen einheimisch ist. Von Steinbrecharten die Saxifraga muscoides und bryoides. Auch eine Graslilie (Luzula spicata) mit ährenförmigem Blüthenstande war in Blüthe und zwei Gräser fehlten der Felsoase auch nicht; das kleine Rispengras (Poa minor) und eine Haferart (Avena subspicata).

Interessant war die Aussage der Führer, daß auch „graue Mäuse" den Grand-Mulet-Fels bewohnten, eine 10,000 Fuß hohe Residenz!*)

Um halb zehn Uhr gingen Alle zur Ruhe, denn gegen 1 Uhr Mitternacht sollte die Wanderung auf den Gletscher- und Schnee

*) Hugi fand im Winter 1832 nach einer Wanderung über den Grindelwaldgletscher in einer verschneiten Hütte die „graugelben Thierchen", die er als eine noch nicht beschriebene Art von Mäusen erkannte; ihre Länge bis zur Schwanzspitze maß 9 Zoll, die Hinterfüße waren verhältnißmäßig lang,

feldern fortgesetzt werden. Da der Wind durch verschiedene Spalten des schwachen Bretterwerks der Hütte blies, so kroch Dr. Pitschner unter das schräge Dach, um den außerordentlich klaren Sternenhimmel desto besser beobachten zu können. Zwei wollene Decken hüllten den Körper ein; der wohl eingewickelte Kopf hatte einen Stein zum Kopfkissen. Die Führer legten sich zusammengekauert in der Hütte nieder.

Nach etwa zwanzig Minuten erquickender Ruhe wurden Alle wie durch einen elektrischen Schlag von dem Donner zweier Lawinenstürze wieder aufgeweckt, die aus der Richtung der Aiguille du Midi und der Monts Maudits in schauerlichem Krachen sich herabwälzten und erst nach einigen Minuten zur Ruhe kamen. Der Fels erzitterte und Herr Pitschner erhob sich, um die Spuren der angerichteten Verheerung zu erspähen. Welch ein Bild! Von zwei verschiedenen Seiten her rutschten die leuchtenden Eismassen mit wachsender Kraft auf dem gemeinsamen Gletscher hinab und rissen mit unwiderstehlicher Gewalt alles hinweg, was ihnen in den Weg kam. In Bombensprüngen erhob sich das geborstene Eis zu tausend und aber tausend größeren und kleineren Stücken.

Tief bewegt von dem Anblicke ließ sich Dr. Pitschner wieder auf seinem Lager nieder, aber an Schlaf war für ihn nicht zu denken, denn bald wiederholten sich die Stöße und das dumpfe Krachen der Eiskolosse. Die Führer hielten diese Lawinenstürze für günstig zur weiteren Wanderung nach dem Gipfel des Berges, sofern die gefürchtete Lawinenstraße am Dome du Gouté, die bei jeder Besteigung überschritten werden muß, größere Sicherheit gewährte.

Diesen Schreckensscenen gegenüber erzählte der Himmel von seinen Wundern mit seiner hehren flammenden Schrift der Sterne, die ein so ruhiges mildes und klares Licht ausgossen, wie man es aus dem Dunstkreise der Ebene gar nicht sehen kann. Selbst die Sterne sechster Größe und selbst viele der siebenten Größenklasse wurden sichtbar und das Funkeln hatte gänzlich aufgehört. Ferner hatte Dr. Pitschner Gelegenheit, in seinem allerdings großen Gesichtskreise von 10 Uhr Abends bis halb 1 Uhr Mitternacht nicht weniger als 42 Sternschnuppen-Meteore zu beobachten, von verschiedener Größe und Farbe: weiße, gelbliche, röthliche und

Schwanz und Ohren nackt. Im Jahre 1841 entdeckte sie der Naturforscher Martins auch auf dem Finsteraarhorn in einer Höhe von 11,700' und nannte sie Arvicola nivalis (Schnee-Erdmaus), Alpenratte.

grünliche, welche nach verschiedenen Richtungen in feurigen Straßen den Himmel durchschnitten.

Bald nach Mitternacht erhoben sich Alle von ihrer Lagerstätte. Der Nachtreif hatte in zierlichen Gestalten sich auf Decken und Kleider gelegt und der von der Kälte durchdrungene Körper verlangte nach einem warmen Frühmahl. In wenigen Minuten war es bereitet und ebenso schnell verzehrt und nun wurde die zweite größere — zwanzigstündige — Gletscherfahrt angetreten.

Die Führer bedeckten ihr Gesicht mit einer Leinwandlarve und schützten ihre Augen durch blaue Schneebrillen und grüne Schleier. Dr. Pitschner, um in seinen Beobachtungen nicht gehindert zu werden, begnügte sich mit einem einfachen Schleier. Die Lebensmittel und anderes Gepäck wurden großentheils in der Grand Mulet-Hütte zurückgelassen; nur einen kleinen Mundvorrath nahm man mit, da Balmat versicherte, der Appetit würde fortan sehr gering sein. Dagegen wurden einige Flaschen alten Wein's und auch einige Fläschchen wohlriechenden Wassers mitgenommen, das zu Einreibungen dienen sollte, welche die Führer nicht genug empfehlen konnten.

An das Gletscherseil gebunden, verließen die Wanderer gegen 1 Uhr ihre Hütte; zwei kleine Laternen zeigten den umhertappenden Füßen die Klüfte, welche von Felstrümmern bedeckt wurden, über die sie hinabklettern mußten, um auf den Gletscher von Taconay zu gelangen. Nach 15 Minuten hatten sie die Eiswogen erreicht. Der geübte Blick der Führer erspähete in der Richtung des helleuchtenden Dome du Gouté den gefahrlosesten Weg. Doch bald kamen sie an weit geöffnete Gletscherspalten, über welche die Leiter gelegt und auf allen Vieren hinübergekrochen werden mußte.

Noch leuchteten die Sterne mit seltenem Glanz und deuteten auf die Ankunft eines heiteren Tages. Tief erschütternd wirkte die einsame Größe der gewaltigen Natur und die feierliche Todtenstille auf das Gemüth. Nach anderthalb Stunden war die Lawinenstraße am Abhang des Dome du Gouté erreicht. Es war eine „Straße der Schrecken", die sie nun passirten, denn von den Schultern des 12,000 Fuß hohen Gletscherriesen hingen drohend die schweren Schnee- und Eismassen herab, die herabzuwerfen nur eines leichten Anstoßes bedurfte. Keiner sprach ein Wort.

So wurde um 3 Uhr 45 Minuten das **kleine Plateau** erreicht, eine gegen 11,500 Fuß hohe Hochebene. Die Nacht war sehr kalt, der Schnee knirschte unter den Füßen; doch am kältesten wurde es um 4 Uhr. Es hatte sich ein schneidender Nordostwind erhoben und das Quecksilber fiel auf — $20,_5{}^0$ des hunderttheiligen Thermometers.

Die Ebene des kleinen Plateau ist durch tiefe und breite Spalten zerrissen, welche den Uebergang sehr mühsam machen; so daß schon hier die Körperkraft schwinden und die Geisteskraft erlahmen würde bei ihrer fortwährenden Aufspannung, wenn nicht die erhabensten Gemälde der Eisregion den einsamen Wanderer anfeuerten. Auch eine interessante optische Erscheinung fesselte auf einige Minuten den Blick. Am fernen östlichen Horizonte geriethen einige Sterne in zitternde Bewegung, sie stiegen aufwärts und fielen dann wieder zurück. Dieses Sternschwanken (das Alexander von Humboldt am 22. Juni 1799 am Abhange des Pic von Teneriffa vor dem Sonnenaufgange gleichfalls beobachtete) dauerte etwa 4 Minuten.

Der Tag fing an zu grauen, die Morgenröthe färbte den östlichen Himmel mit den reinsten und lebhaftesten Farben, — noch eine Weile und es loderte zuerst der Riesengipfel des Montblanc in dunkelrother Rubingluth auf; dann flog das Rosenlicht auch über die 12- bis 13,000 Fuß hohen Vasallen. Nur die Gletscheradern blieben weiß und tief unten bedeckte noch Finsterniß die Thäler.

Nach einer halben Stunde waren die Schluchten des kleinen Plateau mit Hilfe der Eishauen überwunden und gegen 5 Uhr erreichte man den Abhang des großen Plateau, umgeben von dem Dome du Gouté, den Monts maudits und dem Montblanc; selbst der Nordostwind wurde hier so heftig, daß er stellenweis die festgefrornen Schneeflächen aufwühlte.

In zwanzig Minuten war auch dieses Eisplateau überschritten und die ermüdeten Führer machten einen Halt, um für die nächste Partie sich zu stärken. Dann wandte man sich zu dem 13,500 Fuß hohen Corridor-Thal am Fuße des Gipfels, denn direct nach Süden wäre ein fast senkrechter Eisabhang zu erklimmen gewesen, der über tiefe Abgründe zu den schneebelasteten rochers rouges

führt. Ueber diese Eismassen erkämpfte man sich in früherer Zeit den Weg zum Gipfel, verließ ihn aber, seitdem die Karawane des russischen Akademikers Dr. Hamel im Jahre 1820 hier schrecklich verunglückt war.*)

Von Athembeschwerden war Keiner der Pitschner'schen Karawane belästigt worden; nur der Appetit war, als das Frühmahl auf dem Grand-Plateau eingenommen werden sollte, sehr gering; desto tapferer hielten sich die Führer an den Wein, da sie meinten, die Passage durch das Corridorthal gelinge ihnen so besser. Dr. Pitschner wurde von einem Schluck Wein völlig gesättigt.

Kaum waren sie in dem Schneethale vorgeschritten, so stellte sich auch bei Allen ein tiefes unterdrücktes Gähnen und eine sehr intensive Schlafsucht ein. Das Athmen wurde dem Dr. Pitschner sehr schwer, es entstand ein Flimmern vor den Augen, Ohrensausen, Kopfschmerz und Ekel. Er legte sich auf den Firnschnee hin oder vielmehr er sank, von der Schlafsucht überwältigt, zusammen. „Ich kann nicht weiter" sagte er zu Balmat, „bevor ich eine halbe Stunde geschlafen habe." Balmat rüttelte und schüttelte ihn, da er den Schlaf für sehr gefährlich hielt; doch fünfzehn Minuten lang dauerte der schlafähnliche Zustand, während dessen ein starker Schweiß auf Stirn und Gesicht ausbrach. Nun befreite Dr. Pitschner den bedeckten Kopf und das verhüllte Gesicht, rieb sich Stirn, Schläfe und Ohren mit Firnschnee ein, nahm ein wenig Eis in den trockenen Mund und nach ungefähr zwanzig sehr beschleunigten und tiefen Athemzügen fühlte er sich wie neugeboren. Dieses Eisbad war vielleicht seine einzige Rettung. Auch ein Schluck moussirenden Weines bekam ihm gut; er ging 10 Schritte weit und — abermals mußte er sich auf den Schnee niederlassen, die Augen fielen wieder zu, die Einreibungen mit Schnee und das Besprengen mit wohlriechendem Wasser mußte wiederholt werden und so wurde acht Mal jener Prozeß durchgemacht. Doch jedes Mal konnte er einige Schritte weiter gehen.

*) Ein Schneeschlipf war losgebrochen, riß die Aufsteigenden abwärts und warf drei derselben in den tiefen Schrund, aus dem sie keine menschliche Hülfe zu erretten vermochte. Dr. Hamel und seine kaum dem Tode entronnenen Begleiter, mußten, so nahe dem Ziel, wieder umkehren.

Um 7 Uhr 30 Minuten war man endlich aus dem Schreckensthale heraus und die frischere Luft des Nordostwindes wirkte belebend auf Alle.

Ein letztes Hinderniß stellte sich den Wallern am Fuße des erhabenen Domes entgegen: ein etwa 300 Fuß hoher Riesenwall von Eis, von den Führern mur de la Côte genannt. Da mußten die schon völlig ermüdeten Leute wieder Stufen einhauen und nach einer Stunde waren ungefähr zwei Drittel dieser Mauer erstiegen — ein einziger Fehltritt konnte die verbundene Karawane in den Abgrund stürzen. Doch man kam vorwärts und um 9 Uhr war die Firft erreicht — der Montblancgipfel lag frei vor dem überraschten Blick.

Wenige Minuten, um in der nach Norden ganz freien Aussicht zu schwelgen, dann ging es an die Erklimmung des 800 Fuß hohen oben etwas flachgedrückten Schneedomes, genannt la calotte*) du Montblanc. Wieder mußten Treppen in die Eiskruste gehauen werden und ermattet sank der Eine hier, der Andere dort nieder. Um 11 Uhr Vormittags des 1. August, nach einem zweiundzwanzigstündigen Marsch, ward der Gipfel erreicht.

Das Erste war ein Dankgebet aus dem tiefbewegten Herzen für so viel Schutz und Beistand Gottes, den die kleine Karawane so reichlich erfahren hatte. Durch Kanonensalven aus Chamouny, welche, so lange sie oben verweilte, in gemessenen Zwischenräumen auf einander folgten, wurde den Thalbewohnern die glückliche Ankunft auf dem Haupte des europäischen Alpenkönigs angekündigt.

Das Wetter war vollkommen heiter, außer einigen Schäfchen im Zenith waren nirgends Wolken, Nebel oder Dünste sichtbar,**) so daß auch die größten Fernen, selbst noch die Hochebenen des südlichen Deutschland zum Theil erkannt werden konnten. An dem Umkreis der 4000 Quadratmeilen umfassenden Rundsicht liegen diametral entgegengesetzt die Städte Genua und Langres, Nizza und Colmar, Avignon und Constanz. Im Ganzen ist dieses gewaltige Rundbild von sinnenverwirrender Großartigkeit, in einzelnen Theilen lieblich und anmuthig, auf einigen Stellen schreckenerregend.

*) Plattmütze, Kappe.

** Ein höchst seltener Fall.

Der Riesenbogen von West nach Ost im fernen Hintergrunde umfaßt: die Berge Burgunds und der Franche Comté, das Plateau von Langres, die Berge Lothringens und des Elsaß, den badischen Schwarzwald; ferner die ganze Kette des Jura, von Lyon bis Basel. Die Alpen des Berner Oberlandes, unter ihnen besonders die Gemmi, das Finsteraarhorn, die Schreckhörner, das Wetterhorn, die Jungfrau, den Mönch und Eiger; auch die Diablerets des Waadtlandes; die Schweizerberge bis an Tyrols Grenze; ganz deutlich Furka, St. Gotthardt. Im nahen Osten die mächtigen Gipfel des Monterosa-Stockes.

Nach Süden erblickt man die Appenninen, die See-Alpen mit dem Col di Tenda und dem Monte Viso, die Cottischen Alpen mit dem Mont Cenis und dem Iseran, die Berge der Provence und Dauphiné, die Ebenen der Lombardei.

Im Vordergrunde die große Hauptmasse des Montblancstockes wie eine gewaltige Schnee- und Eisinsel, eingerahmt von einem reizenden Lustgarten von Dörfern und Städten, Weilern und Sennhütten, Flüssen und Seen, Bergen und Thälern. Den majestätischen Gletscherthron des Gipfels umgeben in einem länglichen Oval gegen zwanzig zum Theil unersteigliche Felsenzinnen, jede von ihnen über 10,000 Fuß hoch. Besonders ehrfurchtgebietend stehen die Felsennadeln von Rogne und Bionnassay da, die Aiguille du Gouté und du Midi (Mittagshorn von Chamouny), ferner die Aiguilles du Montblanc und de Saussure. Einen schauderhaften Anblick bietet der schroffe Absturz der gezackten Felswand im Süden nach dem Ferret-Thal hin; nicht weit vom Col du Géant erhebt sich aus dem Grat eine riesenmäßige perpendikuläre Zinke, genannt die Aiguille du Géant. Sie bezeichnet auffallend genug den merkwürdigen Gletscherpaß. Dann folgen die Aiguilles de Jorasses, ihnen gegenüber, an die Aiguilles du Midi sich anschließend, stehen die Nadeln von Blaitière und Charmoz und dieser wieder nordöstlich gegenüber die Aiguille du Bochard und die des Couvercle. Noch ist die Reihe der Riesenfelsen nicht zu Ende; da stehen noch die mächtigen Thürme der Aiguilles Vertes und das Auge sucht nach dem Jardin, dem berühmten Garten, von dem man einen so schönen Blick auf den Montblanc selber hat.

Dieser Garten ist eine kleine dreiseitige von Eisfeldern einge-

rahmte Felseninsel, auf welcher Frühling, Sommer und Herbst in wenigen Wochen sich folgen, um einen reichen Blumenflor und gaukelnde Schmetterlinge in's Leben zu rufen, während in der langen übrigen Zeit des Jahres der Polarwinter herrscht.

Einen höchst eigenthümlichen und ergreifenden Anblick gewähren die Gletscher mit ihrer wirklich malerischen Zerklüftung, die wie lange gestreifte Silberbänder auf den Riesenschultern des Berges hängen und zugleich segnend und verderbenbringend in die Thäler ziehen zwischen dunkeln Felsklippen und grünen Matten, auf denen Lärchenbestände ganz nahe an die Eisströme heranrücken.

Die Gestalt des Montblancgipfels scheint vielen Veränderungen unterworfen zu sein. Dr. Pitschner fand sie anders als sie Saussure beschrieben. Die Breite 12 bis 14 Fuß, die Länge 180 Schritt, während die Richtung des kleinen Plateau nicht direkt von Osten nach Westen, sondern von Ost-Nord-Ost nach West-Süd-West ging.

Das Thermometer zeigte 11 Uhr 25 Minuten in der Sonne — 7,8° C., im Schatten — 8,8° C. vier Fuß über dem Eise. Das Barometer hielt sich auf 15 Zoll 9 Linien.

Die Farbe des Himmels war tiefblau, im Zenith Nr. 5 des Cyanometers, das aus 32 Nummern (Abstufungen vom Berliner-Blau) bestand. Auf dem Grand-Mulet war die Farbe des Himmels Nr. 18, in Berlin unter gleichen Witterungsverhältnissen Nummer 27.

Auffallend war, daß auf dem Gipfel sich Alle wohl befanden. Der Puls von Dr. Pitschner machte in der Minute 116 Schläge, Balmat's Puls 108, auf dem Grand-Mulet jener 84, dieser 76.

Nachdem sie 1 Stunde 18 Minuten oben verweilt, traten die beglückten Wanderer Mittags 12 Uhr 18 Minuten ihren Rückzug an. Schon in einer Viertelstunde erreichten sie den ersten der beiden kleinen Felsen, die sich isolirt auf der nordwestlichen Seite der Calotte erheben; er führt den Namen Le petit Mulet supérieur und ist der höchste europäische Fels, da er 14,600 Fuß hoch, also nur 210 Fuß unter dem Gipfel liegt. Die ersten Spuren organischen Lebens fanden sich auf diesem Steine; doch es waren nur sehr verkümmerte Flechten, die sich fest und vertraulich dem Fels anschmiegen. In einigen Proben des verwitterten Gesteins wurden

erst drei Monate später, und zwar in Berlin von Professor Ehrenberg, einige Polygastern gefunden, unter ihnen die bereits oben erwähnte Calladina rediviva.

Auch auf dem unteren kleinen Maulthierfels leben cryptogamische Gebilde; aber ebenfalls sehr verkümmert.

Das Hinabsteigen an dem Mur de la Côte bereitete die erste Schwierigkeit auf dem Rückwege; es ging sehr langsam von Statten. Um 3 Uhr wurde der Corridor erreicht, wo wiederum vollkommene Windstille herrschte. Abermals stellten sich bei Dr. Pitschner Kopfschmerz, Uebelkeit und sogar Erbrechen ein; Schnee und Eis erschienen vor den flimmernden Augen momentan von grüner Farbe.

Blendend ward das Sonnenlicht von den Schneeflächen zurückgeworfen; es trat ein brennender Durst ein, der auf einige Minuten durch Rosinen gestillt wurde. Die Sonne hatte den Schnee erweicht und die Wanderer sanken oft bis an die Kniee ein. Wegen der erweichten Schneemassen mußten sie nach dem Monts maudits zum Grand-Mulet Fels hinabziehen. Aber auch dort brachen sie durch den Schnee und mußten den Weg wieder ändern. Um 5 Uhr Nachmittags konnten sie nicht mehr weiter; die Schneemassen waren nicht mehr zu bewältigen, der Rückweg war unmögich, der Grand-Mulet lag noch vier Stunden entfernt. Den brennenden Durst konnte Schnee und Eis nicht lindern, die Sonnenstrahlen wurden noch immer wie von Brennspiegeln zurückgeworfen.

Nachdem die erschöpften Männer eine Zeit lang ausgeruht hatten, brachen sie wieder auf, alle ihre Kraft zusammenraffend und nach langer Mühsal, körperlich und geistig fast aufgerieben, erreichten sie um 8 Uhr 35 Minuten den Grand-Mulet.

Entkräftet sanken Alle auf die ausgebreiteten wollenen Decken in ihren von Schneewasser völlig durchnäßten Kleidern, zusammengekauert um den kleinen Ofen, dessen milde Flammen Allen Wärme spenden und die Kleider trocknen sollten. Warme Getränke gaben etwas Erquickung, das Verlangen nach fester Nahrung hatte sich noch nicht eingestellt, Alle versanken in einen tiefen Schlaf, der bei Dr. Pitschner 10 Stunden dauerte, ohne durch den Lawinendonner gestört zu werden. Als er aber am folgenden Morgen

um 7 Uhr erwachte, war sein Gesicht dick geschwollen und er empfand darin einen stechenden Schmerz. Er öffnet die schweren geschwollenen Augenlider und erkennt keinen Gegenstand, nicht einmal den Zeigefinger vor seinen Augen, die von der Gletschersonne geblendet worden sind!

Es ward beschlossen, drei Stunden dies Leiden abzuwarten; dasselbe hatte sich jedoch um 10 Uhr noch nicht gebessert und nun durfte man mit dem Rückmarsch nicht länger zögern. Joseph Tairraz, der kräftigste unter den Führern, nahm den Schneeblinden bei der Hand und führte ihn unter unnennbaren Mühen und Anstrengungen über den Taeconay-Gletscher. Endlich, Mittags zwischen 1 und 2 Uhr, als sie bereits auf dem Gletscher von Buissons waren, kam dem Patienten wieder der erste Lichtschimmer, er konnte den hellen Schnee von den dunklen Spalten schon unterscheiden. Ein Sturz von Felsmassen verursachte nur vorübergehenden Schreck; Nachmittags 4 Uhr betraten die Füße wieder das feste sichere Land, nach zwei Stunden ward die Sennhütte von Paraz erreicht. Auf dem ärmlichen Lager des Senn, in dessen trockene Wolldecken gehüllt, ruhete Dr. Pitschner eine halbe Stunde aus und erquickte sich durch eine Schale frischer Alpenmilch. Um 7 Uhr wurde die Hütte bei der Cascade von Dard erreicht, um 8 Uhr der Weiler von Tisseurs, in den nächsten zwanzig Minuten das Dörfchen Barraz.

Bis dorthin waren alle Freunde und Verwandte der Führer ihnen entgegengegangen und sie schlossen einander in die Arme; waren doch die Rückkehrenden nach Umständen wohl, wenn auch ihre gebräunten und aufgeschwollenen Gesichter nebst den rothunterlaufenen Augen Zeugniß ablegten von der Macht der Gletschersonne.

Auch die Freunde und Landsleute des Dr. Pitschner waren ihm bis Barraz entgegen gegangen. Die preußische Fahne, welche zum ersten Mal in diesem Thale wehte, umgeben von den beiden Nationalfahnen Sardiniens und der Schweiz, flatterten lustig und unter lautem Zuruf der jubelnden Menge ward beim Einzug nach Chamouny die preußische Volkshymne „Heil dir im Siegerkranz“ gesungen. Kanonensalven, Illumination und Feuerwerk machten

den Abend zu einem Fest und die allgemeine Theilnahme an der glücklichen Rückkehr sprach sich auf das wärmste aus.

Die Nachwehen sollten jedoch dem muthigen unternehmenden Dr. Pitschner nicht erspart werden. Im Laufe von zehn Tagen löste sich die Haut vom Gesichte allmälig ab. Der Frost hatte den linken Arm ergriffen und die linke Hand war verletzt; es trat nun eine Knochenhautentzündung ein, welche Arm und Hand in Gefahr brachte. Doch gelang es der Geschicklichkeit des geschickten Operateurs Dr. Petruschki, die bereits brandig gewordene linke Hand zu retten und nur das erste Glied des Daumens ging verloren.

Zweiter Abschnitt.

Monterosa und Matterhorn.

1. Ansicht.

Die Walliser Südalpen, von B. Studer die „Matterhorn-Gruppe" genannt, bieten, was wilde Pracht der Schnee- und Eisgefilde, gewaltige Entwickelung der Gletscherströme und kolossale Massenerhebung des Hochgebirges betrifft, wohl das Großartigste, was die an wunderbarer Schönheit und Mannigfaltigkeit der Alpenwelt so reiche Schweiz aufzuweisen hat. Sie bilden sowohl an Umfang wie an durchschnittlicher Höhe die mächtigste Erhebung des ganzen Alpengebietes. Vom großen St. Bernhard bis zum Tosathal sich erstreckend, erscheint ihre Masse doppelt so groß, als die der Montblancgruppe und um mehr als die Hälfte größer als die der Finsteraarhorngruppe. Fast in der Mitte erhebt sich die Riesenpyramide des Matterhorns (Grand Mont Cervin), höher als Jungfrau und Finsteraarhorn; am Südwestende des Zuges steht der Grand Combin, am Südostrande der Monterosa, der Nebenbuhler des Montblanc, nur wenige hundert Fuß hinter diesem zurückbleibend. Die in nördlicher Richtung zum Rhonethal sich abzweigenden Stöcke — Dentblanche, Weißhorn, Mischabelhörner — stehen an Höhe und Mächtigkeit der Erhebung dem Hauptstock wenig nach.

Vor fünfzig Jahren war das Walliser Hochgebirge noch wenig besucht und fast unbekannt. Im Süden und Osten fällt es schroff



Monte-Rosa.

in tiefe Thäler ab; im Norden und Westen hat es sich mit Hochfirnen und weiten Gletschergebieten verschanzt. Um in die Nähe seiner hohen Häupter zu kommen, wählt Alles, was von Westen oder Osten und Norden in's obere Wallis vordringen will, den Thaleinschnitt, der von Vispach, einem kleinem Ort an der Rhone, in's Nicolaithal nach Zermatt führt. Dieses Thal ist bekanntlich öfters von Erdbeben heimgesucht worden; im Dörfchen St. Nicolaus verspürte man im Jahr 1856 nicht weniger als 41 starke Erdstöße. Das Dörfchen Zermatt — fast ebenso ärmlich als St. Nicolaus, doch mit einigen guten und kostspieligen Gasthöfen versehen, den Hauptquartieren der Mitglieder des englischen Alpenclubs — liegt am Ende dieses Hochthals, aus welchem nur hohe und schwierige Alpenpfade in die Seitenthäler und der höchste aller Gletscherpässe nach Piemont in's Val Tournanche führen. Es ist der 10,242 Fuß hohe St. Theodulpaß, die Einsenkung zwischen dem Breithorn und Matterhorn.

Von Vispach führt ein anderer Weg nach dem von Lawinen oft bedrohten Pfarrdorf Saas und aus dem Saaserthal über einen hohen, sehr beschwerlichen und gefährlichen Gletscherpaß, dem des Monte-Moro, nach Macugnaga in das Thal gleichen Namens, hart an die Ostflanke der Monterosakette anstoßend. Um die in ewig starren Winter gehüllte Hochgebirgswelt mit ihrem furchtbar steilen Absturz nach dieser Seite in der ganzen Fülle ihrer erhabenen Schönheit anschauen und bewundern zu können, sollte der Wanderer zuvörderst dieses tiefe und sehr warme Thalbecken von Macugnaga besuchen, aus welchem der Monterosastock in einer fast senkrechten Wand von nahezu 9000 Fuß Höhe sich emporgipfelt. Um freie und große Ansichten zu gewinnen, muß man von Zermatt auf hohe Gebirgsgräte und noch höhere Alpengipfel steigen. Weltberühmt ist das nach dem Riffelberge so benannte R i f f e l h a u s, dem Gornergletscher gegenüber, 7908 Fuß über dem Meer. Von dort steigt man auf den noch 2200 Fuß höhern G o r n e r g r a t, einen aus kahlen Gneistrümmern bestehenden über den Riffelberg aufragenden Felsenkamm, um einen Rückblick zu gewinnen, der in den ersten Momenten geradezu überwältigend wirkt. Alles grünende, sprossende Pflanzenleben, alles sich regende und bewegende Thierleben ist verschwunden, wie durch ein Zauberwort verwandelt, ist

der ganze Erdball zu Schnee- und Eisgefilden geworden, aus denen die kahlen Felsrippen nur hier und da hervorschauen. Vor diesen unabsehbaren Firnflächen und Eismassen erscheinen die Berghäupter selber niedriger als sie sind, sie scheinen sich bergen und beugen zu müssen vor dem Schwall der Gletscherwogen eines sie umfluthenden Eismeeres. Tritt von dem 8500 Fuß hohen Brevent aus gesehen die Hoheit und Pracht des Montblanc in seinem blitzenden reinen Schneegewande erst recht hervor und wird die Bergmajestät als solche von jenem hohen Standpunkte erst recht eindringlich empfunden: so ist es hier die erhabene Schönheit der mit Firn umgürteten, von Gletscherströmen umflossenen Felsmassen, die in Form von breiten und schmalen Kämmen, von stumpfen und spitzen Hörnern aus der unabsehbaren Schneewüste aufragen. Und in der Mitte dieses Bildes steht wieder der Riesenobelisk des Matterhorns, zu steil himmelansteigend, um noch einen Schneemantel tragen zu können und nur in einzelnen Schründen mit Firn und Eis gepanzert. In seiner schlanken Form, deren Anblick schon schwindeln macht, bildet es einen herrlichen Gegensatz zum massigen Breithorn, das mit seiner gewaltigen Front den Lyskamm und die Monterosa-Spitze herabdrückt. Auf der anderen Seite hat das Matterhorn die ebenfalls sehr schlanke und fast ebenso hohe Dent blanche (das Steinbockhorn) sich gegenüber, im reinsten Weiß schimmernd. Noch prächtiger erscheint in seinem weißen Firngewande das noch 90 Fuß über das Matterhorn sich erhebende Weißhorn (13,890 Fuß); dann fesseln im Norden die gigantischen Mischabelhörner den Blick.

Man möchte, in die Anschauung dieses Bildes versenkt, nicht glauben, daß die erhabene Wildheit und Großartigkeit der Aussicht vom Gorner-Grat noch übertroffen werden könnte. Und doch ist dies der Fall, wenn man in entgegengesetzter Richtung von Zermatt das Nicolai-Thal wieder zurückwandert und das freistehende hart in's Thal vorgeschobene 10,794 Fuß hohe Mettelhorn besteigt. Von diesem hohen Gipfel aus gesehen, erscheinen Cima die Jazzi (ein östlich vom Gornergrat gelegener sanft abgerundeter Schneeberg von 13,240 Fuß Höhe), Monterosa, Lyskamm, die Zwillinge und das Breithorn noch viel erhabener und der Kontrast zwischen ihren weißen Firnen und meilenlangen Eisströmen oben, mit den grünen Wäldern,

Wiesen und freundlichen kleinen Dörfern unten im Thal, macht den Anblick um so ergreifender.

Denselben Vortheil, die Riesen der Hauptkette aus der grünen Thalmulde aufsteigen zu sehen, hat man jedoch schon auf dem Hörnli, der bekannten und beliebten Spitze vor dem Matterhorn, zu der man auf dem Wege nach dem Gornergrat gelangt. Dort sieht man vom Monterosa die vier höchsten Spitzen; der Lyskamm erscheint als prächtig gerundeter Eisdom und das Matterhorn in seiner ganzen stolzen Schöne tritt so nahe hervor wie die Jungfrau an der Wengernalp.

2. Erste Besteigungen des Monterosa.

Der Monterosa hat nicht weniger als neun Gipfel, die nach den Messungen der Gebrüder Schlagintweit folgende Meereshöhen haben: das Nordend 14,153 Fuß und die höchste Spitze, von den Thalbewohnern das „Gornerhorn", von den Schweizern zu Ehren ihres Generals die Dufourspitze genannt, 14,284 Fuß*). Beide Gipfel sieht man vom Gornergrat. Beide gehören noch zum Schweizer Kanton Wallis. Ein Schneesattel von etwa 750 Schritt Länge führt vom Gornerhorn auf die Zumstein-Spitze, nach einem der ersten Ersteiger so benannt: 14,064 Fuß. Um 20 Fuß niedriger ist die Signalkuppe 14,044 Fuß. Diese vier Gipfel sind die nördlichsten und bilden die höchste Zinne des Monterosa. Sie liegen in einem Halbkreis, der den Hintergrund des Anzascathales umschließt; nach Osten senden sie den Macugnaga-Gletscher, nach Westen den Gorner-Gletscher, den längsten der Gruppe, und nach dem Aletschgletscher den bedeutendsten der ganzen Schweiz.

An die genannten vier Gipfel reihen sich in gerader Richtung nach Süden, gleichsam den Stiel der Rose bildend, die Parrot-Spitze 13,668 Fuß, nach dem Reisenden Parrot, der im Jahre 1817 die ersten Nivellirungen am Monterosa vornahm, so benannt; die Ludwigshöhe, 13,350 Fuß, nach dem Freiherrn Ludwig

*) Nach neueren Messungen hat die höchste Spitze: 14,278 Fuß, Nordend 14,197 Fuß, Signalkuppe 14,040 Fuß, Zumsteinspitze 14,077 Fuß, Parrotspitze 13,678 Fuß, Ludwigshöhe 13,373 Fuß, Vincentpyramide 12,963 Fuß

von Welden, der sie 1823 den 25. August (am Ludwigstage) zuerst bestieg, getauft; das Schwarzhorn 13,222 Fuß, das Balmenhorn 13,068 Fuß, von den Gebrüdern Schlagintweit wegen seiner Form so benannt; die Vincentpyramide 13,003 Fuß, und der Sattel zwischen dem Nordend und der höchsten Spitze, 13,938 Fuß.

Die Vincentpyramide führt ihren Namen von Herrn Nicolaus Vincent, dem ersten Monterosaersteiger, der von Piemont aus den 5. August 1819 glücklich die genannte Spitze erreichte. Am 10. August wurde sie vom Kanonikus Bernfaller und am 12. August noch einmal von den Herren Vincent und Zumstein erstiegen.

Den ersten Versuch, auf die beiden höchsten Kuppen, Nordend und Dufourspitze, zu gelangen, machten die Professoren Ordinaire und Puiseux aus Besançon am 13. August 1847 mit den vier Führern: Johannes Brantschen, Joseph und Matthias Taugwalder und Joseph Moser. Von Zermatt aus gingen sie am 12. August, mit Proviant und Wolldecken wohl versehen, auch ein Barometer mit sich führend, für welches correspondirende Beobachtungen in Turin gemacht wurden, über den Riffelberg, am Riffelhorn vorbei eine Strecke auf dem Gornergletscher hin, den sie dann überschritten, um am Fuße des Gornerhorns auf einem Felsen über dem See (der aber ausgelaufen war) ihr Nachtlager zu halten. Mühsam hatte man das Holz heraufgeschleppt, und während der Nacht wurden drei Feuer unterhalten, da die Wolldecken in der schneidend kalten Luft wenig schützten. Um 4¼ Uhr brachen sie wieder auf; der Morgen war sehr schön und sie erreichten die Höhe des Grates um 10½ Uhr. Sie hatten eine Höhe von 13,938 Fuß erreicht, aber noch keineswegs die höchste Spitze; denn westlich ragten noch 346 Fuß höher die steilen Felswände empor, die sie nicht zu erklimmen vermochten. Sie konnten bei sehr reiner Luft südlich den Lago maggiore und die ganze Lombardei übersehen; nach dem Thalgrund von Macugnaga senkte sich ein steil abfallender Gletscher, zu welchem ein Firnfeld führte, das ihn überragte, so daß sie nur mit größter Vorsicht sich dem Rande nähern konnten. Spät am Abend rückten sie wohlbehalten wieder in Zermatt ein, wo Professor Melchior Ulrich aus Zürich mit ihnen zusammentraf, in welchem sie den Vorsatz rege machten, gleichfalls die Er-

steigung zu wagen. Im folgenden Jahre (1848) führte er in Gemeinschaft mit seinem getreuen alpenkundigen Führer Johannes Madutz von Matt im Kanton Glarus und einem eingeborenen zuverlässigen Führer, Matthias zum Taugwald, seinen Vorsatz aus, kam aber auch nur bis auf den gegen die Nordspitze sich hinziehenden Schneesattel, da ein kalter, eisiger Wind wehete, der ihm die wie Nadeln stechenden feinen Eiskrystalle in's Gesicht trieb.

Jeder Versuch, auch wenn er mißglückt oder nur theilweise gelingt, bleibt werthvoll; denn die Erfahrungen, die er gewährt, kommen den Nachfolgern zu statten. Die Schilderung, welche Herr Ulrich von seiner Ersteigung gibt, bietet manches Interessante. Freitags den 11. August traf er in Zermatt ein und gleich nach dem Mittagessen wurden die Zurüstungen zur Auffahrt gemacht, — Schinken, Käse, Wein, Brod, Kaffepulver zusammengepackt, eine Wolldecke darüber gewickelt und um 4 Uhr Nachmittags brachen die Drei auf. Der Wegführte durch den Wald hinauf zu der Riffelhütte, wo Milch und verschiedene Kochgefäße mitgenommen wurden. Gegen 6 Uhr ging's weiter auf den Berg (den Riffel), von dessen Höhe ihnen im goldenen Licht der Abendsonne das Breithorn und östlich davon die beiden Zwillinge entgegenglänzten (von Berchtold Castor und Pollux genannt); an sie schloß sich der Lyskamm (von Berchtold Silberlast genannt) an. Nun ward das Riffelhorn, ein röthlich brauner von Eisen durchdrungener mäßiger Felszahn, umgangen und das Auge erblickte über der „rothen Kumme" den Monterosa, durch einen Schneegrat mit dem Lyskamm verbunden. Es war 7½ Uhr und die Dämmerung bereits eingebrochen. Ohne Aufenthalt wanderten sie eine Stunde lang an dem Gornergletscher hin, anfangs hoch über demselben, über manchen scharfen Felskopf kletternd. Um 8½ Uhr langten sie „in den Gadmen" an, ein geschützter Punkt, der zum Nachtquartier bestimmt war. Er befindet sich einige Schritte oberhalb des Gletschers an einer Felswand. Ein Viereck von etwa vier Fuß hoch aufgeschichteten Steinen — von den Schafhirten errichtet — ward zur Küche ausersehen. Ein in der Nähe rieselnder Bach lieferte das Wasser, ausgedörrte Wurzeln in den Felsritzen und dürres Wachholdergesträuch das Brennholz. Die eigentliche Holzvegetation hatte hier bei 8474 Fuß Höhe aufgehört; aber

in früherer Zeit war sie doch noch vorhanden gewesen. Bald loderte unter dem Kessel ein lustiges Feuer, doch das Wasser war eisig kalt und es dauerte lange, bis es zum Sieden kam. Herr Ulrich bereitete sich Thee, die Führer hielten's mit dem Kaffee. Das Thermometer zeigte 7° C. Es war eine prachtvolle Mondnacht, kein Wölkchen am dunkelblauen Himmel. Die Bäche im Gletscher flossen die ganze Nacht hindurch, erst in der Morgenkühle standen sie still.

Das Nachtlager wurde etwas über der Küche in einer Felshöhle gesucht; Herr Ulrich hüllte sich in seine Decke und legte sich auf den harten Stein, konnte aber nicht zum Einschlafen kommen. Die Führer stiegen wieder in die Küche hinab, zündeten ein Feuer an und suchten sich dabei zu erwärmen. Um 3 Uhr kochten sie sich eine Suppe und dann ward noch Kaffee bereitet; um 4½ Uhr ward aufgebrochen. Der Gletscher mußte überschritten werden. Das Wasser auf demselben war in klares Eis verwandelt. In kurzer Zeit gelangten sie zu dem Guffer (Schuttwall) am Fuße des Gornerhorn-Gletschers, wo gewöhnlich ein kleiner See, der „Gornersee“ sich vorfindet, auf welchem, wie auf dem Aletsch-See, die Eisblöcke schwimmen. Doch war zu dieser Zeit nichts von ihm zu sehen; er war ausgelaufen.

Durch diesen Guffer und ein Felsriff, das sich über denselben erhebt, wird der Gornerhorn-Gletscher in zwei ungleiche Theile getheilt. Er steigt in mehreren Absätzen sehr steil gegen die Höhe hinan, wird an seinem östlichen Ende von der Nordend-Spitze gekrönt, an dem westlichen von der höchsten (Dufour-) Spitze, welche beide durch einen Firnkamm mit einander verbunden sind.

„Nachdem wir — erzählt Herr Ulrich weiter — den Guffer hinangestiegen, befanden wir uns auf einem Firnfeld am Fuße des Gletschers. Wir stiegen ein steiles Schneefeld hinan. Hier handelte es sich nun darum, ob wir uns rechts den steilen Abhang hinauf wenden und die größere Hälfte des Gornerhorn-Gletschers jenseits des Riffes hinansteigen wollten, welchen Weg die beiden Franzosen im vorigen Jahre eingeschlagen. Wir zogen vor, auf dem östlichen Theil des Gletschers zu bleiben und hier einen Weg gegen die Höhe zu suchen. Der „Weißthorpaß“ lag östlich neben uns; der Ausläufer des Nordendes gegen diesen hin hielt die

Strahlen der Sonne von uns ab; wir wanderten im Schatten. Bald kamen wir an eine Stelle, wo der Gletscher zwischen dem Nordend und dem Felsenriffe sich durchdrängte. Hier war Alles bunt durcheinander. Firnwürfel von immenser Größe, die von dem Gletscher, der sich nördlich vom Nordend gegen das Weißthor herabsenkt, herabgestürzt, lagen auf einander geschichtet. Es war ein Gletscher in Trümmern." Madutz mit seiner Gletscherkenntniß fand leicht den Weg durch dieses Wirrwarr. Oefters mußte das Beil zu Hülfe genommen werden, um die Höhe eines Firnwürfels zu erreichen, da der Schnee noch hart war. Als die Höhe erreicht war, blitzte die Sonne über die Felsriffe der Nordendspitze hervor. Herr Ulrich schützte seine Augen durch Schleier und grüne Brille, verwahrte auch Hände und Ohren. Eine Staublawine stürzte vom Nordend auf den Gletscher, doch ohne den Aufstieg zu hemmen. Nun aber kam man an drei Gletscherterrassen, gebildet durch drei gewaltige Rollen. Mit dem Beil wurden Stufen eingehauen. Als der dritte Rollen erstiegen war, lag das durch prachtvolle Felsmassen ausgezeichnete Breithorn nebenan und beugte sein Haupt; der Lyskamm hatte sich schon früher überwunden gegeben. Allein ein Blick in die Höhe zeigte den Aufsteigenden, daß sie von ihrem Ziele noch fern waren. Wohl waren die schwierigsten Stellen des Gletschers überwunden, doch nun stellten sich in der reinen dünnen Luft (man hatte die Höhe von 12,000 Fuß erreicht) Athembeschwerden ein. Sie konnten nicht mehr als 30 Schritte nacheinander machen, dann mußten sie stehen bleiben, um, auf den Alpstock gestützt, wieder Athem zu schöpfen. So ging es ziemlich langsam den letzten Theil des Gletschers hinauf. Etwas Kirschbranntwein auf Zucker erfrischte die Lebensgeister. Um 11¼ Uhr war die Höhe des Grates erreicht, nach einer Wanderung von 6¾ Stunden.

Sie schritten zuerst gegen Süden vorwärts, um die Aussicht dahin zu gewinnen. Der Firn hörte aber mit einem Male auf; als wenn er abgerissen wäre, so ragten die Schneeränder in die Luft hinaus. Dabei tobte ein Sturmwind, der kaum das Stehen erlaubte. Es war unmöglich, bis an den Rand des Abgrundes vorzugehen; der Gletscher stürzt hier in einem fast senkrechten Absturze 7000—8000 Fuß gegen Macugnaga hinab. Eine Nebel-

masse stieg empor, welche sowohl diesen Abgrund als die übrigen Spitzen des Monterosa verschleierte und die Aussicht auf Italien gänzlich hemmte. Der Biswind stritt mit dem Föhn; dieser jagte immer neue Nebelmassen gegen die Höhen heran, welche jener zurückdrängte, so daß sie am Rande des Abgrundes sich aufthürmten.

„Bei unserem eilfertigen Rückzuge wandten wir uns sogleich gegen das Horn der höchsten Spitze, das südlich vor uns lag und stiegen dasselbe hinan. Es erhebt sich 346 par. Fuß. Ich hatte bereits ein Firnfeld von etwa 50 Fuß Höhe zurückgelegt und hätte nun die Felsen, die circa 60 Grad Steigung haben, hinansteigen müssen. Da aber auch hier der Wind so gräßlich tobte, daß Gefahr beim Hinaufklettern zu fürchten war, so erklärte ich den Führern, ich wolle nichts riskiren und werde wieder auf den Sattel hinabsteigen, um dort eine Stelle zu suchen, wo ich einigermaßen gegen den Wind geschützt wäre. Der Sattel gegen das Nordend hin ist nämlich durchaus nicht flach, wie er von unten gesehen erscheint, sondern erhebt sich bald in Firnhügeln, bald senkt er sich in Schluchten. Schnell war eine Stelle hinter einem Firnhügel gefunden, die ich mir als Zufluchtsort wählte. Ich erklärte den Führern, wenn sie Lust hätten, die höchste Spitze zu erklimmen, so sollten sie es versuchen; ich wollte ihrer warten. Sie gingen mit Hammer und Seilen bewaffnet. Ich pflanzte sogleich meinen Barometer auf, hatte aber bei dem beißenden Winde, vor welchem mich der Firnhügel nur wenig schützte, viele Mühe, ehe ich die Beobachtung zu Stande brachte, auch mag sie nicht zu den genauesten gehören, da ich den schwankenden Barometer immer festhalten mußte. Er zeigte 12. August $11^{1}/_{2}$ Uhr Vormittags 442,60 Millimeter; das befestigte Thermometer —2° C., mit Zürich verglichen Höhe 14,004 par. Fuß. Man kann sich meine Lage denken, auf dieser Höhe bei einem durchdringenden Nordwinde und 2 Grad Kälte. Ich wurde mehrere Male ganz durchschüttert, obwohl ich warm gekleidet war. Auch der Schleier wurde mir fortgerissen, ich konnte ihn aber wieder erhaschen, doch nicht festbinden, wegen der Kälte.

„Nach einer guten halben Stunde jauchzten mir die Führer von der Höhe herab zu. Ich antwortete, ungeachtet ich eigentlich nicht zum Jauchzen aufgelegt war. Da ich die Aussicht gegen Italien preisgeben mußte, so wandte ich mich gegen Norden. Hier

lag ein ganzes Gewirr von Bergen vor mir in ehrerbietiger Entfernung. Nur drei ragten noch einigermaßen empor: der Montblanc, das Matterhorn und das Weißhorn. Der Montblanc mit seiner Kuppe erhob sich noch etwas über meinen Standpunkt, er zeigte sich südwestlich hinter dem Matterhorn. Dieses mit dem Weißhorn erschien, als ich mit dem Bergstocke visirte, etwas unter meinem Standpunkte zu sein, so daß ich ungefähr auf einer Höhe von 13,900 Fuß sein mochte, worauf auch die Barometerbeobachtung hin wies.

„Von Unbehaglichkeit spürte ich gar nichts, die Einwirkung des Windes abgerechnet; ich probirte meinen Puls, er that 100 Schläge in der Minute. Da der Wind in Stößen sich merklich machte und die oberste Schneeschichte immer aufregte, so war ich zuweilen ganz in Schneegestöber gehüllt, Schnee und Eisstücke wurden mir in's Gesicht getrieben, so daß ich wie mit Nadeln gestochen wurde. Ich versuchte es einige Male, hinter dem Firnhügel hervorzugehen, aber der gewaltige Wind jagte mich gleich wieder zurück. So blieb ich an meinen Zufluchtsort gebannt. Hunger und Durst spürte ich nicht, auch kam mir kein Gedanke an's Rauchen. Der Wind nahm alle meine Gedanken in Anspruch. Die Aussicht gegen die östlich liegenden Berge war durch Firnhügel etwas beengt, so daß ich nur die westlichen unter mir hatte. Ich kann nicht sagen, daß es ein imposanter Anblick war. Es war, als wenn man von einer Tribüne auf eine Volksversammlung heruntersehen würde; wie hier Kopf an Kopf, so Berg an Berg, sie verschoben sich ganz ineinander, — nur die drei erstgenannten traten hervor, das Matterhorn aber in einer ganz anderen Form; es hatte gegen Süden ein breites Fußgestelle.

„Da die Führer noch immer nicht erscheinen wollten, so jauchzte ich ihnen zu; sie antworteten in einer ziemlichen Höhe. Sehen konnte ich sie nicht. Endlich nach 1 Uhr kamen sie das Firnfeld herunter auf mich zu; sie hatten eine gute Stunde zum Herabsteigen gebraucht."

Madutz erzählte nun, wie schwierig es gewesen sei, auf die letzte Spitze zu kommen. Der Fels soll überall mit Eis überzogen und auch die Einschnitte mit Eis ausgefüllt gewesen sein, so daß überall der Hammer zu Hülfe genommen werden mußte. Auf der Höhe

wäre kaum Raum zum Sitzen gewesen und zu stehen hätten sie nicht gewagt des starken Windes wegen. Taugwalder habe auf der Spitze erklärt, er wolle lieber sterben, als den gleichen Weg hinunter machen. Er (Madutz) habe ihn jedoch beruhigt, an ein Seil gebunden und vor sich hinuntersteigen lassen bis zu einem sichern Standpunkt; dann sei er nachgefolgt.

Der höchste Gipfel des Monterosa ist nicht eine Spitze, wie sie von unten erscheint, sondern ein kammartiges Horn, das sich von Osten nach Westen in ziemlicher Ausdehnung hinzieht und von dem Sattel, der vom Norden sich gegen Süden zieht, in beinahe rechtem Winkel absteht. Es sind zwei ziemlich gleich hohe Kuppen — die westliche ist nach den Messungen der Gbr. Schlagintweit 22 Fuß höher, — durch einen Eisgrat miteinander verbunden. Der Kamm ist oben kaum einige Schuh breit, gegen Ost ist der Absturz nach dem Maeugnagathal wohl 8000 Fuß, gegen West senkt sich derselbe in mehreren Absätzen zum Gornerhorngletscher hinab, gegen Süden stürzt er beinahe senkrecht mehrere tausend Fuß zum Monterosagletscher hinab, der die höchste Spitze mit dem Lyskamm verbindet; gegen Norden etwa 400 Fuß tief gegen den Sattel, auf welchem Herr Ulrich, geblieben war.

Auf der Höhe saß Madutz auf einem Steine, Taugwalder rittlings. Sie waren auf der östlichen Spitze und durften es nicht wagen, über den Eiskamm hinüber zur westlichen (der 22 Fuß höheren sogenannten Dufourspitze) zu schreiten. Madutz schlug einige Stücke vom Gestein ab und brachte sie herunter; es war Glimmerschiefer mit röthlichem Anflug.

Um 1 Uhr 10 Minuten traten die Drei den Rückweg an und hielten dieselbe Linie ein, die sie gekommen. In Zeit von einer halben Stunde hatten sie schon eine bedeutende Tiefe erreicht; der Schnee war etwas weicher geworden und gewährte festen Tritt. Unter den Gletschertrümmern wurde er aber sehr weich und sie sanken zuweilen bis an die Kniee ein. Eßlust war noch immer nicht gekommen; Madutz klagte über heftigen Schmerz in den Augen, die er nicht ordentlich geschützt hatte; auch überfiel ihn eine große Müdigkeit, so daß er zurückblieb. Herr Ulrich ging mit Matthias Taugwald allein über den Gornergletscher; sie geriethen aber in eine Menge von Schründen und fanden nur mit Mühe einen

Ausweg. Um 4 Uhr 45 Minuten langten sie in den Gadmen bei ihrem Nachtquartier an, schritten um 5 Uhr auf die rothe Kumme zu und dann ging's den Berg hinab in die Riffelhütten. Um 8 Uhr Abends hatten sie Zermatt erreicht. Madutz langte erst um 10 Uhr an und war den folgenden Tag ganz schneeblind; auch Taugwald mußte das Bett hüten — zur Strafe, daß sie sich nicht besser gegen die Sonnenstrahlen geschützt hatten.

Im August des folgenden Jahres (1849) wurde von den Herren Ulrich, Gottlieb Studer und Dr. Lauterburg (beide letztere aus Bern) abermals ein Versuch gemacht, den Monterosa zu besteigen und dies Mal war das Nordend der Zielpunkt. Beim Hinaufsteigen verspürten sie gar keine Athembeschwerden. Als sie den Firnkamm zwischen dem Nordend und der höchsten Spitze erreicht hatten, machte der Puls des Herrn Lauterburg 110 Schläge in der Minute, der des Herrn Ulrich 82. Die Schlucht nach Macugnaga hinab war ganz nebelfrei, dennoch konnte man nicht bis auf den Grund hinabsehen; die Aussicht nach der Lombardei war lohnender, doch nicht gerade schön. Ueber den Lago maggiore und Lago d'Orta war ein Nebelmeer ausgebreitet, das Land weiter in bläulichen Dunst gehüllt. In weiter Ferne gegen Osten erschienen Schneegipfel, der Richtung nach Bernina und Ortles. Diesmal schien auch auf dem Monterosa die Sonne in hellstem Glanze; die oberste Spitze winkte aufwärts, die Zumsteinspitze und Signalkuppe erschienen von derselben Höhe wie der Firnkamm. Auf einem schmalen Eisgrat suchten die Herren Studer und Lauterburg mit den beiden Führern auf die Spitze des Nordendes zu gelangen; es mußten Schritt vor Schritt Tritte in das Eis gehauen werden und alle vier Männer hatten sich durch ein Seil verbunden. Abermals erhob sich wieder ein so kalter und schneidender Wind, daß Madutz das Beil nicht mehr halten konnte, ohne das Endziel erreicht zu haben, mußten sie wieder zurück.

Im Jahre 1851 machten die Brüder Adolph und Hermann Schlagintweit einen Versuch zur Ersteigung der höchsten Spitze, kamen jedoch auch nur, wie die Führer des Herrn Ulrich 1848, auf die östliche Kuppe und die etwas höhere westliche war von dort aus nicht zu erreichen. Sie brauchten fast zwei Stunden nur um die 346 Fuß über dem Firnkamm aufragende Kuppe zu

ersteigen, mußten die dünne Eiskruste, die den Felsen überzog, abschlagen, auch einige Mal in die Felsenspalten Meißel einschlagen, um sich an denselben festzuhalten. Bei dem steilen Abfall der Felswände nach allen Seiten hatte die Kuppe nur wenig Quadratmeter Raum. Das Barometer zeigte (12 Uhr 20 Minuten) 438,18 Millimeter; das vom Sonnenlicht beleuchtete Thermometer $5\frac{1}{2}$ Grad C. unter dem Gefrierpunkt; um 1 Uhr zeigte das Barometer 437,99 Millimeter, das Thermometer — 4,8° C.; das befestigte Thermometer — 5,2° C. Da die Luft ruhig war, konnten sie länger als eine halbe Stunde auf dem Gipfel verweilen. Die Rundsicht war sehr günstig und reichte von den Apenninen bis zu den Alpen des Berner Oberlandes und Graubündens. Von Thälern sind nur das des Gornergletschers und das von Macugnaga auf größere Weiten zu verfolgen, die übrigen waren fast alle verdeckt. Im Absteigen nahmen sie die Richtung gegen den Gornersee. Auf einer kleinen Felseninsel ob der Platte fanden sie in einer Höhe von 11,462 par. Fuß noch phanerogamische*) Pflanzen.

Nachdem sich Italiener, Schweizer und Deutsche an der Eroberung des Monterosa versucht hatten, durften die Söhne Albions nicht zurückbleiben. Man wundert sich fast, daß sie, welche dem Sport des Alpenkletterns mit besonderer Leidenschaft zugethan waren und allen anderen Nationen voran gehend, einen Alpen-Club gestiftet hatten, sich nicht unter den Ersten befanden, welche die Monterosa-Spitzen erklommen. Dafür sollte ihnen jedoch die Genugthuung werden, daß zwei der Ihrigen zuerst die oberste Spitze der höchsten Kuppe erreichten.

Auf den ersten Anlauf gelang es ihnen freilich auch nicht. Am 1. September 1854 gelangten drei Herren Smith aus Great-Yarmouth über den uns schon bekannten Sattel auf jene östliche Spitze, die schon zwei Mal erstiegen war. Sie errichteten dort einen Steinhaufen, senkten einen Stock hinein und hängten — in Ermangelung farbiger Stoffe — ein weißes Hemde daran. Das war die erste Fahne, welche auf den Höhen des Monterosa wehte. Gleich am folgenden Tage unternahm auch Professor Kennedy aus

*) Mit deutlichen Blüthen.

Cambridge die Besteigung; es erging ihm aber wie sechs Jahre zuvor Ulrich — nur seine Führer gelangten auf die Spitze und ihm fehlten noch 60 Fuß, deren Erklimmung aufgegeben werden mußte. Mit englischer Beharrlichkeit wiederholte er jedoch am 11. September den Versuch und gelangte glücklich auf die Kuppe, wo er sein rothes Taschentuch als Flaggenschmuck neben Herrn Smith's Hemde aufpflanzte.

Daß auf dem bisher eingeschlagenen Wege die alleroberste Spitze nicht zu erreichen war, mußte jedem Kundigen einleuchten. So begann man denn im folgenden Jahre — 1855 — auf einem anderen Wege ihr beizukommen und gleich auf die westliche Spitze loszusteuern. Derselbe Herr Smith aus Yarmouth, der die östliche Spitze erreicht hatte, führte am 31. Juli 1855 nun diesen Gedanken glücklich aus unter der sehr geschickten Führung von Johannes zum Taugwald. Sie überschritten den Gornergletscher in seiner ganzen Breite, stiegen dann zu den Felsen „auf der Platte" empor und gingen nun in südöstlicher Richtung über weite Schneefelder aufwärts dem Felsenkamme zu, welcher von Westen auf die oberste Spitze führt. Nachdem dieser Kamm überklettert war, ging es dann über Eishänge, in welche Stufen eingehauen werden mußten und über steile Felsen an schwindelnden Abgründen vorbei. Wenn auch nicht ohne Mühe, so doch ohne Unfall ward die höchste (westliche) Spitze erklommen, von welcher sie nun auf die (22 Fuß) tiefer liegende Ostspitze herabsahen. Das Steinmannli war noch zu sehen, aber Herrn Smith's Hemde und Herrn Kennedy's Taschentuch war verschwunden; auch stärkere Fahnen würden dort oben eine Beute der Sturmgeister werden! Da einige lose Steine auf dem höchsten Gipfel — der gleichfalls wie der östliche aus Glimmerschiefer besteht — zur Verfügung standen, so baute man ein kleines Steinmannli und legte die Namen der ersten Ersteiger darin nieder.

3. Die Ersteigung durch die Herren Weilenmann und Bucher.

Einige Wochen nachher machte Herr Johann Jakob Weilenmann von St. Gallen, der rühmlichst bekannte Virtuos im Erklimmen

der höchsten Alpenspitzen*) und Herr Nationalrath Bucher von Regensberg im Kanton Zürich derselben höchsten Kuppe, welche der Engländer Smith erreicht hatte, auf demselben Wege einen Besuch. Sie hatten als Führer Johannes zum Taugwald (der die Engländer geführt hatte) und Peter zum Taugwald. Ein deutscher Archivrath, dessen lange Beine wohl zum Wandern auf der Ebene sehr geschickt, dessen Kräfte aber dem Hochgebirge nicht gewachsen waren — schon um seiner Kurzsichtigkeit willen — schloß sich an die Schweizer an. Dann kamen aber noch zwei junge Engländer mit zwei noch ganz unerfahrenen Führern, welche letztere den Anschluß suchten, weil sie selber der Führung bedurften und allein nicht hinaufgekommen wären. Es waren zusammen 10 Personen, die um 5½ Uhr Morgens am 14. August 1855 aus dem Riffel-Wirthshaus aufbrachen.

Der Weg führte zuerst bei den kleinen Seen am Fuße des Riffelhorns vorbei nach der rothen Kumme; von dort wandte man sich links dem Abhange des Gornergrats zu, wo ein betretener Pfad fast eben fortlief und die Gesellschaft an den Rand des Gornergletschers brachte. Dieser mußte überschritten werden und bot durchaus keine Schwierigkeit, da keine breiten Spalten zu überschreiten waren. Doch flossen einige nicht schmale Bäche über den Gletscher hin, die wie auf dem Lande sich ein Bett gegraben hatten und zu übersetzen waren. Von der Großartigkeit des Gletschers kann man sich einen Begriff machen, wenn man hört, daß die Wanderer, obwohl sie schnell gingen, doch 1¼ Stunden brauchten, um den Gletscherstrom in seiner Breite zu überschreiten.

Am jenseitigen Ufer angelangt, nahmen sie ihre Richtung nach der Felspartie „auf der Platte". Dort, nach einiger Rast und Stärkung für die nun folgende schwierigste Partie, wurde alles Entbehrliche zurückgelassen. In südöstlicher Richtung steuerte man auf das westliche Ende des Firnkammes hin, welcher auf die höchste Spitze führt. Je höher man stieg, desto weiter dehnten sich die Schneehänge und wenn auch nicht eben steil, waren dieselben wegen

*) Seine in verschiedenen Zeitschriften veröffentlichten interessanten Alpenfahrten hat er jetzt in dem Werke: Die Firnwelt (Leipzig 1872) zusammengestellt.

des staubigen Schnee's nicht leicht zu begehen. Johannes und Peter zum Taugwald hatten keine leichte Arbeit; sie gingen abwechselnd voran und geriethen zuweilen mit dem einen Fuße in eine tiefe Spalte. Die Uebrigen, welche einer hinter dem andern folgten, hatten es schon bequemer. Die einen trugen blaue oder grüne Schleier, die andern grüne Brillen, Herr Weilenmann beides. Um die Augen möglichst bei dem blendenden Schneeglanze zu schonen, ließ man sie auf dem dunklen Rücken des Vormannes ruhen, wozu man ohnedies meistens genöthigt war.

Links zog sich der Gornerhorngletscher hinab, welcher zwischen der höchsten Spitze und dem Nordende entspringt, mit seinem Chaos von Eiswürfeln und geborstenen Abhängen; in der Tiefe zur Rechten der Monterosagletscher, der dem weiten Firnmeere entströmt, das zwischen den höchsten Spitzen, Zumsteinspitze, Signalkuppe, Parrotspitze und dem Lyskamm sich ausdehnt.

Die Engländer und der Archivrath waren schlecht beschuht; der letztere trug dünnsohlige nur ein wenig mit Stiftchen benagelte Stiefel. Sie glitten nicht selten einen Schritt zurück, was für die hinter ihnen Gehenden sehr unangenehm war. Alle 10 bis 20 Schritt mußte Halt gemacht werden, um Athem zu schöpfen; gesprochen wurde gar nicht.

Erst als man auf dem Schneerücken angelangt war, trat der Fuß wieder auf nackten Fels. Noch einmal wurde ein Schneefeld überschritten, dann war der höchste Felsengrat erreicht — von der Platte bis dahin hatte man 3 Stunden gebraucht und nun eine Höhe, circa 14,000 par. Fuß erreicht. Herr Weilenmann, der sich unvorsichtiger Weise nicht mit wollenen Strümpfen versehen und dafür 3 Paar baumwollene und leinene übereinander gezogen hatte, fror sehr an die Füße und freute sich wieder in die Sonne zu kommen. Doch wurde dies Mal Niemand von Unwohlsein ergriffen, wenn auch Alle sehr matt geworden waren. Im Juli, als Herr Smith an diesen obersten Grat gelangte, war einer der ihn begleitenden Engländer ohnmächtig geworden und lag eine Zeit lang bewußtlos da, dem Erstarren nahe. Man brachte ihn an eine geschützte Stelle, zog ihm Schuh und Strümpfe aus, rieb Hände und Füße mit Schnee und brachte ihn wieder zu sich. Abgesehen von der größeren oder geringeren Reizbarkeit der Nerven der

Bergsteiger ist doch auch die Spannung und Temperatur der Luft so verschieden, daß mitunter auch schwächere Körperverfassungen ohne alles Unwohlsein davon kommen.

Auf dem verwitterten Grat, wo jeder Schritt sorgfältig erwogen werden mußte, wurden nun auch Schleier und Brillen abgelegt. Zu beiden Seiten, gegen Nord und Süd, gähnten fast senkrecht abfallende Schneewände, aus welchen hier und da spitze Felsen hervorragten. Wegen des frischgefallenen Schnee's war das Ueberklimmen des Grates besonders schwierig; wo die Sonne hin schien, da war er feucht geworden und wich unter Händen und Füßen. Klammerte man sich mit der nassen Hand an der von der Sonne nicht beschienenen Nordseite an, so blieb diese, sogleich anfrierend, kleben.

Herr Bucher, dem anfangs vor dem Schwindel bange war, gewöhnte sich bald an den Blick in die Tiefe. Die Engländer zeigten eine gewisse stumpfe Gleichgültigkeit, schienen das Gefährliche ihrer Lage gar nicht zu ahnen und benahmen sich äußerst unvorsichtig. Die Führer durften sie nie aus den Augen lassen und hatten ihre liebe Noth mit ihnen.

Johannes zum Taugwald war auf der kaum einen Fuß breiten Kante voran gegangen, aufrecht und schwindelfrei, mit den Füßen den Schnee stampfend, als ob er im flachen Felde ginge. Herr Weilenmann folgte ihm „mit angehaltenem Athem und nicht ohne Schaudern, gleichfalls aufrecht gehend.“ Endlich war man an den schroff aufragenden, nur noch 20 Fuß hohen Gipfel gelangt. Um aber an denselben heranzukommen, mußte man über eine Felsplatte schreiten, die glatt mit glänzendem Eise überzogen war und sich zum Gornergletscher hin neigte. Als dieses Hinderniß überwunden war, galt es noch eine kaminähnliche, fast senkrecht stehende Runse zu erklettern, welche auf die äußerste Spitze führt. Doch stellte sich da noch ein Hinderniß entgegen — eine Felsplatte schob sich vor, welche überturnt werden mußte. Peter zum Taugwald spreizte sich wie ein Kaminfeger fest in die Wände der Schlucht, ließ seinen Vetter Johannes auf seine Schultern treten und dieser überwand nun den Vorsprung mit kräftigem Armschwung.

Das Seil hatte er mit sich genommen und warf es Herrn Weilenmann zu, der es um das rechte Handgelenk wickelte; halb schwebend erreichte er mit den Knieen den vorstehenden Stein, dann bot ihm Johannes die Hand und mit wenigen Schritten hatte er die oberste Kuppe der höchsten Spitze erreicht.

Die anderen kamen alle nach und nach auch hinauf. Der arme Herr Archivrath mußte wie ein Waarenballen hinaufgehißt werden; man hatte ihm das Seil um den Leib gebunden und zog ihn dann hinauf. Schon beim Betreten des Grates hatte er Unglück gehabt; er hatte sich die Schulter ausgerenkt und nur mit Mühe vermochte einer der Führer, nach langem Ziehen und Stoßen, das Glied wieder einzurichten.

Es war 1½ Uhr, als man oben anlangte; vom Riffelhause hatte man gerade 8 Stunden gebraucht.

Die Luft war ruhig, der Himmel sonnig, die Temperatur angenehm. Die nächste Umgebung lag in prachtvoller Reinheit, in strahlendem Glanze vor dem entzückten Blicke. Die Zumsteinspitze, Signalkuppe, Parrotspitze und Vincentpyramyde, welche das Firnplateau am östlichen Rande begrenzen, erschienen als ganz unbedeutende Höhen. Im Nordosten glitten die Blicke in eine Tiefe von 9000 Fuß hinab auf die grünen Matten des Thales von Macugnaga, man sah das Dorf und die Anza, die sich auf den Auen wie ein Silberfaden hinzog. Hier auf der Spitze fußhoher staubiger Schnee, der sich nicht einmal festtreten ließ — dort unten italienische Sonnengluth!

Die Gebirgskette im Westen, vom Lyskamm bis zum kleinen Mont-Cervin, lag auffallend tiefer; das Matterhorn ragte gebieterisch über seine Umgebung empor und kam dem höchsten Standpunkte auf der Monterosakette nahe. Noch weiter nach Westen in einer Entfernung von etwa 18 Stunden thronte in einsamer Majestät der Montblanc. Er erhob sich ganz isolirt und von den ihn umgebenden Höhen nicht beeinträchtigt als mächtiger Dom über den Horizont hoch empor und unterschied sich durch seine stärkere gelbröthliche Färbung von den näheren Gipfeln. Die Dent blanche, das Weißhorn, die zackigen Mischabelhörner und andere Spitzen des Saasgrates, sowie das nähere scharfkantige Nordende lagen in vollkommener Klarheit da. Am nördlichen

Horizonte ragten einige der höchsten Gipfel der Berner Alpen Jungfrau, Finsteraarhorn und Schreckhörner — aus dem compakten Nebel hervor, welcher die Thäler und Schluchten ringsum bis zu einer Höhe von 10,000 Fuß erfüllte. Auch über den Ebenen Piemonts und der Lombardei wogte ein Nebelmeer, in seiner Einförmigkeit großartig. Auch nach Osten hin war die Aussicht nicht frei: nur einige weiße Punkte schimmerten aus der Dunstmasse hervor.

Die oberste Kuppe dacht sich etwas nach Süden ab, ist aber so schmal, daß nur drei Personen dicht gedrängt bei einander Platz haben. Dicht am Rande der Wand, welche senkrecht gegen Norden abstürzt, fand man das kleine „Steinmannli", nur wenig über den Schnee hervorragend und darin ein Couvert mit den Namen der Herren Smith. Auch breite rothe und schwarze Seidenbänder waren hineingewickelt. Herr Weilenmann schnitt einige Enden ab und schickte sie später nach England zur Kenntnißnahme der ersten Ersteiger. Natürlich ließen ihre Nachfolger auch ihre Namen auf Papierstreifen geschrieben zurück; die Hände waren jedoch so steif, daß sie kaum zu schreiben vermochten. „Würde man hier vom Nebel überrascht", schreibt Herr Weilenmann, „oder träte nur für einige Zeit eine Wolke vor die Sonne, so müßte es vor Kälte geradezu nicht auszuhalten sein". Je nachdem. Wie die auffallend verschiedenen Temperaturangaben beweisen, ist es mitunter auch auf den höchsten Gipfeln verhältnißmäßig mild. Da die Luft ganz still war, konnten die glücklichen Monterosa-Wallfahrer eine halbe Stunde oben bleiben.

Die Abfahrt schildert Herr Weilenmann also: Da wir noch vor Einbruch der Nacht den Gornergletscher zu passiren hatten, war es hohe Zeit, aufzubrechen. Ich trennte mich nur ungern von der erhabenen Scene und stand allein noch oben, als die Uebrigen, mit Ausnahme von Johannes zum Taugwald, schon alle die Runse hinuntergestiegen und zum Theil wieder auf dem Grate angelangt waren. Ich ließ mich am Seile hinunter, das Johannes hielt; meine rechte Hand, an der ich den Handschuh verloren, war so erstarrt und gefühllos, daß sie das Gewicht des Körpers kaum mehr zu tragen vermochte. — Der Rückweg über den Grat ging glücklich, aber fast ebenso langsam

von Statten, wie Morgens. Der Herr Archivrath hatte zur Vorsicht damals noch das Seil um den Leib gebunden und wurde von Peter daran geführt. Die obersten steilen Schneehänge, obwohl nun seit Stunden der Sonne ausgesetzt, waren noch gefroren. Wir hatten wieder, und zwar nun mit den Absätzen, in die eingehauenen Tritte zu treten und mußten sehr behutsam gehen, um nicht auszugleiten. Als wir die weniger abschüssigen Schneefelder erreicht, fing es an wärmer und behaglicher zu werden; man durfte ohne Gefahr sich wieder etwas vergessen und um sich schauen. Die Strahlung war so intensiv, daß wir Brille und Schleier wieder hervornehmen mußten.

Da ich mit Johannes den Vortrab bildete, band er mir, der hier und da vorkommenden Schründe wegen, das Seil um den Leib. Der aufthauende Schnee machte das Gehen äußerst beschwerlich. Ich hatte mich gefreut, über einige lange Schneefelder hinuntergleiten zu können, es wollte aber nicht recht gehen. Selbst sitzend kam ich kaum vorwärts.

Je mehr man sich dem ersten Haltpunkte „auf der Platte" und dem Fuße des Lyskammes, der Zwillinge und des Breithorns näherte, um so riesiger wuchsen die Gebirgskolosse wieder empor, um so üppiger prangten sie in der Abendbeleuchtung. Ihre Zinnen und Abhänge strahlten in nie geahnter Pracht und Glanzesfülle auf dem Azur des klaren Himmels. Es war ein herrlicher, über die Maaßen großartiger Anblick; nur schade, daß man sich der Augen wegen nicht ganz dem Genusse desselben hinzugeben wagen durfte. Trotz aller Vorsicht spürte ich bereits die Wirkung der starken Strahlung. Die dunkeln Felsplatten boten uns, seit Stunden nur von blendenden Schneefeldern umgeben, sehr wohlthuende Abwechslung.

Man sah jetzt den kleinen weißgrün gefärbten Gornersee*) etwas nördlich, in einer Vertiefung und an der Stelle, die ihm auf den Karten angewiesen ist. Leider mußten wir, in dem wir den Gornergletscher überschritten, der prächtigen Gruppe vom Monterosa bis zum Breithorn, die in den Strahlenfluthen der sich

*) Die Gletscherſee'n schwinden und wachsen, so daß es vom Zufall abhängt, wenn man sie in ihrer Fülle erblickt.

neigenden Sonne von Minute zu Minute schöner wurde, für einige Zeit den Rücken wenden. Auf dem Gletscher hatte sich seit dem Morgen, wo noch Alles gefroren war, ein reges Leben entwickelt. Ueberall murmelten, von der Sonne ihrer Fesseln entledigt, kleine und größere Bäche, die hier und da in ihrem beeilten Lauf Cascaden bildeten oder sich mit lautem Getöse plötzlich durch eine Spalte in's Innere des Gletschers stürzten. Etwa in der Mitte desselben fanden wir ein Häufchen gebleichter Knochen, welche nach Kopf und Hörnern zu urtheilen, von welchen letzteren nur noch der innere knochige Theil übrig war, einer Gemse gehört hatten.

Wir waren dem rechten Ufer nicht mehr fern, als plötzlich der eine Engländer vor unsern Augen verschwand. Jesus Maria! schrie Peter entsetzt und stürzte ihm mit Johannes nach. In einem Nu hatten sie den Graben, in welchen er gefallen, knieend überspreizt; er war eben im Begriff, von dem schnell dahineilenden Wasser weggetragen zu werden, als sie ihn an Armen und Kleidern erwischten und auf's Trockene brachten. Wir hatten ihn im ersten Augenblicke in größerer Gefahr geglaubt, doch hätte es ihm übel ergehen können, wenn die wackeren Führer nicht so schnell bei der Hand gewesen wären. Der Bach, in welchen er gefallen, ergoß sich in geringer Entfernung in einen der 30 bis 40 Fuß weiten ziemlich tiefen mit Wasser gefüllten Trichter, deren es hie und da auf dem Gletscher gibt.

Daß dem Engländer, der in Gummischuhen (!) den Gletscher überschritt, so etwas begegnen konnte, darf nicht Wunder nehmen. Diese Leute kennen die Gefahren solcher Gebirgspartieen gar nicht; die Führer aber sollten eine solche Fußbekleidung gar nicht zulassen. Als wir über die Felsplatten hinuntergingen, war derselbe junge Mann im Begriff, kopfüber auf die Nase zu fallen, wurde aber von einem der Führer am Rockschooße erwischt. Ob er die ganze Tour in Gummischuhen machte, weiß ich nicht. Ich fand nachher einen der fatalen Schuhe am Abhange des Gornergrates, wo die Engländer uns vorangeeilt waren.

Einmal wieder an diesem Abhange auf terra firma angekommen, waren wir geborgen und brauchten nicht mehr zu eilen. Wir genossen mit aller Muße das wundervolle Schauspiel, das uns jetzt zu Theil wurde und zum Schlusse den erhabensten Genuß

des an Genüssen so reichen Tages bot. Die Sonne überfluthete mit ihren letzten Gluthen die stolzen Häupter und eisigen Gehänge des Breithorn's, der Zwillinge und des Lyskammes. Den Monterosa, der vermöge seiner Stellung der untergehenden Sonne ein viel breiteres und fast schattenloses Schneegewand weist, muß man bei dieser Beleuchtung gesehen haben*), wo er an Glorie seine bescheideneren Nachbaren überstrahlt. Ein erhabenerer Anblick als diese Reihenfolge tief gerötheter Schneemassen läßt sich kaum denken. Und dazu die herrliche Ruhe, die lautlose, geheimnißvolle Stille, die ringsum herrschte! Ich vermochte kaum, mich von dem herrlichen Bilde loszumachen und mußte mich immer und immer wieder danach umwenden.

— Als wir von der rothen Kumme einen letzten Blick zurückwarfen, hatte sich das Bild, wenige Minuten zuvor noch von Leben und Wärme erglühend, in dasjenige des Todes und der Erstarrung umgewandelt. Die riesigen Formen schimmerten nur noch wie verklärte Geistergestalten in bleichem Lichte uns entgegen. Höchst befriedigt über das schöne Ende des Tages beeilten wir uns, das Riffelhôtel zur erreichen. Wir schätzten uns glücklich, uns ganz wohlbehalten wieder im warmen traulichen Stübchen geborgen zu finden, das, indem wir es mit dem eisigen Grat der höchsten Spitze verglichen, an Behaglichkeit nur gewinnen konnte.

---

*) Wegen der herrlichen Fülle von rosafarbener Gluth, womit ihn die aufgehende und untergehende Sonne schmückt, trägt er seinen Namen mit nicht minderem Recht als wegen der zu einem Kreise sich rundenden Stellung seiner höchsten Gipfel. Die Purpurgluth, in welche die auf- und niedergehende Sonne den Monterosa taucht, wirft noch ihre Strahlen auf die Fenster des Königspalastes in Turin, auf das Marmordach des Mailänder Doms, in die blaue Fluth des Langen- und Comer-See's.

Das Matterhorn.

4. Die verhängnißvolle Besteigung des Matterhorns, am 14. Juli 1865.

Das Matterhorn, nicht unpassend der „Löwe von Zermatt“ genannt, ist und bleibt der Liebling aller Wanderer, die von Visp im Nicolaithal nach dem berühmten und vielbesuchten Dörflein Zermatt pilgern; es ist die am kühnsten aufgebaute, am wildesten und trotzigsten und zugleich am großartigsten und gewaltigsten sich darstellende Felspyramide der Alpen. Das Wetterhorn in den Berner Alpen — bekanntlich die schönste und vollkommenste Pyramidalform der Alpenkolosse — würde, neben das schlankere und doch entsetzlich wild sich aufbäumende Matterhorn gestellt, keineswegs gewinnen. Monte Sylvio haben es die Italiener, die Franzosen Mont Cervin, (wörtlich „Hirschhornberg“), „die große Krone“ — Grande Couronne — die französisch sprechenden Bewohner des Einfischthales genannt. Zum Unterschied vom kleinen Matterhorn (12,012 Fuß hoch) links vom Theodulhorn auf dem Wege zum Mont Cervin gelegen, heißt es auch das „große Matterhorn.“

Lange schon, bevor man Zermatt erreicht, wirkt das erste Erscheinen dieses wunderbaren Obelisks elektrisirend auf Alle, die sich ihm nahen. Anders zwar erscheint er von der italienischen Südseite, aus dem Tournanche-Thal gesehen, mit seinem viel breiteren massigeren Untergestell und weniger schroff abfallenden Flanken; doch nicht minder kühn und trotzig emporragend und jeden Angriff des Menschen stolz zurückweisend. Von der Zermatter Seite wirkt seine fast senkrecht abfallende scharf geschnittene Spitze geradezu abschreckend auch auf die verwegensten kräftigsten Bergsteiger, die sich am Montblanc, an den Riesen des Berner Oberlandes, am Bernina und Tödi versucht und erprobt hatten. — Sie gingen alle scheu um den Unnahbaren herum und spähten vergebens nach einem nur einigermaßen brauchbaren Pfade. Längst war die höchste



Das Matterhorn.

Spitze der Berner Alpen, das Finsteraarhorn, erstiegen und selbst die höchste Kuppe der sehr unzugänglichen Schreckhörner, die bis zum Jahre 1861 allen Angriffen getrotzt, hatte sich's gefallen lassen müssen, vom Fuße des Menschen überschritten zu werden. Nur das Matterhorn allein galt für unersteigbar. Kein Wunder, daß es — gerade deshalb — auf die waghalsigen Bergsteiger mit magischer Anziehungskraft wirkte. Je größer die Gefahr, um so größer der Ruhm!

Die englischen Alpenclubisten waren es ganz besonders, welche eine Ehre darin suchten, das scheinbar Unmögliche dennoch zu leisten. Drei der besten Kletterer, Tyndall, Kennedy und Whymper, wetteiferten, die Palme der ersten Besteigung des Matterhorns zu erringen. Professor Tyndall machte auf der Südseite des Berges im Jahre 1860 einen sehr kühnen Angriff und drang bis zu jenem Einschnitt empor, der das Matterhorn mit der Dent d'Hérens verbindet; es war wohl diejenige Stelle, welche die Einwohner des Tournanche-Thales mit dem Namen Col de lion (Löwensattel) bezeichnen. Im Jahre 1862 erneuerte er seine Versuche von Zermatt aus — wiederum vergeblich. Im folgenden Jahre unternahm er von Breuil (auf der Südseite) einen dritten Versuch, nachdem der von Whymper mißlungen war. Am 27. Juli stieg er mit seinen zwei Führern an dem Felscoloß empor und als man eine kleine Hochfläche erreicht hatte, wurde das Zelt aufgeschlagen. In der Frühe des anderen Morgens begann die schwere Arbeit. Eine senkrechte Felswand versperrte das Weitersteigen; doch sie hatte einige schmale Ritzen und Ränder. Der erste Führer (Bennen) steigt hinauf, indem es ihm gelingt, die Finger in die Spalte zu bringen. Auf der Achsel seines Kameraden stehend, drängt er auch seine eisenbeschlagenen Schuhe in die Ritze. Dann befestigt er oben ein Seil, mittelst dessen auch die Anderen diese böse Stelle überwinden. Dann folgt ein sanfterer Abhang; man erreicht einen Gipfelpunkt, von welchem die höchste Spitze sichtbar wird. Schon ruft der Führer: Victoria! — doch man triumphirte zu früh. Volle $5^1/_2$ Stunden war man (vom Zelte aus) in einem Zuge geklettert und noch lag der Gipfel so weit, daß die Kraft, ihn zu erreichen, nicht mehr vorhanden war. Nachdem man zwei Steinpyramiden errichtet und eine Fahne aufgepflanzt hatte,

kehrte die Gesellschaft zurück; das Seil ließ sie an der gefährlichen Stelle zur Hülfe für spätere Matterhornfahrer.

Von den Versuchen Kennedy's sei nur erwähnt, daß dieser, in der Voraussetzung, die winterliche Schneedecke, welche die Eis- und Felshänge einhüllte, würde das Aufsteigen erleichtern, mitten im Winter, nämlich im Januar 1862 nach Zermatt reiste, mit seinen Führern am schwarzen See in der kleinen Kapelle das Nachtlager einrichtete und dann vom Rücken des Hörnli aus das Matterhorn in Angriff nahm, doch bald von der Kälte und dem Schneewehen gezwungen wurde, nach Zermatt zurückzukehren.

Eduard Whymper, gleich den beiden genannten Herren mit der Alpenwelt wohl vertraut, ebenso zäh als gewandt im Bergsteigen, schwindelfrei, waghalsig bis zur Todesverachtung und kühl auch in der größten Gefahr, hatte die Ersteigung des Matterhorns recht eigentlich zur Aufgabe seines Lebens gemacht, hatte, wie ein Astronom, der den Mond durch's Fernrohr bereist, um eine Karte seiner Oberfläche zu zeichnen, schon manchen Sommer daran gewandt, mit dem Tubus die kahlen und glatten Wände des Matterhorns zu studiren, jeden Schrund, jede Spitze, jede Eis- oder Schneerille sich zu merken, jeden möglichen Vortheil benutzen zu können. Spiegelglatt ist kein Felshaupt geschliffen, wenn es auch noch so kahl und schroff in den Himmel ragt; in die Eiswände, mögen sie auch noch so steil sein, haut ein gutes Beil Treppenstufen. Was das Gestein betrifft, so ist das Matterhorn nicht krystallinisches Urgebirge, sondern aus Felsarten gebildet, welche der Schieferformation angehören, zwar auch sehr der Verwitterung ausgesetzt sind, jedoch viel weniger Zacken, Galerien und Kuppen darbieten als das granitische Gestein. Das größte Hinderniß für die Besteigung ist aber, wenn die Abstürze so schroff sind, wie am Matterhorn. Und dazu kommt, daß der oft sehr rasche Temperaturwechsel in den hohen Regionen die feuchte Oberfläche der Felsen plötzlich verglasen, mit einer dünnen Eiskruste überziehen kann.

Doch gleichviel. Im Sommer des Jahres 1863 (18. und 19. Juli) wagte er einen sehr energischen Angriff. Sieben Mal unternahm Whymper den gefährlichen Versuch, den Riesen zu bezwingen. Er drang höher hinauf, als alle seine Vorgänger,

aber dann kam er an eine Stelle, wo die Führer, die steilen Wände über sich, den gähnenden Abgrund unter sich, erklärten, es sei vermessen und geradezu unmöglich, weiter zu klimmen. Whymper voll Begeisterung und unbeugsamen Muthes, fest entschlossen, das begonnene Werk zu vollenden, erklärte, allein seinen Weg fortsetzen zu wollen. Mit dem Beil in der Hand stieg er empor, hieb sich in die glatte Eiswand Stufen und als er diese erklommen, glaubte er, im Vertrauen auf seine Beobachtungen durch's Fernrohr, keine Eiswände mehr fürchten zu müssen. Um besser mit beiden Händen sich anklammern zu können, ließ er das Beil zurück und stieg weiter. Die Führer hatten aber sehr Recht gehabt; bald war's mit dem Steigen vorbei, Whymper konnte nicht weiter und mußte wieder zurück. Als er wieder zu jener Stelle kam, wo er die Stufen in's Eis gehauen, da — o Schrecken! — fand er sie von der kräftig scheinenden Sonne schon halb weggeschmolzen. Sein Beil konnte er nicht mehr bekommen und so nahm er denn seinen Alpenstock, um in dem Eise zu arbeiten. Doch diese Versuche mißlangen, eine Eisstufe unter seinen Füßen wich und der Verwegene rollte über den Rand des Abgrundes in eine 195 Fuß tiefe Kluft hinab, Gesicht und Leib an den Felsspitzen aufreißend. Glücklicherweise hatte sich unten in der Spalte Schnee gesammelt, auf welchem er, furchtbar zerschunden und halb betäubt, liegen blieb und sich allmählich von seinem Sturz erholte.

Durch den erlittenen Unfall keineswegs abgeschreckt, kehrte Whymper im folgenden Jahr (1863) wieder zu seinem Matterhorn zurück und begann, von dem Führer Carrel und mehreren Trägern begleitet, am 10. August einen neuen Angriff. Sie erreichten die ansehnliche Höhe von 3860 Meter (noch 237 Meter höher als der Tödi), schlugen an steilem Hange ihr Zelt auf und wollten am nächsten Morgen die letzte Höhe erklimmen. Es trat aber so stürmisches Wetter ein, daß man zurückkehren mußte und froh war, Breuil ohne Unfall wieder erreicht zu haben.

Das nächstfolgende Jahr 1864 hatte einen sehr ungünstigen Sommer; alle Versuche zur Ersteigung des Matterhorns unterblieben. Im Sommer 1865 endlich sollte das große Werk gelingen; aber mit welchen Opfern!

Alle bisher angestellten Versuche waren von der italienischen

Seite her unternommen worden und da sie bisher mißlungen waren, wollte man's nun auf der Schweizer Seite, von Zermatt aus, versuchen, trotzdem, daß von dieser Seite wegen des steileren Absturzes des Berges das Unternehmen noch viel kühner und lebensgefährlicher war.

Am 12. Juli 1865 war Whymper in Begleitung des kaum 19jährigen Lord Francis Douglas über das Matterjoch nach Zermatt gekommen, um dort die nöthigen Anstalten zur Ersteigung des Matterhorns zu treffen. Das Zelt, die Seile nebst dem übrigen Apparat waren bereits in der kleinen Kapelle beim Schwarzsee abgelegt worden. Als Führer wählte man Peter Taugwalder, einen erprobten Bergsteiger, der schon 80 Mal den Monterosa bestiegen hatte und stellte ihm frei, nach seiner Wahl noch für einen zweiten Führer zu sorgen.

Unterdessen fanden sich noch zwei andere Mitglieder des Londoner Alpenclubs in Zermatt ein; der Reverend (Geistlicher der englischen Hochkirche) Charles Hudson mit seinem jungen Freunde Hadow; beide gleichfalls entschlossen, das Matterhorn zu besteigen.

Eine Verständigung zur gemeinsamen Bergfahrt war bald erzielt. Whymper hatte alle Ursache, für die Tüchtigkeit des jungen Douglas einzustehen und der Reverend hatte viel Zutrauen zu Mr. Hadow. Als sich Whymper nach dessen Kletterfähigkeit erkundigte, erhielt er den Bescheid, Herr Hadow habe den Montblanc in kürzerer Zeit als seine Vorgänger erstiegen und es sei daher gar nicht zweifelhaft, daß er auch das Matterhorn bestehen werde.

Ihren Führer hatten Hudson und Hadow bereits von Chamouny mitgebracht; es war der starke und zuverlässige Michael Croz. Mit zwei so ausgezeichneten Führern glaubten die vier Clubmänner schon durchzukommen. Auf den Wunsch des Vaters Taugwalder wurden noch dessen beide Söhne als Träger mitgenommen und außer dem Gepäck noch mit dem nöthigen Proviant belastet. Die in der Kapelle beim Schwarzsee hinterlegten Seile hatten die Führer an sich zu nehmen. Sie gehörten Herrn Whymper und bestanden aus drei verschiedenen Sorten: ein 200 Fuß langes, nach den Vorschriften des Londoner Alpenclubs gearbeitetes, sehr festes aus bestem Hanfgarn; ein 150 Fuß langes, etwas dickeres

und ein 200 Fuß langes leichteres und dünneres, wie es Whymper auf seinen Fahrten oft gebraucht hatte.

Da man am Abhange des Matterhorns übernachten und den ersten Tag nicht gar hoch steigen wollte, ward der Aufbruch erst nach halb sechs Uhr Morgens begonnen. Es war der 13 Juli. Um 8 Uhr hatte man den Schwarzsee erreicht und stieg dann, mit Seilen und Geräthschaften versehen, gemächlich weiter, dem Grat entlang, der das Hörnli mit der Matterhornpyramide verbindet. Um 11 Uhr 20 Minuten erreichte man ihren Fuß. Nun wurde der Grat verlassen, eine Schwenkung nach links gemacht und das Emporklettern auf der nordöstlichen Seite des Berges begonnen. Schon vor 12 Uhr hatte man einen bequemen Platz für die Aufstellung des Zeltes gefunden und für diesen Tag das Ziel erreicht.

Michael Croz und der ältere der Söhne Taugwalders benutzten die zweite Hälfte des Tages zu einer Recognoscirungsfahrt aufwärts, während die übrigen die Plattform und die Aufstellung des Zeltes in Ordnung brachten. Die beiden Männer kehrten wohlbehalten zurück und meldeten sehr erfreut, daß, so weit sie aufgestiegen wären, sich keine ernstliche Schwierigkeit dargeboten hätte und sie seien überzeugt, daß, wenn man ohne sich lange aufzuhalten weiter marschirt sei, die Spitze des Berges noch zeitig erreicht worden und auch die Rückkehr bis zu der Stelle, wo man das Nachtlager halten wollte, möglich gewesen wäre.

Man war heiter und guter Dinge und als die Nacht einbrach, nahm Jeder seine wollene Decke. Whymper, Lord Douglas und die Taugwalder blieben im Zelt, die übrigen zogen es vor, im Freien zu campiren. An festen Schlaf war natürlich nicht zu denken. Schon vor Tagesanbruch war Alles wieder auf den Füßen und man brach auf, sobald es die hellere Dämmerung erlaubte. Der jüngste Taugwalder wurde beim Zelt zurückgelassen. Um 6 Uhr 20 Minuten hatte man eine Höhe von 12,800 englische Fuß*) erreicht und machte einen halbstündigen Halt. Dann ging es ohne Rast aufwärts bis 9 Uhr 55 Minuten, wo man in einer Höhe von etwa 14,000 englische Fuß sich zum letzten Angriff

*) Der engsische Fuß ist kleiner als der französische; 1 Par. Fuß beträgt $1_{,065728}$ englische Fuß. 1 Meter also = $3_{,280783}$ englische Fuß.

stärkte. Bis dahin waren die sechs Männer an der nordöstlichen Seite des Berges emporgestiegen, ohne auf Schwierigkeiten zu stoßen. Vom Seil hatten sie nur selten Gebrauch gemacht. Nun waren sie an dem Einschnitt angelangt, über welchen die Spitze, von Zermatt aus gesehen, überhängend erscheint. Sie mußten sich also nach der anderen Seite wenden und wandten sich, nachdem sie noch eine Weile auf dem Grat fortgeschritten waren, nordwestlich.

Waren bis dahin abwechselnd Whymper und Hudson an der Spitze des Zuges gewesen, so nahm man jetzt eine Aenderung in der Aufeinanderfolge so vor, daß Croz voranging; dann kam Whymper, dann Hudson, Hadow, Lord Douglas und die beiden Taugwalder. Da an manchen Stellen fast gar kein Halt war war, so mußte ein Fußpaar voran sein, von dem man sicher war, daß es nicht ausglitt. Doch blieb der Steigungswinkel meist unter 40 Grad in Folge des gefallenen Schnee's, der manche Vertiefungen ausgefüllt hatte. Nur hier und da trat der nackte Stein hervor, war dann aber auch stets mit einer Eiskruste überzogen. Auf diesen glatten Stellen strauchelte der unsichere Fuß Hadow's öfters und er bedurfte wiederholt der Unterstützung.

Je näher man dem Gipfel kam, desto geringer ward die Mühe des Steigens und bald konnten Croz und Whymper den anderen voraneilen; um 1 Uhr 40 Minuten hatten sie die Spitze erreicht, die Uebrigen langten 10 Minuten später an. Von Zermatt hatte man bereits längere Zeit die Fernröhre auf den Gipfel des Matterhorns gerichtet und sah nun, wie die Gesellschaft denselben erreichte und auf demselben Halt machte. Whymper hatte auf den Südabhängen die sieben Italiener bemerkt und war nicht wenig besorgt, sie möchten ihm zuvorgekommen sein. Es war nicht der Fall. Die Freude, das hohe Ziel erreicht zu haben, ließ für den Augenblick alle überstandenen Gefahren vergessen. Keiner in der Gesellschaft fühlte sich erschöpft oder klagte über Müdigkeit. Nur als beim Hinabgehen Whymper und Croz allein noch auf der Spitze standen und der erstere die Bemerkung machte, das Aufsteigen habe doch viel Zeit in Anspruch genommen, äußerte sich Croz: Ich wollte, ich könnte mit Ihnen und einem der Führer den Rückweg allein machen, ohne die Andern!

Die Gesellschaft verweilte, in der großherrlichen Aussicht schwelgend, eine Stunde auf dem Gipfel. Dieser ist ein unebener Bergrücken von 350 bis 400 Fuß (englisch) in der Länge, auf der einen Seite sehr abschüssig, auf der anderen, welche sich nach den Gletschern von Zmutt hinabzieht, von mäßiger Neigung, so daß er mit großer Leichtigkeit überschritten werden kann. Es gibt verschiedene kleine Spitzen auf diesem Bergrücken; die höchste derselben ist gewöhnlich von einem Schneekegel bedeckt. Croz pflanzte auf dem Nordende den Zeltpfahl in den Schnee und hing die Flagge daran. Sie flatterte nicht und hob sich nicht, da die Luft ganz still war. Die Atmosphäre war ohne Wolken und Nebel und hatte jene Durchsichtigkeit, die einen Umschlag des Wetters ankündigt. Die entferntesten Berge erschienen so klar und deutlich in ihren Umrissen, wie die nächsten. Die Bergketten und Berggruppen hatten sich, dem Blicke offen, alle in Reih und Glied aufgestellt. In der Nähe die mächtige weißstrahlende Dent blanche, das Gabelhorn und spitze Rothhorn; dann das unvergleichliche Weißhorn und die thurmartigen Mischabelhörner, flankirt vom Allalinhorn, Strahlhorn und Rimpfischhorn; dann der Monterosa mit seinen vielen Spitzen, der Lyskamm und das Breithorn. Im Osten schweifte der Blick bis zum Disgrazia und Ortler, nordöstlich ruhete er auf dem Berner Oberland, beherrscht vom Finsteraarhorn. Im Süden waren die Ebenen von Piemont deutlich zu erkennen. Der Monte-Viso, ja sogar die See-Alpen stellten sich dar, frei von Dunst und Nebel. Dann der Mont Pelvoux (die „erste Liebe" Whympers), die Spitzen der Grajischen Alpen und im Westen — strahlend im vollen Sonnenlicht — der Montblanc, der König aller. Am Nordfuß des Matterhorns 10,000 Fuß (englisch) tief lagen die grünen Gefilde von Zermatt mit ihren Holzhäusern, aus denen bläulicher Rauch langsam und träge emporstieg. Auf der Südseite, 8000 (englische) Fuß tief, die Alpweiden von Breuil — hellschimmernde Wiesen und schwarze düstere Nadelholzwälder. Springende Wasserfälle und ruhige Seen, öde Wüsteneien und fruchtbare Felder; kalte Hochflächen und heiße Ebenen, steile Felswände und wellenförmige sanfte Hänge; Felsenketten und Schneegebirge; helle und dunkle Farben; Wälle und Thürme, Dome und Spitzsäulen, Kegel und Pyramiden — ein

Zusammen von Allem, was die Welt zu bieten hat und was das Herz sich wünschen mag.

„One crownded hour of glorious life“ — ruft Whymper, dieser Stunde gedenkend, in seinem 1871 schon in zweiter Auflage erschienenen Werke*), worin er seine kühnen Bergfahrten geschildert hat, aus. Wie nahe aber im Menschenleben das Klägliche an das „Gloriose“ grenzt, das sollte auch hier sich zeigen.

Das Herabsteigen begann. Whymper schildert es in seinem Times-Artikel, der zum Zwecke hatte, alle falschen Gerüchte und Muthmaßungen niederzuschlagen, folgendermaßen:

„Wir blieben etwa eine Stunde lang auf dem Gipfel und während dieser Zeit besprachen Hudson und ich uns miteinander über die beste und sicherste Art, uns zu vertheilen. Wir kamen dahin überein, daß es am zweckmäßigsten sein würde, wenn Croz, als der stärkste von uns, voranginge; ihm sollte als der zweite Hadow folgen. Hudson, der es an Sicherheit des Fußes mit jedem Führer aufnehmen konnte, wollte der dritte sein; Lord F. Douglas erhielt den vierten Platz und der alte Taugwalder, als der stärkste der übrigen, den zunächst folgenden. Ich schlug Hudson vor, sobald wir an die gefährliche Stelle gekommen sein würden, dort ein Seil an der Felswand zu befestigen, um ein weiteres Schutzmittel zu haben. Er billigte den Gedanken; doch ward die Ausführung nicht definitiv beschlossen.

„Die Gesellschaft stellte sich nun in der erwähnten Reihenfolge auf, während ich den Gipfel skizzirte, und die Anderen warteten auf mich, damit ich mich an meiner Stelle anbinden lasse, als es einem von uns einfiel, daß wir unsere Namen nicht in einer Flasche zurückgelassen hätten. Ich ward gebeten, sie aufzuschreiben und entfernte mich, während ich dies that. Ich holte die Gesellschaft ein paar Minuten später ein, gerade in dem Augenblicke, wo das Herabsteigen an der (gefährlichen) Stelle begann, und hielt mich dem jungen Taugwalder zunächst am Seile fest.

„Wir verfuhren mit der größten Vorsicht. Nur immer Einer allein bewegte sich zur selben Zeit; wenn er festen Fuß gefaßt

*) Scrambles amongst the Alps in the years 1860—69. London. John Murray

hatte, that der nächste einige Schritte vorwärts und so fort. Die durchschnittliche Entfernung zwischen jedem Einzelnen von uns mochte etwa 20 Fuß betragen. Doch war kein zweites Seil an den Felsen befestigt worden und es war nicht mehr die Rede davon. Der Vorschlag war ausschließlich um Herrn Hadow's willen gemacht worden und ich weiß wahrhaftig nicht, ob mir der Gedanke wieder einfiel. Ich war, wie ich auseinander gesetzt habe, von den Uebrigen getrennt und folgte ihnen; aber nach ungefähr einer Viertelstunde bat mich Lord F. Douglas, das Seil in der Nähe des alten Taugwalder zu fassen, da er, wie er sagte, fürchtete, daß, wenn ein Fehltritt statt finden sollte, Taugwalder nicht im Stande sein möchte, ihn zu halten. Es geschah dies kaum 10 Minuten vor dem Unglücksfall und rettete ohne Zweifel Taugwalders Leben.

„So viel ich weiß, war in dem Augenblicke, wo sich der Unfall zutrug, kein Einziger von uns im Vorwärtsschreiten begriffen. Doch kann ich das nicht mit Bestimmtheit behaupten und ebensowenig können es die Taugwalder, da die beiden Vorangehenden unseren Blicken zum Theil durch einen zwischen uns liegenden Felsblock entzogen waren. Der arme Croz hatte seine Axt bei Seite gelegt und um Herrn Hadow größere Sicherheit zu verleihen, faßte er ihn geradezu bei den Beinen und setzte seine Füße, einen nach dem anderen, in die richtige Stellung. Nach den Schulterbewegungen der beiden zu urtheilen, glaube ich, daß Croz, nachdem er das eben Gesagte gethan hatte, gerade im Begriff war, Kehrt zu machen, um selbst einen oder zwei Schritte vorwärts zu thun, als Hadow ausglitt, auf ihn fiel und ihn niederwarf. Ich hörte einen Aufschrei des Michael Croz und sah, wie er und Hadow abwärts stürzten; gleich darauf verlor Hudson seinen Halt und Lord F. Douglas flog ihnen sofort nach. Das war das Werk eines Augenblicks; sobald aber Taugwalder und ich den Aufschrei des Croz hörten, stemmten wir uns so fest entgegen, wie die Felsen es gestatteten; das Seil zwischen uns war straff und der Ruck traf uns wie einen einzigen Mann. Wir hielten uns; aber das Seil riß mitten zwischen Taugwalder und Lord F. Douglas. Zwei oder drei Sekunden lang sahen wir unsere unglücklichen Gefährten auf dem Rücken hinunterrutschen und ihre Hände ausbreiten,

um irgendwo einen Halt zu gewinnen und sich zu retten. Dann verschwanden sie einer nach dem andern und stürzten von einem zu dem andern Vorsprung, bis sie unten am Matterhorngletscher anlangten. Sie waren beinahe 4000 Fuß tief gestürzt. Von dem Augenblick, wo das Seil riß, war es unmöglich, ihnen zu helfen.

„Eine halbe Stunde lang blieben wir auf demselben Fleck, ohne auch nur einen Schritt zu thun. Die beiden Taugwalder, vom Schrecken gelähmt, weinten wie die Kinder und zitterten so furchtbar, daß wir mit dem Geschick der anderen bedroht wurden. Sobald wir nach einer sicheren Stelle hinabgestiegen waren, verlangte ich nach dem zerrissenen Seile und fand zu meinem Staunen, ja zu meinem Entsetzen, daß es das schwächste der drei Seile war. Da die ersten fünf Mann sich befestigt hatten, während ich meine Skizzen machte, so hatte ich nicht auf das Seil geachtet, dessen sie sich bedienten und konnte jetzt nur zu dem Schluß gelangen, daß sie es für gut befunden hatten, diesem den Vorzug vor den andern zu geben. Man hat behauptet, das Seil sei zerrissen, weil es über einen Felsen geschleift sei. Dem ist nicht so; es zerriß in der freien Luft und das Ende zeigt keine Spur einer vorher erlittenen Beschädigung.*)

„Länger als zwei Stunden nachher glaubte ich, jeder Augenblick werde mein letzter sein, da die Taugwalder, welche alle Fassung verloren hatten, nicht nur unfähig waren, irgend welchen Beistand zu leisten, sondern sich in einem Zustande befanden, daß man jeden Augenblick gewärtig sein mußte, der Eine oder der Andere werde ausgleiten. Doch muß ich dem Jüngeren die Gerechtigkeit widerfahren lassen, zu sagen, daß er, sobald das Hinabsteigen bequem ward, lachte, rauchte und aß, als ob gar nichts vorgefallen wäre. Ich sah mich häufig, doch vergebens, nach Spuren unserer unglücklichen Gefährten um und in Folge davon überraschte uns die Nacht, als wir noch auf einer Höhe von 13,000 englischen Fuß uns befanden. In Zermatt langten wir am anderen Morgen (Sonnabends) um 10½ Uhr an."

*) Das Seil sah aber in der That wie durchgeschnitten aus und so muß, da ein absichtliches Durchschneiden nicht wohl stattgefunden haben konnte, doch eine Reibung auf scharfer Felskante angenommen werden.

Gleich nach ihrer Ankunft ging Whymper zu dem Gemeindevorsteher und bat ihn, so viel Leute als möglich auszusenden, um die Leichname der Verunglückten zu suchen. Dies geschah und nach sechs Stunden kehrten die Boten zurück mit dem Bericht, daß sie die Körper gesehen hätten, aber wegen vorgerückter Tageszeit sei es unmöglich gewesen, sie noch zu erreichen. Da der folgende Tag ein Sonntag war, so schlugen die Leute vor, sie wollten am Sonntag Abend aufbrechen, um dann Montags in der Früh die Leichen auffinden zu können. Mit dieser Verzögerung waren jedoch Herr Whymper und ein anwesender englischer Geistlicher nicht einverstanden und da die Zermatter Führer von ihrem katholischen Priester mit Excommunication bedroht wurden, wenn sie die Frühmesse versäumten, so wurden ihnen von den anwesenden Mitgliedern des englischen Alpenclubs deren Führer zur Verfügung gestellt. Mit diesen brachen sie Sonntags früh um 2 Uhr auf, schlugen den Weg gegen das Hörnli ein, gingen dann zur Rechten des Grates und stiegen zwischen den Seracs des Matterhorngletschers empor. „Um 8 Uhr 30 Minuten" berichtet Whymper, „waren wir Angesichts der Stelle angekommen, wo meine Gefährten liegen mußten. Als wir sahen, wie ein wettergebräunter Mann nach dem anderen das Teleskop an's Auge setzte, todtenblaß wurde, und es dann, ohne ein Wort zu sprechen, seinem Nebenmann hinreichte, da wußten wir, daß keine Hoffnung mehr vorhanden war. Wir traten näher; die Verunglückten waren unten in derselben Reihenfolge hingefallen, in der sie oben gefallen waren: Croz ein wenig voraus, Hadow in seiner Nähe und Hudson etwas weiter zurück; aber von Lord Douglas konnten wir nichts sehen. Zu meiner Verwunderung bemerkte ich, daß alle Drei mit dem Clubseile, d. h. mit dem zweiten und gleich starken Seile, zusammengebunden waren. Es war mithin nur ein Glied vorhanden, nämlich zwischen Taugwalder und Lord Douglas, für welches man sich des schwächeren Seiles bedient hatte."

Die Regierung des Kantons Wallis hatte strengen Befehl ertheilt, die Leichen nach Zermatt herabzubringen und diese traurige Aufgabe wurde vier Tage später von 21 Führern gelöst. Die Leiche des Lord Douglas war oben in den Felsen hängen geblieben

und ward erst nach einiger Zeit gefunden und mit großer Lebensgefahr in's Thal herabgebracht.

Die Schreckensscene war in zu schneller Aufeinanderfolge vor sich gegangen, als daß Herr Whymper hätte Alles genau beobachten und darstellen können. Im gerichtlichen Verhör stimmten die Aussagen Taugwalder's keineswegs in allen Punkten mit denen Whymper's überein. Wie Taugwalder berichtete, habe Croz mit riesiger Kraft nicht nur gegen den Anprall Hadow's, sondern auch da noch ausgehalten, als Hudson und Douglas nachstürzten. Aber er hatte keinen festen Stand; sein letztes Wort war: impossible! und mit einem furchtbaren Schrei stürzte er mit den drei Engländern in die Tiefe. Das letzte Wort von Lord Douglas war, als Gefahr drohte, die Frage an Taugwalder: „Bist du fest?"

Wäre das Seil nicht gerissen, so würden auch Whymper und die beiden Taugwalder in die Tiefe hinabgezogen worden sein. In vielen Fällen, namentlich bei Gletscherwanderungen, wo verdeckte Spalten zu fürchten sind, ist das Seil ein großes Schutzmittel; beim Herabsteigen aber von kahlen, schroffen, glatten Felswänden kann es einer ganzen Gesellschaft nur zum Verderben gereichen, da der Fall eines Einzigen einen solchen Stoß hervorbringt, daß den Füßen aller Halt verloren geht.

Der größte Fehler aber, den man beging, war der, daß man den Gedanken, an der gefährlichen Stelle ein zweites Seil zum sicheren Hinabsteigen zu befestigen, als unwichtig bei Seite schob, trotzdem, daß sich der junge Hadow schon beim Emporklimmen als ein sehr unsicherer Bergsteiger gezeigt hatte.

Die drei glücklich dem Tode Entronnenen hatten beim Herabsteigen noch den Anblick einer merkwürdigen Naturerscheinung, die in der Polarzone wohl häufiger vorkommt, jedoch in den Alpen seltener ist. Sie sahen — und zwar die Taugwalder zuerst — über dem Lyskamm einen mächtigen Bogen emporsteigen, farblos wie ein Nebelbild, hoch in den Himmel emporragend, scharf geschnitten mit Ausnahme der Stellen, wo er sich in den Wolken verlor. Eine Säule theilte ihn, mitten hindurchgehend, in zwei Theile und auf jeder Hälfte erschien ein großes Kreuz*) Wie ein

*) Durch sich schneidende Kreise oder Ellipsen gebildet.

Gesicht aus einer andern Welt erschien dies Nebelbild, von dem die beiden Taugwalder's anfangs glaubten, es stände im Zusammenhang mit der kurz zuvor erlebten Katastrophe.

Noch sei erwähnt, daß während diese erfolgte, ein mit scharfem Blick versehener Knabe von Zermatt aus nach dem Matterhorngipfel schaute. Er glaubte, eine Lawine breche los, lief zu dem Besitzer des Monterosa-Hôtels und verkündete, es sei so eben eine Lawine von der Spitze des Matterhorns auf den Matterhorngletscher gerollt. Man schalt ihn 'ob seiner thörichten Geschichte und doch hatte er gut gesehen — keine Schneelawine zwar, aber eine Menschenlawine war es gewesen.

4. Die Eroberung des Matterhorns von italienischer Seite und Herrn Jordan's wissenschaftliche Ausbeute von seinen Matterhornfahrten.

Die Bahn war gebrochen, wenn auch mit schweren Opfern. Der niederschlagende Eindruck der Schreckens-Katastrophe vom 14. Juli ward aber noch verstärkt, als sich die Nachricht verbreitete, es sei von Breuil aus, gerade von der Seite, die man für die gefährlichste und nicht zu überwindende gehalten hatte, vier Tage nachher eine Besteigung der Matterhornspitze glücklich, ohne jeden Unfall, ausgeführt worden.

Es verhielt sich wirklich so. Italienische Landeskinder aus dem Tournanche-Thal hatten das gefürchtete Matterhorn von der italienischen Seite erobert. Allerdings auch nicht auf den ersten Anlauf, sondern nachdem mehrere mißlungene Versuche vorausgegangen waren; aber auch um so ehrenvoller für die Ausdauer und Kühnheit der Thalleute.

Schon im Sommer 1857 hatte der nachmalige Abbé Aimé Gorret, der sich damals als Seminarist im heimathlichen Tournanche-Thal aufhielt, den Entschluß gefaßt, so weit als irgend möglich zum Matterhorn emporzudringen. Zwei gewiegte und erfahrene Bergsteiger, Johann Anton Carrel, genannt der Bersaglier*) und Johann Jakob Carrel, verbanden sich mit ihm zu der

*) Bersagliere heißen bekanntlich in Piemont die Scharfschützen im Heer.

Unternehmung. Mit einer kleinen Axt bewaffnet und ein wenig Branntwein und Schwarzbrod versehen, stiegen sie von der Alphütte von Avouil auf den Kamm, der das Matterhorn mit der Dent d'Hérens verbindet und gelangten auf die sogenannte tête du lion, eine kleine Spitze dieses Kammes. Es war eine Recognoscirungsfahrt, die den Glauben an die Möglichkeit einer Ersteigung der Felspyramide des Cervin in ihnen befestigte.

Im Jahr 1865 kam Herr Gorret wieder in's Val Tournanche, um mit den beiden Carrel die Fahrt zu beginnen. Zu gleicher Zeit erschien aber auch Herr Felix Giordano von Turin, königlicher Ingenieur und Inspector des Bergbaues in Italien, ausgerüstet mit Seilen und Instrumenten, um mit aller Umsicht und allem Nachdruck eine geologische Erforschung des Matterhorns in's Werk zu setzen. Er gedachte, den bisher noch wenig oder gar nicht bekannten Aufbau des Gebirges gründlich zu erkunden und während er selbst mit Herrn Gorret das Theodulhorn zu besteigen unternahm, um auch von dieser Seite den Mont Cervin zu studiren, schickte er als Pioniere auf die Reise zur Matterhornspitze seine Führer, die unter den Befehl des berühmten „Bersaglier" Johann Anton Carrel gestellt wurden. Von Whymper's Unternehmung auf der Nordseite des Bergriesen, die zu gleicher Zeit begonnen wurde, ahnten die Italiener nichts.

Nachdem die vier Männer am 14. Juli gegen Mittag bis zu der Stelle vorgedrungen waren, wo Tyndall am 28. Juli 1862 Halt gemacht hatte, schien ihnen alles weitere Emporklimmen unmöglich. Sie traten den Rückweg an, in der Hoffnung, am nächsten Tage vielleicht doch das Ziel zu gewinnen. Als sie nun bei der sogenannten „Cravatte", — dem Schneebande, das die südliche Fronte der „Schulter" (épaule) des Riesen umzieht, anlangten, hörten sie aus der Höhe Freudenrufe; sie wandten sich um und erblickten eine ganze Gesellschaft von Menschen auf der Spitze des Berges. Es waren Whymper und seine Gefährten. Sehr entmuthigt und niedergeschlagen kehrten sie nach Breuil zurück.

Nicht minder überrascht wurden die Herren Jordan und Gorret, als sie am 14. Juli Nachmittags gegen 2 Uhr mit dem Fernrohr ihre Führer am Grate des Matterhorns suchten — und mehrere Menschen auf der höchsten Spitze erblickten. Beide Män-

ner jubelten, denn sie meinten, der lang gesuchte Weg sei nun von der Südseite her durch die Ihrigen entdeckt und kehrten voller Freude sogleich nach Breuil zurück, um sich zur Matterhornfahrt zu rüsten.

Ihre Führer kamen ihnen aber nicht mit siegesfreudigen, sondern mit sehr betrübten Mienen entgegen. Giordano sprach ihnen aber Muth ein und formirte eine neue Angriffstruppe, zu der sich auch der unermüdliche Gorret gesellte.

Am 16. Juli reiste die Gesellschaft ab, nachdem sie die Nacht in der schönen Alphütte von Avouil zugebracht hatte. Um 10 Uhr Vormittags erreichte sie jene Runse, der man den Namen „Couloir Whymper" gegeben hatte. Zum Glück war der Schnee in allen diesen Runsen am „Löwenkopf" (tête du lion) geschmolzen. Doch verband man sich zur Sicherheit mit dem Seil und nachdem man den Col du lion überschritten hatte, stand man an der obersten Pyramide des Mont Cervin. Ueber loses Gestein ging es aufangs leicht hinauf; dann kam man au eine Felsspalte, durch welche die Einzelnen mit dem Seil hinaufgezogen wurden — sie wurde lo ciarfiu (der Kamin) getauft. Um 1 Uhr ward ein kleiner Absatz erreicht, am Fuß eines senkrecht aufstrebenden Felsdomes, aber ebenso hart an dem schwindelnd tiefen Abgrunde. Diese Stelle ward zum Nachtlager ausersehen, da die Zeit zu kurz war, um auf den Gipfel hinauf und von ihm wieder hinab zu kommen. Die Träger gingen nur bis zu diesem Punkte mit und wurden entlassen.

Der Morgen des 17. Juli verkündete einen schönen heiteren Tag. Die Gesellschaft brach zeitig auf, band sich jedoch zur Sicherheit an die Stricke fest. Den Felsenthurm zu erklimmen war ein sehr schweres Stück Arbeit, da das herabrinnende Wasser über Nacht gefroren war. Es konnte nur immer Einer sich in Bewegung setzen, während die Anderen Stand hielten. Nachdem der Thurm erobert war, mußte wieder eine gefährliche Runse überschritten werden. Ueber eine kleine Fläche von hart gefrorenem Schnee gelangte man endlich an die Stelle, wo Tyndall sein Seil befestigt hatte; sie wurde deshalb la corde genannt. Man mußte jedoch ein doppeltes Seil anbringen, um die über 60 Fuß hohe Wand emporklimmen zu können. Dann gelangte man zum

„Hahnenkamm“ (crête du coq), erreichte schnell die auf der „Schulter“ befindliche Pyramide und befand sich wieder auf der scharfen Kante.

Es war 9 Uhr. Der Uebergang über die Schneide bis zum „Signal Tyndall“ erfordert schwindelfreie Köpfe. Um 10 Uhr hatte man das Signal hinter sich und auf den Rath Carrels wandte man sich jetzt gegen die nördliche, der Schweiz zugekehrte Seite der Pyramide. Der Uebergang mußte über die Einsattelung, Col d'épaule genannt, genommen werden, wo ein Felsstück neben dem andern zu überklettern war und auch Eismassen den Fortschritt hemmten. Doch man kam hinüber bis an den Fuß des höchsten Kopfes, der etwas überhängt und die Ankommenden mit fallenden Eisstücken begrüßte. Wie sich, je näher dem Ziel, an den Spitzen der Bergriesen die Schwierigkeiten häufen, so kam zu guter Letzt noch ein sehr steiler und schräger nur zwei Meter breiter Felsgang, die „Gallerie“, durch welche die kühnen Männer, immer an hervorstehende Felsen sich klammernd, hinkrochen. Sie gelangten in ein kleines Schnee-Couloir, das sie von dem scharfen Grate trennte, auf dem sie allein zur Spitze gelangen konnten. Herr Gorret stemmte sich mit dem Rücken an den Felsen, die Füße gegen den Abgrund gekehrt und ließ die beiden Führer Carrel und Bic an dem Seil in die Runse hinabgleiten. Der Dritte blieb bei ihm zurück. In wenigen Minuten hatten die beiden Hinabgelassenen den Grat gewonnen und eilten der Spitze zu, die sie um 2 Uhr 20 Minuten betraten. So klein diese Spitze von unten erscheint, so ist sie doch 200 Meter lang, läuft von Osten nach Westen und hat in der Mitte eine kleine vom Schnee gebildete Erhöhung, während die beiden Enden den nackten Fels zeigen.

Die zwei Besteiger des Matterhorns kehrten bald wieder zu ihren Gefährten zurück und alsbald traten die Vier den Rückweg an. Die Gallerie weiter verfolgend, gelangten sie auf die Schneide, von der man tief in's Val Tournanche hinabsieht — welchen Weg sie schon beim Hinaufsteigen hätten nehmen sollen. Ohne Schwierigkeit wurde von da die épaule erreicht; das Seil, das man hier gebrauchte, ward zurückgelassen — ein große Erleichterung für die Hinaufklimmenden. Die Sonne war schon untergegangen, als man sich an dem Felsenthurm hinabließ; um 9 Uhr

ward das Zelt erreicht, das wieder für die Nacht sein Obdach bot, jedoch kaum dem ausbrechenden Sturmwetter widerstand. Am nächsten Morgen waren alle Seiten des Berges mit fußhohem Rieselschnee bedeckt. Doch ward der Rückzug ohne Gefahr beendet und Mittags (18 Juli) zogen die vier Besieger des Mont Cervin triumphirend in Breuil ein. Während sie auf der Spitze des Berges standen, war die Kunde von dem Unglück der Engländer nach Breuil gedrungen.

Die Piemontesen waren natürlich nicht wenig erfreut und stolz auf die Heldenthat ihrer Landsleute und der Turiner Alpenclub beschloß sogleich, eine Herberge an der Cravatte des Mont Cervin errichten zu lassen. Eine Liste ward umhergesandt, auf welcher auch die armen Gemeinden Chatillon und Val Tournanche ihre Beiträge unterzeichneten. Die Subscription ergab eine Summe von 1400 Franken. Im Juni 1866 wurde eine kleine Gesellschaft ausgerüstet, den Mont Cervin hinanzusteigen und ein geeignetes Plätzchen ausfindig zu machen. Sie entdeckte auch eine kleine Einhöhlung oder Balm in der Felswand, welche zu einem Obdach hergerichtet werden konnte.

Doch bevor dies noch ausgeführt wurde, erschien auch Giordano (Juli 1866) wieder im Hôtel Giomein zu Breuil, um eine neue Erforschung, respective Besteigung des Mont Cervin zu unternehmen. Er erreichte mit seiner Gesellschaft glücklich die Balm bei der Cravatte; das Wetter schlug jedoch um und gestattete nicht das höhere Aufsteigen zur Spitze. Fünf Tage und fünf Nächte verweilte Giordano auf seiner hohen Station. Schneefall und Nebel wechselten vom 23. bis 28 Juli; es wollte kein heiterer und sonniger Himmel erscheinen. Nur hin und wieder zerriß ein scharfer schneidender Wind den Nebelschleier; dann stieg ein Theil des Gewölks senkrecht in die Höhe, ein anderer zog wagrecht zum Theodulpasse hin. Manchmal trafen auch zwei Gegenwinde aufeinander, rollten und drehten das Gewölk so zu sagen schraubenförmig zusammen und dann erschien die tiefere Welt im Sonnenschein. Nachts, wenn sich etwa der Sturm gelegt hatte, vernahm Giordano ein dumpfes Krachen und Poltern, das die abgelösten Felsblöcke und Steinmassen verursachten, die der Tiefe zueilten.

Diese Zeit war für den Mann der Wissenschaft keine verlorene.

Denn der gelehrte Naturforscher und Bergkenner untersuchte so genau und gründlich als möglich die Gesteinsarten und ihre Schichtung, sowie die ganze Gestaltung des wichtigen Hornes. Er fand dasselbe fünfseitig. Die gegen Nordost gerichtete Seite ist die steilste und an einigen Stellen sogar überhängend. Die minder steilen gegen Süd und West gerichteten Seiten werden durch eine stufenförmige Kante verbunden, welche sich bis zur „Schulter", ja bis zur Spitze hinanzieht. Ueber diese Kante wird die Ersteigung von Breuil aus unternommen. Die beiden anderen Seiten nach Norden und Osten bilden ebenfalls eine Kante und auf dieser war es, wo die Gefährten Whymper's in die Tiefe hinabglitten. Die Spitze des Hornes bildet eine lange gezackte Kante in der Richtung von Nordost nach Südwest — diese genauere Bestimmung berichtigte die Angabe der Gefährten Gorrets, welche zuerst den Gipfel erreichten.

Nun fanden ziemlich rasch nacheinander mehrere Besteigungen des Matterhorns statt; bis zum 3. September 1868 waren 12 gelungen*); die 13. geschah durch Herrn Giordano, der sie am 4. September unternahm und dies Mal glücklich ausführte. Seine Beharrlichkeit sollte nicht unbelohnt bleiben.

Am 3. September ging er mit seinen Führern J. A. Carrel und Joseph Maquignaz von Breuil ab, um, wie es seit der Einrichtung jener Zufluchtsstätte, réfuge de la Cravate genannt, üblich war, dort die Nacht zuzubringen. Der nöthige Mundvorrath sammt den Instrumenten ward von zwei Trägern heraufgebracht. Das Wetter war dies Mal günstig und so erreichte Herr Giordano zeitig am Vormittage des folgenden Tages die Spitze. Nachdem er hier seine Beobachtungen gemacht, nahm er den Rückweg auf der Schweizerseite hinunter und gelangte an diesem Tage noch bis zur Walliser Schirmhütte. Am folgenden Morgen stieg er nach Zermatt hinunter.

Welche angestrengte Thätigkeit er auf dieser dreitägigen Reise entwickelte, kann man daraus entnehmen, daß er nicht weniger als 13 Höhenpunkte barometrisch bestimmte, daß er die zu seiner

*) Als Professor Tyndall hinaufkam (28. Juli 1868), waren schon sechs Besteigungen vorangegangen.

Ueberraschung fast horizontal liegenden Felsschichten alle einzeln untersuchte und petrographisch nach ihrer Aufeinanderfolge bestimmte. Seine verschiedenen barometrischen Höhenmessungen ergaben im Mittel eine Höhe von 4505 Meter, also nahezu 14,000 Fuß für das Matterhorn, dessen Höhe von Saussure auf 4522 Meter, von den eidgenössischen Ingenieurs auf 4482 Meter bestimmt worden war.

Seine geologischen Beobachtungen verbreiteten ein ganz neues Licht nicht nur über den Bau des Matterhorns und der Monterosagruppe, sondern über Gebirgsbildung überhaupt. Was Benedict Saussure für die Montblancgruppe geleistet, das leistete nun Felix Giordano für die Matterhorngruppe und beider Forschungen und Beobachtungen kamen der gesammten Alpengeologie zu gut.

Bis auf Giordano waren Vulkanisten und Neptunisten in ihren Theorieen irre geworden, wenn sie vor dem kolossalen Felszahn des Mont Cervin standen. Daß ein so scharfkantiger pyramidenförmig sich zuspitzender Obelisk nicht aus wässerigen Niederschlägen im Urmeer sich gebildet haben konnte, war einleuchtend. Aber ebenso wenig konnte er in dieser Form plötzlich aus der Tiefe gehoben, fix und fertig so zu sagen aus der Pistole geschossen sein. Die Hebungstheorie half sich nun mit der Annahme, daß ursprünglich allerdings das ganze Gebirge in mächtiger Anschwellung gehoben, dann aber ein Theil desselben wieder zurückgesunken sei, so daß man die noch aufragenden Pfeiler des Monterosa, des Lyskammes, Matterhorns, der Dent blanche u. s. w. als Ruinen des alten Gewölbbaues zu betrachten habe.

Nun aber fand Giordano, daß die Felsarten des Furggengrates, des Hörnli und der anderen Umgebungen des Matterhorns sich ohne Unterbrechung in den Fuß desselben fortsetzten, so daß also diese Pyramide nicht der Ueberrest einer rings um sie eingesunkenen, durch Vorwerfungen von ihr getrennten Masse sein könne und noch weniger von unten her sie durchbrochen habe. Die Gesteinsschichten sind bei dem Matterhorn die gleichen wie beim umliegenden Gebirge; sie wechseln in merkwürdig schneller Aufeinanderfolge: schiefriger Kalkstein, Cipollin, Dolomit, Chloritschiefer, Talkschiefer, Serpentin, Hornblendeschiefer folgen in regellosem Wechsel auf einander. Auch des Matterhorns massiger

Nachbar, der Monterosa, ist vom Fuß bis zum Gipfel sehr deutlich geschichtet und es streichen diese Schichten in schwacher Neigung von Südost nach Nordwest. So bleibt wohl die Annahme gerechtfertigt, daß alle diese gewaltigen Felslager des Monterosa, Mont Cervin, des Dent d'Hérens und selbst der nördlich vorgelagerten Gipfel in der Urzeit eine zusammenhängende Masse bildeten, jedoch im Laufe von Jahrtausenden große Lücken bekamen, indem in den Spaltungen und Zerreißungen, welche die allgemeine Anschwellung zur Folge hatte, sich Thäler bildeten und Vertiefungen, in denen nun Wasser, Eis und der ganze Prozeß der Verwitterung seine zerstörende Kraft üben konnte und die morsch gewordenen Trümmer weggeschwemmt wurden. Man nennt diese Ausspülung und Fortschwemmung durch Gletscher- und Wasserströme Erosion, und es ist sehr wahrscheinlich, daß auch die gewaltige Lücke zwischen dem Breithorn und Matterhorn nur durch Erosion entstanden sei.

Nur darf man sich die Kraft der Fortschwemmung nicht so groß denken, daß sie einen ganzen Bergkamm von nahezu gleicher Höhe wie die Gipfel, die er verband, fortgeschafft habe. Die Ungleichheit der Bodenanschwellung wird vielmehr von vornherein schon bedeutend gewesen sein. Immerhin hat jedoch die „Erosion", auch wenn sie nur 4000 Fuß hohe Wände vernichtete, d. h. fortspülte, kein geringes Stück Arbeit vollbracht. Unsere Geologen haben ihr aber auch zu dieser herkulischen Arbeit freigebig genug Millionen von Jahren bewilligt!

Dritter Abschnitt.

Finsteraarhorngruppe.

1. Das Finsteraarhorn, die Schreckhörner, die Jungfrau.

Das „Berner-Oberland!" In diesen zwei Worten drängt sich — sei es als Erinnerung für den, welcher seine Schönheit genossen hat, sei es als Wunsch für den, welcher sie erst genießen will und im Begriff steht, eine Schweizerreise zu unternehmen — die ganze Fülle und Mannigfaltigkeit der Naturwunder, welche die Schweiz zu bieten hat, zusammen. Wohl werden die Berner-Alpen, was das Grandiose der Massenerhebung betrifft, von der Montblanc- und Monterosa-Gruppe noch übertroffen und das Ober-Engadin, namentlich die Bernina-Gruppe, kann in mancher Beziehung mit ihnen wetteifern; aber jenen Verein des Großen, Gewaltigen, Schrecklichen mit dem Anmuthigen, Reizenden, Lieblichen; jene nahe Berührung des Heroisch und Idyllischen, des warmen, behäbigen, wohl angebauten Tiefthals mit den Schnee- und Eiswüsten der Riesen des Hochgebirges; jene Ausgleichung und Durchdringung der Kontraste zu Bildern reinster Schönheit und Harmonie: das treffen wir doch nirgends so wie im Berner Oberlande.

Der große schöne Genfersee ist von dem Montblanc weit entfernt, der Monterosagruppe fehlt es ganz an größeren Seen: Thuner- und Brienzersee dringen bis nahe an den Fuß der Jungfrau und des Finsteraarhorns heran. Die Jungfrau, die Königin der Finsteraarhorngruppe, ist Alles in Allem genommen doch wohl

der schönste Alpengipfel der Schweiz, wie das Wetterhorn die schönst geformte Felspyramide; die Gruppe der Jungfrau mit Mönch und Eiger, von der Wengernalp gesehen, ist wohl die schönste Berggruppe, die man sehen kann; der Rosenlauigletscher, obwohl nicht groß und in neuerer Zeit sehr abnehmend, hat das reinste in den Farben des Azurblaues schillernde Gletschereis; die Wasserfälle — Gießbach, Staubbach, Reichenbach, Schmadribach — sind von der schönsten Eigenthümlichkeit und Mannigfaltigkeit; die grünen Weiden und Alpwiesen vom saftigsten Grün und im Gegensatz zu ihnen erreichen die Schneefelder und Gletscherströme eine solche Ausdehnung, daß sie mit denen des Monterosa nicht nur wetteifern können, sondern sie übertreffen. Der Aletschgletscher ist bekanntlich der allerlängste der Schweiz. Seine Längenachse beträgt 75,900 Fuß = $3_{,28}$ Meilen, während der Gornergletscher, der bedeutendste der Monterosagruppe, nur 48,000 Fuß = $2_{,07}$ Meilen und der Glacier des bois des Montblanc nur 46,200 Fuß = $1_{,97}$ Meilen erreicht. Sehen wir aber auf die Ausarbeitung des Reliefs, auf die Plastik der Hochgipfel, so übertrifft die Mannigfaltigkeit und Eigenthümlichkeit ihrer Form alle anderen Alpenstöcke.

Kein Wunder, daß die Thäler der Berner Alpen der Tummelplatz aller Schweizerreisenden, besonders der von Norden kommenden Engländer, Deutschen und Russen geworden sind! Bequeme Eisenbahn- und Dampfschiffahrts-Linien, bequeme Pässe, bequeme Gletscher- und Hochwarten zur Ansicht der höchsten Gipfel — wie das Faulhorn und der Sockel zwischen diesem und dem Wetterhorn, die „große Scheideck“ genannt — Alles ladet ein und zieht an!

Nur diese höchsten Gipfel selber — sie sind sehr vornehme und gestrenge Herren geblieben, die durchaus nicht leicht zugänglich sind und in der Schwierigkeit ihrer Besteigung mit dem Montblanc und Monterosa wetteifern. Ja, die beiden letztgenannten hohen Häupter sind bereits viel populärer und herablassender, dem Touristenschwarm vertrauter geworden, als das finsterblickende schroffe Finsteraarhorn und das gefährliche, seinen Namen nicht vergebens führende Schreckhorn! Und obwohl die stolze Jungfrau in ihrer Sprödigkeit längst überwunden worden ist und öfter bestiegen wird, so macht sie es ihren Verehrern doch keineswegs

leicht, sie zu erobern; die Jungfrau-Besteigungen haben noch kaum die Zahl „hundert“ erreicht, während die Montblancbesteigungen diese Zahl längst überschritten haben.

Wie die granitische Hauptmasse des Montblanc in der Dent du Midi, den Diablerets und dem Strubel den Kalkalpen angehörige Vasallen hat, so haben die Gipfel des granitischen Kerns der Finsteraarhorn-Gruppe: das Bietschhorn, Aletschhorn, die Jungfrau, der Mönch, das Finsteraarhorn und Schreckhorn gleichfalls Vasallen zur Seite in den meist mit glänzendem Firn überdeckten, der Kalksteinbildung angehörigen, Hochgebirgen des Altels, des Doldenhorns, der Blümlisalp, des Silberhorns, Eigers, Wetterhorns. Zwischen dem Niesen (am Südufer des Thuner-Sees) und den Hügeln von Aeschi bricht die wilde Kander hervor, in den Thunersee mündend. Gehen wir vom See aus das Kanderthal aufwärts bis nach Frutigen und verfolgen das Thal südlich bis nach Kandersteg zur Gemmi: so haben wir die Westgrenze der Gruppe gegen die Alpen des Saane- und Simmenthals gezogen. Im Norden wird die Grenze gebildet durch das Südufer des Thuner- und Brienzersees und von der Aar bis zur Grimsel, und geht von da abwärts zur Rhone nach Oberwald, das Gebiet der Aar von dem der Rhone scheidend.

Südwärts vom Brienzer-See erreicht die mächtige Berggruppe in der Jungfrau (12,828 Fuß) und dem Finsteraarhorn (13,160 Fuß) ihre höchste Erhebung. Zwischen beiden liegt eine gewaltige Firnwüste, in die sich nur selten der Fuß des Menschen wagt, die aber von der Thierwelt ebenso sehr gemieden wird. Mitten aus diesem Eis- und Firnmeere ragen, zwischen Finsteraarhorn und Jungfrau nach Süden ziehend, die Berner (großen) und Walliser Viescherhörner in zackiger Kette auf und von allen den hochgelegenen Firnmulden ziehen Gletscher nach allen Weltgegenden. Nach Süden zwischen den Viescherhörner und dem Finsteraarhorn senkt sich der mächtige Viescherglelscher, nördlich vom Finsteraarhorn zwischen diesem und dem Strahleckhorn spannt sich der Bogen des Finsteraarhorngletschers, in den von Norden her der Lauteraargletscher mündet, der von den Lauteraarhörnern und der Ostflanke des großen Schreckhorns kommt. Die Jungfrau sendet nach Süden mehrere Gletscher; in ihrem Firnmeer beginnt bereits

der große Aletschgletscher, in welchen vom Aletschhorn der mittlere und vom großen Nesthorn herab der obere Aletschgletscher münden. Aus dem Winkel, der vom Vieschergrat und dem Grünhorn gebildet wird, senkt sich der Vieschergletscher, dessen Fortsetzung als unterer Grindelwaldgletscher tief zu Thale geht (bis zu 3150 Fuß); weiter nördlich kommt von den Schreckhörnern der obere Grindelwaldgletscher herab und am weitesten nach Norden vorgeschoben der Rosenlauigletscher vom Rosenhorn und Mettenhorn.

Oestlich vom Finsteraarhorn senken sich zwei bedeutende Gletscher zur Grimsel und dem Haslithale hinab: der Oberaargletscher, am Oberaarhorn und Kastenhorn beginnend, zwischen Sidelhorn und Zinkenstock sich hindurchdrängend; und der noch mächtigere Unteraargletscher, der aus dem Zusammenfluß des Lauteraar- und Finsteraarhorngletschers sich bildet. Aus den genannten beiden Gletschern kommen zwei Bächlein hervor, die Oberaar und Unteraar, die sich am Fuß der Zinkenstöcke vereinigen und im Aarboden den Aarfluß bilden, der über und zwischen Felsen sich Bahn brechend, eilenden Laufes dem Brienzer-See zueilt.

Dort oben an den Aarquellen berührt sich die Finsteraarhornmasse mit dem Gotthard-Massiv und dringt in dieses hinein. Der Grimselpaß, an der Hauseck 6665 Fuß hoch, führt auf die noch beträchtlichere Paßhöhe der Furka (7497 Fuß), am imposanten Rhonegletscher vorüber, zu dessen Füßen die Rhonequellen rieseln und in entgegengesetzter Richtung von denen der Aar nach dem Becken des Genfersees eilen. Gleich hinter dem Grimselhospitz hat man einen überraschenden Blick auf das Finsteraarhorn und Schreckhorn; steigt man auf das nahe Sidelhorn hinauf, dann gewinnt man eine großartige Aussicht auf die ungeheuren Schneewüsten der Finsteraarhornmasse, auf die Spitzen der St. Gotthardgruppe, auf den langen Zug der Walliser Alpen bis über das Matterhorn hinaus. Zu den Füßen liegt der Oberaargletscher, gegenüber stehen die Spitzen des Thierberges, des Winterstockes und der breite Rücken des Galenstockes, aus deren Schneemulden der Rhonegletscher herabfließt.



Finsteraarhorn.

2. J. J. Hugi's Versuche, auf das Finsteraarhorn zu gelangen.

Der Ruhm, sich zuerst in die Eismeere des Finsteraarhorn-Massivs und an den größten der riesigen Häupter gewagt zu haben, gebührt den Herren Rudolf und Hieronymus Meyer von Aarau — denselben kühnen Männern, die ein Jahr zuvor (1811) zuerst die Jungfrau bezwangen. Dr. Rudolf Meyer, der Sohn des genannten Rudolf Meyer ging, nachdem vorhergegangene Versuche seines Vaters und Onkels fehlgeschlagen waren, allein vom Oberaaralp-Joch aus in Begleitung von zwei Walliser Führern: Alois Volker und Joseph Bartes, und zwei Oberhaslern: Kaspar Huber und Arnold Abbühl am 14. August 1812 zum Finsteraarhorn ab. Sie erreichten am folgenden Tage (15. August) bald nach Mittag die Stelle beim Rothhorn, wo sie schon früher campirt hatten und wählten sie abermals zum Nachtlager. Am folgenden Morgen des 16. August stiegen sie auf den oberen Vieschergletscher hinab (jetzt „Studerfirn" genannt) und kletterten, nachdem sie einen Firnschrund überkrochen hatten, an den Felswänden des Finsteraarhorns empor. In die Eiskehlen mußten Tritte gehauen werden. Endlich, nach sechsstündigem Steigen, erreichte man die Kammhöhe. Dr. Meyer mußte wegen Erschöpfung auf dem schmalen Gletscherrücken zurückbleiben. Kaspar Huber blieb bei ihm. Die anderen drei Führer klommen an dem letzten Gipfel empor und standen um 4 Uhr Nachmittags als die ersten Bezwinger des Finsteraarhorns auf dessen höchster Zinne.

Seitdem waren 16. Jahre vergangen, bis Hugi einen neuen Angriff des mächtigen Berghauptes wagte.

Professor Hugi aus Solothurn, ein eifriger Naturforscher und gründlicher Kenner der Alpen, der im Sinn und Geist Saussure's seine Ausflüge in's Hochgebirge unternahm; der weder Geld noch Mühe scheute, wo es galt, ein wissenschaftliches Problem zu lösen und besonders in der Erforschung der Gletscher Ausgezeichnetes leistete: — er gehörte auch zu den Ersten, die sich dem mächtigen Finsteraarhorn naheten und seine Kuppe zu erklimmen

suchten. Solche erste Versuche, auch wenn sie nicht ganz glücklich oder entschieden unglücklich ablaufen, sind nicht minder wichtig als die gelungensten Ersteigungen selbst — schon weil sie diesen die Bahn brechen — und nicht minder interessant. Wie es aber im Leben überhaupt zu geschehen pflegt, daß man nur die zu sehen und zu bewundern pflegt, welche auf die Schultern ihrer Vormänner gestiegen sind: so ernten auch glückliche Alpenwanderer das, was ihre Vorgänger gesäet und gepflanzt haben.

Hugi unternahm seine Finsteraarhornreisen in den Sommern von 1828 und 1829; er hat sie sehr anziehend geschildert in seiner „Naturhistorischen Alpenreise" (Solothurn 1830) und die Hauptmomente derselben mögen hier eine Stelle finden.

Den zweiten Tag nach meiner Ankunft auf der Grimsel hellte sich das Wetter so auf, daß ich wenigstens nach dem Sidelhorn excursiren konnte. Abends wieder im Hospitium angelangt, sah ich bald nachher auch meine übrigen Reisegefährten aus dem Haslithale heraufpilgern. Ich hielt über sie und die nach Befehl mitgebrachten Instrumente, Stangen, Decken 2c. 2c. Heerschau. Die Schläuche nebst einem 20 Maaß haltenden Fäßchen wurden mit bestem la Côte angefüllt, Schinken, Holz und alles Nöthige aufgepackt — vier Tage konnte die ganze Mannschaft aushalten.

In der Morgenfrühe brach ich auf, begleitet von sieben kräftigen Steigern. Unter diesen war auch Arnold ab Bühl, der schon vor 16 Jahren die Herren Meyer aus Aarau in jene Gegenden begleitete und welcher das Finsteraarhorn erstiegen haben wollte. Er sprach anfangs sehr geschwätzig von dieser Begebenheit, aber mit vielen Widersprüchen, daß ich an nichts mit einiger Bestimmtheit mich zu halten wußte. Wie wir jenen Gegenden näher kamen, suchte er allen Fragen und Erkundigungen auszuweichen. Er entfernte sich von der Karawane, und wenn ich befahl, sich anzuschließen, schlich er, nichts achtend, etwa einer Firnspalte nach und schien zeigen zu wollen, daß er herzhaft sei. Als wir nämlich vom Rothhornsattel herabgestiegen waren, verlangte ich bestimmte Auskunft, wo er vom Finsteraarhorn herabgestiegen sei. Er zeigte mir rechts den herabhängenden Firn, und das dort oben, sagte er, sei das Finsteraarhorn. Ohne Notiz davon zu nehmen, zog ich

lachend von diesem südlichen Grat zu dem westlichen empor. Ueber jenes Horn thürmte sich bald eine Reihe noch höherer auf und wie wir endlich die Höhe erreicht, wollte er das Finsteraarhorn nicht mehr erstiegen haben.

Wir wanderten nun so rasch über den Kessithurm und die Bäreneck, daß wir schon um 7 Uhr den Oberaargletscher erreichten. Diese für Naturforscher interessante Wanderung geht über ein breites Band, das theils zur Grimsel, theils zur Oberaaralp gehört. Das Gebirge senkt sich rechts bis zum Zinkenstock hin fast senkrecht einige 100 Fuß tief in den Unteraarboden. Man wandert über grobkörnigen Granit, der in abgerundeten Höckern sich empordrängt. Staunend sieht man aus einigen jener gerundeten Granitmassen Quellen zu Tage fließen. Der Granit hebt sich vereinzelt gegen 30 Fuß hoch über die ebene Fläche, ist etwa 15 Fuß breit und 25 Fuß lang.

Nun gings erst an, dann über den Oberaargletscher aufwärts, auf welchem viele Gletscherrosen sich zeigten, d. h. Stellen von erhöhtem Schnee, der sonderbar krystallinisch geformt, von der Kälte incrustirt, wie fremdartig dem Gletscher aufsitzt. In der oberen Region wirkte das Sonnenlicht, vom Firn zurückgeworfen, schmerzhaft auf die Augen, so daß wir Schleier und blaue Brillen vorthun mußten.

Um 3 Ur endlich erreichten wir das Schneejoch zwischen dem Oberaar- und Kastenhorn — ein mühevoller und stellenweise gefährlicher Gang, wegen der vielen und gähnenden Schründe des Gletschers, die zu überspringen oder zu umgehen waren und in deren Abgründe man schwindelnd hinabschaute. Unter den senkrechten Felsen des Oberaarhorns wurde um 4 Uhr das Mittagsmahl gehalten.

Um halb 5 Uhr brachen wir auf, obwohl das Wetter ungünstig wurde, stiegen hinab auf den obersten Vieschergletscher und dann empor auf den Sattel zwischen dem Roth- und Finsteraarhorn.

Es war 6 Uhr. Der Himmel aber umzog sich, die losgebrochenen Stürme brüllten aus den westlichen Abgründen empor und peitschen Schneegestöber über den Sattel hin. Das waren schauerliche Momente für uns. Ich rief die Gefährten zur Berathung. Die meisten stimmten zur schnellsten Rückreise. Ich stellte ihnen die

Unmöglichkeit vor und den sicheren Tod, den wir bei der Nacht in den Schründen des Oberaargletschers finden würden. Einige meinten, ebenso sicher würden wir hier im Schnee vor Kälte zu Grunde gehen. Der Anblick war kläglich. Endlich nahm kräftig der junge Leuthold das Wort, sie alle hätten hier nichts zu reden und keine Stimme zu geben; ich sollte erklären, was ich zu thun gedenke in dieser Noth und ihnen läge nur die Pflicht ob, mir zu gehorchen, wenn es auch das Aeußerste gälte. Mit einer Thräne im Auge reichte er mir die Hand.

Ich faßte mich entschlossen und kurz: „Bis es Tag wird, bleibe ich hier; bei unserem Vorrath sehe ich keine Gefahr. Wer umkehren will, dem steht es frei, ich entlasse ihn meines Dienstes!" Entschlossen stimmte das junge Volk mir bei, während Arnold ab Bühl murrend sich fügte.

Nun gab ich Befehl, eine Hütte aufzuführen und zeichnete im Schnee die Mauer vor. Allein der Eine schlug die Hände um den Leib, der Andere schob sie ein, ein Dritter suchte die Handschuhe, während ein Vierter mit dem Schuhe Schnee und Schutt wegzuräumen anfing. Da wurde es mir unheimlich. Ernsthaft gebot ich, durch Arbeit sich zu wärmen und zu retten. Schnell, da auch dieses nicht half, ließ ich alle in einen Kreis treten, setzte mich auf das Faß, spundete es an und hurtig kreiste der Becher, bis er Leben weckte. Da ich den günstigen Moment merkte, rief ich: „Auf zum Werk!" Schnell war Leuthold oben auf dem Felsen des Aarhorngrats, brach eine tischgroße Glimmerplatte los, leitete sie auf den Firn und zischend rutschte diese über denselben herab. Das Beispiel feuerte nun Alle an. Die Stelle an dem Mittelfelsen des Sattels wurde nun so ausgegraben, daß dieser zwei Mauern ersetzte. Auf den übrigen Seiten hoben sich die zwei anderen Mauern schnell empor. Da sie 4 Fuß hoch waren, wurde die große Stange über die Mitte, die Alpstöcke auf diese gelegt, das Ganze mit Glimmerschiefer zugedeckt und mit kleinem Gestein und Schnee gegen den andringenden Wind ausgepflastert. Statt der Thür paßte ganz genau meine große lederne Reiseluntte. Das Werk war vollendet. Die Reaumur'sche Skala zeigte 8,2° Kälte, allein ich glaubte, es nun auch bei 16 Graden aushalten zu können. Alle mitgenommenen Kleider wurden angezogen; ich wickelte

mich in den Mantel; man schichtete sich zusammen auf die über das Eis gelegten Glimmerplatten, deckte sich mit 6 wollenen Decken zu und ließ die Natur stürmen.

Das mitgeschleppte Brennholz blieb unbenutzt, denn einerseits war unser Gebäude zu klein, um nebst 8 Mann noch ein Feuer beherbergen zu können. Dann lehrte mich die Erfahrung, daß in ähnlichen Umständen Feuer gerade das übelste sei. Während die eine Seite sich daran wärmt, ist die andere leicht in Gefahr, zu erfrieren. Ueberhaupt ist Wärmewechsel das Verderblichste. Ein möglichst kleiner Raum, kaum hoch genug zum Sitzen, ist nebst Speise und Trank wohl das Beste.

Bald schliefen die Gefährten ein; erst später überfiel auch mich sanfter Schlummer, aus dem mich gegen Mitternacht der Sturm weckte, welcher eine Oeffnung in die Hütte gebrochen. Gegen Tagesanbruch ließ ich von Zeit zu Zeit einen Gefährten um Erkundigung hinauskriechen. Sie brachten bösen Bericht; das Wetter war übel. Schnee war keiner mehr gefallen, die Kälte war zu groß, so daß ein kleiner Rest vom bestem La Côte, der im Lederschlauche vor der Hütte geblieben, in Eis verwandelt war.

Sonst nahm Keiner Schaden, die gesammte Mannschaft war munter, obwohl dem jungen Leuthold Strümpfe, Füße und Schuhe fest zusammengefroren waren und nur durch Wärme zu trennen waren. Lange schon war's hell, als wir zu Tage krochen.

Der Ort, wo ich die Hütte aufrichten ließ, war derselbe, wo vor 16 Jahren die Herren Meyer ihr Nachtlager hielten. Von ihrem Nachlasse fanden wir noch eine Geißhaut, Brennholz und ein Stück des Brettes, auf dem sie ihr Papier aufgespannt hatten. Die Wahl aber eines solchen Nachtlagers ist immer unverzeihlich, wenn nicht die Noth dazu zwingt. Das war bei uns der Fall. Zurück konnten wir nicht und weiter vorwärts noch weniger. Hier auf dem Sattel waren wir allem Sturm ausgesetzt, da man sonst zwischen Klippen sich bergen oder an eine Felswand sich schmiegen sollte.

Der Morgen war weniger stürmisch als die Nacht; die Wolken trennten sich und gaben freie Stellen. Die meisten meiner Begleiter wollten nun aufbrechen und zurück nach der Grimsel; allein mir blinkte die Hoffnung eines besseren Tages. Da es zu kalt

8*

war, krochen wir wieder in die Hütte, um später einen Entschluß zu fassen. Bald war der Himmel größtentheils heiter und nun wollte ich wenigstens einen Versuch machen, den Kopf der höchsten Alpenpyramide zu erreichen. Wir füllten nur die Weinschläuche, nahmen Nahrung nur für Mittag und die nöthigsten Instrumente mit. Alle Hutten, Decken 2c. 2c. blieben zurück.

Nordwestlich vom Joche hängt eine Firn jäh, wie ein Dach, herunter, in der Mitte der Länge nach durch ein zertrümmertes Schiefergebilde getrennt. Ueber dieses stiegen wir hinab auf den obern nördlichen Zweig des Viescherfirnes. Dieser, wie alle Hochfirne, ist für Reisende gefahrlos, ohne Schründe. Er steigt sanft vom Walcherhorn*) herunter. Von diesem bis zum oberen Walliser Viescherhorn läuft eine ungeheuer aufgethürmte, oft überhängende und sturzdrohende Wellenlinie, ein Schneekamm, wie vom Winde aufgebaut. Westlich von diesem Firngrat dacht sich das Eismeer gegen den Aletschgletscher ab, während es andererseits zwischen dem Finsteraarhorn und den Walliser Viescherhörnern hinab durch das wildeste Schauerthal sich nach dem Wallis drängt. Die Felsmassen, aus den weißen Gefilden sich emporhebend, überbieten noch an grausiger Wildheit die starren, krystallinischen Wassergebilde. Es thürmt sich Last über Last, Horn über Horn in unendlichen Gebilden, in riesenhaften Formen. Eine beängstigende Stille herrscht in diesen Hochregionen. Alles Leben ist geschwunden.

Da wir durch die Klippen nicht weiter emporklettern konnten, gingen wir zurück und arbeiteten uns den Flächen entlang rechts über den Firn hinauf und gelangten über die scharfe Schneebank zu dem ungeheuren von der Spitze des Finsteraarhorns herabhangenden Firne. Doch in der Höhe angelangt, erwies sich nur der Walchergrat als zugänglich. Schauernd stand ich auf einem Granitblocke am Ufer des Firns, der in halbstündiger Breite links mit 60 Grad sich herabsenkt auf den tiefen Viescherhornfirn, rechts aber ebenso steil sich verengend nach oben sich hebt zur Spitze des Horns. Die Firnmasse war über Nacht so hart geworden, daß der Fuß keine Spur einzudrücken vermochte; meine kräftigen

*) Grindelwald und Viescherhorn.

Gefährten hieben Tritte ein und so erreichten wir das andere Ufer und die nackten Felsen des Grates.

Die Sonne war unterdessen so hoch gestiegen und brannte so heiß, daß die Reaumur'sche Skala im Schatten eines Begleiters fortwährend zwischen 20 und 30 Grad Wärme zeigte. Mit äußerster Anstrengung mußten wir über die Felsen emporklimmen und ich fühlte zum ersten Mal in meinem Leben die Qualen des Durstes. Meine Kräfte waren beinahe erschöpft. Die Gefährten waren schon längst zurückgeblieben und hatten sich zerstreut; wo sie einen feuchten Felsen sahen, warfen sie sich auf denselben hin und leckten das nasse Gestein, — oder sie erstiegen lebensgefährliche Klippen, um fallende Tropfen aufzufangen. Firnmasse genossen machte das Uebel noch ärger. Auch Wasser, gerade aus geschmolzenem Schnee entstanden, erreichte seinen Zweck nicht. Einerseits ist es zusammenziehend, und andererseits fade, fast wie gekochtes Wasser. Es scheint der Kohlensäure zu entbehren und dagegen zu sehr gesauerstofft. Wenn es aber nur 30 bis 50 Fuß weit über die Felsen herabtrauft, ändert es seine Natur. Es nimmt schnell die Kohlensäure aus der Atmosphäre und bietet dann einen Labetrunk.

Solche Stellen lehrte uns die Erfahrung aufsuchen. Mit triumphirender Miene brachte mir Leutholt das erste Wasser auf diese Art, aus einzelnen Tropfen lebensgefährlich aufgefangen, empor zu meinem Sitze. Die übrigen, nun auch emporsteigend, folgten seinem Beispiele. Kirschengeist, der für sich allein das Uebel mehrt, würzte nun das Getränk und der Wein vollendete die Labung.

So gestärkt stiegen wir wieder empor; allein die Umstände begannen sich zu ändern. Aus den westlichen Schlünden erhob sich ein heftiger Wind und als wir über die höchste Firnenkuppe des Walchengrates emporstiegen, hatten wir in heller Sonne gegen 12 Uhr 4 bis 5 Grad Kälte. Der Sturm ward mit jedem Augenblick gewaltiger; daher eilten wir so viel als möglich. Wir erreichten den Fuß der höchsten Spitze des Finsteraarhorns, die noch etwa 200 Fuß aufragt. Der Firn hing aber so jäh herab, daß man, gleichsam an demselben hängend, Tritte für Hand und Fuß einhauen mußte.

Das hielt lange auf. Der Augenblick war schauerlich und

zeichnete auf jedem Gesichte unverkennbare Merkmale. Oestlich in der Tiefe blickten wir auf das Grindelwalder Eismeer und den Finsteraargletscher, beide von der Strahleck als kaum noch erkennbaren Zaun geschieden. Westlich aber hingen von der scharf gekeilten Schneekante, auf der wir kaum zu stehen vermochten, jäher als das steilste Dach die Firne herab, wanden in der Tiefe sich zwischen Felsspitzen hindurch, unter denen sie sich dem Vieschergletscher einsenkten. Wir befanden uns in der Mitte des fast 60 Quadratstunden ringsum ausgedehnten Gletschergebiets, aus welchem in der Nähe einige Hörner und Gräte sich erheben, über die wir alle hinwegsahen.

Während ich beobachtete und aufzeichnete, waren drei meiner Begleiter weiter nach oben gedrungen; die übrigen standen unter mir. Der Sturm aber wüthete von Westen her mit beispielloser Orkanwuth in horizontaler Richtung, weniger aus den Abgründen heraufdringend. Oestlich dagegen hob er senkrecht an den Wänden des Finsteraarhorns aus dem Finsteraarhorngletscher sich empor. Gerade auf der Firnkante, wo wir standen, vereinten sich beide und wirbelten, mit grausem Geheul sich einend, in diagonaler Richtung aufwärts. Kopfbedeckung und Schleier, dem Lauener weggerissen, flog, so weit das Auge reichen konnte, himmelwärts. Momentanes Schneegestöber von Westen her und aus dem östlichen Abgrunde drehte sich in Säulen über uns und stäubte dann zum Himmel empor. So durfte keiner von uns frei stehen ohne Gefahr, weggerissen zu werden. Ich lehnte mich an den Felsblock, während Andere sich an den Firn anklammerten. Dennoch entschloß ich mich, mit vier der Rüstigsten die Ersteigung der Spitze zu versuchen, während die übrigen zum Rückwege bessere Tritte in den Firn einhauen sollten.

Daher gebot ich Vorwärts. Arnold Dändler war gerade vor mir mit einer langen Stange, die er gegen Osten über die Kante hinausstreckte. Indem er so am Abhange schief emporstieg, glitschte er aus. Da packte ich mit einem Sprunge das andere Ende der Stange; allein der Firn unter mir brach durch. Kaum 2 Fuß dick hatte er nämlich 5 bis 6 Fuß breit vom Winde getrieben sich über die unsichtbare Felskante hinaus angebaut. Ich hing so ganz frei mehr als 4000 Fuß hoch an der Stange, fast senkrecht über

dem Finsteraargletscher, während Dändler auf der anderen Seite über die Firnwand hinabhing. Wenn dieser schwache Wagebalken gebrochen, wäre Dändler unaufhaltsam auf das Viescheermeer über den Firn hinabgeflogen und ich an den Felswänden östlich auf das Aarmeer gestürzt. Wir hingen beide an der Stange still. Die Oeffnung, in der ich hing, erweiterte sich, so daß ich die in die freie Luft gewölbte Decke untersuchen und durch das Loch auf den Finsteraargletscher hinabblicken konnte.

Schnell eilten die Gefährten von oben herab und von unten herauf zu Hülfe. Zuerst ward Dändler auf freien Fuß gestellt. Mir war es gefährlich beizukommen, denn leicht wäre die ganze Decke eingebrochen und Alles in den Abgrund gestürzt. Sie suchten den Strick mir umzuwerfen und befestigten die Stange. Bald hatte ich wieder einen Fuß auf den Firn emporgezogen und Lauener, von den übrigen gehalten, packte mich mit nerviger Rechten. Wir ruhten einige Augenblicke von der Anstrengung aus, allein die Kälte nahm so zu, daß Keiner mehr die Finger zum Emporklettern brauchen konnte. Mir gefror das hervorgequollene Blut an den Fingern zu Eis.

Die über das Wallis gelagerten Wolken wogten nun wild durch die Viescher- und Aletschschlünde herauf und machten das Eismeer zum empörten Wolkenmeere. Einzelne Massen kamen bereits zu uns herauf. Der Kampf der Elemente hatte die größte Wuth erreicht. Vielstimmig heulte der Sturm von allen Seiten. Das längere Verweilen ward lebensgefährlich, das Hinabsteigen geboten.

Schnell wurden die Weinschläuche geleert und dann möglichst rasch hinabgestiegen, manchmal gleitend im Firn, manchmal in Sprüngen von Fels zu Fels. Unten im Firne, wo wir am Morgen Tritte einhauen mußten, sank der Fuß jetzt oft bis zum Kniee ein. Die einzelnen Firnkrystalle waren locker wie Hanfkörner aufgehäuft. So erreichten wir den Vieschherfirn und dann stiegen wir empor zum Nachtlager.

Das Wetter verschlechterte sich so, daß wir eilen mußten, um noch vor Nacht den untern Gletscher zu erreichen und dann über denselben hin die Erde zu gewinnen. Jeder steckte etwas Speise zu sich; ich nahm mir nicht mehr Zeit, den Barometer zu beobachten.

Vom Joch des Oberaargletschers fuhren wir auf den Alpstock gelehnt gleitend hinab bis zu den Schründen; dann banden wir uns an den Strick und eilten abwärts auf den Gletscher, wo jeder wieder für sich wanderte. Mit den jüngern erreichte ich vor gänzlicher Nacht das Land und die Geißhütte, wo eine halbe Stunde später auch die übrigen anlangten.

Weit entfernt, von diesem ersten mißglückten Versuch sich abschrecken zu lassen, unternahm Hugi im folgenden Jahr (4. August 1829) dieselbe Reise zum gewaltigen Beherrscher der Berner Alpen. Die vorjährige Hütte war zerfallen, mit Firn angefüllt. Hugi ließ die Masse mit Aexten weghauen und das eingefrorene Holz zu allfälligem Gebrauch zu Tage fördern. Das Wetter war wieder sehr kalt und stürmisch. Indem er beschäftigt war, jenes alte Nachtlager zu zeichnen, glitten seine Gefährten auf ihren Alpstöcken über den nordwestlich jäh abhängenden Firn hinunter. Leuthold zum Glück für die übrigen voran; denn weiter unten hatte sich ein im vorigen Jahre nicht vorhanderer, wohl 10 Fuß breiter und sehr tiefer Schrund geöffnet, den das Adlerauge Leuthold's noch zu rechter Zeit erkannte. Er rief: Halt! und konnte kaum noch sich selber halten.

Wie nun Hugi ein wenig später herabstieg, sah er seine Gefährten alle in weiten Abständen von einander still stehen, unschlüssig, wohin sie ihre Schritte lenken sollten. Plötzlich wich unter ihm die Schneemasse, er kam auf den Firn zu sitzen und schoß pfeilschnell abwärts. Die ihm zunächst Stehenden stießen einen Angstschrei aus, rührten sich aber nicht. Der entfernteste jedoch, Leuthold, stürzte quer über den Abhang herbei, schlug seinen Stock in den Firn und packte im gleichen Moment den herabrutschenden Hugi mit seiner nervigen Rechten — nur wenige Schritte vor dem klaffenden Schrunde. Ohne diese Geistesgegenwart und außerordentliche Gewandtheit des damals noch jungen Führers wäre Hugi unrettbar verloren gewesen.

Die fernere Wanderung ging dann auf den Vieschferfirn und am westlichen Fuße des Winteraarhorns empor. Inmitten des Firns auf einer Schuttstelle ward das Nachtlager aufgeschlagen;

wenn auch nicht so große Kälte wie im vorigen Jahr, trat aber dies Mal ein heftiges Schneegestöber ein und dieser frische trügerische Schnee machte ein weiteres Vordringen nach der Höhe unmöglich.

Nach zwei Tagen hellte sich das Wetter so auf, daß sich Hugi zu einer dritten Wanderung nach dem Finsteraarhorn anschickte. Der wackere Jakob Leuthold war aber unwohl, die Eltern wollten ihn nicht mehr ziehen lassen. Der Vater, früher einer der besten Gemsjäger, schickte sich an, den Sohn zu ersetzen. Da entflammte der Eifer des besorgten Sohnes: „Nein, Vater, Euch lasse ich nicht gehen! Ich will's noch einmal versuchen!“ Hugi allein mit den Uebrigen ziehen lassen, das wollte er auch nicht.

Am 9. August gegen 9 Uhr Vormittags begann der Marsch, aus Rücksicht auf Leuthold gemächlich; Abends gegen 8 Uhr erreichten sie das Nachtlager hinter dem Finsteraarhorn.

Dies Mal hatten sie es besser. Der Abend war mild, die Luft ganz windstill, am tiefblauen Himmel glänzte der silberne Mond und machte die Nacht fast zum Tage. Die ganze Kette der Walliser Alpen bis zum Montblanc prangte wunderschön mit tausend Hörnern; jetzt im Mondlicht erschienen in einiger Ferne alle Formen bestimmter, als einige Stunden vor Untergang der Sonne. Die Eisthäler im Abgrunde, zwischen zerrissenen Gebirgshörnern sich hinziehend, machten in der Mondbeleuchtung einen unbeschreiblichen Eindruck. Herr Hugi hätte einen nächtlichen Spaziergang machen mögen, über die Gletscher bis nach dem Kamme zwischen dem Mönch und der Jungfrau. Sein früher verrenkter, jetzt aber wieder aufgeschwollener Fuß machte jedoch die größte Ruhe nothwendig.

„Der Morgen war weniger schön, doch nicht schlecht. Früh brachen wir auf mit Rücklassung alles Gepäcks und eilten mit äußerster Anstrengung aufwärts. Begeisterung, Muth und Kraft fehlte Keinem; allein — welch ein Unterschied der Gegend letztes und dieses Jahr! Alle jene Hochfirnen standen nun weit tiefer; scheußlich waren sie zerrissen und oft trügerisch nur bedeckt. Neue Felsgestalten, über die wir voriges Jahr hinwallten, ohne sie zu ahnen, starrten uns gewaltig an. Hatten wir hingegen die Felsgebilde selbst erklommen und arbeiteten uns über ihr Gezack oder

durch irgend eine grause Schuttrinne empor, so war noch Alles halb, stellenweise ganz mit letzthin gefallenem Schnee bedeckt. Entweder brach er nun ein oder ganze Massen glitschten mit uns abwärts. So mußten wir bald dem Schnee ausweichen und über Klippen emporklettern, bald uns im Schnee gleichsam emporwühlen. Aber nichts vermochte meinen Begleitern zu widerstehen. Mit der Gefahr wuchs auch unser Muth. Treu waren wir Alle für Einen und Einer für Alle besorgt und erreichten endlich den hängenden Hochfirn, der so schön über alle Gebirge hinaus in die ebene Schweiz blickt.

Hier wandte ich mich gegen Norden, um über den Grat hinaus das unten liegende Firnmeer zu beobachten. Nun sah ich ein eigenes, sehr enges Firnthal, östlich vom Walchergrat und westlich von einer niederen Felsenreihe eingeschlossen, sich gegen die Walcherhörner emporheben und unten verengt in den Viescherfirn auslaufen. Darauf stieg ich mit den Gefährten nicht Zickzack, wie letztes Jahr, sondern in gerader Linie über den von der Spitze des Hornes herabhängenden Firn empor, was keine geringe Arbeit war. So erreichten wir die erste und bald darauf die zweite Stufe in der Kante des Hornes.

Leider fanden wir auch da den Firn zu wenig mächtig, neue Felsen hatten sich aus demselben emporgehoben und andere schienen nur mit frischem Schnee bedeckt. Ueber die Firnkante weiter empor zu dringen war nicht mehr möglich. Wir mußten nach den Mittelfelsen in der obersten Ausspitzung des Firns und des Horns, von diesem aber trennte uns ein im eigentlichen Sinne des Worts hängendes Gebilde, das weder Firn noch Gletscher, sondern helles Eis, aus dem neu gefallenen und geschmolzenen Schnee entstanden war. Leuthold und Währen fingen nun an, quer über diese Masse Tritte zu hauen. Sie schlugen den Fuß fest in die eingehauene Stufe, ließen ihn anfrieren und hieben dann eine zweite Stufe. Es war wirklich nicht erfreulich, sie so an der Wand hängend arbeiten zu sehen. Glücklich aber erreichten sie die Felsen.

Nun sollte die Karawane auf den gemachten Stufen hinübersetzen. Allein jeder erbebte schon bei den ersten Stufen, keiner von allen wollte es wagen. Ich berieth mit dem am entgegen-

gesetzten Ufer stehenden Leuthold, der zurückkam, um mich hinüber zu leiten. Er erklärte aber auf das Bestimmteste, wenn ich gerade vor ihm ausglitschte oder das spröde, großblasige Eis bräche, daß er keine Bewegung zur Rettung machen könne. Ich hatte zu wenig Kraft, meine Schuhe fest in die Eismasse einzuschlagen. Die Versuche mit bloßen Strümpfen schienen noch übler gelingen zu wollen, vorzüglich da mein lahmer Fuß durch das fast zweistündige Sitzen während des Einhauens der Tritte erstarrt war. Mit dem Stricke ließ sich die Sache noch weniger bewerkstelligen.

So hing denn Leuthold die armesdicke 7 Fuß lange Stange an seinen Rücken, schlug seinen Fuß in den ersten Tritt, ließ ihn einen Moment anfrieren, dann trieb er mit beiden Händen seinen spitzen Stock in die Wand, hielt so daran mit beiden Händen sich fest und that den zweiten Tritt. Wenn er fest war, machte er den Stock los und trieb ihn weiter ein. So kam er wieder hinüber. Dann eilte er mit Währen die Felsen empor und in einigen Minuten hatten sie die Höhe erreicht. Da hörten wir äußerst bestimmt sie alle Worte sprechen. Sie zogen nun über den Kamm, der durchaus scharf zugekeilt und fast ganz frei von Schnee und Firn war, gegen Süden etwas hinab, wo sie die Gegend unserer Hütte sahen. Auf der Spitze bauten sie mit losen Steinen eine Pyramide, in deren Mitte die Stange befestigt wurde. Auf diese wurde eine Fahne gesteckt, die aus Eisendraht zusammengeschraubt und mit Harztuch überzogen war. Auf der Grimsel sahen eine Menge Menschen mit dem Tubus uns an und stritten sich, da sie nur zwei Menschen auf der Spitze sahen, welche es sein möchten. Der Eine behauptete diesen, der Andere jenen zu erkennen, da wir hingegen bei hellstem Wetter und mit besserem Tubus nicht einmal das Thal von der Grimsel, noch den Spittelberg, noch den See zu unterscheiden vermochten*).

Während des Baues der Pyramide saß ich etwa 200 Fuß senkrechter Höhe unter ihnen so auf der Kante des Steingetrümmers, daß ich ohne Gefahr keine Bewegung von meinem Orte

---

*) Man sieht allerdings besser aus dem dichteren in ein dünneres Medium; allein der oben mitgetheilte Fall ist doch sehr wunderbar. Vergleiche den Bericht von Dr. Roth in der folgenden Nummer.

machen konnte. Meteorologische Beobachtungen aller Art und Winkelmessungen wurden indessen ausgeführt und der Betrachtung der Natur nicht ein Augenblick entzogen. Schon um 12 Uhr war ich da, und erst nach 4 Uhr kam Leuthold und Währen von der Spitze herunter. Wind ging fast keiner und das Wetter hätte kaum günstiger sein können. Indessen war ich vor Kälte fast erstarrt. Während die auf der Spitze durch Arbeit sich wärmten, waren die übrigen unter mir noch weiter herabgestiegen auf eine Stelle, wo sie eben sich bewegen konnten.

Leuthold und Währen, da sie bei der Rückkunft die Eiswand wieder übersetzt hatten und bei uns ankamen, waren blaß wie der Tod. Selbst ihre Stimmen und ihr ganzes Aeußeres schien geändert. Leuthold erklärte nachher öfters, um keinen Preis würde er bei so tiefem Stande des Firnes das Gethane wieder erneuern. Nur wenn einst der Firn gut und hoch wäre, würde er mich wieder hierher begleiten. In dieser Hoffnung stellte ich am Felsen des Sattels einen Thermometrographen auf, mit gehörigen Bemerkungen in eine Flasche eingeschlossen.

Wir leerten schnell unsere Lederschläuche und gingen dann hinunter. Anfangs konnte ich kaum einen Tritt thun und zum Hinabgleiten war der Firn zu zäh; es ging daher äußerst mühsam. Auf dem unteren Firn hätte man aber bald an der Möglichkeit fortzukommen verzweifeln mögen. Die Wärme des Tages hatte in jener Tiefe das krystallinische Firngebilde so erweicht, daß man mit halbem Leibe einsank.

Auch mußte man oft über 10 bis 20 Fuß breite Schründe setzen, die links und rechts offen, meist aber nur mit dünner nun erweichter Firnkruste überwölbt waren. Wir waren alle am Stricke, Leuthold voran. Immer forschte er mit dem Stocke in die Tiefe und oft konnte er keinen Grund finden. Der Stock ging leicht durch die Decke und dann zeigte er weite ungemessene Abgründe an. Da legte er sich, um nicht einzustürzen, mit ganzem Leibe auf den Firn und schob sich vorwärts. So folgten wir alle, einander mit Ziehen nachhelfend. Endlich nach langen Mühseligkeiten und Gefahren erreichten wir unser Nachtlager, aber schon war böses Wetter im Anzuge, so daß wir ohne Verzug zur Rückreise uns entschließen mußten. Die Nacht war angebrochen, bevor wir das

alte Nachtlager erreichten, aber nicht hell wie die letzte, sondern schwarz bewölkt und neblicht.

Bevor wir zum Oberaarhorn gelangten, konnte ich mit meinem lahmen Fuße keinen Schritt mehr thun; er war außerordentlich geschwollen und noch hatten wir den ganzen gefährlichen 3 Stunden langen Oberaargletscher nebst einem langen Wege über wildes Steingeröll bis zur Hütte der Schafhirten unter uns. Ich wollte mir mit Zemt in irgend einem Felsenrisse des Oberaarhorns ein Nachtlager suchen und bat die übrigen, nach der Oberaar hinunterzusteigen, um dann morgen, wenn das Wetter schlecht wäre, uns mit Hülfe entgegenzukommen. Allein Keiner wollte mich verlassen. „Ihr könnet hier unmöglich aushalten!" rief Leuthold, packte mich nolens volens auf seinen Rücken und eilte mit mir über den Gletscher hinunter. Nun entstand zwischen ihm, Währen und Zemt ein Wetteifer, mich tragen zu wollen. Zemt wählte endlich die ebneren Stellen des Gletschers, Leuthold die schrundigen und Währen das Steingetrümmer. Unbegreiflich war es mir, wie sie mit mir, der ich keineswegs zu den leichten gehöre, ohne Stock, mit beiden Händen mich haltend, die Schründe bei stürmischer Nacht übersprangen, wo Alles unsicher und trügerisch war. Der mittlere Gletscher war vom Regen und aufgelöstem Schnee fast ganz unter Wasser, so daß man bis über's Kniee waten mußte. Aber glücklich erreichten wir unser Ziel noch vor Mitternacht.

Am Morgen war der Fuß noch mehr aufgeschwollen. Ich setzte mich daher auf ein Reff und wurde von Leuthold und Währen abwechselnd hinunter nach der Grimsel getragen. Wer die Gegend kennt, der kennt auch die Schwierigkeiten einer solchen Reise. An manchen Stellen muß man über das Geklipp hinauf und hinunter klettern oder zwischen demselben sich durchwinden, daß es schon für den Einzelnen schwer hält, hindurch zu kommen. Allein es geschah schnell und sicher. Auf der Grimsel bot man Alles auf, das Uebel zu heben. Mehrere Alpenpflanzen, worunter zwei Malvenarten, wurden fortwährend mit erwärmtem Wein über den Fuß gelegt. Nach vier Tagen konnte ich schon wieder einige Schritte thun, erst nach acht Tagen aber zu Pferd nach Guttannen hinunter reiten.

3. Besteigung des Finsteraarhorns durch Dr. Abraham Roth.
(30. und 31. Juli 1861.)

Dr. Roth, einer der rüstigsten Bergsteiger und thätigsten Mitglieder des Schweizer Alpenclubs, besitzt auch ein schönes Talent, uns seine Alpen- und Gletscherfahrten anmuthig zu erzählen. Zeuge deß seine „Gletscherfahrten aus den Berner Alpen“ (Berlin, 1861), seine „Finsteraarhornfahrt“ (Berlin 1863) und manche andere Schilderungen, die wir seiner Feder verdanken.

Seine zu Ende Juli 1861 ausgeführte Besteigung des Finsteraarhorns gehört zu den glücklichsten. Ich gebe seinen ausführlichen Bericht in den Hauptzügen und lasse ihn selber erzählen, nur noch die Bemerkung vorausschickend, daß er, um das schöne Wetter zu benutzen, Tag und Nacht in einem Zuge von Bern auf die Grimsel geeilt war. Sein Führer war Kaspar Blatter von Meyringen, der ihn schon auf das Wetterhorn begleitet hatte, und auch wie damals seine Brüder mitnahm. Keiner von allen war noch auf dem Finsteraarhorn gewesen.

Ein ausgezeichnet schöner Tag war aufgegangen, als wir um 9 Uhr die Grimsel verließen und direkt den Gletschern zusteuerten. Alle Welt kennt jetzt den Unteraargletscher, der durch Agassiz und seine Schüler und dann durch den elsässischen Naturforscher Dolfuß die Aufmerksamkeit der gebildeten Welt auf sich gezogen hat. Der Saum — da wo der Gletscher die häßliche Moräne vor sich her schiebt — wurde überschritten; dann begann ein starkes Steigen am Ausläufer des Zinkenstockes; zur Seite der in munteren Sätzen herabstürzenden Oberaar, welche, vom Oberaargletscher kommend, ihr Wasser der unteren Aar zuführt. Hier zum ersten Mal begannen die Lungen angestrengt zu arbeiten.

Nach ereichter Höhe ward uns die Befriedigung, in eine angenehme Alp einzubiegen, die sich am Südabhange des Zinkenstocks ausbreitet und von Vieh aller Art begrast wurde: von Schafen, Ziegen, Hornvieh und Pferden. Eins der letzteren hatte ein arges

Unglück betroffen. Es mochte auf dem rauhen abschüssigen Alpboden einen Fehltritt gethan haben, war mit gebrochenem Bein den Abhang hinunter gerollt und verblutete auf einer Schneebrücke. Schon sah man von weitem sein blankes braunes Fell vom Bisse der gierigen Bergdohlen angebohrt.

Wir erreichten den Saum des Oberaargletschers um 12 Uhr und sahen uns veranlaßt, eines behaglichen Mittagsschläfchens in der warmen Sonne zu pflegen. Die durchwanderte Nacht lag eben doch in allen Gliedern und rächte sich an einem im Ganzen langsamen Marsch. Zu verlieren war dabei nichts, denn für's Erste hatten wir mit der Zeit nicht gerade zu geizen und zweitens ist es für einen Menschen von Gesundheit und Gefühl ein Hochgenuß, angehaucht von Gletscherluft und angebraten von der Gebirgssonne, in trockenem Grase hinzudämmern, umduftet von frischen Bergblumen und überwölbt vom blauem Himmel, dessen Saum auf blendenden Firnen ruht.

In der That staken wir schon tief in der Hochalpenwelt drin. Der Fuß des Oberaargletschers liegt seine 2260 Meter = 6956 par. Fuß über dem Meer und auf drei von unten leicht übersehbaren Terrassen steigt er in einer Länge von 3—4 Marschstunden bis auf die Höhe von 3238 Meter = 9066 Fuß. Dort oben treten die beiden Bergreihen, welche den Gletscher einrahmen, in sich begegnenden Bogen ganz nahe zusammen und lassen nur eine schmale Pforte offen: das Oberaar-Joch,

Man kann beim ersten Betreten des Gletschers schon die ganze ihn von Süden einschließende firnbekleidete Bergkette übersehen; die Kulme der nördlichen treten nur einer nach dem andern hervor, sind aber charakteristischer. Namentlich entfaltete das Scheuchzerhorn im Verein mit dem Thierberge blendend weiße Firnfelder. Ueber ihnen sahen wir langsam zwei dunkle Punkte sich bewegen. Das Fernglas bestätigte die Angabe Kaspars, daß eine Gemse mit ihrem Jungen gemüthlich in der warmen Sonne spaziere. Die Alte ging voraus und hielt von Zeit zu Zeit in ihrem Marsch inne, bis das weniger geübte Kleine nachgetrippelt kam. Dann blieben sie eine Weile zusammenstehen, um nach klugem Hin- und Herblicken ihres Wegs weiter zu ziehen.

Nachdem wir ihnen so zugeschaut hatten, suchten wir die hübschen

Thierchen durch Schreien, Pfeifen und Toben in Galopp zu setzen; allein die Entfernung war zu groß, unsere Töne erstarben in der Gletscherwildniß und Gehör und Gesicht der Gemse reichen bekanntlich lange nicht so weit, als ihr Geruch. Nur einmal schien die Alte ihren Kopf lauschend in die Höhe zu strecken; da aber ihre feine Nase keine Gefahr witterte, so schritt sie gelassen an der sonnigen Halde fort.

Es versteht sich, daß mit dem allmähligen Höhersteigen der Blick in die Außenwelt sich öffnete und zwar in derselben nordöstlichen Richtung, in welcher der Gletscher zu Thal geht. Da enthüllte zuvörderst der Galenstock seine breiten Firnmassen. Hernach folgte der Winterberg, der eigentliche Herr der vergletscherten Grenzscheide zwischen Bern und Uri.

Wenige Minuten nach sechs Uhr war das Joch erreicht. Prachtvolle Fern- und Nahsicht zugleich! Wenn der Mensch im Anschauen jener Legion von felsigen und firnigen Kulmen des Ostens und Nordostens beinahe sich zu verlieren scheint, so wird er im Umwenden nach Westen plötzlich durch die unmittelbare Nähe der ihm entgegentretenden Riesen auf sich selber zurückgebannt und sein überraschtes Staunen verkündet, daß die wenigen aber durchweg aus dem Kolossalen geschnittenen Gestalten ihn völlig beherrschten und dem herrlichen Punkt erst die Weihe gaben.

Fast senkrecht, wild zerrissen und formlos ragt das Finsteraarhorn bis zur Höhe von 4275 Meter = 13,160 par. Fuß in die Luft empor. Von hier gesehen ist es ein fast gräulicher Berg und trägt seinen unheimlichen Namen mit Recht. Von dieser Seite ist es nicht möglich, seine Spitze zu gewinnen; da häuft sich senkrecht Klippe auf Klippe, da kommt selbst die Gemse nicht weit und Alleinherr ist der Adler und Lämmergeier. In südlicher Richtung entsendet das Finsteraarhorn eine dunkle Granitkette, die sich beim rothen Ecken tief genug senkt, um die Gletscherreise zu gestatten, fast dem jenseits vom Vieschergletscher heraufstrebenden Schnee die Hand zu reichen. Allein kaum hat sich der Felsenkamm so weit erniedrigt, so scheint er sich dessen zu schämen und treibt seine Massen noch einmal gerade in die Höhe zum 3549 Meter = 10,924 Fuß messenden Walliser Rothhorn. Dieses bildet von seiner nördlichen Abdachung eine steile Scheibe, nicht unähnlich dem Eiger in Grindelwald.

nur daß das Rothhorn vom reinsten Schnee bekleidet ist. Doch nahe an der Spitze geht ein gewaltiger Riß durch diese Schneewand und hinter dem Schrunde schaut das letzte Fragment des Berges als ein felsiger Obelisk hervor.

Links hinter dem Rothhorn steht das noch höhere Wannehorn (3717 Meter = 11,441 Fuß). Eine volle Stunde fesselte uns der Blick, zumal da die Beleuchtung immer schöner wurde. Was nur ein wolkenloser Juliabend an Gluth und Farbe zu erzeugen vermag, an jenem Silber, das aus dem schmelzenden Firnschnee blitzt, an goldigen Abendsäumen, bis hinauf zum flammend rothen Alpenglühen — wir genossen es in dieser Stunde! Als auf den niederen Höhen vor uns bereits die Gluth erloschen und die blasse Dämmerung eingetreten war, glänzte drüben im südlichen Wallis noch das Weißhorn im hellsten Sonnenlicht; die Berner Riesen aber glüheten zu gleicher Zeit in voller Pracht.

Um 9 Uhr endlich erreichten wir den Rothhornsattel, den sogenannten „rothen Ecken"; der letzte Ausläufer der südlichen Finsteraarhornkette gestaltet sich hier zu einer scharfen Ecke oder Kante von röthlichem Granit. Hier wurde die Lagerstätte für die Nacht bereitet. Aus den lockeren Schieferplatten, die umherlagen, hatten schon Vorgänger eine Mauer errichtet; da jedoch der Wind von einer anderen Seite kam, mußte noch eine zweite Mauer aufgeführt werden.

Die Nacht war ruhig, sternenhell; an der weißen Firnfluh des Rothhorns haftete noch immer ein Tagesschimmer; finster stiegen jedoch im Westen aus dem Eismeer des Vieschergletschers gewaltige Felsklumpen auf und matt schimmernd thürmte sich Firn auf Gletscher und Schnee auf Firn. Die verworrenen Contouren der Nacht zeichneten die Gestalt des Kammes (11,900 Fuß) noch gewaltiger, als sie in Wirklichkeit schon ist.

In der Frühe des 1. August halb 4 Uhr wurde das kalte Frühstück verzehrt. Der erblassende Mond wies einen Hof, im Osten glühete Purpurroth, das bald auf die hohen Berghäupter sich legte und unsere Herzen mit neuer Hoffnung erwärmte. Dem Alpenglühen folgte die Tageshelle und um 4 Uhr waren wir auf dem Marsch. Auf einer gefrorenen Schneehalde rutschten wir theilweis vortrefflich vom Rothhornsattel auf den Vieschergletscher

hinab. Wir mußten uns möglichst nahe an die Felsenkante halten, welche vom rothen Ecken zum Finsteraarhorn hinansticht; allein da wölbten sich allerlei Eisrücken, durchsäet von Gufferinseln*), und die Eisrücken versperrten den Blick nach den oberen Lagen. So stiegen wir denn, immer im Schnee, ein paar Stunden zwischen der Bergkette und den kleinen Felseninseln hindurch.

Es war ein milder sonniger Tag mit Föhnluft. Hinter den Walcherhörnern hervor stieg nach und nach immer großartiger der Stock des Aletschhorns empor; die feine weiße Spitze des Hornes selber erkannten wir erst später in ihrem Glanze.

Zwischen 6 und 7 Uhr hielten wir Rast auf einem Gufferrücken (Mittel-Moräne). Dann gings wieder über eine hohe Wölbung; etwas nach 9 Uhr erreichten wir den letzten jener Querrücken, auf dessen nördlicher Abdachung sich das Firnfeld ausbreitet, mit welchem das Finsteraarhorn so prächtig nach Westen und Nordwesten hinausstrahlt und das an schönen Sommerabenden zuletzt verglüht, wenn bereits die Jungfrau ihr weißes Nachtgewand angezogen hat.

Jetzt standen wir aber auch so hoch, daß wir über die Kette der Viescherhörner hinaus mitten in das ungeheure Eismeer des oberen Aletschgletschers hineinblickten. Es war ein majestätisches Anschauen, diese weite breite Gletscherwüste, blendend in der Vormittagssonne. Links, als südwestliche Wacht, stand das Aletschhorn da, das alle übrigen Gipfel überragt. Schnurgerade im Westen erhob sich als blanker weißer Kegel die Jungfrau, doch taucht der Kegel mühsam aus der unendlichen Firnmasse auf und scheint viel weniger sie zu beherrschen, als von ihr beherrscht zu werden.

Das Firnfeld, das wir nun betraten, kostete uns manchen Schweißtropfen und manchen schweren Athemzug. Es ist sehr steil und wir mußten im Zickzack aufsteigen. An einer Stelle (die uns $^3/_4$ Stunden kostete) war es so stark von unten nach oben gewölbt, daß mir manchmal schien, wir kröchen wie Fliegen auf der Oberfläche einer großen Kugel. Die Sonne brannte heiß und der

---

*) Schuttanhäufungen, die bei lebhafter Schmelzung des Gletschers durch kleine Bäche zusammengeschwemmt werden. Unter diesen Sandhaufen hält sich das Eis länger, während es ringsum wegschmilzt.

Glanz des Firnschnee's drang noch heftig durch die doppelte Brille und den Schleier.

Um $^1/_2$ 11 Uhr erreichten wir den Hugisattel, d. h. den scharfen Berggrat, der den obersten Einschnitt des Finsteraarhorns bildet. Hier, auf einer Höhe von 4080 Meter (12,560 Fuß) also auf ganz gleicher Linie wie die Spitze des Schreckhorns, nimmt der Firn ein Ende, weil ihm die übergroße Steilheit der Finsteraarhornspitze keinen bleibenden Halt gestattet. Seinen Namen hat der Sattel zu Ehren des Naturforschers Hugi erhalten, der am 10. August 1829 die erste beglaubigte Ersteigung des Finsteraarhorns veranlaßte*).

Die Aussicht vom Hugisattel war herrlich. Westlich schauten wir siegreich über das Agassizhorn und das große Viescherhorn hin; östlich ragte der Gipfel des Finsteraarhorns etwa 600 Fuß hoch in die Luft; nordwärts schoß von unseren Füßen weg ein schmales Firnfeld zum Finsteraarhorngletscher hinab, hinter dessen jenseitigem Ufer unter vielen überwundenen Bergen nur das Schreckhorn sich mit seiner zierlichen weißen Krone zur Höhe unseres Standpunktes erhob. Nach Süden und Westen schweifte der Blick über Viescher- und Aletschgletscher und deren Gipfel hinaus auf die Walliser Kette und zum Montblanc.

Mit größter Deutlichkeit und Schärfe konnte der Blick auch nach unten hin Alles unterscheiden und einzelne Häuser im Grindelwaldthal waren ohne Fernrohr mit freien Augen zu erkennen. Also eine ganz entgegengesetzte Erfahrung von der, welche Herr Hugi gemacht haben wollte, der von Leuthold und Währen berichtet, daß sie von der Spitze des Finsteraarhorns nicht einmal mit dem Tubus die Grimsel entdecken konnten und daraus das Gesetz folgern zu können meinte, daß man nur von unten nach oben auf weitere Entfernung klar sehen könne.**)

*) Die wir in voriger Nummer kennen gelernt haben.

**) Die Föhnluft in den ersten Tagen ihrer Herrschaft trägt gewiß viel dazu bei, die Umrisse aller Objecte klar hervortreten zu lassen. Indessen sah der Herausgeber dieser Schilderungen an einem sonnigen Julitage auch ohne Föhn von der Spitze der Fibbia (8441 Fuß hoch) ohne Fernrohr weit in's Livinenthal hinunter, bis über Dazio grande hinaus einzelne Häuser ganz deutlich. Der Höhenunterschied betrug doch 6200 Fuß.

Wir hatten eben eine neue Stärkung zu uns genommen und schickten uns zum Aufbruch an, als die Aufmerksamkeit durch zwei lebendige Wesen in Anspruch genommen wurde: ein paar Bergdohlen flogen vom Felsen auf und flatterten fröhlich über den Firn hin. Was müssen das für närrische Vögel sein, daß sie ihren Tummelplatz in so enorm entlegenen Höhen suchen, während die Welt doch so weit ist. Oder wollten sie uns an unsere eigene Narrheit erinnern?*)

„Vorwärts, vorwärts!" kommandirte Kaspar. Jetzt packen meine Hände, beide zusammen, einen zackigen Grat, sie rütteln fest daran, aber er steht urfest; ein Ruck, und der Oberleib hebt sich auf den Grat, der Kopf aber schwebt plötzlich über dem nördlichen Abgrund der gewaltigen Felsenscheibe, und senkrecht, etwa 5000 Fuß tief, schießt der Blick zum grünen Strome des Finsteraargletschers hinab.

Das war nur ein vorwitziges Lauschen. „Vorwärts, vorwärts!" Wir bogen wieder in die südliche Wand hinein, die am sichersten zu erklettern ist. Diese Kletterung bis zur Spitze dauerte eine Stunde. Als wir um $^1/_2$ 1 Uhr einen neuen Felsenabsatz überklimmen mußten, ha! da lag der Gipfel des Finsteraarhorns vor uns in allernächster Nähe.

Die Felsenscheibe war etwas ausgeweitet und auf ihrem höchsten Punkte ragte ein aus losem Schiefer aufgemauertes Steinmannli auf; an der östlichen Wand aber, gegen die Grimsel zu, hatte sich eine Schneewechte angesetzt, nicht unähnlich einem ausgeflogenen Bienenschwarm.

Heller Jubelruf verkündete das erreichte Ziel. Aber gleich darauf folgte ein allgemeines frommes stummes Staunen über die Unendlichkeit der rings um uns ausgebreiteten sonnigen Welt. Es war die Wirkung des Ungeheuren, des in solcher Herrlichkeit Niegeahnten, die uns erfaßte. Dem, der noch nie mit eigenen Augen solche Herrlichkeit genossen, einen Begriff davon zu geben, ist rein unmöglich.

Was bei aller stolzen Größe dem Finsteraarhorn seinen schönsten

*) Sie treffen auch noch auf den höchsten Firnlagern Insekten, welche durch Luftströmungen nach oben getragen werden und dort erstarren.

Zauber verleiht, das ist: es beherrscht eine wunderbare Fülle in seinen Ausblicken und doch sammelt sich das Viele wieder in drei kolossale Gruppen, deren jede für sich allein schon eine Finsteraarhornfahrt werth wäre.

Sieh da! 5000, vielleicht 6000 Fuß zu unseren Füßen spreizt sich der Finsteraargletscher. Links kommt er von der Strahleck herab als ein mächtiger meergrüner Strom; seine Wogen baden den Fuß des Horns und drohen ihn zu unterwühlen; doch das wuchtige Eis prallt ohnmächtig ab vom Granit und flüchtet in strömenden Wogen von dannen. Lange schwarze Gufferlinien folgen der krystallinischen Fluth und vollenden die Täuschung, daß man meint, der Gletscher woge und rausche und werde drüben hinter dem nächsten Berg als ein zweiter Niagara zerstäuben.

Nun sieh, wie am jenseitigen Ufer sich eine kecke Bergwand erhebt und in der wunderbar schlanken Pyramide des Schreckhorns ausgipfelt. Wir sehen hinunter auf die zierlich weiße Krone, die seine dunkle Gestalt schmückt, über sie hinüber zum Wetterhorn und über das Wetterhorn hinaus in die weite nördliche Welt.

Ja wohl, hier verschwindet der Blick im horizontlosen All, wo selbst Jura und Vogesen und Schwarzwald sich verflachen, wie zertretener Kies auf der Heerstraße. Der Blick eilt zurück zum schauerlich schönen Abgrunde des Gletschers, und bleibt, selbst starrend, an das starrende Wunder gebannt. Doch auch dies Mal weile nicht zu lange bei dem Bilde, es liegt eine verrätherische Schwindelkraft darin, wie auf hochgehender See ein Anschauen der Wogen, die an die Schiffsplanken schlagen.

Wir gehen, den Blick nach Westen und Süden wendend, vom Grausig-Großen zum Feierlich-Erhabenen über. Da zeigt sich zunächst, wieder hart zu unseren Füßen, der große weiße Kessel des Viescher-Gletschers. Dann folgen wir dem Viescher-Grat bis zum Mönch hin und sehen, wie der Grat rechts die Firne des unteren Grindelwaldgletschers entsendet, links aber dem gewaltigen Circus des Aletschgletschers zur nördlichen Grenze dient. Noch weiter rechts steht beinahe isolirt der Eiger; seine Starrheit wird nur dadurch gemildert, daß unmittelbar neben ihm aus fernem grünen Grunde das Dorf Grindelwald heraufſlugt.

Links vom Viescher-Grat erscheint in gemessener Entfernung die

Jungfrau und ihre Kette, die ihr von Mürren aus so lebhaft bewundert. An alle Kulme und an alle Sättel dieses mächtigen Halbkreises strebt der Aletschgletscher hinauf mit ungeheurer Wucht. Nur Einer ist, der am südwestlichen Saume der Firnen noch mächtiger dasteht und durch seine hochstrebende weiße Gipfelpyramide verräth, daß er sich einzig vor dem Finsteraarhorn beugt: das Aletschhorn.

Und nun laß deine Blicke hinausschweifen über Viescher- und Aletschgletscher hinaus in die Weite. Da schließt das Bild nicht wie im Norden mit leerer Fläche, sondern es erscheint die ganze Südgrenze des Wallis und noch mehr dazu die langgestreckte Kette, die mächtigste unseres Erdtheils, vom St. Gotthard bis zum Monterosa und vom Monterosa bis zum Montblanc. Aber dieser kolossale Anblick überwältigt nicht mehr; er bildet nur einen wundervollen Rahmen zum Firnmeer des Aletsch und seinem näheren Bergkranze, der immer und immer wieder die Sinne gefangen nimmt durch strahlende Pracht und majestätische Ruhe.

Während ich in diese Betrachtungen versunken war, that der Menk (Melchior) seine Pflicht. Er wußte, was man einem wackern Berge nach seiner Besteigung schuldig ist: er hatte in seiner Wamstasche eine währhafte Flasche mitgebracht, um sie auf das Wohl des Horns zu kredenzen und war nun mit der Entkorkung beschäftigt. Jakob hatte den Auftrag, das Wahrzeichen der Ersteigung, das rothe Fahnentuch an einen Alpstock zu befestigen, und Kaspar, der Chef, that einen prüfenden Blick in das Steinmanuli. Die aus losem Schiefer, wie ihn der Gipfel des Finsteraarhorns reichlich aufweist, thurmartig aufgebaute Mauer zeigte, nachdem man einige Steine gelüftet, in ihrem Bauche mehrere Flaschen. Bis auf eine waren sie aber sämmtlich an die Steine angefroren, weßhalb wir sie unangetastet ließen. Die eine lose wurde geöffnet und wir fanden darin den Namen eines englischen Reverend, dann notirte ich auf einem Papier auch meine Besteigung und ließ es in den Flaschenhals schlüpfen.

Nun handelte es sich um das Aufpflanzen der Fahne. Dies bildete einen etwas schwierigen Casus. Ihr natürlichster Platz war die Spitze des Steinmannli's und hier wäre sie leicht zu errichten gewesen; diese Spitze wurde jedoch von der erwähnten

Schneewechte überragt und zwar gerade in der Richtung gegen die Grimsel, wo wir die Weisung hinterlassen hatten, uns an diesem Nachmittage aufzupassen, um durch Entdeckung unserer Fahne unsere Besteigung zu constatiren. Hätten wir das Tuch auf die Mauer gepflanzt, dann würde es in der Grimsel nicht gesehen worden sein. Es blieb somit für unseren Zweck keine andere Stelle übrig, als die Höhe der Wechte. Aber die Wechte war eben eine Wechte, — d. h. ein horizontal am senkrechten Felsen hangender Schnee, von dem man nicht wissen konnte, ob er seinen Mann trage; und diese weiche angeflogene Masse hing über einem Abgrunde von mehreren tausend Fuß.

Bah! hatte nicht ein Jahr zuvor auf dem Wetterhorn der Menk unsere Fahne auf einem gleich gefährlichen Punkte aufgepflanzt? Warum sollte es jetzt schlechter gehen? So dachte Kaspar, besann sich nicht lange, reichte seinem Bruder das Ende des um seinen Leib geschlungenen Seils, schwang sich behend, die Fahne in der Hand, auf die Mauer, kroch von der Spitze weg behutsam, sehr behutsam, auf die höchste Wölbung der Wechte und steckte die Stange mit kräftigen Stoß fest, bis an's Tuch in den Schnee hinein. Dann kroch er ebenso sachte rücklings bis zur Mauer zurück und nahm von dieser jauchzend einen Sprung auf das sichere Felsenpostament. Vier Tage später hob der Führer Anderegg*) die Fahne von der gleichen Stelle weg und pflanzte sie auf die Mauer!

Nun zu guter Letzt noch nach Osten und Südosten geschaut! Dorthin war die Aussicht ganz besonders günstig, die Luft durchsichtig. Ueber die Reviere des Triftgletschers und Gotthardstocks schweifte der Blick auf die Gruppe des Piz Valrhein in Graubünden und auf den Berninastock, den Herrn des Ober-Engadins; links hinter ihm erschienen sogar der Ortles und die Oetzthaler Firnen in Tyrol. Rechts aber, nach breitem leeren Zwischenraum — in dessen Tiefe wohl die lombardische Ebene und das Becken des Gardasee's lag — zeigte sich fern am Horizont eine Bergkette, gewiß die, welche das südliche Tyrol vom Venetianischen trennt.

*) Melchior Anderegg führte die Engländer Leslie Stephen (das berühmte Mitglied des Londoner Alpenclubs, den ersten Besteiger des Schreckhorns) nebst den Herren Tennyson und Utterson hinauf.

Eine halbe Stunde waren wir bereits oben. Die Luft hauchte uns so köstlich warmfrisch an, daß wir es ohne alle Beschwerden einige Stunden ausgehalten hätten. Längeres Bleiben war uns aber nicht vergönnt. Kaspar's Wetterkunde begann einen Triumph zu feiern. Mein Führer hatte auf diesen Tag eine Krisis vorausgesagt und eben zu dieser Stunde traf sie ein. Jener lange Wolkenzug, der während des Vormittags über den Walliseralpen geschwebt, doch ohne uns deren Kulme zu verdecken, war bereits in Bewegung gerathen und trieb, vom Südwest gestoßen, mit Macht den Berner Alpen zu. Vor sich her sandten die Wolken einen feuchten Nebelwind. In spätestens einer Stunde mußten sie uns erreicht haben. Kaspar befahl beim Anblick dieser Erscheinung den Rückzug, damit wir uns zeitig an einer deckenden Felswand befinden und nicht allen Winden preisgegeben sein möchten. Wir durften dem Himmel nicht zürnen, der uns die schöne, über alle Beschreibung schöne halbe Stunde auf dem Finsteraarhorn gegönnt.

Die Rückkletterung ging in gleicher Weise und gleich geräuschvoll vor sich, wie das Aufsteigen; nur daß man jetzt alle Abgründe im Gesicht hatte und deshalb doppelt sattelfest in der Schwindellosigkeit sein mußte. Nach drei Viertelstunden ($^3/_4$ 2 Uhr) standen wir neuerdings auf dem Hugisattel, nahmen das hier gelassene Gepäck zu Handen und eilten spornstreichs über den erweichten Schnee des Hochfirns hinab.

Rascher und rascher kam aber auch das Wetter uns entgegen. Schon war das Aletschhorn von den Wolken in Besitz genommen und der Regenwind blies mit Macht über den Vieschergletscher zum Finsteraarhorn hinüber. Es dauerte nicht lange, so war auch dieses unseren Augen entrückt und wir bekamen einen Regenschauer in's Gesicht, der uns überall willkommener gewesen wäre als auf dem verschneiten Eise. Doch der Regen hielt nur kurze Zeit an, ein Windstoß machte den blauen Himmel wieder frei und trieb die Nebel über alle Sättel nach Norden hinaus, um — gleich darauf ein Schneegestöber aus Südwesten heranzuschleppen. Darauf noch einmal die Sonne und in der Folge ein beständiger Wechsel von Sonne, Regen und Schneegestöber während der ganzen Zeit, die wir brauchten, um zur Tiefe des Vieschergletschers zurück zu ge-

langen, nämlich bis $4^{1}/_{4}$ Uhr. Dann klärte sich Alles bleibend wieder auf und war wo möglich noch schöner wie zuvor. Firne und Felsen erschienen wie blank gewaschen und die ebenfalls frisch gebadete Sonne verlieh dem gesammten Revier einen glanzvollen Ton.

Doch allzu eben und glatt sollte die Rückkehr vom Finsteraarhorn nicht von statten gehen! Die Führer waren ebensowenig wie Dr. Roth mit der Gegend vertraut; sie betraten diese Firnregion zum ersten Mal. Sie überschritten in der Diagonale den Gletscher, wo er sich zwischen dem Rothhorn und dem nordöstlichen Ausläufer der Walcherhörner hindurchzwingt. Er befand sich da auf dem Uebergange vom Firn zum massigen Eis und seine vom eben gefallenen Regen erweichte Oberfläche war mit unzähligen Schneekügelchen gekräuselt, nicht unähnlich einem von sanfter Brise gekräuselten Seespiegel. Hier und da gab der lockere Schnee unter dem Fuße nach und ließ ihn in eine Spalte gleiten; doch diese Spalten waren sehr schmal und nicht gefährlich. Bald waren die Wanderer im Süden des Rothhorns, mitten im Zusammenfluß des Viescher- und des namenlosen Gletschers, der in prächtigem breiten Strom von Osten herabwogt. Nun aber verengte sich das Thal, dessen ganze Breite der Gletscher zwischen steilen Bergwänden ausfüllt. Das Gefäll des Eises wird stärker, die Spalten klaffen weit aus einander und werden zu breiten meergrünen Schründen, die bald durcheinander fahren und ein wahres Chaos von Eisklumpen und Würfeln bilden.

Durch diese Eistrümmer war nicht durchzukommen. „Wir hielten daher zum rechten Ufer der Abdachung des Wannehorns, die fächerförmig in den Vieschergletscher hineinstrahlt. Auf dem oberen nackten Felsen finden sich grüne Schafweiden, die „Trift" genannt, nach welcher der überhangende Gletscher der „Triftgletscher" heißt. Nach der Trift ging nun unser Trachten und als wir am ersten Ufer angekommen waren, überraschte es uns sehr angenehm, sogleich einen gebahnten Fußweg zu finden, von dem wir als selbverständlich annahmen, es sei der Weg nach dem Aeggischhorn. Es that uns wohl, einmal wieder den Fuß auf sicheren Fels und trockenes Gras und Moos setzen zu können — allein es war nur einer jener Schäfersteige, auf welchen die Hirten

ihre Thiere in die Weide treiben und stellenweise tragen, um sie nachher auf den rings von Gletschern umschlossenen Eilanden ohne alle Aufsicht die ganze Saison hindurch sich selbst zu überlassen. Obschon daher von einer überhängenden Wand ein paar neugierige Schafsköpfchen sich zu uns herniederneigten, so konnten wir doch darauf zählen, daß keine Hütte und kein menschliches Wesen in der Nähe war.

„Hier gehts," rief nach langem Suchen aus weiter Entfernung einer der Führer — es war endlich die richtige Route gefunden und zum Ueberfluß bekräftigte uns dies auch nach einer Weile ein Zeichen auf der Moräne. Wo nämlich, aus der Trift kommend, ein Gletscherbach über den Felsen stürzt und unsere trockenen nach frischem Wasser lechzenden Kehlen netzte, gewahrten wir am Boden einige Eierschaalen und andere Reste einer kalten Mahlzeit, untrügliche Beweise der früheren Anwesenheit von Touristen, die auf dem Wege von der Grimsel zum Aeggischhorn hier ein Ruhestündchen gehalten hatten. Die Schaalen zeigten sich auch noch weiter thalabwärts und dienten uns als willkommene Wegweiser.

So trollten wir uns denn beruhigt weiter den grünen Strom entlang, theils auf der Seitenmoräne, theils auf dem nackten Eise und es störte uns nicht, daß der Gletscher immer wilder wurde. Es war sehr heiß, trotz der kühlen Ausdünstung des Eises. Da begegnete mir etwas Eigenthümliches. Die Felsenwände der Trift zu unserer Rechten stiegen immer höher oder schienen es wenigstens und die verschiedenen Farben des Gesteins zeichneten allerlei Figuren an die kahlen Wände. Diese Figuren wurden zu Schlössern mit allerlei mittelalterlichem Gethürm; ja ganze Städte wurden sichtbar zu meiner großen Verwunderung. Der Verstand sagte natürlich zum Auge: du täuschest dich! hier horsten nur Adler — aber das Auge behauptete steif und fest, es sähe die Burg Stolzenfels am Rhein und gerade so sei im Atlas das Felsennest Milianah an den Berg Zaccar geschmiedet. Mit der Erinnerung an Milianah stiegen tausend bunte afrikanische Bilder im Gedächtniß auf, heiße Wüstenpracht, mit welcher heute die Gletschersonne wetteiferte. Die Sahara begann mit dem Aletschfirn, der Bewohner des Hasli mit dem Beduinen einen tollen Walpurgistanz. Das

Alles sah ich am hellen lichten Tag, nicht etwa im trügerischen Mondlicht; — es war dies Eiswüstengesicht eine Folge der großen Anstrengungen und Entbehrungen. Wir waren an diesem Tage schon 14 Stunden auf den Füßen, hatten bei stechender Hitze im Schnee waten müssen und die beiden vorhergehenden Nächte des erquickenden Schlafes entbehrt. Das hatte unser Blut verdickt und nach dem Kopfe getrieben.

Wir gelangten zu der Stelle, wo der Triftgletscher zu dem Vieschergletscher hinunterstürzt. Der Sturz erfolgt in so wilden Sätzen, daß es uns von Weitem schien, da sei nicht durchzukommen. Obwohl wir dem rechten Wege nahe waren, so glaubten wir doch, wir seien verirrt. Um uns für die weitere Sucharbeit zu stärken, packten wir den Proviant aus. Unsere leeren Magen bedurften der Nahrung. Als wir nun das gebratene Fleisch hervorholten, da zeigte sich's lebendig: es wimmelte von Maden und Würmern. So waren wir auf den durstmachenden Käse und eine sehr magere Portion Schinken reducirt.

Zwei Stunden lang suchten und irrten wir in dem Gletscher umher, dann konnten wir auf einer holprigen Moräne weiter marschiren, bis diese zu einer Stelle aufstieg, wo der Felsen überhing und so eine halbe Höhle gestaltete. Es war 9 Uhr Abends und wir waren 17 Stunden lang in Bewegung. So beschlossen wir, die Nacht hier zu bleiben und uns auf dem trockenen Gletscherkoth so gut oder so schlecht es gehen wollte, zu betten. Bevor wir uns hinstreckten, hatte der brave Menk noch nach frischem Wasser gekundschaftet, aber schon nach einigen Minuten kehrte er mit der Meldung zurück, da vorn gähne ein weiter Schrund, an den man sich in der Dunkelheit nicht wagen könne und dürfe. Ich that aus Verzweiflung noch einen derben Schluck aus der Weinflasche, streckte mich in die Höhle, zog die Wolldecke über die Ohren und verfiel in einen erquickenden Schlummer. Die Uebrigen thaten desgleichen. Zu Essen hatte keiner verlangt, obschon wir alle sehr hungrig waren.

Die Nacht war mild gewesen. Früh um 4 Uhr, nachdem wir den letzten Rest unseres Proviants mit Heißhunger verzehrt hatten, brachen wir auf und fanden richtig den Weg, der uns in's Viescher-

thal hinunterführte. Müde und matt kamen wir um 9 Uhr Vormittags zu Viesch im Rhonethal an.

Die Fahrt war eine sehr anstrengende; allein weit über alle Mühen hinaus reichte der Genuß und reicht die Erinnerung an die erschlossenen Herrlichkeiten.

4. Die Besteigung der Jungfrau durch die Herren Agassiz, Desor, Forbes &c. am 28. August 1841.

Die Jungfrau hat den großen Vorzug mit dem Montblanc gemein, daß sie, wie dieser von Chamouny, sich vom vielbesuchten Lauterbrunnerthal, besonders aber von Interlaken, in der ganzen Pracht ihres Aufbaues und ihres reinen glänzenden Firngewandes dem bewundernden Blicke darstellt, während die höheren Häupter Schreckhorn und Finsteraarhorn, nur hinter ihren Vorbergen hervorlugen und man weit in's Innere der sie umgebenden Firn- und Gletschermeere hinaufwandern muß, um die Großartigkeit ihres Felsenbaues anzuschauen und genießen zu können.

Aber auch nur nach der Nordseite hin mit ihrem jähen Absturz in's Trümmletenthal, flankirt von dem blinkenden Silberhorne, gehoben durch ihre großmächtigen Nachbarn Mönch und Eiger, auf welche sie stolz herabschaut, entfaltet sie die Fülle ihrer Reize. Von Süden her, wo der Aletschfirn bis zu 9000 Fuß Höhe zu ihren Schultern hinaufreicht, erscheint sie als eine Schneespitze unter vielen ihres Gleichen und wer sie von der Strahlegg oder gar vom Finsteraarhorn und dem Hugisattel sieht, wo die Walliser Viescherhörner und das hohe Aletschhorn sie in Schatten stellen, begreift kaum, wie diese bescheidene Bergspitze die vielgepriesene Jungfrau sein könne.

Doch vielgefeiert und umworben war sie und wird sie auch bleiben, wenn ihr auch die mächtigeren Montblanc- und Monterosahäupter einen bedeutenden Abbruch gethan haben. Am frühesten bekannt und beliebt geworden, wurde die Besteigung ihres Gipfels am frühesten unter den Berner Hochgipfeln versucht.



Die Jungfrau
von Eisenfluh aus.

Zuerst am 3. August 1811 durch die Herren Hieronymus und Rudolf Meyer aus Aarau unter Führung zweier Walliser Jäger: Sie drangen von Süden her über den mächtigen Aletschgletscher (der etwa 4 Stunden lang ist) zur Spitze empor. Die von ihnen aufgepflanzte Flagge wurde jedoch von den Thalbewohnern — die wohl nicht auf das Unternehmen aufmerksam gemacht worden waren — nicht gesehen. Im folgenden Jahre unternahm ein anderes Mitglied der Familie Meyer eine zweite Besteigung. Herr Gottlieb Meyer versicherte, die Spitze von der Ostseite her erreicht zu haben. Die darüber veröffentlichten Berichte waren jedoch nicht klar.

Nach langer Pause, erst im Jahr 1828, versuchte Caspar Rohrdorf, Präparator am Museum in Bern, die Jungfrau von Grindelwald aus zu erobern, indem er über den unteren Grindelwaldgletscher hinter dem Eiger und Mönch herum über das jetzige Mönchjoch emporstieg. Er nahm sein Nachtlager in den Felsen des nachher sogenannten Trugberges, den er Lagerberg nannte, mußte aber wieder umkehren. Indessen gelangten einige Tage später seine Führer unter Peter Baumann's Leitung glücklich hinauf und pflanzten die Fahne auf, welche Rohrdorf auf dem Jungfraujoch (dem Grat zwischen Mönch und Jungfrau) zurückgelassen hatte.

Professor Hugi hatte zu wiederholten Malen versucht, von dem Roththalsattel aus nach der Jungfrau vorzudringen; doch vergeblich. Ebenso wenig Glück hatte der Engländer Cowan, der im Jahr 1841 eine Jungfraubesteigung unternahm.

Die erste von Naturforschern und gewiegten Alpenwanderern unternommene, glücklich ausgeführte und in allen Einzelheiten klar und lebendig geschilderte Jungfraubesteigung ist die von Agassiz unternommene, von der ich dem werthen Leser nach der meisterhaften Schilderung Desor's*) ein zusammengefaßtes Bild geben will.

Der Morgen des 27. August sah uns auf dem Wege zum Oberaargletscher, der von dem unteren durch den Zinkenstock ge-

*) Die Besteigung des Jungfrauhornes durch Agassiz und seine Gefährten von E. Desor. Aus dem Französischen von C. Vogt (Solothurn 1842). Vergleiche Agassiz und seiner Freunde geologische Alpenreisen. Von denselben. (Frankfurt am Main 1817).

trennt ist. Es waren unserer Zwölf: Agassiz, (Professor der Naturwissenschaft aus Neufchatel), Forbes (Professor der Physik in Edinburg) Heath (Professor der Mathematik in Cambridge), Herr du Chatelier (Geolog — aus Nantes), Herr von Pury von Neufchatel (Student der Theologie und früherer Schüler von Agassiz) und Professor Desor, Agassiz's treuer Gefährte — nebst sechs Führern, deren Hauptmann Jakob Leuthold war, den wir schon als einen der zuverlässigsten und kundigsten Führer kennen gelernt haben.

Wir hatten den Gipfel des Hügels erreicht, welcher längs der Aar sich hinzieht, als die ersten Strahlen der Sonne die hohen Bergspitzen trafen, während die tieferen Kuppen noch in bleicher Dämmerung lagen. Ganz im Hintergrunde glühte ein Gipfel in besonderem Glanze. Es war die Jungfrau! Dieser Anblick begeisterte unsere ganze Gesellschaft und ich zweifelte nun nicht mehr an dem Gelingen unseres Plans.

In zwei Stunden erreichten wir den Oberaargletscher und waren nicht wenig überrascht, als wir sahen, wie dieser Gletscher, der voriges Jahr stationär geblieben war, jetzt am allgemeinen Vorrücken der Gletscher des Berner Oberlandes Antheil nahm. Seine Moränen, besonders die linke und die Endmoräne, sind bedeutend vorgerückt; erstere hat sich an der Thalwand emporgeschoben und gleich einer mächtigen Pflugschaar den Rasen umgearbeitet und aufgeworfen.

Bevor wir den Gletscher betraten, machten wir dem Oberaarhirten einen Besuch. Man kann sich kein jämmerlicheres Asyl denken, als die Hütte dieses armen Burschen. Einige niedrige Mauern, von allen Seiten durchlöchert, stützen das halbzerfallene Dach. Wind und Wetter mögen den Bewohner nicht übel mitnehmen! Kaum, daß man aufrecht darin stehen kann. Dieses Jahr hatten sie ein armes Bübchen von 12 Jahren aus dem Wallis heraufgeschickt, das, schlecht gekleidet und schlecht genährt, ein stupides Aussehen hatte. Man hatte ihm Lebensmittel auf drei Monate mitgegeben. Brod, so hart, wie der Granit seiner Hütte, und Käse, trockener als das Heu, auf dem er schlief.

Der Gletscher bot bequemen Weg, da die Sonne den Schnee noch nicht erweicht hatte und die Schneebrücken überschritten werden

konnten. Je höher wir stiegen, desto mehr senkte sich die Linie des Gletscherschliffs an den Seitenwänden, die am Ende des Gletschers 500 Fuß hoch über der Eisfläche stand. So viel mächtiger war der Gletscherstrom in früheren Zeiten gewesen.

Der Oberaarsattel, zur Rechten vom Oberaarhorn flankirt, ward überschritten und nun ging's auf den Schneeflächen weiter, die einen Theil des Vieschergletschers bildet. In der Mitte eines ungeheuren Amphitheaters, vom Finsteraarhorn und den Viescherhörnern begrenzt, wurde das einfache Mittagsmahl verzehrt. Anfangs waren wir Willens, den Kamm, welcher den Aletschfirn von dem Viescherfirn trennt, zu überschreiten; allein dort stiegen dicke Nebel auf und so beschlossen wir, zu den Sennhütten von Möril hinabzusteigen. Einige Mitglieder der Gesellschaft schlugen vor, in irgend einer Höhle am Aletschgletscher zu übernachten, um die paar Stunden Umweg zu ersparen; die Führer aber meinten, besser sei es, gut zu schlafen und des anderen Tages vor der Sonne aufzubrechen. Agassiz und ich stimmten ihnen von Herzen bei.

Wir stiegen demnach die weiten Schneefelder des Vieschergletschers gegen Süden hinab nach dem Wallis hin und hielten uns ziemlich in der Mitte des Gletschers. Plötzlich sahen wir vor uns mehrere kleine Oeffnungen, lenkten unsere Schritte dahin und schauten in eins dieser Löcher, welches kaum 3 Zoll Breite und 1 Fuß Länge hatte. Wie erstaunten wir bei dem Anblick eines unermeßlichen Abgrundes, der unter dieser Oeffnung gähnte! Eine weite Höhle, in einem Azurblau erglänzend, dessen Gleichen an Durchsichtigkeit und Sanftheit wir noch nirgends gesehen! Die Natur hat mir die Sprache versagt, welche würdig wäre, diese prachtvolle Verschmelzung des Schnee's und der schönsten aller Farben zu beschreiben. Wie gebannt starrten unsere Augen hinab und im Entzücken bemerkten wir nicht, daß die Schneekruste, welche diese zauberische Kluft überwölbte, nur wenige Zoll dick war, doch war sie fest und unser Standpunkt nicht gefährlich.

Die Schneefelder gingen nach etwa einer Stunde unseres Marsches in Firn über und wir waren über diesen Wechsel gerade nicht ungehalten, da man weit gemächlicher auf dem Firn geht. Der Viescherfirn zeichnete sich in diesem Jahre durch die ungemeine Menge rothen Schnee's aus, der sich auf ihm entwickelt hatte.

Er hatte auf weite Strecken ein völlig rosiges Aussehen; und da die kleinen Wesen, welche die Farbe erzeugen, meist einige Linien unter der Oberfläche im Firne zerstreut sind, so erschienen oft an solchen Stellen unsere Fußtritte mit blutrother Farbe in den Schnee geprägt.*)

Mehrere Male hatten wir die Gelegenheit, die Politur und das Abschleifen der Felsenufer des Gletschers durch das Eis zu bemerken. Das vornehmste Gestein ist Gneis, bald feinkörnig, bald mit großen Krystallen; an vielen Stellen ist er glatt, wie geschliffener Marmor. Sehr deutlich unterscheidet man die parallelen Streifen, wodurch sich die Gletscherpolitur charakterisirt. Wir betrachteten diese polirten Flächen mit um so mehr Interesse, als hier, am Vieschergletscher, Freund Escher sich davon überzeugt hatte, daß wirklich Eis die Felsen abschleife.

Um 4 Uhr Nachmittags lagerten wir uns auf dem rechten Gletscherufer und sahen zum ersten Mal tief unter unseren Füßen die Thalebene von Wallis. Nach 2 Stunden Marsches langten wir endlich um 6 Uhr Abends bei den Sennhütten an, welche uns über Nacht beherbergen sollten.

Die Hirten nahmen uns freundlich auf und erboten sich zu allen in ihren Kräften stehenden Diensten. Ihre Hütten liegen in einem kleinen etwa 6000 Fuß über dem Meer erhabenen Thale, das die Fortsetzung bildet vom Bette des Aletschgletschers, jedoch eine ellbogenartige Biegung macht.

Eine wenig angenehme Nachricht empfing uns. Jakob, unser Führer, der treue Begleiter Hugi's, hatte vor drei Jahren eine

*) Desor, Agassiz und K. Vogt, der längere mikroskopische Untersuchungen über den rothen Schnee auf der Grimsel anstellte, waren der Meinung des Engländers Shutleworth, daß der rothe Schnee nicht nur aus Pflanzen, sondern auch aus Infusorien bestehe und Vogt spricht sich i. a. W. ganz entschieden dahin aus, daß im rothen Schnee des Aargletschers kein pflanzlicher Organismus vorkomme. Oswald Heer, der berühmte Botaniker, fand dagegen im rothen Schnee am Piz Linard, hinteren Glärnisch und anderwärts als färbenden Stoff Myriaden kleiner einzelliger Pflanzen, den Protococcus nivalis. Die Keime (Schwarmsporen, auch Zoosporen genannt) sind allerdings infusorienartig beweglich und die Neubildung und Vervielfältigung dieser niedersten Pflanzenorganismen geht außerordentlich rasch vor sich.

Leiter auf dem Aletschfirn zurückgelassen und weil er auf diese rechnete, keine von der Grimsel mitgenommen. Wir bedurften für unsere Bergbesteigung durchaus einer Leiter. Nun erzählte einer der Hirten, daß ein Bauer aus Viesch diese Leiter gefunden und sich zugeeignet habe. Sogleich ward ein Bote nach Viesch hinabgeschickt, die Leiter zurückzufordern; allein der Bauer weigerte sich hartnäckig, sie auszuliefern, weil er sie ausgebessert habe und sie ihm nun von Rechtswegen gehöre. Um Mitternacht kam der Bote zu unserm nicht geringen Aergerniß leer zurück! Was nun? Sollten wir unsere Fahrt um 24 Stunden verschieben? Die Nebel des vorigen Tages waren verschwunden, der Himmel hell und es hieß den günstigen Stern, der uns aufgegangen war, beleidigen durch solchen Verzug! Sollten wir ohne Leiter aufbrechen? Jakob versicherte, es sei dann die Ausführung unserer Reise unmöglich. Es ward also ein zweiter Bote abgeschickt mit dem Befehl, dem Bauer zu sagen, wenn er nicht auf der Stelle unser Eigenthum ausliefere, so würde die ganze Gesellschaft zu ihm hinabsteigen und ihm dann zeigen, was Recht sei.

Um 4 Uhr in der Frühe war schon die ganze Gesellschaft munter und erwartete mit wahrer Herzensangst den Boten. Schon nahte die fünfte Stunde; ein wolkenloser Himmel wölbte sich über uns und noch kein Bote! Endlich keuchte er den Berg hinauf, die Leiter auf dem Rücken. Allgemeines Freudengeschrei empfing ihn. Sogleich war Alles bereit. Jakob aber stellte sich in unsere Mitte und hielt folgende Anrede: „Ihr Herren, wir hätten um 3 Uhr aufbrechen sollen. Jetzt ist es 5. Die zwei verlorenen Stunden müssen wir auf dem ebenen Gletscher einholen. Wir werden deshalb mit möglichster Geschwindigkeit vorwärts eilen. Wer nicht gleichen Schritt hält, bleibt zurück. Wir haben keine Zeit zu verlieren. Es wird auf Keinen gewartet, wer es auch sei!“ Niemand hatte dagegen etwas einzuwenden und ein solcher Feuereifer beseelte Alle, daß auch die, welche gleich mir des feuchten Heues wegen die ganze Nacht nicht geschlafen hatten, ihr Ziel zu erreichen hofften.

Ich freute mich, den mit seinen schwimmenden Eisbergen (auf der Ostseite des Aletschgletschers 7230 Fuß über dem Meer

gelegenen) Mörilsee*) wieder zu sehen. Als ich ihn in Agassiz Gesellschaft (1839) zum ersten Mal besuchte, hatten diese schwimmenden Gletschertrümmer den lebhaftesten Eindruck auf mich gemacht. Ich fand ihn zu meinem großen Erstaunen sehr verändert; er schien weit kleiner, sein Wasserstand weit niedriger und die schwimmenden Eisblöcke in geringer Anzahl und Größe. Der Walliser Hirte, der uns begleitete und dem ich mein Erstaunen mittheilte, berichtete nun: der See sei im Herbst des verflossenen Jahres durch den Gletscher abgelaufen und habe seither nie wieder die Höhe seines vorigen Wasserstandes erreicht. Deshalb hatten wir auch den Kanal, welcher ihn in den Abfluß des Vieschergletschers ableitet, trocken gefunden. Früher, wenn der See hoch aufgestaut war, brach er unter dem Gletscher durch und richtete im Natterskhale große Verwüstungen an. Die Regierung von Wallis ließ daher durch den Grat, welcher ihn vom Vieschergletscher trennt, einen Stollen treiben, der nun einen regelmäßigen Abfluß gestattet.

Von dem Ufer des Sees stiegen wir sogleich auf den Aletschgletscher. An diesem Drehungswinkel des Thales genießt man die herrlichste Aussicht nach zwei entgegengesetzten Richtungen hin. In unserem Rücken, gegen Südwesten, erhoben sich die Dent blanche, Matterhorn und Strahlhorn, welches letztere so oft mit dem Monterosa verwechselt wird; vor uns, gegen Norden, thürmten sich im Hintergrunde des Gletschers die gewaltigen Gipfel der Jungfrau, des Eigers und Mönchs auf. Ihre scheinbare Nähe flößte uns neuen Muth ein. Man rechnet etwa 6 Stunden von dem See bis zum Anfange der steilen Jungfraugehänge. Jakob's Ermahnung hatte uns aber dergestalt angefeuert, daß wir sie in weniger als vier Stunden zurücklegten, denn wir langten um 9½ Uhr daselbst an.

Wir machten Halt und nannten den Ort, der ganz zu einem solchen Zwecke gemacht schien, den Ruheplatz. Ein lebhafter Streit erhob sich unter den Führern über die Identität der Jungfrau. Der Walliser, den wir bis hierher mitgenommen, zeigte auf einen Gipfel zu unserer Rechten, behauptend, das sei die

*) Auch Märjelen-See genannt.

Spitze, welche die Walliser mit dem Namen „Frauelihorn“ belegen; die andern Führer, Jakob an ihrer Spitze, wollten in dem höchsten Gipfel zu unserer Linken die Jungfrau erkennen. Jeder stritt lebhaft für seine Meinung. Als ich mich aber auf die Seite des Wallisers neigte, ward Jakob zornig, warf seine Bürde auf die Erde, erklärte, es hieße ihn beleidigen, wenn man an seiner Kenntniß der Berge zweifeln wolle; er kenne die Jungfrau, wenn er auch nicht droben gewesen sei und werde uns auf der Stelle verlassen, wenn man die schlechte Spitze des Wallisers erklimmen wolle.

Auf Agassiz Vorschlag beschloß man endlich, unserm alten Jakob zu folgen, wohin er uns auch führen möge; und bald sahen wir auch in der That, daß er Recht hatte und daß das „Frauelihorn“ des Wallisers nur eine südlich vom Mönch gelegene, niedrigere Spitze sei, welche zu dem Stocke des Grünhorns gehört und der wir wegen der Verwirrung, die sie verursachte, den Namen Trugberg gaben.

Der „Ruheplatz“ ist eine der schönsten Gletschergegenden, die ich kenne. Er bildet ein weites Amphitheater, in dessen Schooß sich fünf große Zuflüsse des Aletschfirns vereinigen. Die beiden größten behaupten die Mitte; der eine derselben steigt von der Jungfrau, der andere vom Mönch herab.

Wir ließen den größten Theil unseres Mundvorrathes am Ruheplatze und nahmen nur wenig Brod, einige Flaschen Wein und verschiedene Geräthschaften, Hacken, um Fußtritte in's Eis zu hauen, Seile zu unserer Befestigung, sowie unsere Instrumente mit. Das Barometer war leider zerbrochen! Um 10 Uhr gelangten wir an die ersten Schneefelder; der Gipfel erschien bereits so nah, daß wir ihn in zwei Stunden erreichen zu können glaubten. Der Schnee erwies sich jedoch als großes Hinderniß zu unserem Fortkommen, denn wir sanken oft bis an die Knie ein. Bald betraten wir das Reich der Schründe, welche sich am Fuß der steilen Gehänge sehr vervielfältigten. Dann erreichten wir den Rand einer tiefen Kluft, um welche von allen Seiten Schneekuppen in die Höhe starrten, deren höchste die Jungfrau war.

Jakob ließ uns Halt machen, ohne Zweifel, um sich über den nun zu wählenden Weg zu entscheiden. Wir unsererseits sahen

von allen Seiten unübersteigliche Schwierigkeiten; rechts senkrechte Abstürze, links Eisberge, die dem Einbruch drohten und vor uns einen ungeheuren Schrund. Ich fragte Jakob über die Richtung, welche wir nehmen wollten; er verweigerte alle Antwort mit dem Bemerken: wir sollten ihm nur folgen, er wisse den Weg jetzt schon. Später sah ich ein, wie recht er hatte, mir ausweichend zu antworten, — wir wären wahrscheinlich niemals oben angekommen, wenn an schwierigen Stellen Jedermann um seine Meinung gefragt worden wäre.

Nachdem wir uns ein wenig erholt, setzten wir unsern Marsch fort. Es war fast Mittag, die Hitze groß und die Rückstrahlung des Lichtes vom Schnee unerträglich. Man muß zur Schonung der Augen und des Gesichts grüne Schleier vornehmen; diese sind aber hinderlich im Sehen und vermehren die Hitze im Gesicht, da sie allen Luftzutritt absperren. Agassiz zog vor, sich das Gesicht rösten zu lassen und warf den Schleier bei Seite. Unsere Führer ballten, um sich zu erfrischen, Schnee zusammen und legten denselben in den Nacken. Einige unter uns thaten dasselbe, trotz aller heftigen Gegenreden der Andern; es brachte ihnen keinen Schaden. In jenen Hochregionen sind Geist und Körper von äußeren Einflüssen unabhängiger.

Wir zogen gerade auf den bodenlosen Schrund los; er war nirgends schmaler als 10 Fuß, konnte also ohne Leiter nicht überschritten werden. Ehe wir ihn übersetzten, untersuchten wir noch die Trümmer einer Eislawine, die kurze Zeit vorher gestürzt schien, denn die Spuren ihres Herabrollens zeigten sich noch frisch auf der Oberfläche des Schnee's. Die Trümmer waren aus abwechselnden Schichten von Eis und gefrorenem Schnee zusammengesetzt — ein Beweis, daß sich auch auf den höchsten Gipfeln unter Umständen Eis bilden kann.

Unsere Leiter hatte 23 Fuß Länge, war also mehr als hinreichend, den Schrund zu übersetzen. Nun galt es wieder eine steile Terrasse, deren Schnee hart gefroren war, hinauf zu kletten. Unsere Führer sahen sich genöthigt, Stufen einzuhauen, stiegen voran und reichten dann den andern das Seil dar. Hinter einer letzten Abstufung lag unser nächstes Ziel, der Rothsattel, ein schar:er Kamm, dessen nördliche Wand von den Gehängen des

Rotthalgletschers überzogen ist. Der Schnee wurde wieder weich und wir marschirten mit vieler Leichtigkeit. Auf der Mitte des Abhanges sperrte jedoch abermals eine Spalte unsern Weg; sie drang, wie die erste, in schiefer Richtung in den Schnee ein, so daß die eine Wand des Schrundes über die andere hinüberhing und weit dünner war; ein Umstand, der ihr Uebersteigen erschwerte. Jakob, Jaun, Agassiz und ich waren vorausgegangen, während unsere Gefährten noch den ersten Schrund überkletterten. Wir fanden eine Stelle, wo die Spalte eng genug war zum Ueberspringen. Jakob voran, Agassiz und ich sprangen ihm nach; wir standen auf dem nördlichen Rande des Schrundes, als wir plötzlich ein dumpfes Krachen unter unseren Füßen hörten und zugleich der Schnee, auf dem wir standen, sich langsam senkte. Jaun, der noch gegenüber auf dem andern Ufer stand und uns drei einsinken sah, schrie entsetzt: „Um Gotteswillen schnell zurück!“ Jakob hingegen ließ sich nicht einschüchtern, befahl ihm, auf der Stelle zu schweigen und stieg nur um so schneller bergan, uns winkend zu folgen, während er im gleichgültigen Tone wiederholte: „Es isch nüt, numme voran!“

Wir waren doch ziemlich an die Gletscher gewöhnt und ich glaubte, alle Gefahren, die auf ihnen drohen, zu kennen; allein ich muß gestehen, mein Herz schlug schneller als gewöhnlich in diesem Augenblick. Doch setzten wir ein solches Zutrauen in unsern Führer, daß wir ohne Zaudern ihm folgten, obgleich es weit vernünftiger schien, umzukehren. Unser Beispiel ermuthigte auch Jaun, uns wieder einzuholen. Wir fragten nach der Ursache dieses seltsamen Zufalls. Die Führer behaupteten, die frische Schneeschicht des Jahres habe sich auf die älteren Schichten niedergelassen; Jakob hatte dieses Phänomen schon mehrere Mal erlebt.

Um 2 Uhr langten wir auf dem Rotthalkamme an; er gleicht sehr dem Oberaarsattel und ist wie dieser zwischen zwei hohen Gipfeln ausgespannt, nördlich steht der Jungfraugipfel, südlich die gewiß 12,000 Fuß hohe Endspitze des Kranzberges. Soviel ich weiß, hat man diesen Sattel noch nie überstiegen. Die im Rotthal angehäuften Nebel erlaubten uns nur flüchtige Blicke in dies fürchterlich zerrissene Hochthal, in welches das Volk die unter dem Namen der Herren von Rotthal bekannten bösen

Geister des Gebirges versetzt. Das Erklimmen des Jungfraugipfels vom Rotthal muß, wenn nicht unmöglich, doch ungemein schwierig sein. Der Kamm selbst ist nur wenige Fuß breit und die Schneeflächen der Rotthalseite schienen noch steiler, als die, welche wir so eben überstiegen hatten.

Wir ruhten einen Augenblick, bevor wir die letzte Spitze, welche sich vor uns aufthürmte, zu erklimmen begannen. Keiner fühlte sich ermüdet; nur von Pury schien uns nicht folgen zu können. Er hatte keine hinlänglich feste Beschuhung und den Fuß nicht sicher genug darin, um noch eine so beschwerliche Fahrt zu wagen. Vielleicht wäre es ihm bei seinem festen Willen doch geglückt; allein die Führer widersetzten sich förmlich und behaupteten, man dürfe die ganze Gesellschaft nicht um eines Einzigen willen aussetzen. Mit Bedauern sahen wir ihn, unter der Leitung von J. Währen, den Rückzug nach dem Ruheplatze antreten, den er auch wohlbehalten erreichte.

Wir schätzten die Höhe des letzten Gipfels auf 800—1000 Fuß. Trotz seiner großen Steilheit hofften wir, ihn in einer Stunde zu erklimmen; bald aber sahen wir, daß das Werk schwieriger sei, als wir vermuthet hatten. Wir fanden keinen Schnee mehr, sondern festes glattes Eis, so daß die Führer Stufen einhauen mußten, um das Ausgleiten zu verhindern. Wir rückten so nur langsam vorwärts. Als wir an der steilsten Stelle anlangten, die nach der Messung von Forbes 45° Neigung hatte, hüllte uns plötzlich ein dichter Nebel ein, so daß die Hintersten kaum die an der Spitze des Zuges Befindlichen gewahren konnten. Zu gleicher Zeit wurde es so empfindlich kalt, daß wir fürchten mußten, die Füße zu erfrieren, trotz aller Bewegung, die wir uns machten, indem wir die Stufen zu erweitern suchten.

Unsere Lage wurde kritisch. Da stellte Agassiz an Jakob die Frage, ob er noch immer hoffe, uns da hinaufzubringen? Dieser aber antwortete mit seiner gewöhnlichen Ruhe, er habe nie daran gezweifelt. Sein Ruf: Vorwärts! beseelte Alle mit neuem Eifer. Einer der Führer verließ uns; er konnte den Anblick des ungeheuren Abgrundes, der zu unserer Rechten gähnte, nicht ertragen. Und in der That mußte Kopf und Fuß Desjenigen, der unsern Weg betreten wollte, schwindellos und sicher sein.

Der letzte Kamm hat etwa die Form eines von beiden Seiten senkrecht abgeschnittenen Kegels. Wir marschirten auf seiner Schneide, wo das Eis weicher war, hatten demnach den Abgrund stets vor Augen. Ein Dach von Schnee (Schneewechte), dessen Breite zwischen 1—3 Fuß schwankte, hatte sich über ihn hinaus angebaut. Mehrere Male drang mein Stock, wenn ich ihn etwas weiter einsetzte, durch dieses Dach, das stellenweis nur zwei Fuß dick war, hindurch, und wir konnten durch solche Löcher senkrecht hinab auf die weiten Schneefelder sehen, welche zu unseren Füßen sich ausdehnten. Die Führer ermunterten uns zu öfterem Durchschauen durch diese Duglöcher, als eine vortreffliche Uebung, uns vor dem Schwindel zu bewahren.

Doch umhüllten die Nebel noch immer den Gipfel; nur gegen Osten, nach dem Eiger, Mönch und den hohen Spitzen hin, welche die beiden Aargletscher einschließen, war die Aussicht frei. Schon verzweifelten wir an dem Genuß des Schauspiels, mit dem unsere Phantasie sich unablässig beschäftigte, als plötzlich der Wolkenschleier, der uns den Gipfel barg, zerriß und die Jungfrau unsern erstaunten Augen die ganze Schönheit ihrer mächtigen Formen enthüllte. Die Freude, welche wir bei dieser unerwarteten Veränderung empfanden, will ich nicht beschreiben. Das Gelingen unserer Unternehmung war gesichert.

Nach kurzem Ansteigen in der nämlichen Richtung drehten wir uns plötzlich links ab nach einer Stelle, wo der nackte Fels zu Tage kam und überschritten so die schiefe Fläche des Kegels, dessen Breite hier noch mehrere 100 Fuß beträgt. Während dieser wenigen Schritte konnten wir den Gipfel nicht sehen; als wir aber auf dem Felsen angelangt waren, erblickten wir wie durch Zauberei einige Schritte vor uns die höchste Kuppe, die so lange während unseres Ansteigens vor uns zu fliehen schien.

Von dreizehn Mann, die aus den Möriler Sennhütten ausgerückt waren, erreichten acht Mann den Gipfel: Agassiz, Forbes, du Chatelier und ich, nebst den Führern Jakob Leuthold, Johann Jaun (von Meyringen), Michel Bannholzer und Johann Abplanalp.

Wir sahen jetzt zum ersten Mal die Schweizer Ebene vor uns; wir waren auf dem Westrande des Kegels, über dem Kamm,

der das Rotthal und Lauterbrunnenthal von dem Grindelwald trennt. Etwas weiter erreichten wir den etwa 10 Fuß unter dem Gipfel befindlichen kleinen Absatz, den man mit einem guten Fernrohre und bei sehr hellem Wetter selbst mit freiem Auge sehen kann.

Aber, o Schrecken! so nahe dem höchsten Gipfel, so schwierig der letzte Zugang! Ein scharf zugeschnittener Firnkamm führte hinauf, dessen Breite nur zwischen 6 bis 10 Zoll wechsete, während die Gehänge zu beiden Seiten unter einem Winkel von 60 bis 70 Grad abfielen. Der Grat war 20 Fuß lang. „Es ist unmöglich, weiter zu kommen!" rief Agassiz, und wir Alle stimmten ihm bei. Jakob aber meinte, es sei im Gegentheil sehr leicht und wir Alle würden den Gipfel erreichen. Er legte alsbald sein Gepäck ab und stieg in der Art vorwärts, daß er seinen Stock auf der anderen Seite hielt und recht eigentlich die Schneide des Grates unter den Arm nahm. So marschirte er langsam auf dem linken (westlichen) Abhange des Kammes hin, indem er so viel als möglich den Schnee zusammentrat, um uns einen festen Tritt zu verschaffen. Es war dies um so leichter, als der Schnee sehr porös war. In einigen Minuten hatte er die Spitze erreicht. So viel Sicherheit und Kaltblütigkeit gab uns neuen Muth und als er wieder zurückkehrte, dachte Niemand an's Hintenbleiben. Jakob nahm zuerst Agassiz bei der Hand und führte ihn ohne Schwierigkeit zum Gipfel.

Die Fläche des Gipfels ist ein kleines Dreieck von etwa 2 Fuß Länge und $1^1/_2$ Fuß Breite, dessen Basis gegen die Ebene schaut, während seine Spitze sich in den Grat verlängert, über welchen man zu ihm hinanklettert. Da nur eine Person darauf Platz hatte, so löste Einer den Andern ab. Agassiz blieb etwa fünf Minuten. Als er zurückkam, schien er mir sehr ergriffen; er flüsterte mir zu, noch nie sei er in solcher Stimmung gewesen! Nach ihm war die Reihe an mir. Ich fand keine Schwierigkeit; aber auf dem Gipfel angelangt, konnte ich eben so wenig wie Agassiz meine Gemüthsbewegung unterdrücken. Ich blieb zwar nur einige Minuten, aber lange genug oben, um das Panorama für immer meinem Gedächtnisse einzuprägen; dann eilte ich zu Agassiz zurück. Ich fürchtete, der tiefe Eindruck, den das großartige

Schauspiel auf mich gemacht, möge meiner gewöhnlichen Sicherheit Eintrag thun und ich fühlte das Bedürfniß, die Hand meines Freundes zu drücken. Ich glaube, nie war ich glücklicher, als da ich mich zu seiner Seite in den Schnee setzte. Wir hätten geweint, wären wir allein gewesen; allein die Macht der Gewohnheit ist so groß, daß selbst in 12,000 Fuß Höhe die erkaltende Etiquette noch um uns herrschte und wir uns der Thränen schämten.

Forbes und du Chatelier wurden dann von unserem braven Jakob hinaufgeführt und empfanden sicherlich ähnliche Gefühle; und gewiß, wer bei solch' einem Schauspiel kalt und theilnahmlos bleibt, der verdient nicht, es zu sehen.

Nicht die ungeheure Ausdehnung des Gesichtskreises ist es, welche den Aussichten der Hochkuppen ihren eigenthümlichen Reiz verleiht. Schon im vorigen Jahr hatten wir Gelegenheit gehabt, auf dem Strahleckſattel die Erfahrung zu machen, daß die Fernsicht meist undeutlich wird. Hier, auf dem Jungfraugipfel, schienen uns die Umrisse der entlegenen Gebirge noch weit unbestimmter. Wären sie aber auch so deutlich gewesen als die Linie des Jura von einem Hügel der Schweizerberge aus, ich glaube, wir hätten uns nicht lange bei ihrer Betrachtung aufgehalten, so sehr waren unsere Blicke gefesselt durch das Gemälde, das sich in unserer nächsten Umgebung aufrollte. Vor uns breitete die grüne Ebene sich aus und die niederen Ketten der Voralpen zu unseren Füßen erhöhten durch ihre scheinbare Einförmigkeit die gewaltigen Formen der hohen Gipfel, die ihre Häupter fast bis zu unserer Höhe reckten. Die Thäler des Oberlandes, welche bis dahin mit Nebel erfüllt waren, deckten sich hier und da auf und wir sahen die Welt dort unten durch den Riß der Wolken. Zur Rechten erkannten wir das Grindelwalder Thal mit seinen Gletschern; zur Linken schlängelte sich ein Silberfaden in einer tiefen Gebirgsspalte; es war das Lauterbrunnerthal mit der Lütschine.

Vor allen aber zogen Mönch und Eiger unsere Aufmerksamkeit auf sich. Wir hatten Mühe, in ihnen jene gewaltigen Nachbarn der Jungfrau zu erkennen, die von der Ebene aus dem Himmel näher scheinen als der Erde. Hier schauten wir nun von oben auf sie hinunter und die Nähe, in der wir sie sahen (nur der Gletscherfirn trennte sie von uns) erlaubte, ihre Formen im

Einzelnen zu untersuchen. Auf der westlichen Seite, diesen Giganten gegenüber, erhebt sich eine andere nicht weniger kolossale Kuppe; die glänzenden Schneefelder, welche ihre gefällige Gestalt überziehen, haben ihr den Namen „Silberhorn" verschafft. In der nämlichen Richtung sahen wir noch eine andere durch ihre Schlankheit ausgezeichnete Spitze, welche wir für das Gletscherhorn hielten; und hinter dieser eine dritte, die Ebene-Fluh. Diese und noch einige andere Hörner ohne Namen bilden die nächste Umgebung, den Hofstaat der königlichen Jungfrau.

Hinter dem Eiger und Mönch stand in weiter Entfernung die finstere Gruppe der die Aargletscher umgebenden Felsstöcke, die Viescherhörner, das Oberaarhorn, das Finsteraarhorn, die Schreckhörner, der Berglistock, das Ewigeschneehorn und die Wetterhörner. Von allen diesen Kuppen und Spitzen erhob sich nur das Finsteraarhorn über unsern Horizont und schien unsern Ehrgeiz herauszufordern.

Gegen Süden war die Aussicht durch Wolken beschränkt, die sich seit einigen Stunden auf der Kette des Monterosa gesammelt hatten. Gegen Südwest, zu unserer Linken, hatte sich eine fast senkrechte Nebelwand aufgebaut; ihre Höhe schätzten wir auf 12,000 Fuß, denn sie stand mit ihrem Fuße im Lauterbrunnerthale und erhob sich circa 1000 Fuß über unsere Häupter. Da die Temperatur der Luft unter dem Gefrierpunkt stand (— 3°), so waren alle feineren Nebeltröpfchen zu Eis erstarrt und spielten von der Sonne beschienen, in allen Regenbogenfarben. Es war ein anziehender und schrecklicher Anblick. Das Wogen und Kochen dieser Dampfmasse, die sich aus dem Rotthale erhob, wie aus einem Kessel, erregte in mir alte Jugendvorstellungen vom Höllenschlunde.

Als Alle wieder an dem Winkel, dessen ich oben erwähnte, versammelt waren, erhielt Jeder ein Glas Wein und wir tranken von ganzem Herzen auf die Gesundheit der Schweiz. Wir streckten uns einige Augenblicke auf dem Schnee aus und suchten die Umgebung mit dem Auge des Naturforschers zu durchmustern. Ich erstaunte nicht wenig, zu finden, daß der Mönch, den ich für sehr massiv gehalten hatte, ein eben so scharfer Kamm sei, als das Finsteraarhorn; nur daß er von Ost nach West, dieses von Nord

nach Süd sich ausdehnt. Die Jungfrau selbst ist bei weitem kein so massiver Stock, als man glauben sollte, wenn man sie von Bern oder Interlaken sieht; in dieser Beziehung verliert sie sehr an Majestät, denn, statt eine zusammenhängende Masse zu bilden, zeigt sie vielmehr eine Reihe übereinander gestellter Kämme, deren jeder von dem folgenden durch ein tief eingeschnittenes Thal getrennt ist. Selbst aus der Ferne kann man durch die dunkeln Schatten zwischen den Zacken der Jungfrau die tiefen Schluchten erkennen, welche die Kämme des Berges von einander trennen. Das Thal zwischen dem höchsten Gipfel und dem innersten Kamm ist am deutlichsten. Je näher die Kämme der Erde kommen, desto mehr nehmen sie an Höhe ab.

Vielleicht liegt die Erklärung dieser Kämme in der Felsart — sie ist nämlich Gneis und Glimmerschiefer, also ein Gestein, welches in breiten Platten trümmert. Die steil zugeschnittenen Grate sämmtlicher Hochspitzen der Berner Alpen wiederholen diese plattenförmige Splitterung, der sie jetzt noch im Kleinen ausgesetzt sind. Ist dagegen das Gestein wahrer Granit, so werden die Gipfel auch massiv, wenn auch zuweilen zackig ausgeschnitten, wie dies am Montblanc und seiner Umgebung sich zeigt.

Der Himmel über uns war vollkommen klar und sein Blau so dunkel, daß er fast schwarz schien. Sterne sahen wir nicht, obgleich sie in so großer Höhe selbst bei Tage sichtbar sein sollen. Nach Osten zu gegen den Horizont hin zeigte sich das Blau merklich blasser.

Das thierische und Pflanzen-Leben ist natürlich in solcher Höhe geschwunden; doch sahen wir zu unserem Erstaunen auf dem zu Tage kommenden Gestein die Trümmer einiger Flechten und ferner erblickten wir einen Falken, der sich hoch über uns in den Lüften wiegte.

Wir hatten keine Fahne bei uns; es wurde daher beschlossen, Agassiz Bergstock, den längsten von allen, aufzupflanzen und ich war bereit, mein Schnupftuch zu opfern, um es als Fähnlein an den Stock zu befestigen. Einer der Führer fand aber das seidene Tuch doch zu schön, um es den Winden preis zu geben und er bat mich um die Erlaubniß, sein Nastuch dagegen vertauschen zu dürfen. So stoppelten wir denn aus einem tannenen Alpenstock

und einem rothen Lappen eine Fahne zusammen und Jakob pflanzte sie auf den Gipfel.

Es war 4 Uhr vorbei, als wir aufbrachen. War das Hinaufsteigen beschwerlich gewesen, so mußte es das Herabklettern noch mehr sein. Wir mußten rückwärts klimmen*) und beständig zwischen den Beinen durchsehen, um die Treppenstufen nicht zu verfehlen. Der Abgrund war zum Schwindeln tief — doch wir gewöhnten uns bald an den Anblick. Um 5 Uhr langten wir ungefährdet auf dem Rotthalsattel an, setzten ohne Weiteres über die beiden Schründe und waren nun so ziemlich geborgen. Nur einige Schneefelder trennten uns noch von dem Ruheplatze, wo Pury mit den beiden Führern uns erwartete. Wir waren unseres Marsches so sicher, daß wir trotz der noch vorhandenen Schründe mehr liefen als gingen, so daß Jakob beständig rufen mußte: „Hübschli, numme hübschli!“ (Langsam, nur langsam!) Um 6 Uhr langten wir auf dem Ruheplatze an und hatten so in zwei Stunden den Weg zurückgelegt, der uns beim Aufsteigen sechs gekostet hatte.

Pury beglückwünschte uns über den glücklichen Ausgang der Fahrt und dankte uns für unsere Vorsicht, ihn zurückgelassen zu haben; denn als er uns an der letzten Höhe klimmend erblickte, hatte er wohl erkannt, daß seine Beschuhung nicht zu solcher Anstrengung gemacht sei. Alle Welt war demnach zufrieden und, da wir einen vortrefflichen Appetit von oben mitbrachten, so ließen wir uns auf dem Schnee nieder, um uns mit einem Stückchen Fleisch und einem Glase Wein zu stärken. Agassiz bot das erste Glas unserem braven Anführer und wir tranken Alle auf seine Gesundheit aus vollem Herzen, denn ohne ihn wäre Keiner auf den Gipfel gelangt.

Noch sechs Wegstunden trennten uns von den Sennhütten. Wir mußten, wie wir vorausgesehen hatten, den zerklüfteten Theil des Gletschers bei Nacht überschreiten. Niemand schien sich sehr darum zu kümmern und zudem mußte der Mond bald aufgehen und vom wolkenlosem Himmel aus unsern Pfad erhellen.

*) Mit dem Gesicht gegen die Eiswand.



Der Aletschgletscher und seine Schneehäupter.

Im Geschwindschritt durchmaßen wir die drei Stunden Firn, welche den Schneefeldern folgen, ohne alle Schwierigkeit; wir gingen auf der ebenen Oberfläche wie auf einem gebahnten Wege. Mit dem Anbruche der Nacht erhob sich der Mond gerade in der Axe des Aletschgletschers, so daß dieser breite Eisstrom in seiner ganzen Länge erleuchtet war und ein sanftes Licht zurückstrahlte, welches uns um so wohler that, als die Reflexion der Sonnenstrahlen während des Tages unsere Augen heftig gereizt hatte. Als wir in die Region der Schründe kamen, ließen wir uns wieder durch das Seil verbinden, da es trotz der hellen Mondbeleuchtung doch kaum möglich war, den frischen Schnee von dem älteren zu unterscheiden.

Es mochte 9 Uhr sein, als wir das Johlen eines Hirten vernahmen. „Bravo, unser Walliser hält Wort!“ riefen Alle. Wir hatten ihm befohlen, uns mit Lebensmitteln entgegen zu kommen und um 6 Uhr von den Sennhütten aufzubrechen. Nachdem wir einige jener melodiösen Rouladen, welche die Oberländer als Zeichen auf stundenweite Entfernungen hin ertönen lassen, mit ihm gewechselt hatten, bemerkten wir, daß er auf dem linken Gletscherufer kam; wir mußten mithin eine gute Strecke den eine Stunde breiten Gletscher überschreiten, um ihn zu erreichen. Der brave Kerl war bepackt wie ein Maulesel; denn außer unseren Lebensmitteln hatte er noch eine ganze Gebse (hölzernes Milchgefäß der Sennen) kuhwarmer Milch mitgebracht, die er frisch gemolken hatte. Kein besseres Erfrischungsmittel hätte er uns darbieten können; Alle verschmähten nun den Wein. Wir legten uns im Kreise um unsern Amphytrion und leerten nach und nach sein weites Gefäß. Ich habe nie einem schöneren malerischen Essen beigewohnt.

Gesättigt machten wir uns wieder auf den Weg. Wir hatten noch drei Stunden vor uns. Ehe wir uns dessen versahen, langten wir beim Mörilsee an und bewunderten ein Schauspiel, einzig in seiner Art. Die schwimmenden Eisblöcke boten im Mondschein einen bezaubernden Anblick dar; das abgestutzte Gletscherende schien eine Mauer von lichtem Krystall und da der Mond sich eben hinter den Spitzen, welche den See umstarrten, bergen wollte, so sahen wir in einer Viertelstunde die mannigfachsten Lichteffekte und die seltsamsten Gegensätze.

Um 11½ Uhr langten wir in den gastlichen Hütten unserer ehrlichen Walliser Hirten an, nach einem Marsche von 18 Stunden. Unsere Müdigkeit fühlten wir nicht, so sehr waren wir erfüllt von all den neuen Eindrücken, die Geist und Gemüth während der reichen Tageserute gesammelt hatten.

5. Die Besteigung des großen Schreckhorns durch Herrn Edmund von Fellenberg*) am 4. August 1864.

Die Schreckhörner sind die höchsten Zinnen des zackigen Felskammes, der sich nördlich zum Mettenberge in's Grindelwalderthal, südlich in den Strahleckhörnern zur Mulde des Finsteraargletschers absenkt. Ihre höchste Spitze ist das große Schreckhorn, das 4080 Meter = 12,560 par. Fuß Meereshöhe erreicht, in der Mitte gelegen zwischen dem kleinen Schreckhorn, (3497 Meter = 10,765 Fuß) das man von Grindelwald aus sieht und dem großen Lauteraarhorn, südlich vom großen Schreckhorn zu einer Höhe von 4043 Meter = 12,439 Fuß aufsteigend.

Weithin schaut der höchste Gipfel, der überhaupt am meisten nördlich nach Grindelwald zu sich vorschiebt, nach Norden und Nordosten in's Land hinaus und stellt sich den Bewohnern der Hochebene zwischen Alpen und Jura dar als schlanke Felspyramide, die nur in ihren Schründen einige Schneemassen birgt. Vom Faulhorn, ja auch aus der Ebene kann man deutlich zwei größere weiße Flecken unterscheiden; sie werden vom Volk die „verdammten Nonnen" genannt und heißen in neuerer Zeit auch wohl die „weißen Täubchen".

Von entgegengesetzter Südseite, etwa vom Sidelhorn, der Furka und Grimsel aus gesehen, gleicht es einem langen scharf zugeschnittenen Keil. Im Westen von den Sennhütten des Zäsenbergs aus gesehen ergibt sich das hier mitgetheilte von Herrn von Fellenberg selber aufgenommene Bild. Im Süden steht man, auf der Höhe der Strahleck angelangt, gerade in der Axe des

*) Vergl. Jahrbuch des Schweizer Alpenclubs, 2. Jahrgang (Bern, 1865).



Das Schreckhorn.

Gebirgskammes, aus dem dann die scharfe Pyramiden-Spitze des Schreckhorns aufragt.

Die Steilheit und Zerrissenheit der Schreckhörner brachte sie in den Ruf der völligen Unersteigbarkeit, den sie noch behaupteten, als bereits das Finsteraarhorn sich dem menschlichen Fußtritt hatte beugen müssen. Doch wie das Allergefährlichste am meisten reizt, so hatten auch die Schreckhörner auf die Naturforscher, welche seit 1840 auf dem Unteraargletscher*) ihre Hütte aufgeschlagen hatten — das Hôtel des Neuchatelois genannt — einen unwiderstehlichen Reiz geübt und in ihnen den Wunsch rege gemacht, die erste Fahne auf den höchsten Gipfel zu pflanzen. Am 8. August 1842 machten sich die Professoren Desor, Arnold Escher von der Linth und Girard nebst fünf Führern: Jakob Leuthold, J. Madutz, Bannholzer, Briger und Fahner auf den Weg. Um 6½ Uhr waren sie ausgezogen und schon um 10 Uhr hatten sie die Höhe der Strahlegg erreicht. Frischer Schnee, der die Schründe bedeckte, machte Vorsicht nöthig; in die oberen Firngehänge mußten Stufen gehauen werden und nicht ohne Mühe erreichte man den nackten Fels und kletterte dann gegen den gerade vor sich erhebenden Gipfel empor. In einer Höhe von mehr als 11,000 par. Fuß blühten noch an feuchten Stellen die Gletscherranunkeln (R. glacialis). Nur noch einige hundert Schritt war die Gesellschaft vom Gipfel entfernt, als sie auf einen spitzen Felszahn gerieth, der vom Hauptkamm durch einen 10 Fuß tiefen Einschnitt getrennt war. Der Einschnitt stellte sich als ein Schneedach dar, das zu beiden Seiten steil abstürzte. Was thun? Einen beschwerlichen und gefährlichen Umweg machen oder umkehren? oder einen Führer mit dem Seil auf der Spitze des Felsen zurücklassen, während die Uebrigen sich an dem Seil hinabließen und den Schneesattel überschritten? Bannholzer sollte recognosciren und man wollte ihn eben an das Seil binden, als er, schnell entschlossen, mit einem Satze auf den Schneefirst hinabsprang, auf den er ritt-

*) Derselbe wird aus zwei Hauptströmen gebildet, deren einer vom Finsteraarhorn, der andere vom Schreckhorn herabsteigt. Dort wurden die Untersuchungen über die Bildung, Fortbewegung, Veränderung der Gletscher von Agassiz, Desor und ihren Freunden methodisch angestellt. Die Riesengestalt des Schreckhorns hatten sie deutlich genug vor Augen.

lings zu sitzen kam. Allgemeiner Schrei des Entsetzens! Man hielt den Wagehals für verloren. Er aber kehrte sich nicht an das Rufen und Fluchen der andern Führer, stieg die gegenüberliegende Zacke hinan und erreichte in einigen Minuten die Höhe. Nun folgen, einer nach dem andern, die Uebrigen ihm nach. Zuletzt ging es über einen 50 Fuß langen ganz schmalen Kamm, über den man auf allen Vieren kroch. Selbst die Führer wagten nicht aufrecht zu gehen. Als sie aber die vermeintliche höchste Spitze erreicht hatten, da sahen sie zu ihrer nicht gerade angenehmen Ueberraschung, daß sie noch einen höhern Gipfel sich gegenüber hatten, von welchem sie jedoch durch eine nicht zu überschreitende Kluft getrennt waren. Sie hatten (um 2½ Uhr Nachmittags) nur den zweithöchsten Gipfel, das Lauteraarhorn, erreicht — konnten aber immerhin von Glück sagen, denn die Aussicht war hell und klar. Das Thermometer (Celsius) zeigte im Schatten 2 bis 3 Grad Wärme, in der Sonne bis 7 Grad. Für die Geologen war es von hohem Interesse, auch auf dem Gipfel des Schreckhorns Gneis und Gneisschiefer zu finden und so die Thatsache festzustellen, daß alle Hochspitzen des Berner Oberlandes, die sich über 11,000 und 12,000 Fuß erheben, aus solchem schiefrigen Gneis bestehen, während der Granit nur niedere Kämme bildet.

Die Rückfahrt ging ohne Unfall von Statten und Abends 10 Uhr wurde das Hotel auf dem Aargletscher erreicht.

Nun vergingen 15 Jahre, bis ein Engländer, Eustace Anderson, Anfangs August sich zu einer Schreckhornfahrt rüstete. Mit seinen Führern Peter Bohren und Christen Almer und drei Trägern ging er von Grindelwald aus, am 5. August. Das Nachtlager wurde in einer Felshöhle des „Gleckſteines“, auf dem Oberberge am Fuß des Wetterhornes gehalten. Da am andern Morgen der Regen fortdauerte und das Wetter sich erst am Nachmittag klärte, mußten die Reisenden wieder ein Nachtquartier auf höher gelegenen Felsen suchen. Wiederum eine stürmische regnerische Nacht; gegen 2 Uhr brach der Mond aus dem Gewölk und sie sahen das riesige Schreckhorn sich gerade gegenüber. Am Morgen des 7. August kletterten sie wieder aufwärts über steile Felsrücken und zerklüftete Eishänge bis zu dem großen Firnplateau, das sich am Fuß des Wetterhornes hin bis zu dem Lauteraarsattel

erstreckt, welcher den oberen Grindelwaldgletscher vom Lauteraargletscher trennt. Dem großen Schreckhorn ziemlich nahe gekommen, sahen sie einen mächtigen Schrund vor sich, der sie vom Gipfel trennte. Während sie die Spalte untersuchten, stürzte eine Lawine herab, welche sie mit Schneestaub überschüttete und selbst in die Taschen eindrang. Bald darauf folgte noch eine kleinere Lawine nach und nun entschloß man sich, zurückzugehen, da selbst bei glücklicher Ueberschreitung der Spalte der frisch gefallene Schnee auf den Firnhängen zu fürchten war. Die Gesellschaft wandte sich dem kleinen Schreckhorn zu, dessen Spitze sie um 3 Uhr Nachmittags erklommen und vor der sie nach dem Kastenstein und unteren Grindelwaldgletscher zurückkehrten — die erste Ueberschreitung der Schreckhornkette von Ost nach West.

So waren denn die beiden Außen-Forts der großen Schreckhornfeste erobert. Herrn Leslie Stephen von Cambridge blieb der Ruhm vorbehalten, am 16. August 1861 auch den höchsten Gipfel des Schreckhorns zu erobern. Seine Führer waren Christian und Peter Michel und Ulrich Kaufmann von Grindelwald. Nachdem sie (am 15. August) längs dem unteren Grindelwaldgletscher bis an den westlichen Fuß des Näsihorns aufgestiegen waren, wählten sie ihr Nachtlager am Kastenstein, einem überhangenden Felsblock unterhalb des Kastensteingletschers. Um 4 Uhr des Morgens wurde aufgebrochen und mühsam genug der westliche Abhang des Berggrates erklettert. Der Firn war gefroren und so konnte man über manchen Spalt hinwegschreiten, den der feste Schnee überwölbte. Das Erklettern der obersten Spitze war nun wegen des losen Gerölles nicht ohne Gefahr, doch ohne Unfall ward der Gipfel Mittags 12 Uhr erreicht. Eine volle Stunde durften sie oben weilen und auf ihren wohlverdienten Lorbeeren ruhen. Die Luft war so ruhig, daß sie mit einem Zündhölzchen ihre Pfeifen anzünden konnten; die Temperatur mild; kein Nebel oder Wölklein trübte ihnen den Genuß der großartigsten Aussicht. Nachdem ein Steinmannli errichtet und das Dokument der Ersteigung in einer Glasflasche ihm anvertraut war, begann der Rückzug, der nun aber viel schwieriger und mitunter lebensgefährlich wurde wegen des erweichten Firns und der klaffenden Schründe. Ueber den Gletscher konnten sie nicht mehr zurück; sie schlugen sich nach

der Strahlegg durch und bezogen zum zweiten Mal ihr Nachtquartier am Kastenstein. Am dritten Tage langten sie glücklich in Grindelwald an.

Die Führer des Herrn Stephen hatten einstimmig die Ersteigung des Großen Schreckhorns für die schwierigste im ganzen Gebiet der Berner Hochalpen erklärt; das schreckte jedoch drei rüstige Schweizer Bergsteiger, die Herren Professor Aeby, Edmund von Fellenberg und Pfarrer Gerwer aus Grindelwald nicht ab, dem kühnen englischen Reverend zu folgen und das große Schreckhorn gleichfalls in Angriff zu nehmen.

Nun möge Herr von Fellenberg uns von seiner Fahrt erzählen.

Der Spätherbst 1863 hatte den verschiedenen Gletscherfahrten unserer Alpenclubisten ein Ende gemacht und einer nach dem andern traf im Hauptquartier ein, um seine Abenteuer und Irrfahrten auf die langen Winterabende hin zu verarbeiten. Hierbei konnte es nicht fehlen, daß Dieser oder Jener diesen und jenen Plan für das nächste Jahr, sei es in begeisterter mündlicher Rede oder in wohlgerundetem Aufsatz zwischen den Zeilen durchschimmern ließ. Da traf es sich auch bald, daß einige gleichgesinnte Catilinarier im Geheimen sich gegen denselben Potentaten verschworen hatten und da die Clubisten dem Principe viribus unitis huldigen, so wurde von dem Triumvirat: Professor Dr. Aeby, Pfarrer Gerwer in Grindelwald und mir ein Attentat auf die Zwingburg des S c h r e c k h o r n s beschlossen. Die Ausführung des Planes sollte so früh in der Jahreszeit als möglich geschehen, da wir Alle etwas darauf hielten, wenigstens die Zweiten in der Besteigung zu sein.

Mit den Vorbereitungen und der Bestellung der Führer war Pfarrer Gerwer beauftragt worden, da er dies an Ort und Stelle am besten besorgen konnte.

So trafen wir denn Anfangs August 1864 im gastlichen Pfarrhaus zu Grindelwald zusammen, um zur Ausführung unseres sehnlichst gehegten Lieblingsplanes zu schreiten. Ich war eine Woche früher eingetroffen und hatte die schönen Tage Ende Juli zu einer Begehung des Viescheragrates benutzt. Das kleine Viescherhorn hatte sich ergeben müssen und nachdem ich den Walliser Viechergletscher mit

seinen Trabanten in seiner ganzen Länge begangen hatte, kehrte ich von Laz aus über das Mönchsjoch zurück nach Grindelwald und traf daselbst am 31. Juli ein. Aeby war schon da. Einen Ruhetag nach drei Bivouacnächten mochte man mir wohl gönnen und so benutzte Aeby den wolkenlosen Montag des 1. August zu einer Recognoscirung in der Richtung des Schreckhorns, um über Zustand und Menge des Schnee's mit Peter Michel zu berathen. Die Meinung Michels war, die Felsen seien noch nicht so weit „ausgeabert", als es wünschenswerth wäre, jedoch sei es alter Schnee und im ausgezeichneten Zustande, und er rathe zu sofortigem Aufbruch.

Dienstag hatte sich das Wetter etwas verändert, so daß wir ihm nicht recht trauten. Als aber Mittwoch früh der Himmel wieder wolkenlos war, ließ man die Mannschaft ein- und aufpacken und um 11 Uhr Mittags brachen wir auf, von den wärmsten Glückwünschen des Hauses begleitet. Als Führer fungirten Peter Michel, Peter Inäbnit und der junge vielversprechende Peter Egger; als Träger kam von Grindelwald aus mit dem Kochapparat, den Decken und reichlichem Proviant Peter Gertsch mit, während unser zweiter Träger, Christen Bohren, uns an der Däregg erwartete.

In faulem Schlendrian, viele Schweißtropfen vergießend, einer Menge Touristen begegnend, schlenderten wir mühsam den Weg zur Däregg hinan. Es war 12 Uhr 30 Minuten. Dort erlabten wir uns bei unserem zweiten Träger, der die Wirthschaft führt, an herrlich frischem Biere und erfreuten uns des schönen Blicks auf das freundliche Grindelwald hinab, dem Freund Gerwer, der Lieben daheim gedenkend, einen etwas wehmüthigen Gruß gesandt haben mag. Ein Franzose ergötzte uns mit seinen naiven Fragen über Entfernungen und Höhenverhältnisse, worin er in dieser ihm ganz neuen Welt an Begriffslosigkeit nur noch von seiner Frau, einer lustigen Pariserin, übertroffen wurde. **C'est bien gentil! ces montagnes!** . . . Endlich ist Christen Bohren auch parat und auf seiner schwerbepackten Traghütte glänzt der kupferne Kochkessel, der uns noch viel Gaudium bereiten sollte.

Wir brachen um 1 Uhr 20 Minuten auf. Unser Weg ist vorläufig der vielbesprochene und allbekannte Weg zur Strahlegg,

da Michel beschlossen hat, den Kastenstein nicht zum Nachtquartier zu wählen, sondern bedeutend höher ein Bivouac zu beziehen. Wir steigen die steilen Grasstufen der Zäsenberg-Schafweide hinan, wo wir von einer Menge langhaariger Ziegen angemeckert werden. Dann überschreiten wir mehrere Wildbäche, drängen uns auf schmalem Band um eine Felsenecke und da uns die Seitenmoräne des Grindelwaldgletschers weiter forthilft, haben wir noch einen steilen Felsenhang zu erklettern, um auf die Ebene des „Ober-Eismeers“ zu gelangen. Hier wäre uns bald etwas Fatales begegnet. Voran ging Michel, dann Aeby, Inäbnit und wir übrigen dicht hinterher, um die lockeren Steine, die sich unter dem Fußtritt der Felsen lösen, gleich beim Anfang der Bewegung aufzuhalten. Am Fuße der Wand stehen noch die beiden Träger mit den schweren Tragkörben, um ein wenig auszuruhen. Plötzlich löst sich unter den Füßen eines der Vordersten der Kolonne ein Stein los und poltert an uns vorbei der Tiefe zu. Keiner von uns kann ihn auffassen und in polternden Sprüngen fliegt er gerade der Stelle zu, wo unten die beiden Träger stehen. Wie im Nu drehen wir uns um und rufen einstimmig: „Achtung da unten!“ den sorglosen Trägern zu. Gertsch sehen wir sich ducken und dicht über ihn hinweg fliegt der Stein, — gerade dahinter muß Bohren stehen! — ein dumpfer Schlag — es hat ihn getroffen! Gertsch springt hinzu und athemlos stehen wir einige Minuten da. Schon ist Michel die halbe Höhe des Felsenhanges hinuntergesprungen, als Gertsch wieder erscheint und uns mit dem Ruf tröstet: „Es hat ihm nichts gethan, aber dem Kessel!“ Bald erscheint auch Bohren und windet sich mühsam herauf zu uns, zeigt uns lachend den neuen Kessel, der die volle Wucht des Geschosses erhalten hatte und mehrere breite Risse und zahllose Beulen zeigte. Auf unsern Zuruf hatte sich Bohren noch unter den Tragkorb ducken können, als der Stein mit voller Kraft den Kessel trifft und ihm den Tragkorb von den Schultern reißt. Besser, unser Kessel ist zu einem Sieb geworden, als der Schädel des armen Bohren.

Um 4½ Uhr stehen wir am Rande des oberen Eismeeres, wo wir noch schnell vor dem strengen Ansteigen gegen unseren noch hoch über uns liegenden Nachtlagerplatz etwas genießen wollen.

Schon senkte sich die Sonne und goß ein gelbliches Licht auf die uns gerade gegenüber im röthlichen Scheine strahlenden Gneiswände des Groß-Schreckhorns, des doppelgegipfelten Nässihorns, des Klein-Schreckhorns und des entfernteren dreigipfligen Mettenberges, während die braunen Wände des Groß-Lauteraarhorns schon im Schatten stehen. Hier, wo wir die ganze Schreckhornkette in Front hatten, entspann sich ein kleiner Streit über die Namen der Gipfel, welche jetzt (siehe die Zeichnung) so festgestellt sind:

1. Groß-Lauteraarhorn, 4043 Meter. Hierauf folgt ein tief eingesenkter Grat, der Schreckhorngrat, an dessen Fuße, südlich von der Strahlegg, nördlich vom Groß-Schreckhorn eingeschlossen sich der Schreckgletscher herabzieht.

2. Groß-Schreckhorn, 4080 Meter. Von diesen hängen zwei hängende Gletscher hinunter zum Grindelwaldgletscher; ferner der Kastensteingletscher südlich und der kleine Schreckfirn, der schon an den Fuß des Nässihorns stößt.

3. Nässihorn, zwei Spitzen 3749 Meter und 3686 Meter bilden einen hausdachähnlichen Giebel mit zwei hervorragenden Ecken. Am Fuße des Nässihorns liegt der sekundäre Nässigletscher.

4. Klein-Schreckhorn 3497 Meter. Der bekannte thurmähnliche Gipfel, der in seiner Form an das Groß-Schreckhorn erinnert und den Mettenberg überragt; überall von Norden sichtbar.

5. Mettenberg, mit drei deutlich eingeschnittenen Gipfeln; von Grindelwald ist aber nur der nördlichste sichtbar.

Mit Leichtigkeit wurde das ganze flache Ober-Eismeer überschritten und bald standen wir am Fuße einer weit sich hinaufziehenden überschneiten Schlucht, deren Grund mit Lawinenschnee angefüllt war. Es ist dies einer der Hauptlawinenzüge des Schreckhorns. Jedoch war so spät am Tage und in dieser Jahreszeit nichts zu fürchten. Der alte Lawinenschnee war hart und obgleich die Neigung unter 40° war, rückten wir doch in raschem Zickzack in die Höhe.

Rechts von uns hing ein dem Einsturz drohender abgerissener Gletscher, von dem wohl großentheils die umherliegenden Eisblöcke herrühren mochten. Links erhoben sich Klippen über Klippen der riesigen Festungsmauern des Schreckhorns. Wir mochten ein

Drittel der Höhe in diesem Lawinenzug emporgestiegen sein, als plötzlich rechts vom Bruchgletscher her und ziemlich hoch über uns ein scharfer raschelnder Ton erklang. Wir blicken in die Höhe und sehen einen Felsblock, der zuerst über eine Platte langsam herunterrutscht, dann sich mehrere Male überpurzelt, mit einem Sprung über die senkrechte Wand herunterstürzt und nun in rotiren der Bewegung die Eisschlucht herab direkt auf uns zufliegt. Zum Glück waren wir nicht angebunden und im „Hui" stoben wir auseinander, der eine rechts, der andere links ausweichend. Eine Sekunde später und der wohl drei Schuh im Durchmesser haltende Block saust mit der Schnelligkeit einer Kanonenkugel mitten durch unsere Kolonne und überschüttet uns mit aufgespritztem Firnschnee. Einmal an uns vorbei, senden wir ihm einen lauten Jauchzer in die Tiefe des Grindelwaldgletschers nach, in welcher er in den nächsten drei Sekunden versinkt. Dies war die zweite Warnung schelmischer Kobolde des Berges, doch von jetzt an schien uns das Schreckhornmannli gnädig annehmen zu wollen und ließ uns in Ruhe.

Schon brach die Nacht herein, als wir den oberen Rand des Lawinenzuges erreichten und rechts über Felsgetrümmer emporsteigend gelangten wir um 7 Uhr 40 Minuten auf einen mit Trümmern bedeckten Platz am Fuß einer Felswand. In der Nähe tröpfelte Wasser vom Felsen herunter, so daß wir beschlossen, hier zu bivouakiren. Steine waren rasch zu einer kleinen Terrasse zusammengetragen, ein kleiner Kochheerd aufgebaut und die Besorgung der Küche Gertsch und Bohren überlassen. Bald loderte ein lustiges Feuer und nachdem Jeder seine Nachttoilette gemacht, d. h. alles warme, was er an Kleidern haben mochte, angezogen, wurden die Pfeifen angesteckt und nun erwarteten wir auf Decken ausgestreckt oder niedergekauert die versprochene Abendsuppe.

Das dauerte jedoch lange. Natürlich mußte der riesige Kochkessel ausgebessert werden und meine geologischen Hämmer verrichteten Kupferschmiede-Arbeit. Darauf ward aus Käse und Brodkrumen ein Teig bereitet und mit diesem die Risse verpicht. Allerdings hielt sich das Wasser, bis es warm wurde, im Kessel, ohne auszufließen; dann wurde jedoch die Käsepaste aufgelöst und alles Wasser lief in's Feuer. Statt einer warmen Suppe bekamen wir

nasses Holz, so oft wir auch unsere Versuche der Verklebung erneuerten. Nun kam Inäbnit auf die geistreiche Idee, mittelst eines Hosenknopfs und zweier kleiner Nägel den wichtigsten Riß zusammenzunähen. Sobald jedoch das Wasser sich erwärmte, sprengte es den Knopf heraus und die beiden Nägel gingen verloren. Die Kocherei wurde aufgegeben.

Professor Aeby hatte eine kleine Spiritusmaschine mitgebracht; diese hielt sich gut und in kurzer Zeit schlürften wir mit Behagen einige Becher warmer Chocolade. Hierauf legte sich einer nach dem andern, den Kopf auf den Habersack gestützt und in seine Decken eingehüllt, nieder. Herrlich funkelten die Sterne am dunkeln Nachthimmel, das Rauschen der Gletscherbäche wurde allmählich schwächer und auf wenige Stunden schlief einer nach dem andern ein.

Es mochte etwas nach Mitternacht sein, als Aeby sich zu rühren begann; da er vor Kälte nicht schlafen konnte, so wurde die Kaffeemaschine wieder in Thätigkeit gesetzt und eine Flasche Rothwein mit Zucker gekocht. Uns Schlummernden war der Genuß eines Bechers Glühwein eine liebliche Ueberraschung, für die sich auch die Führer begeisterten. Dann kauerten wir uns wie Häringe noch dichter zusammen, um der Wirkung des scharfen Morgenwindes zu widerstehen. Als wir die Augen aufschlugen, war Gertsch schon wieder bemüht, das noch glimmende Feuer anzufachen; im Osten dämmerte bereits der Morgen.

Ein prachtvoller wolkenloser Tag brach Donnerstag den 4. August heran. Von den leichten Föhnschäfchen, die gestern über Mittag den Himmel überzogen, war heute keine Spur mehr zu sehen; die große Kälte war uns ein Zeichen, daß die Bise (Nordost) wieder dominirte. Allmählich rötheten sich die Spitzen der Viescherhörner, während der eisbepanzerte Vieschergrat noch in blauen Schatten gehüllt blieb. Das Finsteraarhorn leuchtete golden in die schlummernden Thäler hinab und auch der entferntere Mönch war schon rosenroth erhellt, als wir unsere halberstarrten Glieder schüttelten und nach genossenem Frühstück — Chokolade nebst Brod und Fleisch — uns zum Hauptwerke rüsteten. Alles überflüssige Gepäck wurde zurückgelassen; zwei kleinere Reisetaschen und ein Habersack, das Fahnentuch, die nöthigen Stricke und Eis-

beile wurden mitgenommen; auch meine alte Botanisirbüchse, in welche Brot und einige Eier verpackt wurden.

Um 5 Uhr brachen wir auf. Zuerst wurde die kleine Felswand gleich über unserem Lagerplatze erklommen, und einige Steintrümmer, eine Art unausgebildeter Moräne, führten uns auf die Höhe des Gletschers, welcher den Kessel zwischen der Strahlegg, dem Schreckhorn und Lauteraarhorn in weitem Halbkreis ausfüllt. Der Schnee war noch hart gefroren und so ging es ziemlich leicht über den auf der Seite des Schreckhorns wenig zerspaltenen Gletscher. Je näher den Felsen, desto größer die Steigung — um $6^1/_2$ Uhr hatten wir den untersten Felsen erreicht.

Unterdessen war es heller Tag geworden und die Aussicht dehnte sich aus, besonders fesselten uns die silberglänzenden Viescherhörner und das mehr und mehr wachsende Finsteraarhorn. Wir banden uns fest. Michel als Hauptmann voran, dann Pfarrer Gerwer, Egger, Aeby, dann Inäbnit und ich. Wir waren in der Höhe des Strahleggpasses und nun erst begann die Arbeit. Zwar bogen wir in kleine sehr steile Schneefelder ein, die noch ganz gefroren, mit Leichtigkeit überwunden wurden. Doch bald wurde das Gehänge so steil, daß wir in ein Couloir gedrängt wurden, in dessen kaminartiger Höhlung wir hartes Firneis fanden. An den untersten Felsen dieser Eiskehle wuchs noch eine Androsace glacialis (Gletscherblümchen, in Graubünden Gemsblümchen) circa 10,200 Fuß hoch, die letzte Phanerogame, die wir trafen. Auf allen Vieren mit Arm und Bein und Brust und Knie den Schreckhorngneis liebevoll umarmend, glichen wir Lurchen, die an den Felsen des Schreckhorns hinaufkrabbelten. Hier erst sahen wir ein, daß wir zu wenig Seil hatten und bereuten, das zweite Gletscherseil zurückgelassen zu haben. Ließ man nämlich die Vordersten ein Stück weit vorankletteren, bis Michel irgendwo auf zollbreitem Vorsprung festen Stand hatte, so war sehr oft der Abstand zwischen den Kletternden zu kurz und die Hintersten der Kolonne wurden plötzlich mitgerissen und mußten absetzen, wo sie keinen festen Stand erhalten konnten. Da hörte man denn: „Michel, habt Ihr festen Stand?“ „Ja, mir nach!“ — „Halt da oben, wir sind noch nicht nach!“ — „Wart, Aeby, noch ein wenig, das Seil reißt mich herunter!“ „Egger, habt ihr Stand?“ —

„Jetzt zieht an!" — „Halt, Spitzpeter, ich bin noch nicht nach!" u. s. w.

Wären wir immer auf Felsen geblieben, so hätten wir besser gethan, unangebunden zu klettern; aber da, wo die Gneistafeln so steil und hart wurden, daß kein Vorsprung für Hand oder Fuß zu finden war, schlugen wir uns in die Eiskehle und es mußten im klarsten härtesten Eis Stufen gehauen werden. Am schwierigsten war es, vom Eis auf die Felsen überzusteuern, weil da die Vordersten schnell auf einen sicheren Vorsprung sich retten wollten und die Hintersten, wohl oder übel, im Zickzack über die unregelmäßigen Tritte weggerissen wurden.

Wir mochten zwei Stunden uns in diesem Couloir, bald auf der linken Seite über die Felsen, bald in der Mitte über das Eis emporgearbeitet haben, als Michel mit ernster Miene Halt gebot. Wir waren auf einem kleinen Felsvorsprung angelangt. Nicht ohne Grausen übersahen wir den bereits zurückgelegten Weg und die stellenweise bis zu 60° geneigten Felsen, nicht ohne Beklemmung tauchte der Blick in den Abgrund, des Rückwegs gedenkend. Offenbar sann Michel über den nun einzuschlagenden Weg nach; er durchmusterte die zahllosen nackten Riffe, die gegen den noch unsichtbaren Grat in immer wilderen Horngestalten emporstarrten. Bis zu diesem Punkte waren wir in derselben Rinne emporgeklettert, wie drei Jahre zuvor L. Stephen. Da aber die Felsen weit mehr beeist, weniger „aber"*) waren, so wurde jedes weitere Vorrücken in südöstlicher Richtung der Eisschlucht unmöglich. Lange Eiszapfen und eine dünne Decke durchsichtigen Eises deckten die glattgeschliffenen Flußbänder, und da, wo Stephen lockere Trümmer und trockene Felszacken angetroffen hatte, ragten kaum angreifbare Platten aus dem Eispanzer.

„Wir müssen uns rechts gegen den Sattel halten und sehen, ob wir da hinauf mögen!" meinte Michel. Ohne Widerrede nahmen wir sein Kommando an, da wir alle ziemlich apathisch gestimmt waren und einer nach dem andern in der warmen Sonne eingenickt war. Inäbnit war etwas unwohl geworden und Freund Gerwer spürte gleichfalls die Folgen der Ueberanstrengung in

*) Vom Schnee befreit.

dünner Luft; er klagte über Uebelkeit und Fieber. Nur Egger war immer gleich frisch und elastisch gestimmt; er rüttelte uns mit einem fröhlichen Jauchzer aus unserer Schlafsucht: „Numme geng süferli gweiggelet!"*) meinte er und mit neuer Kraft und Hoffnung schlugen wir uns in eingehauenen Stufen über das Eiscouloir auf die rechtsseitige Felsrippe.

Hier kamen wir eine Zeit lang rascher fort, aber bald wurden die Felsen so steil und glatt, daß mit größter Vorsicht operirt werden mußte. Eine böse Viertelstunde stand uns bevor, bis wir das obere Ende der Eisschlucht zum zweiten Mal passirt hatten. Da jauchzte Michel, hinter einem Felszacken verschwindend, laut auf. „Der Grat ist nicht mehr weit!" und nachdem einer nach dem andern am Seile aufgehißt worden war, standen wir am Rande eines abschüssigen Schneefeldes, über welches wir in wenigen Minuten eilend den Grat oder Sattel erreichten.

Es war 12 Uhr. Ungetrübt schien die Sonne am wolkenlosen schwarzblauen Himmel und mit Entzücken durchmusterten wir den ganz neuen Horizont. Die herrliche Gruppe der Wetterhörner, Berglistock und Lauteraarsattel trat plötzlich zu unseren Füßen hervor und die ganze Welt östlicher Gebirge, sowie schon die Häupter der Penninischen Alpen und der alte Montblanc ließen ahnen, was uns auf dem Gipfel erst zu Theil werden sollte. Wir standen auf dem tiefsten Punkt der Einsattlung zwischen Schreckhorn und Groß-Lauteraarhorn. Letzteres erhob sich in zahlreichen furchtbar zerrissenen Nadeln als Gipfel eines langsam aufsteigenden Grates noch 300 Fuß über unsern Standpunkt; ersteres starrte in jäher Kegelform wohl noch 400 Fuß hoch uns entgegen. —

Einen Schluck Wein und auf zum letzten Sturm! Der Grat zog sich eine kurze Strecke weit als Firnkante fort. Dann kletterten wir über den schmalen Kamm der wieder recht locker gethürmten Gneistafeln, die hier schneelos guten Griff gewährten, unaufhaltsam empor. Rechts und links öffneten sich die wohl 4000 Fuß tiefen Abgründe. Ein Felskegel nach dem andern wurde für den wahren Gipfel gehalten. Hatte man einen Zacken erreicht, so starrte ein zweiter in den azurblauen Himmel. „Hier sind wir mit Stephen auf den Grat gelangt!" ruft Michel und zeigt uns eine leere

*) Nun geh' säuberlich gewiegt.

Weinflasche, die zwischen zwei Platten noch unversehrt sich ihres Daseins freut. Es war hier die Ausmündung eines andern Couloirs, welches mit unserem etwa 1000 Fuß tiefer in einem spitzen Winkel zusammentrifft. Heute wäre es wegen der übermäßigen Beeisung nicht gangbar gewesen.

Noch liegen zwei höhere Zacken vor uns, der Grat wird ziemlich beeist, der Schnee bildet eine starke Gwechte. Der zweite Zacken ist erreicht — ah! Da liegt vor uns, nur um ein Geringes höher, der heißersehnte Gipfel! Dort glänzt schon die alte Fahnenstange und guckt das Steinmannli aus dem Schnee hervor! Aber ein schrecklich schmales Grätchen mit luftiger lockerer Schneegwechte führt zum Gipfel, auf beiden Seiten bodenlose Abgründe. Wir setzen uns lautlos neben einander nieder und schauen uns mit großen Augen fragend an: „Wer wagt es, Rittersmann oder Knapp?" Michel besinnt sich nicht lange, löst sich und Egger vom Seil ab und leichten Fußes betreten die beiden Kühnen den grausigen Grat. Die Schneegwechte ist gefroren und hält fest; an einzelnen Stellen wird sie mit dem Beil weggeschlagen, noch einige Schritte und die beiden stehen auf dem Gipfel des Schreckhorns!

Schnell hat Michel das Fahnentuch entrollt, befestigt es an die alte Fahnenstange und in wenigen Minuten sind beide wieder an unserer Seite. Während sie uns wieder an's Seil binden, bemerkt Inäbnit einige schwarze Punkte auf der Höhe der Strahlegg! Sind's Gemsen oder Menschen? Wir nehmen das Fernrohr und entdecken fünf oder sechs Mann. Ein Jauchzer aus allen Kehlen wird in die Tiefe entsandt. Sie haben uns gehört, bleiben stehen und einige schwache Juahoo! dringen zu uns herauf. „Das ist Michael Anderegg's Stimme!" behauptete Michel, „der wohl mit Fremden heute von der Grimsel kommt." Mehrere Mal antworten wir und wird uns geantwortet, und welche Launen des Schicksals! Niemand anders, als Herr Leslie Stephen selbst, der erste Besteiger des Schreckhorns, der gerade heute nebst zwei andern Engländern und den Führern M. Anderegg und P. Bohren wieder die Strahlegg passirt, muß Zeuge der zweiten Besteigung sein. Er soll unwillkürlich den Boden gestampft und uns zu allen Geyern gewünscht haben.

Doch es zog uns mächtig, die letzten schwierigsten Schritte zu thun. Mit äußerster Vorsicht betraten wir das heikle Grätli, mit

einem Fuß auf dem wenige Zoll breiten Gneis uns einbohrend, mit dem anderen auf 2 bis 3 Zoll breite Steine absetzend, während der Arm die Gwecht umklammert. An zwei Stellen war die Gwechte abgefallen und die lockeren Platten mit einer Eiskruste überzogen; da mußten wir halb kriechen, halb reiten. Noch neun Stufen über eine ganz kleine Schneefläche und wir stehen jubelnd auf der allerhöchsten Spitze des Schreckhorns!

Ich glaube, das erste Gefühl, welches ein Jeder in diesem Augenblicke, in dieser seligen Siegesstimmung in sich trug, war das der Dankbarkeit gegen eine gütige Vorsehung, die uns glücklich so weit gebracht. Die gegenseitige Beglückwünschung äußerte sich in stummem Händedrücken. Dann brachen wir das Schweigen der überwältigenden anbetenden Stimmung durch mehrmalige Hurrahs und die erste Thätigkeit war unsere liebe eidgenössische Fahne vollends an die noch ganz unversehrte Fahnenstange zu nageln. Von der ersten Fahne war auch kein Fädchen mehr vorhanden, nur die Nägel stacken ungerostet noch im Holze. Das Steinmannli ragte höchstens 3 Fuß aus dem Schnee hervor und schien in sich selbst zusammengestürzt zu sein. Von der Flasche der ersten Besteigung fanden wir nichts, da sie wahrscheinlich im unteren Theil des Mannlis festgefroren war. Es war genau zwei Uhr 15 Minuten, als wir den Gipfel betraten.

Wir nahmen Platz auf dem größeren der „Tübeli" (Täubchen), das ein gegen Norden etwas geneigtes Schneefeld von 50 bis 60 Fuß Länge und 20 bis 30 Fuß Breite ist und für mehr als 100 Personen Raum gewährt. Nun heraus mit dem saftigen Geflügel und dem Champagner! „Angestoßen auf das Schreckhorn und — Herr Wohlehrwürden — auf gesundes Wiedersehen der Frau Pfarrerin und der lieben Kleinen im freundlichen Pfarrhaus drunten! Heute taufst Du Deinen ältesten Gemeindegenossen, den letzten aller Heiden im Land!" Eine Viertelstunde war verflossen mit Untersuchung des nächst Greifbaren und mit Speisung des ermatteten Körpers.

Nun aber hoben wir die Augen auf und versenkten uns in den Genuß der unvergleichlichen Aussicht. Noch kein Wölkchen am Himmel, wohl aber eine schneidende Bise, daher in der entfernteren Ebene und dem Hügelland ein veilchenblauer Duft und nichts

sichtbar; aber die Bergwelt bis in die entferntesten Einschnitte unverhüllt vor Augen! Aus dem blauen Duft der Ebene und des Hügellandes ragen die drei Wetterhörner hervor, über denen wir mit Adlersfittigen schweben, zwischen ihnen hindurch erglänzen Theile des Vierwaldstättersee's; Rigi und Pilatus und mancher grüne Hügel ist darin eingerahmt. Zu den Füßen der Wetterhornsbrüder dehnt sich der weite Kessel des obern Grindelwaldgletschers bis zum scharfen Felsenwall des Lauteraarhornsattels, welcher in wüsten öden Zacken zum Bergstock anwächst, aus.

Das ist die eine Gruppe. Die zweite, nicht minder erhabene und großartige, wird gebildet von der herrlichen Kette der Viescherhörner, vom Finsteraarhorn bis zum Eiger. Durch einen Abgrund getrennt, dessen Boden nirgends sichtbar, starren uns die firnbekleideten glänzenden Viescherhörner unmittelbar entgegen; der Vieschergrat verbindet zwei finstere Gesellen miteinander, das gewaltige Finsteraarhorn, dessen dunkle Felspyramide uns noch bedeutend überragt, und die kahle Kalktafel des messerscharfen Eigers.

Hinter dieser Kette ragen die Grünhörner und die Walliser Viescherhörner hervor; das große Grünhorn erscheint besonders imposant und wetteifert in seiner Herrlichkeit mit dem Aletschhorn. Bezaubernd und grauenerregend zugleich ist der Blick auf das untere Grindelwalder-Eismeer und den chaotischen Eiskessel des Grindelwalder-Vieschergletschers, von welchem wir durch eine 5000 Fuß hohe Luftsäule getrennt sind. Wie winzig nimmt sich von hier das Zäsenberghorn aus! Wie gequält scheinen die Eismassen des Grindelwaldgletschers aus ihrer engen Felshöhle herausgepreßt zu werden!

Nordwärts übersehen wir zunächst die kahlen Felsgräte der Schreckhornkette bis zum Mettenberg, darüber hinaus die Faulhornkette und den Riesen, gebadet in einem glitzernden Streifen Thunersee.

Gegen Süden wird ein Theil der Aussicht durch den Grat des Groß-Lauteraarhorns verdeckt, doch tauchen rechts und links von diesem Zwillingsbruder des Schreckhorns zahlreiche Gipfel von Nah und Fern hervor bis zum Tödi und der Berninagruppe. Die Kolosse der Walliser Alpen sind fast alle sichtbar. Ueber die Einsenkung des Mönchsattels lugt die abgestumpfte Pyramide des

Mönchs hervor, von den scharfen Kanten der Jungfrau flankirt und wiederum haftet der Blick auf dem eleganten, auf seiner Nordseite in reiches Schneegewand gehüllten Aletschhorn, dem Nebenbuhler des Finsteraarhorns.

Unterdessen war die Kälte so empfindlich geworden und der scharfe Wind schüttelte die Herren dermaaßen, daß sie zähneklappernd und mit zitternder Hand auf ein Formular des Schweizer Alpenclubs die Urkunde der Besteigung niederschrieben. Das Thermometer zeigte $3{,}_8$ Grad unter dem Gefrierpunkt. Das Formular ward in eine leere Flasche gesteckt und diese in meine Botanisirbüchse verpackt, welche ich auf ewige Zeiten dem Schreckhorn zum Geschenk machte!

Um 3 Uhr begann der Rückzug. Langsam und vorsichtig ward die Seiltänzerarbeit vollbracht; zum Glück war die Gwechte noch immer gefroren. Das Niedersteigen über die einzelnen Zacken des schmalen und vielgebrochenen Grates ging derart vor sich, daß der vorderste Führer um Seileslänge hinunterstieg, bis er festen Stand bekam; dann packte er, im Fall die Füße des über ihm rückwärts Kletternden nun sicher Stand suchten, mit kräftiger Hand die Knöchel und drückte den Fuß dahin, wo ein kleiner Vorsprung Anhalt bot. Von oben ward man übrigens auch noch am Seil gehalten und so legten wir, theils platt auf dem Rücken hingestreckt, theils auf dem Bauche kriechend, theils sitz- und rittlings, in keineswegs anmuthigen Stellungen und durchaus nicht zum Vortheile der Hosen und Röcke, den Felsgrat bis hinunter zum Sattel verhältnißmäßig rasch zurück.

Michel hatte schon beim Aufsteigen geäußert, er gehe nicht gerne wieder über den Felsen zurück; erst jetzt sahen wir die Nothwendigkeit ein, einen andern Ausweg zu finden; denn wie wären wir über die von Wasser und weichem Schnee auf Glatteis triefenden Felsen hinuntergekommen? Zum Glück zog sich von dem tiefsten Punkt des Sattels auf der Seite des Lauteraarhorns ein zwar steiles aber ununterbrochenes Firnfeld bis auf den Gletscher. Mit dem Gesicht gegen den Abhang gekehrt, das Seil in seiner ganzen Länge ausgespannt, einer in den Fußstapfen des andern tretend, so zogen wir langsam und vorsichtig abwärts. Weiter unten nahm die Steilheit der Firnwand so zu, daß wir die Felsen wieder aufsuchen mußten. Dann kamen wir wieder in weichen Schnee und

sogar in ein unter demselben rieselndes Bächlein! Um 6 Uhr standen wir an dem oberen Rande des Bergschrundes; der Vorderste sprang auf den jenseitigen tieferen Rand hinab und gab den Uebrigen, noch immer am Seil Verbundenen, einen solchen Ruck, daß Alle nachstürzen mußten. Höchst komisch purzelten wir Alle übereinander, es war ein formloses Gewirr von Armen, Beinen, Bergstöcken und Pickeln und jeder hatte Mühe, sich aus dem Chaos im weichen Schnee herauszuarbeiten.

Um 7 Uhr erreichten wir glücklich den Lagerplatz, hielten aber nur so lange an, bis alles Gepäck aufgeladen war und kletterten dann noch hinunter bis zum Kastenstein, indem wir öfters auf dem langen Lawinenzug, der bis zum Grindelwalder Eismeer hinunterreicht, Rutschpartieen machten, die uns in wenig Minuten an den Fuß der Schlucht brachten. Mühsam stolperten wir dann über steile Moränen und lange Schutthalden und erreichten um 9 Uhr unser kaltes Nachtlager am Kastenstein. Unsere nassen Kleider mußten getrocknet werden, Holz war nicht vorhanden und so wurde die alte Hütte selber in Stücke geschlagen. Nachdem wir unsere Kleider an dem auflodernden Feuer getrocknet und eine warme Chocolade bereitet hatten, krochen wir in die trockene Höhlung des Kastensteins, wo sich noch trockenes Heu vorfand. Wir schliefen alle beinahe augenblicklich ein nach einem der mühsamsten aber auch genußreichsten Tagewerke.

Heiter und froh begrüßten wir den sonnigen Morgen des 5. August, verbrannten zur Bereitung des Frühstücks den Rest der Hütte und stiegen über die steinigen Schafweiden des Schwarzberglis und das untere Grindelwalder Eismeer nach Grindelwald hinab, wo um 9 Uhr 30 Minuten ein Böllerschuß unsere glückliche Rückkehr verkündete.

Vierter Abschnitt.

St. Gotthard- und Adulagruppe.

Der St. Gotthard.

Geschichtliches.

Ueber den schönsten See der nördlichen Schweiz, den Vierwaldstättersee, führt uns das Dampfboot von Luzern, wo die Reuß den See verläßt, nach Flüelen, wo sie in denselben einfließt. Auf wohlgebauter bequemer Straße wandern wir an den Ufern des kleinen Alpenstromes aufwärts über Amsteg nach Wasen, in dessen Nähe der durch den Leib des St. Gotthard mitten hindurch gebohrte Riesentunnel seinen Anfang nehmen wird. Wir steigen weiter durch das öde wilde Felsenbett der Schöllinen, überschreiten die kühn gewölbte Teufelsbrücke, an deren Bogen die in die Tiefe hinabströmende Reuß, nachdem sie den Querriegel des Urserenthales durchbrochen hat, hoch aufspritzend ihre Kraft versucht. Wir gelangen durch den kurzen Tunnel des „Urner Lochs“ und siehe! ein grünes breites Wiesenthal, allmählich zu den Schneehöhen der Furka ansteigend, öffnet sich dem überraschten Blick, um so anmuthiger erscheinend, als die starren Felswände und die kahlen Granitbrocken der Schöllinenschlucht nun überwunden sind.

Vor uns liegt Andermatt, rechter Hand, eine halbe Wegstunde weiter hinauf, Hospenthal; die Reuß schlängelt sich zwischen Wiesen und Fruchtfeldern so sanft daher, als hätte sie gar nichts Arges im Sinne und wäre sie schon in der Tiefebene.

Ueber Andermatt erhebt sich grün, nur einen kleinen Streifen Nadelwald tragend, der St. Annaberg, und in dunkler Bläue



Pizzo centrale und Blauberg
vom Urnerloch aus.

der Blauberg und der schmale Grat des Tritthorns (Pizzo centrale), von welchem ein Gletscher in's Unteralpthal herabhängt und seinen Beitrag zu den Reußquellen liefert, während auf der anderen Seite des Grates die Schneewasser bereits zur Wiege des Tessin (Ticino) hinabrinnen. So nahe sind wir bereits der Grenzlinie, welche Nord- und Südalpen, deutsche und italienische Schweiz trennt! Die nächste Post von Andermatt, Airolo, liegt schon am Südfuße der Gotthardhöhen.

Hospenthal ist bald erreicht; hier zweigt sich die Gotthardstraße von der Furkastraße ab, indem sie links (nach Süden) in die Granitmassen des sogenannten „Urgebirges" einschneidet. Zwischen den kahlen Abhängen der Hühnereck rechts und des Guspis oder Gotthardhornes links steigen wir das öde mit Granit- und Gneistrümmern übersäete Thal, immer nahe dem Bett der jungen aus dem Lucendro-See entsprungenen Reuß uns haltend, aufwärts, kommen an ein paar aus Stein erbauten „Zufluchtshäusern" (Cantonniéren) vorüber, überschreiten hoch oben auf der Roduntbrücke die Reuß und werfen nach rechts einen Blick in das enge Thal, in dessen Hintergrunde der Lucendro-Spitz (Pizzo di Lucendro, in Realp Wyttenwasserhorn), seine Eisterassen zeigt, die den grünen See, die Wiege der Gotthard-Reuß, *) speisen. Dann biegt sich ein wenig die Straße und wir haben die Paßhöhe (6508 Fuß ü. M.) erreicht, auf der sich die Kantone Uri und Tessin scheiden. Eine echte Bergwüste! Ueberall der graue alt und morsch gewordene Gneisgranit, von den Höhen rechts und links abgelöste und heruntergestürzte Felstrümmer, zwischen denen ein halbes Dutzend kleiner Seen sich gebettet haben, deren schwärzlich grünes Wasser von keinem Erlen- oder Weidengebüsch umkränzt, von keiner Mooswiese eingefaßt ist. Einige Minuten abwärts, schon auf Tessiner Seite, liegt zwischen den beiden letzten größeren Seen die Häusergruppe, aus dem Hospizgebäude, einigen Ställen und zwei Wirthshäusern bestehend, von denen das neuerbaute für diese Höhe recht stattliche und elegante Hôtel du mont Prosa heißt. Links erhebt sich schroff der Sasso di Gottardo (Gotthardstein), eine zum Prosa-

*) Die andere Quelle liegt auf der Furka; bei Hospenthal vereinigen sich die Lucendro- und Furka-Reuß.

berge gehörige Felsterrasse, nächst dem „Gotthardhorn“ der einzige Berg in der ganzen Gruppe, welcher den Namen des Paßheiligen führt — im kleinen See an seinem Fuße sich spiegelnd; gegenüber die pyramidalisch aufsteigende Fibbia mit sehr zerspaltenem und durchfurchtem Felsenleib, einige Schneefelder zwischen herabgestürzten Trümmern der einst höheren Kuppe bergend. Da man von der Paßhöhe weder das Mutthorn, Leckihorn, den Lucendrospitz, noch die weißen Häupter des Piz Pesciora und Piz rotondo, welcher letztere der höchste Berg in der Gotthardgruppe ist, sehen kann; so fehlt in den warmen Sommermonaten dem über den Gotthardpaß Fahrenden jener überwältigende Anblick, den der Furkapaß und die Grimsel gewährt. Man ist einigermaßen enttäuscht, weil der St. Gotthard seit Jahrhunderten mit einem gewissen Heiligenschein erhabenster Größe umgeben war und die Vorstellung von diesem gewaltigen Gebirgsknoten, in welchem die Hauptketten der schweizer Alpen sich kreuzen, und von welchem nach allen vier Himmelsgegenden vier ansehnliche Ströme: Rhein, Rhone, Reuß und Tessin, ihren Ausgang nehmen, auch die Erwartungen des Reisenden hoch spannt.

In früherer Zeit gehörte der Glaube an die höchste Höhe des Gotthardgebirges gewissermaßen zu den selbstverständlichen geographischen Grundsätzen. Aegidius Tschudi, der bekannte Chronist, der sich auch um die Geographie seines schweizerischen Heimathlandes sehr verdient machte, indem er auch — und zuerst — eine genauere topographische Darstellung desselben unternahm*), bezog die Summae Alpes J. Cäsar's auf den St. Gotthard, den höchsten Gipfel der „lepontinischen Alpen“, der von seiner Höhe „gleich als ein Gott“ die anderen Gebirge übertreffe. Und noch Scheuchzer, zu Anfang des 18. Jahrhunderts, fühlte sich gedrungen, seiner Verehrung dieses Gebirges in der Bemerkung Ausdruck zu geben, daß der heilige Gotthard, wenn der Berg von ihm den Namen habe, der höchste Heilige sei, „weillen er seinen Sitz hat auf dem höchsten Gipfel Europae.“ Doch wie schon ein Zeitgenosse Tschudi's, Joseph Simler, über Cäsar's Summae Alpes bemerkt hatte,

*) Die Uralt warhaftig Alpisch Rhetia, sampt dem Trakt des anderen Alpengebirges. (Basel, 1538).

es möchte mit diesem Ausdruck wohl nur der Kamm der Alpen gemeint sein (τὰ ἄκρα τῶν ἄλπεων), so neigte sich auch Scheuchzer dieser Ansicht zu und konnte nicht umhin, durch seine freilich noch ungenauen barometrischen Messungen einigermaßen enttäuscht, auch die Rhätischen und Walliser Alpen den Lepontischen als ebenbürtig an die Seite zu stellen, indem er bemerkte, daß Gotthard, Furka, Lukmanier und andere ihresgleichen Lepontische, Rhätische und Wallisergebirge als die „höchste Erdspitze von ganz Europa" in fast gleicher Höhe lägen. Auch Gottlieb Sigmund Gruner, der 1760 ein Werk über die Eisgebirge des Schweizerlandes herausgab, hielt Cäsar's „höchste Alpen" für den St. Gotthard; nur dürfe man, fügte er besonnen hinzu, nicht vergessen, daß man sich bei den Kapuzinern (im Hospiz) nicht auf der höchsten Spitze des Berges befinde, sondern in einem hohen Thale, das von noch höheren Bergen und Felsen umgeben sei. Keinenfalls sei aber der Canigou (der vermeintlich höchste Gipfel der Pyrenäen*) höher als des St. Gotthard oberstes Haupt; aber es seien die Felsen desselben meist unersteiglich, man müßte denn „eine unüberwindliche Begierde haben, auf der obersten Spitze von Europa zu stehen", um sich da hinauf zu wagen.

Rudolph Schinz, der natursinnige Züricher Pfarrer, der die Alpen oft und gern bereiste, theilte im I. Hefte seiner „Beiträge zur näheren Kenntniß des Schweizerlandes" (Zürich, 1783) seine Anschauungen und Wanderungen mit, die er auf dem St. Gotthard gemacht hatte. Er besaß für die Bergnatur einen offenen Blick, theilte jedoch die noch in den achtziger Jahren allgemeine Meinung von der Höhe des Gotthardhornes. Dennoch faßte er sich ein Herz, und stieg den steilen Berg hinan. „Ich fand — so erzählt er — „keinen getriebenen Weg, denn es gehen nur noch Ziegen oder Schafe an demselben zur Weide, großes Vieh könnte sich nicht daran halten, weil es zu steil ist. Ich mußte mich immer durch losgerissene kleine Felsstücke mühsam heraufschleppen, oft gerade, oft durch Umwege, wenn es unmöglich war, gerade vorwärts zu bringen. Ich stieg eine Stunde lang und sah immer den Berg

*) Bekanntlich ist die Maladetta, der Mont perdu und Vignemale höher als der Canigou, der nur 8850 Fuß ü. M. hat.

gleich hoch vor mir — noch eine Stunde stieg ich und der Berg schien immer höher, ward immer unwegsamer, und das Steigen selbst beschwerlicher, indem das Athemholen mir von einer Höhe zur anderen schwerer zu werden schien. Nun schaute ich einmal gerade hinunter auf die Stiege, die ich bisher erklommen hatte; da fing mir an vor dem Rückweg zu grauen, ich konnte wirklich nicht wissen, wie ich denselben wieder hinunter finden könne ohne Gefahr, zugleich mit den abgebrochenen übereinander geworfenen Steinen herab zu rollen. Dennoch entschloß ich mich, noch ein paar Tausend Schritte zu wagen." Eine große freie Aussicht belohnte ihn und er saß lange auf dem Felsblock in Gedanken und Betrachtungen versunken. „Freilich wäre ich gern noch weiter hinauf und wenn es je möglich gewesen wäre, ganz bis auf den Gipfel dieses berühmten Berges gestiegen, wenn ich nicht durch die Gefahr, den Rückweg zu verlieren oder mit einem Stein herunter zu rollen, wäre abgeschreckt worden. Ich versuchte also, allmählich wieder herunter zu kommen, aber ich mußte dabei unzählige Umwege machen; gerade vorwärts konnte ich nicht kommen, es schwindelte mir; ich durfte noch weniger sicher auf die losgerissenen jeden Augenblick herunter zu stürzen drohenden Steine und Felsenstücke treten, als im Heraufsteigen. Oft kam ich in solche Verlegenheit, daß mir die Kniee zitterten, die Beine schwankten. Wie leicht konnte doch der ganze Berg einstürzen! dacht' ich — die allergeringste Erschütterung, ein fast unmerkbarer Stoß eines Erdbebens würde alle diese ungeheuren aufgethürmten Steinhaufen wie Fluthen eines Stromes herunterwälzen! — Am Abend verdoppelte ich meine Schritte. Ich war stolz über meinen Aufenthalt auf einem Gebirge, welches die nie versiegende Quelle so vieler Flüsse in seinen Schneehaufen enthält, — — auf dem Standpunkt, der einen ganzen Erdtheil theilt, der nichts höheres Irdisches über sich erkennt, — einer Höhe, von der die Sonne das erste Tageslicht auf dem übrigen Erdboden verbreitet, noch ehe sie selbst am Horizont aufsteht."

Der jetzigen Generation entlocken solche Schilderungen wohl ein Lächeln. Man darf aber nicht vergessen, daß noch lange in unser Jahrhundert hinein die Ersteigung hoher Alpengipfel zu den Seltenheiten und Ausnahmen, nicht wie gegenwärtig zu der Regel

für wanderlustige fußkräftige Alpentouristen gehört. Jetzt, wo die noch nicht erstiegenen Gipfel zu den Seltenheiten gehören und eine wahre Jagd stattfindet, einen Berg zu finden und zuerst zu erklimmen, der möglicher Weise noch nicht bestiegen sein könnte; wo ferner die hervorragendsten und bedeutendsten Bergspitzen fast alle barometrisch und trigonometrisch gemessen sind und ihre Höhe in allen Reisehandbüchern bekannt gegeben ist: da hat man's auch leichter in der vergleichenden Schätzung der Höhen, selbst der nicht gemessenen und unbestiegenen.

Die Höhe der Gotthardberge ward übrigens bereits durch Saussure auf ihr richtiges Maaß zurückgeführt. Benedikt von Saussure, der berühmte Ersteiger des Montblanc, machte dem mythischen Zwielichte der Ahnung und Vermuthung durch das Licht der Wissenschaft ein Ende. Er kam zwei Mal auf den Gotthard, im Jahr 1775 und 1783, bestieg das erste Mal den Fieudo, das zweite Mal den Prosa und stellte genaue barometrische Messungen an. Sein Führer Lombardi hatte ihm die Gotthardgipfel als unzugänglich geschildert, die geistlichen Herren hatten von der Besteigung als höchst gefährlich dringend abgerathen — sie erwies sich aber im Vergleich mit den Montblanc- und Monterosa-Gipfeln als eine sehr leichte und das den großen Geologen und Alpenforscher selbst überraschende Ergebniß war: der St. Gotthard sei wohl merkwürdig durch die bedeutende Erhebung des ganzen Plateaus, wie durch die fächerförmige Stellung der Schichten des Urgebirges; aber im ganzen Gebiete des St. Gotthard befinde sich kein einziger besonders hoher Gipfel.

Somit war der Gotthard von seinem Königsthron entsetzt, doch ein „königliches Gebirge" ist er nach wie vor und Göthe's Aeußerung (in seiner Schweizerreise) darf sich noch immer hören lassen. Göthe schrieb (1779): „der Gotthard ist zwar nicht das höchste Gebirge der Schweiz und in Savoyen übertrifft ihn der Montblanc an Höhe um sehr Vieles; doch behauptet er den Rang eines königlichen Gebirges über alle anderen; weil die größten Gebirgsketten bei ihm zusammenlaufen und sich an ihn lehnen. Ja, wenn ich nicht irre, so hat mir Herr Wyttenbach in Bern, der von dem höchsten Gipfel die Spitzen der übrigen gesehen, erzählt,

daß diese alle sich gleichsam gegen ihn zu neigen schienen!" Im letzteren Satze spielt, wie man sieht, wieder das Mythische seine Rolle, da der Berner Herr keinenfalls den Pizzo rotondo oder seine Nachbarn in dem westlichen Theile der Gotthardgruppe bestiegen hatte. Doch die Neigung der Hauptgebirgsketten (der Berner- und Walliser-Alpen) zum Gotthardplateau und ihre Fortsetzung zu den Urner- und Glarner-Alpen nach Norden und zu den Rhätischen Alpen nach Osten ist in der Hauptsache richtig und die Höhen des Gotthard bilden in jeder Hinsicht eine Centralgruppe; auch in topographischer Beziehung sind sie die Copula zwischen Nord- und Süd-, Ost- und Westalpen. Sie gehören wie die Adula-Gruppe ebensowohl zum nördlichen Rheingebiet wie zum südlichen Pogebiet und man kann sie darum weder ausschließlich zu den Nordalpen, noch (wie B. Studer) zu den Südalpen rechnen, zumal da sie nach der Urner und Bündner Seite nördlicher als Finsteraarhorn und Jungfrau liegen. Das Bedrettothal schneidet sie aber so scharf von den Tessiner-Alpen ab, daß ihre Grenze nach dieser Seite klar ist.

Den schönsten Blick nach Süden in die Tessiner Alpen und nach Norden auf die Urner Alpen des Reußthals, ferner auf die hohen Spitzen der westlichen Gotthardgruppe und auf die Höhen der Furka, die man ganz nahe hat — genießt man von der Höhe der Fibbia, von allen Gotthardbergen dem Hospiz am nächsten gelegen und in zwei Stunden zu erreichen.

Den besten Ueberblick dagegen über das ganze Gotthard-Plateau hat man vom Tritthorn, das fast in der Mitte der Gruppe gelegen, nicht mit Unrecht Pizzo centrale genannt worden ist. Die wenig markirte Spitze des sehr der Verwitterung anheim gefallenen Kammes wurde früher zum Prosa gerechnet, auch wohl mit dem Blauberg identifizirt.

Dahin wolle der freundliche Leser den Verfasser begleiten; es ist mehr ein Spaziergang als eine schwierige Bergfahrt, aber für Anschauung der Gotthardgruppe sehr ergiebig und lohnend.

2. Ersteigung des Tritthorns*), (Pizzo centrale,) am 28. Juni 1870.

Abends kam der Wirth auf mein Zimmer, mir mitzutheilen, daß er mich am andern Morgen um 4 Uhr wecken würde; um $4^{1}/_{2}$ Uhr solle das Frühstück bereit sein, so daß ich spätestens um 5 Uhr den Ausflug auf den Pizzo centrale unternehmen könne. Es seien noch zwei Herren aus Bern angekommen, von denen der eine als Ingenieur beauftragt sei, eine Berichtigung des sehr werthvollen neuerdings erschienenen Panoramas**) Albert Heim's vorzunehmen. Das Wetter sei günstig und ein Führer zu meiner Verfügung.

Das war mir ganz erwünscht. Ich erklärte, zur bestimmten Zeit auf den Füßen zu sein, ohne des Weckens zu bedürfen. Der Morgen war sonnenhell, das Himmelblau freilich etwas matt, in's Graue spielend, weder Nebel noch Wolken zu sehen. Mein Führer erschien mit dem aus Küche und Keller des Wirthes wohl versorgten Tornister auf dem Rücken, den langen weißen Alpenstock in der Hand; ich erhielt auch eine solche Stange und nun marschirten wir ab! Ueber die vom Nachtthau getränkte kleine Wiese hinter dem Hospiz ging es weiter über Steintrümmer und Alpweiden allmählich bergan, entlang den Südabhängen des Sasso di Gottardo und Piz Prosa, welche das Thal des jungen Ticino nach Norden hin einschließen.

Der Blick in das von der Morgensonne beschienene Thal, auf die Seen und den silberhellen Wasserfaden, der sich ihnen entwand, war trotz der Bergeinöde reizend; der Rückblick auf die Tessiner Alpen und die hohen firnumpanzerten Häupter des Gotthard, die sich in dem Maße hoben, als wir höher stiegen, gestaltete sich immer großartiger. Uebrigens wurde es um 7 Uhr so warm, daß ich meinen Sommerrock ausziehen mußte. Mein Führer war leider ein Tessiner, der gar kein Wort deutsch verstand und mir wenig

*) Vgl. die Schrift des Herausgebers „Ueber den St. Gotthard." (Berlin, Lesser, 1871.)

**) Panorama vom Pizzo centrale St. Gotthard, aufgenommen und auf Stein gezeichnet von Albert Heim. (Zürich, Schabelitz'sche Buchhandlung.)

Auskunft geben konnte. Aus seinem Italienisch vernahm ich nur soviel, daß er früher in der östreichischen Armee gedient habe, in Mailand und später in Böhmen gewesen sei und nun bei Herrn Lombardi als Maurer arbeite. Doch da ich das sehr spezielle und übersichtliche Heim'sche Panorama in der Tasche hatte, gedachte ich mir bei der Bestimmung der Berge schon selber zu helfen.

Die uns folgenden Berner Herren gingen etwas tiefer, dem oberen Sella-See zu. Wir späheten nach Gemsen aus, die am Prosa in früher Morgenstunde sich zeigen; die Zeit war aber schon zu weit vorgerückt und aus der Thierwelt sahen wir nur ein paar Alpenlerchen, die vor uns aufflogen; dann kamen wir an einem Vogelnest vorbei, das hart am Wege auf dem Rasen, von einem herüberhangenden Steine geschützt, von der warmen Sonne beschienen wurde. Fünf Köpfchen mit hellen Aeuglein schauten daraus hervor, wohl die Kinder der vor uns aufgeflogenen Alten.

Ohne alle Schwierigkeit, nur hier und da etwas steil ansteigend, führte der Weg in der Nähe der Prosaspitze hin, die wir in einer kleinen halben Stunde hätten erreichen können. Die völlig schneefreien wiesenartigen Alpweiden an den Abhängen des Prosa könnten die etymologische Ableitung des Namens von pratosa (sc. montagna) rechtfertigen; in älteren Schriften heißt der Berg Piosa. Hätten wir jetzt, wo die Sonne an einem wolkenlosen Himmel glänzte, ahnen können, daß schon nach drei Stunden das Wetter plötzlich umschlagen würde, so hätten wir klug gehandelt, statt dem ferneren Tritthorn für heute dem näheren Prosa einen Besuch zu machen. Denn die Aussicht von diesem Gipfel gleicht fast derjenigen vom Tritthorn, nur daß dieser selbst die Aussicht nach Nordost etwas hindert und die Bergspitzen am Horizont mehr herabsinken, weil der Prosa-Gipfel um 264 Meter niedriger ist als die Spitze des Tritthorns.*)

Noch ein Trümmerfeld mit scharfkantigen Granitblöcken, über die ich mit meinem Führer um die Wette sprang, dann ein kleiner Gletscher oder vielmehr Halbgletscher, denn nur die am Boden liegende Schicht der Firnmasse war hartes schlüpfriges Eis,

*) Prosa und Tritthorn sind oft verwechselt worden, deßgleichen Blauberg und Tritthorn.

während darüber das durch Aufthauen gelockerte Schneefeld sich ausbreitete, aus welchem es in hundert kleinen Bächlein herabrieselte, zum Quellsee des Ticino hin! Unsere Stöcke hatten stumpfe Spitzen, unsere Stiefel gar keine und so mußten wir mit den Kanten der Stiefel einsetzend und immer im Zickzack gehend das wässerige Schneefeld durchwaten.

Nun hatten wir noch eine steile, nicht allzuhohe Mauer vor uns, aus faul gewordenem grauschwarzem bröcklichem Gestein bestehend, dessen Staub sich dick auf die nassen Stiefel lagerte. Es war die letzte Treppenstufe zum Tritthorn, dessen unscheinbaren sehr bescheidenen Gipfel wir vor Augen hatten; das Gestein hornblendeartiger Thonschiefer, der leicht verwittert und fruchtbare Erde bildet. Aus dem nackten morschen Fels blickten uns die weißen Blüthensterne der großblumigen Gletscherranunkel — freilich ganz hart auf den Boden gedrückt — und kleine Rasen der zarten röthlich schimmernden Androsace glacialis freundlich an. Während ich einen hübschen Ranunculus glacialis pflückte, brach der vor mir aufsteigende Führer einen nicht ganz kleinen Stein los, welcher einen gewaltigen Satz machte und mich unfehlbar getroffen haben würde, wenn ich's nicht schnell bemerkt und eben so schnell mich seitwärts gebogen hätte.

Nach wenigen Minuten hatten wir den nur einige Schritt breiten und etwa 100 Schritt langen Kamm erreicht und eilten der Spitze zu, einem kleinen abgestumpften Kegel, den ein „Steinmännle", d. h. eine aus übereinandergelegten Steinen aufgebauete kleine Pyramide von Manneshöhe ziert.

Hatte uns die letzte Bergwand vor dem Luftzuge geschützt, so merkten wir nun, daß im nächsten Umkeise kein Bergrücken und Felshaupt mehr vorhanden war, um die Gewalt des Windes zu brechen: ein kalter scharfer Luftzug faßte uns und bewirkte, daß ich, der ich bis dahin in bloßen Hemdärmeln gegangen war, nicht nur den leichteren Rock, sondern auch den Ueberzieher anzog. Wir lehnten uns an die kleine Steinpyramide, in den von der Sonne ein wenig erwärmten Staub uns niedersetzend. Die Spitze des Berges hat nur für einige Personen Raum und bequem konnten wir es uns nicht machen.

Der Führer wollte mir die Vorräthe seiner Reisetasche darbieten; ich verspürte jedoch gar keine Eßlust, desto größere Schaulust, stand nach ein paar Minuten der Ruhe wieder auf und faßte, langsam auf meinem 3002 Meter = 9224 Fuß hohen Standpunkte mich drehend, vor Allem das großartige Totalbild in's Auge, bevor ich die einzelnen Gipfel fixirte. Jeder erste Blick von einem so hohen Alpengipfel hat etwas Ueberwältigendes. Plötzlich unserem gewohnten engen Gesichtskreise entrückt, zu einer Höhe emporgehoben, die in und über den Wolken liegt, weitet sich nicht nur der Horizont in's Unendliche, sondern auch das Stück Erdoberfläche, das er umfaßt, ist ein ganz anderes geworden, die Mutter Erde zeigt uns ein ganz fremdes Antlitz, an dessen Ernst und Erhabenheit wir uns erst gewöhnen müssen. Unser beschränktes Erdenleben hat immer nur eine kleine Ebene — sei es im Bergthal oder auf dem Flachlande — auf welcher es sich abwickelt. Hier auf dem Tritthorn war nun alle und jede Ebene verschwunden, aber — und das ist das Eigenthümliche dieses Standpunktes auf einem Plateau, das durchschnittlich 8000 Fuß Meereshöhe hat — es war auch kein Thal zu sehen, in dessen weiten Niederungen das Auge hätte eine Rast finden können, ja nicht einmal eine Sennhütte, geschweige eine menschliche Ansiedelung. Ueberall, ringsum nur Tiefen und Höhen, Felsgräte und Bergspitzen, Kuppen, Kegel und Spitzsäulen, viele in weiße Firngewande und bläuliche Eispanzer gehüllt, viele ganz nackt. Eine Bergreihe vor und neben der anderen, eine Spitze hinter der anderen vorblickend, über der anderen hervorragend, neben ihr sich vordrängend, als wären sie alle in einen Kampf verwickelt um den Vorrang, als wollten sie alle sich geltend machen. Wie auf stürmischer See die schäumenden Wellen daherjagen, sich überstürzend in ihrer Eile, sich gegenseitig verfolgend und zerstörend: so schien mir auch die starre Erde in einem ungeheuren Aufwogen begriffen und ihr Wogenschlag nur auf einen Augenblick gehemmt worden zu sein. Nicht ein Bild friedlicher Ruhe, wie etwa der Blick von einem niederen Berge in die angebaute Ebene oder in's grünende blühende Thal: nein! ein Bild des Kampfes und der Zerstörung, des Auseinanderreißens der Felswände, der Zertrümmerung der Felshäupter, der Spaltung der Erdkruste, der Fortsetzung des alten

Streites der Giganten gegen den Ordner Zeus und gegen die Gebilde der Menschenhand — das ist der mächtige, ernste Eindruck, den wir empfangen. Das Menschenleben mit seinen Sorgen und Mühen kommt uns gering und kleinlich vor, die Menschenwelt in ihrer stolzen Größe und Herrlichkeit ist unter unseren Horizont herabgesunken, liegt fernab wie eine verblaßte Erinnerung. Unsere Individualität verschwindet vor der Allgewallt dieser Naturkräfte, wir lösen sie auf in das All, das uns umringt und umfängt.

Und doch macht diesem Gefühl menschlicher Kleinheit bald ein anderes der freudigen Erhebung Platz: das Erhabene beugt uns nur, um uns zu erheben, — es erhebt den Geist, während es uns die Schranken unserer Sinnlichkeit zum Bewußtsein bringt. Wir schauen diese Herrlichkeit, wir überschauen sie von dieser Hochwarte, wir stehen da in einem Mittelpunkte, zu dem viele Radien hinlaufen.

In das Chaos dieser unzählbaren Menge von Bergspitzen dringt nun aber unser Blick, um es zu ordnen und der Anschauung dienstbar zu machen. Wir gebieten dem wogenden Meere, vor dessen Wellenschlag uns schwindelte, Stillstand und gehen betrachtend darüber hin. Auch der reichsten und mannichfaltigsten Eindrücke werden wir Herr. Das große Ganze ist ja überall und immer nur aus kleineren Theilen zusammengesetzt!

Unwillkürlich geht der Fernblick zuerst nach Südwesten. Da ziehen in langem majestätischen Zuge die Walliser Alpen heran, anzusehen wie eine crenelirte Mauer von weißem Krystall, in ihren höheren Kuppen die Monterosagruppe und Mischabelhörner bezeichnend. — Aber schon hatten sich mächtige Haufenwolken darüber gelagert und verhüllten die Umrisse. Desto klarer und glänzender standen die Berner Alpen da, ein zweiter mächtiger Gebirgswall, hinter dem ersten hervorbrechend, beide in einem spitzen Winkel nach der Furka strebend, als wollten sie dort sich vereinigen.

Dieser Blick auf die Furkahöhen ist höchst interessant, weil man in der That dort den Kreuzungspunkt mächtiger Gebirgswälle vor sich hat. Mächtig strebt die Finsteraarhornkette weiter nach Norden im hohen Galenstock, der in zwei scharfen Kanten sich zuspitzt und an seinem steil abfallenden Ostrande sich mit einem großen Firngürtel schmückt, zum Winter- und Dam-

mastock und weiter zum Sustenhorn sich fortsetzend — alle mit glänzenden Schnee- und Eisfeldern gepanzert. Es ist der hohe Gebirgswall, der Uri von Bern (dem Haslithal) scheidet. Und mit diesem geht auf der andern Seite der Reuß ein zweiter großmächtiger Gebirgszug nordwärts, dessen Mitte der Oberalpstock oder Piz Tgietschen (10,251 Fuß), dessen Ende der Tödi zu bilden scheint, der hoch und frei sein weißes scharfgeschnittenes Haupt am Horizont in das blaue Himmelsgewölbe emporstreckt.

Der Oberalpstock steht so nahe und deutlich da, daß man ihn als einen Nachbar der Gotthardhöhen begrüßt. An seiner massigen und sehr markirt hervortretenden Gestalt hat man einen guten Orientirungspunkt gewonnen. Links erscheinen die Bergspitzen des Maderanerthals, rechts der Düssistock und etwas im Hintergrunde blickt die weiße Kuppe des Schneehorns hervor.

Die Thalspalten sind zu eng, um in irgend eine hinabschauen zu können. Wir erkennen leicht die beiden Windgellen, an deren Abhängen wir unten im Thal gegen Amsteg aufwärts stiegen. Der Bristenstock wird durch den Crispalt und Federstock verdeckt. Wohl aber kann unser Blick die Reußspalte bis zum Fronalpstock, Axenberg und Rophaien am Beginn des Urner See's verfolgen. Es ist ein Genuß, so viele Berge, zu denen man aus dem Thal ehrfurchtsvoll emporblickte, nun von einem Standpunkte zu sehen, der ihrer Höhe gleichkommt und sie noch übertrifft. Und nicht minder gereicht es zur angenehmen Ueberraschung, Bergspitzen so nahe bei einander zu erblicken, die man nach der beschwerlichen Thalwanderung viel weiter auseinander gerückt glaubt. —

Vom herrlichen Oberalpstock kehren wir zu den Gotthardbergen zurück, indem wir die Stelle suchen, wo die Reuß des Urserenthals die Felswand des Teufelsberges durchbricht. Wo ist Andermatt? Aber der Gürschenstock und St. Annaberg, der gerade vorliegt, läßt uns kaum ein paar Häuser als vorgeschobene Posten sehen. Den Gletscher jedoch, den wir beim Heraustreten aus dem Urner-Loch sahen, sowie den Kamm des dunkeln Blauberges: wir haben ihn unter unseren Füßen in nächster Nähe. Wir stehen am obern Rande eben dieses kleinen Gletschers, der sich zum Unteralpthal hinabsenkt (nach der anderen Seite zieht sich ein kleiner Gletscher zum Guspisthal hinab,) und durch dasselbe

Wasser seinen Beitrag der Reuß zukommen läßt, während wenige Schritte südlich der Kamm zu dem von uns überschrittenen Gletscherfirn absinkt, aus dem die Wasseradern zum Sella-See hinabrieseln. So nahe berühren sich hier Rhein- und Po-Gebiet!

Das Unteralpthal setzt sich über den Unteralppaß nach Süden in's Val Canaria fort, das bei Madrano in's Tessinthal (Val Leventina) mündet. Beide Thäler begrenzen nach Osten die Gruppe des Pizzo centrale, unter welcher die Achse des projektirten großen Gotthard-Tunnel fort zieht nach Airolo. Beide Thäler trennen dies Central-Gebiet des Gotthard vom Roßbodenstock und Badus.

Der Badus oder Six-Madun*) (Sexta maduna) birgt auf seiner Ostseite die Quelle des Vorderrheins, der aus dem kleinen Toma-See entspringt. Seine mattgrüne Pyramide erscheint ganz schneefrei und so nahe, daß man glaubt, mit einer Büchse hinüberschießen zu können. Hinter ihm ragen die Kuppen des Piz Cambriales und Piz Ault empor. Von den Schneespitzen des Vorderrheins gleitet der Blick zu den Medelser-Gebirgen, dem Quellgebiet des Mittelrheins, mit der hohen Cima Camadra oder Piz Medel und dem Piz Cristallina. Der nahe Scopi (über dem Lukmanierpasse) tritt scharf und klar hervor und rechts von ihm die Adula-Gruppe, das Gebiet des Hinterrheins, mit dem schneeweißen Haupte des 3398 Meter = 10,454 Fuß hohen Piz Valrhein (Rheinwaldhorn).

Der Blick nach Süden schweift über ein Berglabyrinth, in welchem man sich nicht leicht zurechtfindet; es sind die Berge des Livinenthals, des Val Blegno und Val Misocco. Diese ganze Tessiner Alpenlandschaft, die sich nach dem Lago maggiore, L. di Lugano und Como in unzähligen Spitzen hinabzieht, ist von großartiger Mannichfaltigkeit. Das Auge sucht vergeblich nach italienischen Ebenen, in die es, von der Hochgebirgswelt der Alpen bestürmt, hinabgleiten und wo es mit seiner Arbeit ausruhen könnte. Die Zahl der Berge scheint sich nach Süden hin noch zu vervielfachen. Zwei mächtige Gebirgshäupter heben sich aber aus diesem Labyrinth der Tessiner Schweiz hervor: erstens der schöngeformte massige Monte Basodino (3276 Meter = 10,085 Fuß), der

*) Wohl korrumpirt aus Piz Badus.

höchste Gipfel des westlichen Tessin, mächtig über den Schneesattel der Cristallina-Furka emporragend, nach Westen in's Formazzathal abfallend — und zweitens der noch nähere zwischen dem Mayenthal und Leventinerthal aufsteigende, 3078 Meter = 9474 Fuß hohe Pizzo Campo Tencca, dreigipflich, wie ein Krater dastehend, aus dessen Hörnern die weißen Firnfelder hervorschimmern. Er ist das Haupt des mittleren Tessin.

Die Rundschau ist vollendet, schnell genug — denn jeder Akt hat nur ein paar Minuten Zeit erfordert — und wir suchen den Punkt, von dem wir ausgegangen; fahren mit dem Blick vom Piz Sella und seinem kleinen Gletscher hinab in die enge Thalspalte, aber die Aussicht auf das Hospiz ist durch den Prosa verdeckt. Die Fibbiapyramide bezeichnet uns die Richtung; wir schauen darüber hinweg, denn wir sind höher; doch am Piz Rotondo und Piz Pesciora, welche hinter dem Lucendrospitz hervorragen, hat das Tritthorn überlegene Nebenbuhler. Am minder hohen Winterhorn oder Piz Ursino gleitet der Blick links herab auf die Roduntalp und weiter hinauf zur Lucendro-Alp. Dann über den Prosagipfel zurückkehrend haftet er am Blauhorn oder Blauberge, dessen uns zugewandte Seite den Guspisgletscher zeigt, über den die grüne Alp Fortunei herüberscheint, an der Nordflanke des Prosa. Alles ganz nahe vor uns.

Doch — „das Unglück schreitet schnell." Noch glänzte die Fortunei-Alp in hellem Sonnenschein und ich wollte nun das mehr als Manneslänge betragende Heim'sche Panorama auseinanderfalten, um, was ich in 10 Minuten nur schnell und flüchtig überschauet hatte, recht gründlich im Einzelnen festzustellen: da waren die Berggeister unwirsch geworden, zogen erst über die Tessiner Schweiz, dann über die Walliser und Berner Alpen einen häßlichen grauen Nebelschleier und ließen zuletzt nur den Blick nach Norden und Osten frei; bald war nur noch der Badus, der Scopi, der Piz Paradis und Furkla zu sehen und endlich nur der Gletscher zu unseren Füßen und der „Kopf", die etwas niedrigere Kuppe des Tritthorns, ein paar Schritte von uns entfernt. Ein eisig kalter Wind wehte aus dem Sellathale herauf und brachte immer reichlichere Nebelmassen mit. Es fror uns an den ohnehin nassen Füßen und ich suchte nach meinen Handschuhen. Mein

Führer, dem die Zeit lang wurde, unterhielt sich mit Hinabrollen der abbröckelnden Steine auf die schiefe, zum Theil mit halbfestem Schnee bedeckte Fläche des Unteralpgletschers; ich folgte ihm in dieser Beschäftigung nach, um mich etwas zu erwärmen, gebot dann aber Halt, weil ich daran dachte, daß die Tritthornspitze bereits bröcklich genug sei und zu Nutz und Frommen kommender Geschlechter geschont werden müsse.

Indessen hatte auch diese plötzliche Verwandelung des heiteren Sonnenhimmels in ein wogendes kaltes Nebelmeer ihren hohen Reiz. Wenn die Nebelwogen über uns auseinander gingen, blickten wir in die strahlende Bläue des Himmelsgewölbes; zertheilten sie sich unter uns, so glänzten sonnenhelle grüne Alpwiesen herauf, wir schauten aus unserer Winterluft auf eine warme Frühlingswelt hinab, die in unendlicher Tiefe zu liegen schien. Seitwärts erschien bald diese Kuppe, bald jener Schneeberg, als sei er uns besonders gewogen und wolle den Aussicht verlangenden Blick nicht ganz ohne Tröstung lassen. Endlich sahen wir vom festen Lande nur noch die paar Quadratschuh, auf denen wir standen. Ich hatte, wenn der Himmel über mir sich öffnete und von unten herauf ein heller Thalgrund sichtbar wurde, das Gefühl, als schwebte ich frei im Luftraume über die Erdfläche hin.

Erwärmend war diese Luftfahrt freilich nicht und so wurde denn die Flasche Asti hervorgeholt, die uns Felix Lombardi mitgegeben hatte. An den Korkzieher hatte weder Wirth noch Bote gedacht und ich vollends nicht. Während wir so die wohlversiegelte Weinflasche mit Wehmuth betrachteten, tauchten zwei Männergestalten aus dem Nebel auf; es war der Ingenieur mit seinem Führer, der das Meßtischchen trug. Das Instrument wurde aufgestellt — hätte nur das Fernrohr die Tugend besessen, auch durch Nebelwolken in die Welt hinausschauen zu können! „Vielleicht verzieht sich der Nebel bald!" so trösteten wir uns und tranken nun, da Wein und Korkzieher genug vorhanden waren, um die Wette auf baldige Heiterkeit des Himmels. Dann lagerte sich der Ingenieur an einem vor dem Winde etwas geschützten Absatze des Tritthorns und zeichnete in Ermangelung entfernter Berge den „Kopf" ab, den schon erwähnten zweiten Gipfel des Tritthorns, aus aufeinander geschichteter schwarzgrauer Hornblende bestehend,

welche schon so locker ist, daß der wohlgezielte Schuß eines Zwanzigpfünders diesen Gipfel zertrümmern würde. Der ältere Herr aus Bern war unten am letzten Stufenrande sitzen geblieben, weil ihm beim Bergansteigen übel geworden war; er wollte dort in geschützter Lage abwarten, ob der Nebel sich verziehen würde.

Nach einer Stunde vergeblichen Wartens beschlossen wir, wieder hinabzusteigen; meine Viertelstunde, die ich vor den beiden Herren voraus gewonnen hatte, war mir von höchstem Werth geworden. Mein Führer sagte voraus, es werde zum Regen kommen und dies schien mir nicht unwahrscheinlich, da ich das „Brauen" der hohen Gipfel schon längst als ein verdächtiges Vorzeichen von Regen und Ungewitter kannte. So ging es denn mit schnellen Schritten abwärts; wieder balancirten wir über den Gletscher, von welchem strömende kleine Bäche in's Sellathal rieselten; wieder übten wir unsere Gehkunst an den scharfkantigen Granitblöcken, gingen aber diesmal tiefer in's Thal hinab bis dahin, wo ich schon am ersten Tage meiner Exkursionen geweilt hatte. Bereits fielen einige Tropfen; wir verdoppelten unsere Schritte, doch brach, noch ehe wir das gastliche Dach erreicht hatten, das Gewitter los unter Donner und Blitz und strömendem Regen. Um 2 Uhr langten wir wieder im Hotel an. Das Hinaufsteigen zum Tritthorn hatte mit Einschluß der Momente des Ausruhens an schönen Aussichtspunkten 4 Stunden, der Rückweg 2 Stunden gedauert. Eine Viertelstunde nach uns kamen auch die beiden Berner bis auf die Haut durchnäßt an.

Nachdem ich den Anzug gewechselt und einen Teller Suppe genossen hatte — zu großem Appetit hatte ich's noch immer nicht gebracht — warf ich mich auf's Bett und machte ein Schläfchen. Unterdessen hatte sich das Gewitter verzogen, doch war die Temperatur noch immer 16° R. und eine empfindliche Abkühlung nicht erfolgt. Von weiterem Spazierengehen mußte ich schon um ein Paar Stiefel trocken zu erhalten, Abstand nehmen. So vergnügte ich mich Abends an dem idyllischen Bilde, das gegen 6 Uhr regelmäßig mir gegenüber am Gotthardstein, am andern Ufer des kleinen See's, sich entfaltete. Die Kuhheerde aus Airolo, die jeden Sommer auf die Gotthardalpen hinauf getrieben wird, erschien vor der Sennhütte, um sich melken zu lassen. Sie brauchte die

Kleider nicht zu wechseln, war durch den Regen im Gegentheil viel schmucker geworden. In ihrem Gefolge hatte sie das übliche Kontingent Ziegen und einen Trupp Schweine, die von den bei der Käsebereitung abfallenden Molken dick und fett werden. Da das Melken von einigen 30 Stück Kühen keine geringe Arbeit ist, war nebst dem Senn noch ein Zusenn thätig und noch eine Magd griff hülfreich zu. Jede Kuh blieb geduldig und ruhig an ihrem Platze, bis die Milchentleerung an ihr vollzogen war und spreizte mitunter noch ihre Hinterfüße, wenn der Melkeimer schon zu ihrer Nachbarin gewandelt war. Das muthwillige Ziegenvolk hingegen war weniger geneigt, Ruhe zu halten und sich dem Herkommen zu fügen. Sie kletterten auf der schrägen Felswand auf und ab und sollte eine zum Melken abgeholt werden, so entsprang sie wieder und kletterte auf den äußersten schmalen Felsenrand. Der kleine Gaisbub lief ihr nach und — was ich kaum geglaubt hätte — er kletterte nicht minder schnell die Felswand hinauf und jagte die Widerstrebende hinab. Da sah ich, daß der nackte Menschenfuß noch mehr Mittel hat, schräg an einer geneigten Felsenfläche zu laufen und sich anzuklammern, als der schmale Gaisfuß, obschon auch dieser zu großen Kunststücken fähig ist. In den Hochalpen geschieht es nicht selten, daß sich eine Ziege verklettert hat und nun wehklagend meckert, menschliche Hülfe herbeizurufen. Dann holt der unerschrockene Gaisbub sie wieder herab.

Ich durfte mit dem Tage wohl zufrieden sein; die einer so umfassenden Rundschau, wie sie das Tritthorn bietet, gebrachten Opfer waren gering im Vergleich mit dem Genuß und der gewonnenen Anschauung. Wenige Alpengipfel von dieser Höhe möchten so schnell und leicht zu besteigen sein, wie dieser Centralpunkt der Gotthardgruppe, von welchem man fast das ganze Alpengebäude überschauet und in das wunderbar mannichfaltige Thallabyrinth, in die Streichungslinien der Hauptketten, wie ihre Durchkreuzung durch Nebenketten den klarsten Einblick gewinnt. Auf dem Rigi steht man vor der Alpenwelt; der Blick ist zugleich groß und reizend, man hat die lieblichen Thäler mit ihren Seen, man hat die Ebene bis zum Schwarzwald im Kontrast zu den Gipfeln der Hochalpen. Auf dem Piz Languard steht man wie am äußersten Flügel und sieht die Alpen wie eine lange Kette, auf deren

entgegengesetztem Flügel der Montblanc steht. Dieser Anblick ist noch imposanter als der vom Rigi und die prächtige Bernina-Gruppe gegenüber in nächster Nähe fügt zu der weiten Aussicht noch die erhabenste Ansicht. Die Anschauung einer so großartigen Schnee- und Gletscherwelt hat man auf dem Tritthorn nicht. Aber man steht fast inmitten der Alpen auf einem gewaltigen Plateau; man ist umringt von ihrem Wogenschlage und hat in diesem Wogenschwall nach allen Richtungen die großartigsten Durchblicke. Das ist auch erhaben. —

Aus der Adula-Gruppe.

Das Rheinwaldhorn (Piz Valrhein.*)

1. Topographisches.

Wir haben bereits vom Tritthorn einen Blick geworfen auf die Gletscherhöhen zu beiden Seiten des Lukmanierpasses, — auf den Scopi, Piz Medel, Piz Cristallina — und weiter südöstlich auf eine noch bedeutendere Gruppe von Schneehäuptern, aus denen hoch und scharf in blendender Weiße das Rheinwaldhorn (Piz Valrhein, auch wohl Piz Adula genannt) hervorragt. Es ist das Adula-Gebirge mit der Quelle des Hinterrheins.

Das Rheinwaldhorn blickt auf zwei südlich zur Riviera von Bellinzona hinabgehende Thäler, auf das Blegno- und Misocco-Thal. Wer vom St. Gotthard herabfährt durch das malerische Livinenthal, der wird, bevor er die Riviera betritt, überrascht, wenn er bei Biasca an den Ausgang des Blegnothales gelangt und ihm der ungestüme, kühle Gletscherluft mitbringende Brenno-

*) Aus Val Rhein hat man einen „Rheinwald" gemacht.

fluß entgegenrauscht — er kommt von den Medelser-Alpen. Unwillkürlich richtet sich der Blick aufwärts, wo hoch oben in der Tiefe des Thals rechter Hand der Schneegipfel des Piz Valrhein in das tiefe schwüle Thal des Tessin großherrlich herabschaut. Einige Stunden weiter abwärts mündet abermals ein Thal, aus welchem groß und voll die Moësa hervorströmt, die vom Bernhardin, nahe der Quelle des nordwärts ziehenden Hinterrheins, herabkommt. Das Thal heißt Val Misocco.

Gehen wir auf der nördlichen Seite von Reichenau, wo Vorder- und Hinterrhein zusammenströmen, aufwärts der Rheinquelle zu, so kommen wir durch drei Landschaften, welche ebenso viel Thalstufen des Hinterrheins bilden, nämlich durch das Domleschg*), Schams- und Rheinwaldthal. Die schauerlich schöne pittoreske Felsenge der Viamala führt in's Schamserthal, die höher gelegene Roffla-Schlucht in's Rheinwaldthal, dessen Hintergrund in westlicher Richtung von der mächtigen Centralmasse des Adula geschlossen wird, während der Splügenpaß sich in südlicher Richtung zum Jakobsthal (Val Giacomo), beherrscht vom Tambo- oder Schneehorn, hinzieht.

Vom Dorfe Splügen, wo der Bernhardinpaß westlich sich abzweigt, gerade auf den Rheinwaldgletscher zu, um dann südlich zum Misoxer-Thal umzubiegen, zieht sich das „Rheinwaldthal" den Hinterrhein hinauf — 5 Stunden lang — über Rufenen (Novenna) zum Dörfchen Hinterrhein, der höchsten Ortschaft des Thals. Obschon bis 5000 Fuß ansteigend, wird dies merkwürdige Thal noch von der fleißigen Hand des deutschen Völkchens, das in den ersten Jahrhunderten des Mittelalters von ihm Besitz genommen und zu den freien Wallisern gehört, die bis in die Walser-Thäler von Vorarlberg vordrangen, mit Flachs und Gerste, Kartoffeln und Hanf angebaut.

Vom Dörfchen Hinterrhein beginnt der Aufstieg zu den Rheinquellen. Nachdem man noch eine Strecke auf der Bernhardinstraße fortgewandert ist, geht der Weg bei der steinernen Brücke – der ersten, unter deren Joch das wilde Gletscherkind sich beugen

*) Aus dem rhätoromanischen Tomiliasca gebildet, das wieder vom Dorfe Tomils seinen Namen erhalten hat.

muß — rechts ab in das grüne Thal der Zapport-Alp, das sich aber bald verengt und mit mächtigen Schneemassen, die von Lawinenstürzen zurückgeblieben, den Weg versperrt. Die Gegend wird immer öder und wilder, bald haben die mageren Grastriften, auf denen Bergamasker Schafe ihre spärliche Nahrung finden, ihr Ende erreicht. Ueber lockeres Geröll und finstere Abgründe, in deren Tiefe der Gletscherbach weißschäumend seine Sprünge macht, gelangt man zur „Hölle", eine für nicht schwindelfreie Wanderer gefährliche Stelle. Es ist ein grausiger von Eis umstarrter Schlund, aus welchem mit dumpfem Hall das Tosen des unsichtbaren Wassers empordringt.*) Gegenüber liegt eine noch etwas Graswuchs bietende kleine, von Gletschereis eingefaßte Insel, das „Paradies" genannt, das jedoch nur noch in der Erinnerung an längst vergangene bessere Zeiten etwas Paradiesisches hat. Früher soll in der That das Klima dort oben milder gewesen, die Alpenflora eine sehr reiche gewesen sein. Die Elster und die Schwalbe hatten früher im Rheinwald ihre Nester; jetzt haben sie sich in die tieferen Thäler hinabgezogen. Eine Hauptursache der Verschlechterung des Klimas mag die Entwaldung der Gegend sein — sie war wohl der eigentliche Sündenfall, der den Verlust des Paradieses zur Folge hatte. Das Volk glaubt nämlich, der Garten Eden, von welchem die heilige Schrift berichtet, sei nirgends anders als im Valrhein gewesen; durch die Sündhaftigkeit seiner Bewohner aber in eine Steinwüste verwandelt worden.

Noch vor 2000 Jahren sollen die „Nantuaten" am Hinterrhein ein vielbesuchtes den Nymphen geweihtes Heiligthum besessen haben, das in christlicher Zeit durch eine Kapelle ersetzt ward, deren Glöcklein jetzt im Kirchthurm zu Hinterrhein hängt. Der Zapportpaß sei viel begangen gewesen und auf seiner Höhe soll ein Wirthshaus „zum Port" gestanden haben. Daß der Bernhardinpaß den Römern bekannt war, ist sicher und sehr wahrscheinlich, daß ihn Arbetius, der Feldherr des Kaisers Constantius, überschritt, als er wider die Alemannen des Linzgaues (am Bodensee) in's Feld rückte. Den Bernhardin nebst der ganzen Gruppe der Rhein-

*) In der Nähe ist jetzt zur großen Bequemlichkeit der Reisenden eine Clubhütte errichtet worden.

waldhörner nannten die Römer mons avium, Vogelberg. Ihre Straße führte vom Lago maggiore nach Bellenz durch das Misocco-Thal.

Auf sehr steilen und schmalen Pfaden, die an schroffen Abhängen hinführen, gelangt der Freund einer wildschönen Alpennatur auf einen Standpunkt, wo er den Rheinquellgletscher sich gerade gegenüber hat und in das Eisgewölbe hineinschaut, dessen dunkler Tiefe der junge Rhein entströmt. Von der andern Seite kommt der Zapportgletscher heran und diese Eis- und Firnmassen werden umringt vom Rheinwaldhorn, Gufferhorn und Moschelhorn. Der ganze Bergkranz um die Rheinquelle sendet sieben Gletscher gegen Norden, sechs gegen Nordosten, fünf nach Osten, mehrere Arme nach Südwesten, so daß man im Umkreise von 5 Stunden 40 größere Gletscher zählt. Nach Süden fallen die Wände so steil und schroff ab, daß sich keine Schneelager bilden und keine größeren Gletscher entwickeln können.

Das Rheinwaldhorn ist der höchste Punkt der Gruppe; seine Spitze erreicht eine Höhe von 3398 Meter = 10,454 par. Fuß. Nur 16 Fuß niedriger ist das Gufferhorn mit 3393 Meter. Der Vogelberg hat nur 3200 Meter. Beide, der höchsten Spitze des Piz Valrhein ganz nahe gerückt, werden von Touristen und Führern oft mit dem Rheinwaldhorn verwechselt.

2. Die ersten Besteigungen.

Pater Placidus a Spescha, der Conventuale des Klosters Dissentis, der muthigste und kenntnißreichste Bergsteiger seiner Heimath und man darf wohl sagen ein Virtuos in der Bergsteigekunst (wir werden bei den Tödifahrten auf ihn zurückkommen) — bestieg, wahrscheinlich zuerst, den Gipel des Rheinwaldhorns im Sommer 1789. Er ward dazu veranlaßt durch drei Doktoren der Medicin: Rungger (Rengger?) von Bern, Akermann von Mainz und Domeier von Hannover, welche es auf einen Besuch des Hinterrheingletschers (Zapportgletscher) abgesehen, sich aber nach

Medels im Bündner Oberland verloren hatten. Spescha nahm sich der Verirrten an und führte sie über den Valserberg nach Rheinwald. Da er einmal im Zuge war, wollte er auch das Rheinwaldhorn besteigen und die drei Doktoren bekamen Lust, ihn zu begleiten. Sie nahmen den Weg über die Zapport-Alp durch die sogenannte Hölle und dann über felsige Schafweiden, die man das Purgatorium (Fegefeuer) genannt hat. Nachdem sie das Fegefeuer zurückgelegt, betraten sie den Eisstrom des Zapport-Gletschers und stiegen durch eine thalähnliche Senkung zwischen dem Piz Valrhein und Gufferhorn bis auf den vergletscherten Sattel, der nach dem Lenta-Thal und Zavreila hinüberführt. Hier, im Angesicht der Eisgipfel, ging dem Führer der Muth aus; er wollte nicht mehr weiter steigen. Nun stellte sich der beherzte Schafhirt von der Zapportalp an die Spitze der kleinen Gesellschaft, Pater Placidus ihm nach und die drei Aerzte hintendrein. Bald ging es so steil aufwärts, daß der Nachfolger des Paters dessen Kutte ergriff und die übrigen sich gegenseitig die Stöcke boten. Der Pater, um nicht herabzurutschen, griff seinerseits wieder nach dem Stock des Hirten. In seinem Bericht sagt er: „Rungger, mein Hintermann, glitt aus, ich sprang ihm nach, ergriff ihn und stellte ihn wieder in Reih und Glied. Dieser Vorfall machte auf die Herren einen solchen Eindruck, daß sie nicht weiter zu bringen waren. Damit sie sicher ausruhen könnten, machten wir ihnen Sitze in den Firn und dann ich mit dem Schafhirten vorwärts bis über eine Gletscherspalte, in welche sein Stock fiel. Nun war auch er nicht mehr zu bewegen, die nicht mehr ferne höchste Spitze zu ersteigen. Auf alle meine Vorstellungen antwortete er kurz: mi nô! mi nô! (ich nicht! ich nicht!). So blieb dem Pater nichts übrig, als allein auf die Spitze emporzuklettern, welches Wagniß ihm auch vollkommen gelang.

Er hatte bei klarem Himmel und reiner Luft die umfassendste Aussicht und behauptet in seinem Reisebericht, nicht nur die Appenninen und die Bucht von Genua, sondern sogar das mittelländische Meer und die Insel Korsika gesehen zu haben.

Nachdem er von dem beeisten Gipfel glücklich wieder herabgekommen, traf er seine Gefährten noch genau an derselben Stelle, wo er sie verlassen. Sie hatten sich nicht zu rühren gewagt und

fürchteten sich vor dem Abstieg. Der Pater ging voran und leistete die besten Führerdienste. Er hatte vollauf zu thun. „Rungger glitschte an einer Firnwand aus und fuhr gegen mich her wie ein Pfeil. Eiligst sprang ich auf ihn los und erfaßte ihn, bevor er das Steinlager erreicht hatte, in welchem er sich Hals und Bein hätte brechen können. Kaum war dieser aus der Gefahr gerettet, so glitschte Akermann aus. Als ein sehr schwerer Herr war seine Niederfahrt um so schneller und heftiger. Ich sprang aber auf ihn wie ein Jochgeier, meine Glieder krachten, aber der Herr Doktor kam mit heiler Haut davon."

Es vergingen Jahrzehnte, ohne daß man von einer Besteigung des Rheinwaldhorns hörte oder des Berges Erwähnung geschah. Im Jahr 1834 machte folgendes Abenteuer viel von sich reden, obwohl es in der Bündner Zeitung nur kurz berichtet wurde.

Zwei Gemsjäger aus Hinterrhein, Martin Loretz und Theodor Hößli, die im Gebiet des Rheinwaldgletschers nach Gemsen jagten, machten daselbst einen eigenthümlichen Fund. Während der eine die Spitze des Rheinquellhornes (wohl am Rheinwaldhorn) bestieg, umging der andere die östliche Seite des Berges und bemerkte einen Gegenstand, der an einem Felsen lehnte. Es war ein langer stark verrosteter Degen. Die Scheide war nicht mehr vorhanden; nur die Metalltheile derselben lagen da. Der Jagdgefährte ward von der Gletscherspitze herabgerufen und da sich beide weiter umsahen, fanden sie in der Nähe des Degens einen Schädel mit noch gut erhaltenen Zähnen und einem Büschel brauner Haare. Daneben lag, wahrscheinlich als Kopfkissen benutzt, ein zusammengerollter rother Mantel, der ein wollenes Leibchen und ein Hemd mit Manschetten enthielt. Beim Aufrollen zerfielen diese Kleidungsstücke wie mürber Zunder. Ferner lag ein schwarzer Filzhut in der Nähe mit gezopftem Band und einzelne Fetzen von Epauletten. Ueber dem Brustgerippe, das, gleich dem übrigen Gerippe, fest in's Eis eingefroren war, lagen ein Dolch und ein Stilet. Ein zur Zeit des Fundes durch Hinterrhein reisender Offizier bezeichnete die Waffen als diejenigen eines spanischen Reiters.*)

*) Vgl. die Mittheilung des Forstinspektors Coaz im V. Jahrgang des Schw. A. C. S. 80. und 81.

Ein zweiter in der That tragischer Vorfall ereignete sich am 1. September 1854 auf dem Zapportgletscher.*) Sebastian Stoffel, ein kräftiger und gewandter Gemsjäger, während des Sommers Hirt in der Zapportalp, verließ in der Frühe des 1. Septembers mit dem Stutzen bewaffnet die Alphütte, ohne am Abend zurückzukehren. Als er auch am folgenden Tage ausblieb, zweifelte man nicht mehr daran, daß er verunglückt sei und sandte einen Hirten nach seinem Heimathdorf Vals, um Bericht zu erstatten. Von dort machten sich mehrere seiner Freunde auf, ihn zu suchen; sie durchstreiften Berg und Gletscher, ohne die geringste Spur eines Menschen zu finden. Am 9. September Morgens 2 Uhr zogen 18 Valser vereint aus, mit Seilen und Aexten versehen. Sie überstiegen die Plattenschlucht und gingen den Zapportgletscher hinauf in der von den Gemsjägern gewöhnlich eingeschlagenen Richtung. Als sie den sogenannten Paradiesgletscher (einen Theil des Zapportgletschers) überschritten, erblickten sie am Rande einer trügerisch mit Schnee bedeckten Gletscherspalte einen Bergstock. Es war der Jagdstock des Gesuchten und man war an die Stelle gelangt, wo den verwegenen Jäger sein Unglück betroffen hatte. Es galt, in die tiefe Gletscherspalte hinunterzusteigen. Clemens Furger erbot sich sogleich, die Fahrt in die finstere Tiefe zu unternehmen. Man band ihn an ein langes aus 5 Heuseilen zusammengebundenes Seil und ließ ihn in die oben 4 Fuß breite, nach unten sich verengende Spalte hinabgleiten. Immer tiefer sinkend sah sich Furger endlich der starren Leiche seines Freundes gegenüber, etwa 60 Fuß tief. Sie war aufrecht in die Spalte geklemmt und eingefroren. Neben ihm lag die erbeutete Gemse. Der Stutzen und das Waidmesser waren tiefer hinabgesunken. Vier in die Eiswände eingeschnittene Tritte gaben die entsetzliche Gewißheit, daß der Jäger nicht in Folge des Sturzes, sondern durch Kälte und Mangel an Nahrung seinen Tod gefunden. Mit vollem Bewußtsein, mit dem herzzerreißenden Gedanken an Weib und Kind, hatte der Arme sich dem unvermeidlichen Tode überliefern müssen.

*) Vgl. den Bericht in Coaz Valrhein Besteigung (Jahresbericht der naturforschenden Gesellschaft Graubündens, VII. Jahrgang (Chur 1862).

Furger machte sich an die schwere Arbeit, den Leichnam seines Kameraden aus dem Eise zu lösen. Aber die Aufregung und die Anstrengung des Hauens hatten ihn fast ohnmächtig gemacht; er mußte sich hinaufziehen lassen an's Tageslicht, um in der warmen Luft wieder Athem zu schöpfen. Als er sich erholt hatte, ließ er sich zum zweiten Mal in die verhängnißvolle Spalte hinab und dies Mal gelang es ihm, sowohl die Leiche des Jägers als auch die Gemse aus dem zähen Eise zu befreien und aus der kalten Gruft emporzubringen. Noch am selben Tage wurde der Todte mit großer Anstrengung über die Plattenschlucht nach Vals hinuntergebracht und daselbst in geweihter Erde bestattet.

Die zweite beglaubigte Besteigung des Rheinwaldhornes führte ein dem Pater a Spescha ebenbürtiger Bergsteiger, J. J. Weilenmann von St. Gallen, im Juli 1859 aus — ohne jegliche Begleitung! Von der Schäferhütte der Zapportalp unternahm er zuvörderst eine Recognoscirung, die ihn auf die Spitze des Vogelbergs führte. Durch tiefen aufgeweichten Schnee immer höher klimmend, wäre er fast vor Erschöpfung zusammengesunken, hätte ihm nicht der nahe Gipfel gewinkt und zu der äußersten Anstrengung entflammt. Abends 5 Uhr langte er wieder in der Schäferhütte an, deren Eingang ihm die Hunde wehrten, da der Inhaber sich entfernt hatte, um etwas Kleinholz heraufzubringen.

Am folgenden Tage (5. Juli), früh 4 Uhr, brach Weilenmann aus der gastfreundlichen Hütte wieder auf, nur von den guten Wünschen des Schafhirten begleitet. An derselben Stelle wie Tags zuvor betrat er den Gletscher, der erst schwach ansteigt und schneefrei ist, dann aber mit Schnee sich deckt und steiler wird. Die wenigen unbedeutenden Spalten verschwinden bald und man kann das weite Firnplateau ohne Gefahr überschreiten. Nach einer Gletscherwanderung von $2^3/_4$ Stunden erklomm er die nassen Schnee- und Rasenhalden, für welche der Frühling noch nicht angebrochen war. In $^3/_4$ Stunden war die schneegefüllte Einsenkung gewonnen. Nun ging's an dem Felsgrat entlang, der sich rechts zum Gufferhorn emporhebt, bis eine Klippeninsel erreicht wurde, wo der muthige Wanderer $^1/_4$ Stunde rastete und alles Entbehrliche ablegte, auch seine Baarschaft, die noch 14 Tage reichen sollte, in ein Loch versteckte. Denn bei

unvermeidlichen Rutschpartieen entschlüpft Manches den Taschen und geht leicht auf dem Schnee verloren.

Auf dem Firnrücken, der zum Rheinwaldhorn hinaufführt, war der Schnee erweicht und das Waten sehr anstrengend. Der Kamm wurde immer schmaler, lief jedoch fast horizontal. Endlich hob er sich und weitete sich wieder zu einem breiten Rücken. Der Anblick der graziösen Pyramide beflügelte den Schritt, der Schnee wurde fester und seine Kruste erleichterte das Gehen. Einige Klüfte und Trichter wurden leicht umgangen. Wiederum ging es über eine scharfe Schneekante; zum Glück war sie noch weich genug, um auf der Westseite hinaufklimmen zu können, ohne Stufen einzuhauen. Noch einige Schritte und um 9½ Uhr ist die Gipfelschneide erreicht. Wegen des tiefen aufgelockerten Schnee's ist jedoch kein Niedersitzen und Rasten möglich. So wird denn der Gipfel überschritten und auf einigen losen von der Sonne erwärmten Steinplatten*) Halt gemacht.

Vor allem werden die nassen Schuhe und Strümpfe ausgezogen, ausgewunden und zum Trocknen hingelegt. Die eiskalten fast erstarrten Füße werden in die warmen Sonnenstrahlen gehalten und können sich bei vollkommener Windstille wieder etwas erwärmen.

Leider ist der Himmel nicht frei; ringsum Dunst und Wolken! Doch es bleibt noch genug zu sehen übrig! Ein Heer von Spitzen, zahllose, dichtverschlungene Gebirgszüge, duftige Thäler, mächtige Gebirgsknoten, blinkenden Eisinseln gleich, dem niedrigen im Dufte schwimmenden Bergesgewimmel enttauchend, füllen endlos den Raum. Am meisten aber fesselt der mächtige Zapportgletscher mit seinen Firn- und Eisterrassen im Vordergrunde den Blick. Gegen Westen senkt sich, im Glanze der Mittagssonne funkelnd, der Brescianagletscher ab. Zu seinen Füßen liegt einsam abgeschlossen das tessinische Thal Val Carassina. Kahle, verwitterte Felsgräte trennen es von den blauen Tiefen des Blegnothales und ein firnbeladener Höhenzug, aus welchem schwarze Klippen emporstarren, trennt es vom bündnerischen Lenta-Thale ab, das bis weit hinaus mit Eis bedeckt ist.

*) Es ist glimmerreicher Gneis.

Noch rascher und schroffer als der Tödi nördlich zur Sandalp steigt das Rheinwaldhorn nach Süden in's Blegno-Thal. Die Höhe des Absturzes bis Dangio, dicht am westlichen Fuß, beträgt 8000 Fuß, bis Malvaglia über 9000 Fuß — eine Höhe, die jener des Monterosa nach Macugnaga hinab gleichkommt! Der Blick in die Tiefen des Thals ist schwindelerregend; man verfolgt den Thalgrund bis zur Riviera in der Nähe von Bellinzona.

Ein wahres Chaos von Spitzen, Gräten, Gletschern bietet der Gebirgswall, der die Adulagruppe mit dem Gotthard verbindet, hinter welcher nordöstlich der Tödi sich erhebt, das Haupt der Glarner-Alpen. Es ist ein langer Gebirgszug, der nordwärts den Vorderrhein begleitet; er ist, wie hinter ihm die Berge des Berner-Oberlandes von Wolken umlagert; nur der Blick nach dem nahen vom Scopi beherrschten Lukmanier und auf das von ihm herabkommende Val S. Maria ist frei. Um Mittag war die Aussicht nach Westen ganz verschlossen, während sie im Osten sich aufhellte. Zur Rechten des Tambohorns leuchteten die Schneekuppen und Eisfelder der Bernina-Kette und noch weit im Nordosten die Seosaplana auf.

„Daß eine so zugängliche Höhe" bemerkt Weilenmann in seinem Bericht*), „wie das Rheinwaldhorn, nicht schon erstiegen worden, schien mir nicht wahrscheinlich. Ein Steinmannli existirte nicht, einige Steine jedoch lagen so beisammen, wie sie von selber kaum hingekommen sein konnten. Ich legte einen beschriebenen Zettel dazwischen, der aber entweder zu Grunde ging oder meinem Nachfolger, Herrn Forstinspektor Coaz, der im Jahre 1861 den Berg bestieg, sonst nicht zu Gesichte kam."

Um 1½ Uhr verließ er den Gipfel, stieg über den Kamm hinab und fuhr über seine steile Endwand auf die Einsattlung am Fuße des Gufferhornes hinunter. Nachdem er die auf der Felseninsel verborgenen Sachen wieder zu sich gesteckt, stieg er auf den Zapportgletscher hinab, der jetzt mühsamer und gefährlicher zu überschreiten war, als in der Früh, wegen der offenen und theil-

*) Im Adula-Gebirge. Von J. J. Weilenmann. (St. Gallen, 1866.) Separatabdruck aus den Verh. der St. G. naturf. Gesellschaft.

weis verdeckten Spalten. Doch kam er wohlbehalten und munter Abends $6^{1}/_{2}$ Uhr in die Schäferhütte zurück.

Herr Coaz, der mit dem Kreisförster Zarro und zwei gerade in St. Bernhardin sich aufhaltenden Herren am 13. September 1871 das Rheinwaldhorn bestieg, war insofern noch glücklicher als Herr Weilenmann, als er sich einer durch keine Wolken und Nebel beschränkten Aussicht erfreuen konnte. Vom Matterhorn im Südwesten drang der Blick bis weit in die Berge Tirols nach Osten, vom Finsteraarhorn und Tödi bis zu den Appenninen. Und nicht minder interessant als dieser großartige Blick in die Ferne war das Hinabschauen in die vier Thäler, welche nach den verschiedenen Himmelsgegenden ausstrahlen: in's Rheinwald- und Lenta-Thal, in's Val Carassina und Val Malvaglia. Im Piz Valrhein berühren sich die lepontinischen und rhätischen Alpen und das Adula-Gebirge ist gleich dem Monterosa, von welchem die penninischen und lepontinischen Alpen ausgehen, ein Hauptglied in der schweizerischen Alpenkette.



Der Tödi.

Nach einer Original-Aufnahme von Math. Schmid.

Fünfter Abschnitt.

Tödi-Gruppe.

1. Der Tödi und seine ersten Besteigungen.

Das Finsteraarhorn-Massiv setzt sich über die Furka und die nördliche Wand des Urserenthales, welche am Urner-Loch von der Reuß durchbrochen wird, zum Oberalpstock und weiter zum Scheerhorn fort. In dieser Gruppe, zu welcher auch die Windgellen, der Ruchen und der Düssistock gehören, erhebt sich, westlich vom Claridengrat, östlich vom Bifertenstock flankirt, als höchstes Haupt die ganze Nordostschweiz beherrschend, der Tödi zu der ansehnlichen Höhe von 3623 Meter = 11,115 Fuß. Er bildet den mächtigen Grenzstein zwischen dem Bündner Vorderrheinthal und dem Glarner Linthal. Zwei Pässe führen von dem einen in's andere: der Sandgratpaß und der Kistenpaß, beide höchst beschwerlich, stellenweise gefährlich, aber wildprächtig durch ihre großartige Umgebung.

Noch steiler als zum Vorderrheinthal fällt der Tödi nördlich über die obere und untere Sandalp in's tief geschnittene Linththal ab. Die ödeinsame Sandalp kann nur wenige Wochen des Hochsommers von den Heerden der Aelpler besucht werden; die kalte Jahreszeit dauert fast bis zum Juli und beginnt schon wieder im August. Die Alp galt in früheren Zeiten als verzaubert und von Geistern bewohnt, die sich mitunter in zauberischer Musik vernehmen ließen. Die Töne kamen und kommen noch immer vom Winde,

der durch die lose geschichteten Steinplatten bläst. Die Umgebung der Sandalp könnte kaum wilder und großartiger sein. Aus den Gletscher und Firnmassen, die sie umringen, ragt steil wie die Monterosakette aus dem Macugnagathal der Bergriese Tödi zum Himmel empor, auf seiner Ost- und Südseite vom Bifertenfirn umgürtet. Auf der oberen Staffel entspringt die Hauptquelle der Linth, der Oberstaffelbach, der an der steilen, fast 2000 Fuß hohen Rasenwand der Ochsenblanke einen großen und schönen Fall macht. Tiefer unten stürzen ihm dann zwei andere Gletscherbäche in eben so wilden als malerischen Katarakten zu, der Röthibach und der Bifertengletscherbach. Erst nach der Vereinigung mit dem Limmenbach erhält das Gletscherkind den Namen Linth; sie braust weiter in einen tiefen finstern Abgrund hinab, in welchem sie dem Auge entschwindet. Noch kühner und höher über dem Wasser, als die Teufelsbrücke über die junge Reuß, wölbt sich (196 Fuß über dem Grunde) über den jungen Linthstrom die Pantenbrücke, umstarrt von gewaltigen Felswänden: rechts der Altenohren, links die grauen Hänge der Baumgartenalp und gerade vor der kahle fast senkrecht aufsteigende riesige Kegel des Selbsanft.

Das schöne Linthal erhält seinen Hauptreiz durch den herrlichen Hintergrund der Tödimassen. Besonders reizend ist der Blick vom Balkon des Kurhauses im Stachelberger Bad; gerade vor- und thalabwärts die hellen Ortschaften mit ihren Wiesen, Baumgärten und Feldern; gegenüber steile und hohe Berge, auf deren Hängen dunkle Waldstreifen mit grünen Alpweiden und schwarzbraunen Sennhütten anmuthig abwechseln und die Wassersäcke kleiner Bäche weithin glänzen. Im Hintergrunde des Thals aber stehen die massigen Formen des Altenohren, Selbsanft (9317 Fuß hoch) und Ruchi, und zwischen ihnen schimmern die mit ewigem Schnee bedeckten Gipfel der Klariden (10,048 Fuß), die Spitze des majestätischen Tödi und des ihm nahekommenden Bifertenstocks hervor.

Das breite gewaltige Firnhaupt des Tödi ist weithin sichtbar bis über den Bodensee hinaus und nach Baiern hinein. Es hat eine so stolze scharf markirte Form, daß man es auf den verschiedensten Standpunkten alsbald wieder erkennt. Von der Züricher Münster-Brücke und noch freier vom Bauschänzli aus dringt der Blick

begierig auf die weißglänzenden Gipfel der Alpenwelt im Süden; der massige und doch höchst malerische Glärnisch hält ihn einige Sekunden fest, aber siehe! da erhebt sich links von diesem ansehnlichen Berge noch viel freier und höher wie mit Adlersfittigen eine Schneekuppe, alle andern überragend, noch im Abendroth glühend und selbst lange nach Sonnenuntergang noch mit weißem Licht phosphorescirend, wenn alle übrigen Gipfel ringsumher dem Schatten der Nacht anheimgefallen sind —: es ist der Tödi, dessen Bild sich unvergeßlich der Seele einprägt. Von Friedrichshafen am Bodensee fesselt wiederum der Tödi mit dem Bifertenstock den über die Wasserfläche zu den Schweizer Alpen fliegenden Blick und besonders schön stellt er sich dar, wenn man vom Pfänder bei Bregenz ihn mit dem Fernrohr näher in's Auge faßt.

Die mächtige Kuppe theilt sich durch eine gelinde Vertiefung in zwei Gipfel — die Knöpfe des Sattels —, nämlich den (Glarner) Tödi und den (Bündner) Piz Rusein (Rosein); dieser ist ein wenig höher als jener. Am Nordende des Firnplateaus, „Sandfirn" genannt, steht unmittelbar über der oberen Sandalp, als dritte Spitze der Sandgipfel, merklich niedriger, denn er hat nur 10,522 Fuß.

Die nächsten Gipfel in der Umgebung sind Stockgron, Piz Urlaun und Bleisaverda's. Nach Westen fällt der Piz Rusein zum kleinen Tödi ab (Crap Glarun), zwischen dem und dem Piz Catscharauls der Sandgratpaß nach Dissentis hinunter führt.

Daß die Bewohner der benachbarten Thäler in Glarus und Bünden ehrfurchtsvoll zu dem ihnen so nahen Riesenberge emporschauten, aber auch verlangend, seine nähere Bekanntschaft zu machen, ist sehr begreiflich. Doch zu den leicht zugänglichen Bergen gehört der Tödi nicht und selbst sehr geübte und ausdauernde Alpenwanderer bemühten sich vergebens, seine höchste Kuppe zu erklimmen. So der Pater Placidus a Spescha aus Trons im Vorderrheinthal, der im Jahre 1788 den Stockgron, einen dem Tödigipfel sehr nahe gerückten Felsthurm und 1793 auch den Piz Urlaun bestieg. Er war auch der erste Besteiger des Oberalpstocks (Piz Tgietschen) und in seinem siebenzigsten Lebensjahre noch so rüstig, daß er (1822, 19. August) in Gemeinschaft mit dem Maler Isenring abermals auszog, um die Tödispitze zu gewinnen. Sie

übernachteten auf der Alp Gliems und stiegen dann in der Frühe des anderen Morgens den Gletscher hinter dem Stockgron hinauf. Doch nun stellten sich vergletscherte Felsen und Eisspitzen ihnen entgegen, die zu bewältigen für den Reisegefährten des rüstigen Paters eine Unmöglichkeit war und da überdieß noch Nebel die freie Umschau hinderten, so mußte jede Hoffnung, auf den Gipfel des Tödi zu gelangen, aufgegeben und der Rückzug angetreten werden. Von dieser mißlungenen Unternehmung keineswegs abgeschreckt, ging Pater a Spescha am 1. September 1824 nochmals an's Werk und suchte die Tödi-Kuppe von der Rusein-alp zu erreichen; er wollte mit zwei Gemsjägern, Placi Curschellas aus Trons und Augustin Bisquolm von Dissentis dort zusammentreffen, verfehlte sie jedoch und die beiden Männer machten sich allein auf den Weg, überschritten den oberen Theil des Bifertenfirns und erreichten um 11 Uhr die Spitze (P. Rusein). Der Tödigipfel sei etwas niedriger, der Grat aber, der vom Piz Rusein zu ihm hinführe, gangbar. Ein Zeichen ihrer Ersteigung hatten sie jedoch nicht zurückgelassen; übrigens hatte der Pater aus dem später mit seinem Namen getauften Felsenthor ihnen zugeschaut, wie sie wirklich die Spitze erreichten. Es ist kein Grund vorhanden, die bestimmte Aussage des schlichten bescheidenen Mannes in Zweifel zu ziehen.

Unterdessen hatte von der anderen Seite her, nämlich vom Linthal und der Sandalp aus Dr. Hegetschweiler, Arzt in Zürich und verdienstvoller Botaniker, verschiedene Versuche gemacht, die Tödispitze zu erreichen, die theils durch plötzlichen Witterungswechsel vereitelt wurden, theils aber auch daran scheiterten, daß er über den Sandfirn hinaufkommen wollte, anstatt den Weg über den Bifertenfirn zu nehmen.

Wir wollen nur eine Scene aus seiner dritten Versuchsreise anführen. Er war von sechs Reisegefährten und Führern begleitet, am 12. August 1822 bis zu der „Schnee-Rose" gekommen, jenem über eine Viertelstunde langen Felsthal unter der „gelben Wand", das von einer steil abfallenden Eismauer geschlossen wird. Von dieser lösten sich nun plötzlich große Eisblöcke ab. Drei Personen der Gesellschaft standen geschützt unter überhangenden Felsen; die Führer waren eben beschäftigt, den Letzten am Seil

durch die gefährlichste Stelle dieser Runse zu gleiten: da dröhnte und krachte es durch die Stille der Einöde dieser Hochgebirgswelt; ein Rauch von Schnee und Eissplitterchen ward sichtbar und wie kleine Kartätschen schossen die Eistrümmer über die unter den Fels sich schmiegenden Wanderer dahin. Sie wagten sich nicht weiter vorwärts.

War nun auch Dr. Hegetschweiler nicht auf den Gipfel des Tödi gelangt, so hatte er sich das Verdienst erworben, daß diese obersten Regionen des Tödigebirges bekannter wurden und man nun den Uebergang aus dem Linththal in's Vorderrheinthal nach Dissentis wagte.

Die erste wirkliche Ersteigung von der Nordseite fand im Sommer des Jahres 1837 statt durch drei Hirten des Linththals; es waren Bernhard Vögeli, ein sechszigjähriger noch sehr rüstiger Mann, sein Sohn Gabriel und Thomas Thut, der Sohn von Hans Thut, dem treuen Führer des Dr. Hegetschweiler. Der alte Vögeli hatte schon in jungen Jahren als Jäger und Wildheuer die Steinwüsten und Firne des Tödi durchstreift und war mit den Schrecknissen in diesen Regionen des ewigen Schnee's wohl vertraut. Einst wurde er, mit einer Ladung Schabzieger (Kräuterkäse) belastet, von einem Bisennebel überrascht, als er gerade den Kistengletscher überschritt und konnte keinen Schritt mehr vorwärts noch rückwärts — nur durch fortgesetzte Bewegung mit Händen und Füßen rettete er sich aus der Gefahr des Erfrierens. Die beiden jungen Leute waren von schlankem, doch sehr festem und federkräftigem Körperbau und hatten schon als Knaben bei der Gemsjagd das sehr gefährliche Geschäft des „Einthuns", d. h. der Einschließung der schlauen Thiere übernommen und sich im Erklettern der steilsten Felswände geübt.

Als nun die Drei die Ersteigung des Tödi glücklich vollbracht hatten und dann wieder unten im Linththal anlangten, erzählte Vögeli sein Wagniß und die Beweggründe dazu etwa in folgender Weise*): „Schon als Bub hatte ich ein großes Verlangen, jenen Schneeberg zu erklettern, den wir in seiner ganzen Pracht von

*) Das Panorama von Zürich nebst Beschreibung der im Jahr 1837 ausgeführten Ersteigung des Tödiberges (von Dr. Ferd. Keller), Zürich, 1839.

unseren Wohnungen aus erblicken; ich wollte von ihm über die Berge und Thäler unseres Landes hinweg in die weite Welt hinausschauen. Da er am Morgen sich zuerst entzündet und am Abend am längsten von der Sonne beschienen wird, so schloß ich, daß er bedeutend höher als seine Nachbarn sein müsse. Ich schob indessen die Ausführung meines Vorhabens von einem Jahr zum andern auf. Da erschien in der nämlichen Absicht Hegetschweiler, ein kühner Bergmann (Alpenwanderer) und machte, von den tüchtigsten Führern begleitet, mehrere Versuche. Es blieben aber alle seine Anstrengungen unbelohnt und man bestärkte sich in Glarus und in Bünden in dem Glauben an die Unersteiglichkeit des Berges. Nun konnte ich meinen Wunsch nicht länger unterdrücken. In meinem Sohne Gabriel und meinem Nachbar Thut fand ich Genossen meines Vorhabens. Auch sie lockte der Ruhm, zuerst auf ene unbetretenen Höhen emporzusteigen, zugleich auch die Hoffnung, wenn die Erforschung eines Pfades gelänge, künftigen Besteigern als Wegweiser dienen zu können. Der erste Versuch sollte im Juli 1836 gemacht werden. Allein die Witterung war während des ganzen Jahres im Gebirge ungünstig. Erst am Ende des verflossenen Monats (Juli 1837) überzeugten wir uns beim Wildheuen*), daß die Beschaffenheit der Eisthäler den Zugang gestatte und setzten den Tag der Abfahrt fest.

„Am 31. Juli verließen wir unsere Heimath und stiegen zur oberen Sandalphütte auf, wo wir die Nacht zubrachten. Des folgenden Tages machten wir uns vor Sonnenaufgang wieder auf den Weg, schritten über den Bisertengletscher und gelangten bis an's Ende des Urlaungletschers,**) wo ein plötzlich sich verbreitender Bisenrauch (Nebel) uns die Rückkehr rathsam machte. Ueberzeugt von der Möglichkeit, unsern Zweck zu erreichen, traten wir wieder am 4. August von der nämlichen Sennhütte aus den Weg nach dem Tödikulm an; aber dieses Mal besser mit Lebensmitteln und Waffen (Geräthe) versehen und entschlossen, das Aeußerste zu wagen. Wie früher überschritten wir, nur etwas tiefer unten,

*) Das auf den Felsbänken und Fluhen wachsende Gras wird von den sogenannten Wildheuern mit Lebensgefahr abgemäht und herabgebracht.

**) Es ist dies nur der höhere Theil des Bisertengletschers in der Nähe des Piz Urlaun.

den Bifertengletscher, wo das Umgehen von etwa acht furchtbaren Klacken (Gletscherspalten) viel Zeit und Anstrengung erforderte, und gelangten erst spät zu einem Eisthurm, vielleicht Thut's Mütze*) und zu dem Gletscherabsatz, über den Hegetschweiler nicht viel emporgedrungen war. Nicht weit von demselben brachten wir, an eine Felswand gelagert und von der Kälte leidend, die Nacht unter freiem Himmel zu. In aller Frühe banden wir uns, wie am vorigen Tage, wieder an's Seil, um mit größerer Sicherheit die Eisfelder zu überschreiten und hatten Ursache, über die Anwendung dieser Vorsichtsmaßregel uns zu freuen, denn mein Sohn stürzte am Rande des Firns in eine Gletscherspalte und konnte nur mit Mühe aus derselben herausgezogen werden. Bald standen wir vor einer schroffen Felswand, diesseits des Firnwalles, der zwischen den beiden Gipfeln emporsteigt, an der sich eine enge schornsteinähnliche Schlucht hinaufzog. Durch diese hofften wir den Weg nach der über uns hängenden Schneezinne erzwingen zu können. Ich kletterte voran und nach einigem Zaudern folgten mir auch meine Gefährten, denen dieser Einfall allzu abenteuerlich vorkam. An dem fast senkrechten Felsen leistete uns die mitgebrachte kleine Leiter gute Dienste. Eben wollte ich mich aus der Mündung des Felsenrohres emporschwingen, als eine furchtbare Schneemasse über mich weg nach dem Abgrund lief. Hätte ich nur mit der Hälfte des Leibes außerhalb des Runses gestanden, so wäre ich unfehlbar über die Fluhwand hinabgeschleudert worden. Ein paar Minuten lang hielten mich meine Gefährten, da ich ganz in Schneegestöber eingehüllt und betäubt war, für verloren. Den Rückzug von hier zu bewerkstelligen war keine geringe Arbeit. Auf dem Schneefelde wieder angekommen, sahen wir Gewitterwolken im Anzuge und damit unsere Hoffnung vereitelt, an diesem Tage den Tödigipfel zu erreichen.

„Glücklicher waren wir auf unserer dritten Reise. Donnerstag den 10. August, Nachts um 12½ Uhr, zogen wir, wie früher, mit Fußeisen, Heuseilen, Flößhacken, einer Leiter und für unseren Unterhalt mit Brod und Kümmelwasser versehen, aus unserer Hei-

*) Nach Hans Thut's, des Begleiters von Hegetschweiler, Zottelmütze so benannt.

math fort. Ohne Unfall erreichten wir Thut's Schlafmütze. Von hier aus auf der Bündnerseite den Berg hinankletternd, gelangten wir auf ein weites Schneefeld und hielten, von den Strahlen der Mittagssonne erwärmt, auf einem von einer Lawine herabgeworfenen Felsstück unser einfaches Mittagsessen. Immer steigend kamen wir zu einem steilen Abhang, der mit knietiefem frischem Schnee bedeckt war, worin wir über eine Stunde lang zu waten hatten. Um 12 Uhr sahen wir ein kleines Firnthal vor uns liegen, über das wir nicht ohne Besorgniß hinwanderten. Ganz auf der Südseite des Berges erreichten wir dann, wie es uns schien, die oberste Fläche desselben; da aber ein dichter Nebel uns jetzt umgab und wir nicht zehn Schritte vor uns sehen konnten, marschirten wir auf's Gerathewohl vorwärts. Hier war es, wo ich durch die große Arbeit erschöpft, mich sehr unwohl fühlte, auch, wie meine Begleiter mit Schrecken bemerkten, meine Gesichtsfarbe veränderte. Ein Frost und heftiges Zittern hatte mich überfallen. Das Gefährliche meiner Lage einsehend, raffte ich meine letzten Kräfte zusammen, fuhr fort, mich zu bewegen, nahm einige Schluck Kümmelwasser und hatte die Freude, mich in kurzer Zeit von diesem Zustande befreien zu können. Noch eine Weile schritten wir auf dieser Ebene fort; da theilten sich plötzlich die Wolken und unser Auge überschaute eine zahllose Menge von Berggipfeln, von denen keiner zu uns emporreichte. Wir überzeugten uns fast zu unserem Schrecken, daß wir auf der Spitze des noch nie bestiegenen Tödi standen. Unser Thal, in dem wir unsere Wohnung und das Stachelberger-Bad schauten, lag in dunkler Tiefe zu unseren Füßen, und wir vergossen Thränen der Freude über das uns zu Theil gewordene Glück. In aller Eile wurde nun als Signal aus zwei Stöcken ein Kreuz verfertigt, an das wir einige Nastücher mit Faden, die wir zu diesem Zweck mitgebracht hatten, befestigten. Dann erst setzten wir uns auf den glänzenden Firn, nach welchem wir so oft hinaufgeblickt hatten. Als wir noch eine Zeit lang durch die Risse der sich häufenden Wolken in eine uns unbekannte Welt hineingeschaut, traten wir Gott dankend für die Erfüllung unseres so lange genährten Wunsches, Nachmittags um 2 Uhr den Rückweg an".

Im Dorfe Linththal und im Stachelberger-Bad waren, sobald sich die Kunde von der Ersteigung des Tödi und der Aufpflanzung eines Signals verbreitet hatte, Aller Blicke mit und ohne Fernrohr auf den Gipfel gerichtet; doch vergebens strengten sich die Augen an, Niemand vermochte das Signal auf der von den Besteigern selbst bezeichneten Stelle zu sehen. Endlich kam der alte Thut vom Berge herab und versicherte, die Stange mit dem Tuche sowohl durch sein kleines Fernrohr wie auch mit bloßen Augen gesehen zu haben. Und wirklich, als man das Telescop nach der von ihm bezeichneten Stelle richtete, wurde nun das Signal deutlich wahrgenommen und auf überraschende Weise die Aussagen der Hirten bestätigt.

Nach acht Tagen, Freitags den 18. August, erschienen die muthigen drei „Tödimänner", wie man sie jetzt nannte, abermals im Stachelbergerbad, um Herrn von Dürler aus Zürich auf dem von ihnen gefundenen Wege auch auf den Tödi zu führen. Alle Badegäste beeiferten sich zur Ausrüstung etwas beizutragen; schnell war eine große rothe Fahne aus Tischteppichen verfertigt. Um 3 Uhr Nachmittags brach man auf und bei Anbruch der Nacht wurde die obere Sandalp erreicht. Die Bewohner der bequemsten Sennhütte nahmen die Wanderer freundlich auf und bereiteten ihnen — das Beste, womit der Senn seine Gäste zu bewirthen vermag — einen fetten Rahmbrei, „Fänz" genannt. In der Nacht war prachtvoller Mondschein und der donnernde Wiederhall brechender Gletscher versprach einen heiteren Tag. Um halb 3 Uhr in der Frühe waren schon Alle auf den Füßen. Ueber Schutthalden und Eisbänder stieg man auf's Bifertengrätli und von da mit Hülfe der Leiter an einer steilen Wand auf den Bifertenfirn hinunter. Dort wurden die Fußeisen unter die Schuhe geschnallt, die Stricke hervorgezogen, mit denen die Bergsteiger, je fünf Schritte von einander entfernt, sich zusammenbanden. Der frisch gefallene Schnee deckte trügerisch manche Risse und Schründe und der Firn hatte sich seit den acht Tagen bedeutend verändert, so daß die Leiter fleißig benutzt werden mußte. Von dem Gletscher wieder auf ein Schneefeld tretend, naheten sie sich dem gefährlichen kleinen Felsthal, die „Schneerose" (Schnee-Runse) genannt. Fantastisch gestaltete Eispyramiden standen auf der einen Seite, überhängende Schneemassen,

die von Zeit zu Zeit herabstürzten, drohten auf der anderen Seite. Um besser ausweichen zu können, band man sich vom Seile los. Glücklich langten sie oben an, außer dem Bereich der Schneestürze und auf einem vorspringenden Felsenkopfe, von welchem sparsam eine Quelle herabrieselte, machten sie Halt. Dort genossen sie das seltene und imposante Schauspiel des Einsturzes eines gewaltigen Eisgewölbes, das unter schrecklichem Getöse in tausend Trümmerstücken auseinanderflog.

Abermals mußte eine Felswand überklettert und ein Firnfeld am Seil überschritten werden; dann kamen sie an einer Felswand von röthlich gelber Farbe*) vorbei und weiter zu einem Eishügel von etwa 100 Fuß Höhe; auf demselben lagen einige todte Libellen und trockene Blätter, die der Wind aus weiter Ferne dorthin getragen hatte. Nicht weit davon saßen traurig zwei Krähen, die vielleicht auch auf einer Untersuchungsreise begriffen waren und sich nicht wenig wunderten von Menschen gestört zu werden. Nun hielt man sich rechts und kam um 12 Uhr zur Einsattlung zwischen dem Tödi und Rusein. Um auf den Grat zu gelangen, mußten Tritte in das Eis gehauen werden; in einer halben Stunde erreichte man die Kuppenfläche und die Stelle, wo das Signal, das der Wind zu Boden geworfen hatte, aufgepflanzt worden war.

Der erste Eindruck, den der erhabene Ausblick vom Tödigipfel auf das Gemüth machte, war so überwältigend, daß die Wanderer erst gar nicht wagten, einzelne Berge in's Auge zu fassen und erst sich sammeln mußten, um mit der wunderbaren Welt sich zu befreunden. Die Berner Alpen im Westen, die Tiroler im Osten, die Graubündner im Süden — ein Chaos von Bergen — und im Norden die unabsehbaren Ebenen der Schweiz und des südlichen Deutschlands. Doch nun hielt man es auch für Pflicht,

*) Während auf der (Bündner) Südseite des Tödi noch das krystallinische Gestein, Gneis und ein schöner Verrucano-Granit vorherrscht, herrschen auf der Kammhöhe von der Nordseite abwärts kalkige Quarzitschiefer; doch tritt auf der Sandalp noch einmal Gneis als Grundlage auf, d. h. jene Spezies, welche man „Alpinit" heißt.

Auf diesem Alpinit ruht der gelb angewitterte Röthikalk oder Unterjura viele hundert Fuß mächtig, bis zum kleinen Tödi sich hinaufziehend, dessen Fuß er bildet.

die Freunde im Linththal von der glücklichen Ankunft in Kenntniß zu setzen und schwenkte die mitgebrachte Fahne so hoch und so lange wie möglich in der Luft. Das Thal lag so deutlich unten zu den Füßen des Berges, daß man nicht nur (durch's Fernrohr) die einzelnen Häuser unterscheiden, sondern auch die Leute sehen konnte, wie sie zwischen dem Dorfe und Bade hin und her gingen und sich Mittheilung machten von dem, was sie auf dem Tödigipfel bemerkten.

Der alte Gemsjäger Vögeli hatte sich auf den kalten Firn hingestreckt und schlief behaglich; die Temperatur war mild, 9° R. in der Sonne, 7° R. im Schatten. Der Hunger war gering, desto größer der Durst, den man jedoch nicht wohl befriedigen konnte, da die Spirituosen und auch der Wein ihn nicht stillten. Um 3 Uhr trat man die Rückreise an, die, zwar minder beschwerlich, aber nicht minder gefährlich war. Herr Dürler, wie die Führer stürzten mehrmals in Spalten, wurden jedoch augenblicklich wieder herausgezogen. Um halb 7 Uhr kamen sie wohlbehalten im Oberstaffel an; am folgenden Morgen zogen sie in's Linththal hinab, jubelnd bewillkommnet. An der hinteren Linthbrücke erwartete sie eine Anzahl Kurgäste, um sie zu begrüßen. Durch die Freigebigkeit des Herrn Hauptmann Paravicini von Glarus hatte man ein kleines Fest bereitet und in einem Triumphzuge ging es bis zum Badgebäude.

Nun war die Bahn gebrochen, doch dauerte es bis zum Jahre 1853, wo im August die Herren G. Studer aus Bern, Professor Ulrich aus Zürich und Antiquar Siegfried von ebenda eine vollständig gelungene Tödibesteigung ausführten. Ihre Führer waren Gabriel Vögeli, Johann Madutz und Thomas Thut. Um 3 Uhr Morgens brachen sie von der obern Sandalp auf, kamen glücklich durch die „Schneerose", und gelangten, nachdem sie die drei Felsterassen des Bifertengletschers überstiegen, um 11 Uhr Vormittags auf den Schneesattel zwischen Tödi und Rusein. Von da wanden sie sich dem nördlichen sanften Gehänge der Tödispitze entlang, von den Gästen im Stachelbergerbade gesehen, nach dem östlichen Plateau, wo die Führer und Herr von Dürler die Fahne im Jahr 1837 aufgepflanzt hatten. Von dort bis auf die Spitze hatte man noch 10 Minuten zu steigen und dieselbe

war nach Vögeli's Aussage weder bei der ersten noch bei der zweiten Besteigung betreten worden. Das fixirte 100theilige Thermometer zeigte 5°, das freie 4°.

Föhngewölk hatte die entfernteren Gebirgszüge umlagert und das tiefere Land war in ein trübes Dämmerlicht gehüllt, doch frei schweifte der Blick über die näheren Bergketten von Glarus, Schwyz und Uri und nach den Riesen des Berner Oberlandes. Fern im Wallis erhoben sich aus den Wolken Montblanc, Weißhorn, Mischabelhörner und in voller Majestät der Monterosa. Die ganze Kette, welche auf der Grenze zwischen Bünden und der Lombardei sich hinzieht, vom St. Gotthard bis zum Ortles, stand in voller Klarheit vor dem schwelgenden Blick.

Mit der Bildung des Schweizer Alpenclubs, der zu seinem ersten Erforschungsgebiet den Tödi erklärte und eine Clubhütte am sogenannten Grünhorn (Bifertengrätli), unweit der gefürchteten „Schneerose“ errichten ließ, kamen die Tödiersteigungen wiederum in Aufnahme und am 11. August 1863 wurde von Dr. Simler, dem damaligen Centralpräsidenten, unter Führung von Heinrich Elmer, eine Tödifahrt veranstaltet, welche durch die Porta da Spescha den Gipfel erreichte. Diese Pforte ist das vergletscherte Felsenthor zwischen dem Stockgron und Piz Mellen; es wurde von Dr. Simler zu Ehren des verdienten Paters so benannt.

Bereits im Jahre 1861 hatten Dr. Simler und G. Sand (ein rüstiger Bergsteiger aus St. Gallen) zum ersten Mal von der Tödispitze aus den Piz Rusein-Gipfel erreicht, indem sie die schmale Eisbrücke passirten, welche den Tödifirn mit dem Rusein verbindet und seitdem den Namen „Simlergrat“ erhalten hat.

2. Eine neuere Tödifahrt.

Jetzt werden alle Jahre von rüstigen Besuchern des Linththals Tödibesteigungen unternommen und 1865 betrat auch eine sechszehnjährige Glarnerin als die erste ihres Geschlechts den Tödigipfel. Von neueren Berichten, die mir vorliegen, sei hier nur

noch Einiges aus der einfachen schlichten Schilderung mitgetheilt, welche Herr Staatsanwalt Linser in Feldkirch von seiner am 19. Juli 1869 mit den Herren Fabrikbesitzer Tschavoll und Kunstmaler Math. Schmid unternommenen Tödifahrt der Sektion Vorarlberg des deutschen Alpenvereins überreichte und auch mir mitzutheilen die Güte hatte.

Wir waren unter strömendem Regen im Stachelberger Bad angelangt. Unsere erste Sorge war auf Führer und Träger gerichtet. Jakob Stüßi (der leider im folgenden Jahre gestorben ist) und die Gebrüder Albrecht und Joachim Zweifel boten sich als solche an und stellten zugleich bestes Wetter für den folgenden Tag in Aussicht. Sie hatten richtig vorausgesagt, denn bald hatte die Abendsonne die grämlichen Wolken aufgelöst und begünstigte einen Rundgang durch die hübschen Anlagen des Bades. Es ist wirklich ein allerliebstes Stückchen Erde. Das Hotel selbst ist mit allem Comfort ausgestattet, die Anlagen sind nett und sauber gehalten und die Aussicht nach Südwest auf die Tödimassen ist prachtvoll.

In seltsamem Contraste zu dieser hehren Natur, an deren Schwelle das Leben der Großstädter sich nicht bleibend einnisten kann, stehen die aus aller Herren Länder zusammengekommenen und zusammengetragenen Gesichter und Costüme, und einen geradezu komischen Eindruck machen die hochgestiefelten und kurz geschürzten Püppchen mit den gewaltigen Bergstöcken in der Hand; wohlweislich erklimmen sie nur die nächstgelegenen Alpen, um dann in den Touristen-Albums in läppischen Versen und nicht minder läppischer Prosa ihre kühne That zu feiern.

Im Speisesalon des Kurhauses steht den Gästen ein trefflicher Tubus zur Verfügung, welcher das Amt des unbestechlichen Zeugen und stillen Aufpassers verwaltet, denn er controlirt alle Tödibesteiger und wehe dem, der durch die Gläser des Tubus nicht erspäht werden kann! Es ist so gut, als wäre er gar nicht oben gewesen.

Am späten Abend, nachdem Alles geordnet und vorbereitet war, überließen wir uns dem buntesten Frohsinn, denn der Himmel ließ klares Wetter hoffen.

Von Stachelberg aus läßt sich der Tödi in 11 Stunden besteigen. Man pflegt jedoch, um sich's bequemer zu machen, am ersten Tage nur bis zum 7 Stunden entfernten Grünhorn aufzusteigen, dort in der Clubhütte zu übernachten und am nächsten Morgen die Ersteigung des Tödigipfels zu unternehmen.

Der heiterste Sonnenhimmel wölbte sich über das Linththal. Wir waren nicht allzufrüh aufgebrochen, langten jedoch schon um 9 Uhr in der am Ende des Thales gelegenen „Pension Tödi" an, vor welcher sich eine üppig grüne Matte ausbreitet. Die Berge auf beiden Seiten drängen sich so nahe zusammen, daß für die Linth nur eine enge Schlucht bleibt. An der Brücke die hinüberführt, betrachteten wir das kleine bescheidene Denkmal, das Elternliebe dem verlornen Sohne errichtete. Es erinnert an den frühen Tod des Dr. Hugo Wislicenus aus Preußen, Privatdozenten an der Züricher Hochschule, der am 8. August 1866 ohne Führer auf seiner Wanderung in der Gletscherregion des Tödi, in der Nähe des Grünhorns, von einem dichten Nebel überfallen, sich verirrte und von einer Lawine begraben wurde. Erst nach mehreren Tagen und nach angestrengtem Suchen fand man seine Leiche.

Nach vierstündigem Aufsteigen langten wir auf der Sandalp an, auf welche der Tödi seine eisigen Ausläufer heruntersendet. Sobald wir diese hinter uns hatten, war aller Pflanzenwuchs erstorben und unsere Füße betraten den Anfang einer schlüpferigen und schmutzigen Moräne. Linker Hand scheint der Bifertengletscher seine wild zerklüfteten Eismassen in's Thal hinabstürzen zu wollen. Der Aufstieg wird immer beschwerlicher und auf der sogenannten „Meerenblanke" muß man sich über lose Steine hinaufwinden. In den brennenden Sonnenstrahlen war diese Arbeit doppelt beschwerlich. Dann ging es wieder etwas abwärts über wellenförmig gelagerte Eisfelder, deren Oberfläche mit zerbröckeltem Gestein und mit Schlamm bedeckt war. Vorsichtig bewegten wir uns vorwärts; einige Fahrlässigkeiten hatten uns schon in eine unaussprechliche Situation gebracht, bei der die Beinkleider am

schlimmsten gefahren waren — sie wurden von scharfkantigen Steinen an mehreren Stellen durchschnitten.

Das Grünhorn winkte; einige Schneelager, welche die Lawinen angehäuft hatten, waren bald überschritten, da die Schneemassen noch sehr compakt waren und um 5 Uhr Abends hatten wir die Clubhütte erreicht. Die Sonne stand noch hoch am tiefblauen Himmel und so war es mein Erstes, mich auf einen in den Absturz hinausgereckten Felsblock zu setzen und das vor den Augen aufgerollte Bild zu bewundern. Ziemlich tief unter uns lag der Biferten-gletscher, dessen tiefe Klüfte unheimlich zu uns heraufgähnten. Er ist furchtbar zerrissen und seine Wildheit erinnert an den Rhonegletscher. Hinter dem Grünhorn thürmt er sich steil empor und trägt gleichsam auf seinem Nacken gegen Süden hin den Piz Durgin.

Ich sah lange auf dieses in eisige Starrheit gebannte Chaos hinab, seine grotesken Formen bewundernd, als ich plötzlich durch ein donnerartiges Getöse aufgeschreckt wurde. Ein mächtiger Eisblock hatte sich den ihn umschlingenden Armen entwunden und stürzte in gewaltigen Sätzen einer Gletscherspalte zu, in der er sich verfing. Nicht lange nachher folgte ihm ein zweiter und so zeigte sich auch in dieser starren Gletscherwelt, daß Bewegung das ewige Gesetz des Lebens ist und nirgends fehlt.

Nun zur Clubhütte zurück. Sie ist einer widerstrebenden Natur abgetrotzt, ein kleiner Rohbau von Steinen. Thür und Dach sind von starkem Eisenblech. Im Innern befindet sich ein kleiner Heerd, eine Pfanne und auf dem Boden ein Heulager, das jedoch ziemlich feucht geworden war. Diese Hütte gewährt, da sie überdieß noch vor dem Lawinensturz gesichert ist, den Touristen eine sehr große Erleichterung ihrer Tödireisen. Früher konnte man am ersten Abend nur bis auf die obere Staffel der Sandalp gehen, von da man dann wiederum um Mitternacht aufbrechen und den drei Stunden langen sehr beschwerlichen Weg bis zum Grünhorn zurücklegen mußte, um nun erst das Emporklimmen auf Gletscherpfaden zu beginnen. Jetzt aber ruht man bequem von einem siebenstündigen Marsch des ersten Tages in der Hütte aus, kann länger schlafen und fühlt sich am andern Morgen gekräftigt.

Die Träger hatten von der Sandalp Holz hinaufgebracht und es loderte nun auf dem Heerde die trauliche Flamme. Bald war das Wasser in der Pfanne zum Sieden gebracht und wir freuten uns auf den Thee. Leider hatten wir das Sieb vergessen und mußten daher das Theekraut mit dem aromatischen Tranke als Zugemüse verkosten. Dennoch bewährte sich auch am Grünhorn der Theegenuß auf hohen Bergen als sehr wohlthuend und in behaglicher Stimmung lagerten wir uns nach unserem einfachen Abendmahl vor der Hütte, des herrlichen Abends uns freuend.

Die Abenddämmerung war kürzer als in der tiefen Ebene, doch es stand uns noch ein erhabenes Schauspiel bevor. Wie durch einen Zauberschlag erglüheten die weißen Spitzen und Kuppen um uns herum im feurigsten Roth. Der Eindruck dieses Phänomens mitten in der Eiswelt war noch viel ergreifender als unten vom Thale aus gesehen. Der Gegensatz dieser tiefrothen Gluth zu den weißen und bleichen Schneefeldern und der dunklen Dämmerung in der Tiefe wirkt auf das Gemüth noch intensiver.

Wir begaben uns zur Ruhe und Jeder bettete sich in seine Plaids und Decken gehüllt so gut er konnte. Der Raum für uns 6 Personen war schmal bemessen und in Folge meiner nicht eben bequemen Lage konnte ich lange nicht zum Einschlafen kommen. Auch die bereits schlafenden und schnarchenden Gefährten wurden wieder aus dem Schlafe gerüttelt, denn drei Lawinen gingen in nächster Nähe in die Tiefe nieder. Die Führer nannten das ein gutes Zeichen, weil es in der Vormitternacht eintraf. Nur die von der Tageswärme gelockerten Schichten hatten sich abgelöst. Erhebt sich aber in der Nacht der Föhn und es donnern Nachmitternacht die Lawinen, so ist das ein übles Zeichen, das keine gelingende Fahrt verspricht.

Nachdem wir diese beruhigende Erklärung vernommen, sanken wir Alle in des Schlafes Arme bis um 3 Uhr in der Früh, zu welcher Morgenstunde der wackere Stüßi bereits geschäftig war, uns den Thee zu bereiten. Das Frühstück war bald verzehrt und nun schüttelten wir dem Maler die Hände — er wollte am Grünhorn zurückbleiben, um von einem günstigen Standpunkte das Tödibild zu zeichnen — wir setzten uns etwas vor 4 Uhr in Bewegung

Vom tiefsten Azurblau des Himmels leuchteten uns noch in hellstem Glanze die Sterne; die Dämmerung war schwach. Zunächst stiegen wir den steilen Felsen vor der Hütte hinab, eine Arbeit von 10 Minuten, da wir wegen des schwachen Morgenlichtes der Vorsicht bedurften. Wir standen auf dem zerklüfteten Gletscher, umgingen und übersprangen verschiedene Spalten, bis wir an eine größere Kluft gelangten, hinter der sich eine hohe Eiswand erhob. Ich muß gestehen, daß ich bei diesem Anblick etwas verdutzt war; denn an der Eiswand sollten wir emporklimmen und beim Ausgleiten wäre ein Fall in die Kluft hinab unvermeidlich gewesen. Es blieb aber nichts übrig, als vorwärts zu dringen. Die Führer begannen die Stufen zu hauen, wir legten unsere Fußeisen an und nachdem wir einige hundert Stufen glücklich zurückgelegt hatten, standen wir oben und schauten wohlgemuth in die tiefe grinsende Spalte hinab.

Nun galt es wieder, eine Anzahl von Spalten zu überschreiten und die Eisblöcke, die vor ihnen lagen, zu umgehen, bis wir zum Urlaunthor, der berüchtigten Runse kamen. Sie zieht sich kaminartig sehr steil hinan, ist auf beiden Seiten von schroffen Felsen begrenzt, auf deren Spitzen grün schimmernde Eisblöcke in den barocksten Formen aufgethürmt liegen, manche weit überhängend, als wollten sie im Moment niederstürzen. Das Aufsteigen wird in der Mitte noch durch die schlüpfrigen lehmartigen Schichten an der gelben Wand noch mehr erschwert. Doch zum langen Verweilen und Bedenken hat man keine Zeit; wir eilten vorwärts und stiegen endlich über einen kleinen Felsen auf die Hegetschweiler Platte, von der wir auf den Firn ausbiegen konnten. Dieser zweistündige Klettermarsch bis zur Platte war offenbar das herbste Stück Arbeit auf unserer ganzen Fahrt.

Der Firnschnee war noch hart gefroren, so daß an steileren Partieen der Fuß sich fester einstoßen mußte. Wir stiegen in der Richtung gegen den Piz Urlaun und die Bleisasverdas an, deren Spitzen sich immer mehr vor uns senkten. Dann lenkten wir in einem senkrechten Bogen rechts von ihnen ab und hatten um 8 Uhr ohne erhebliche Mühe das Riesenhaupt unter unseren Füßen.

Der erste flüchtige Blick gab uns die frohe Kunde, daß so weit die Augen zu tragen vermochten, keine Wolke, kein Nebelstreifen

auf Bergen oder in Thälern lag; das Blau des Himmels war rein, doch von dunklerem Ton, so daß die Spannung seines Gewölbes noch eindringlicher ward und die unter solchem unendlichen Bogen in festgegliederten Reihen da stehenden Alpenspitzen um so ausdrucksvoller und erhabener erschienen. Welch' eine seltene Gunst und wie fühlten wir uns hundertfach beglückt für die überstandenen Mühen der Wanderung!

Es wehte ein etwas scharfer Wind, der uns veranlaßte, unsere Plätze auf der nördlichen Seite des Gipfels zu nehmen, wo wir zugleich pflichtschuldigst im Gesichtsfelde des Tubus im Stachelberger Bade erschienen.

Ein großes glänzendes Stück Erdoberfläche lag zu unseren Füßen; die Herrlichkeit des Bildes zu zeichnen ist der Feder unvermögend. Das Nächste wie das Fernste fast gleich klar und rings um uns kein Berghaupt, das dem Tödi gleich käme.

Nördlich lehnen sich unmittelbar an den Riesen die Clariden, ihnen gegenüber thürmt sich der Hausstock auf. Eine Weile senkt sich der Blick in das liebliche Linththal, durch welches das Tödikind, die Linth, ihren Silberfaden schlingt. Auf beiden Seiten heben die Glarner Berge ihre stattlichen Häupter und als der letzte Ausläufer des Hochalpenzuges stellt sich der Säntis dar, hinter welchem die blaue Furche des Bodensee's aufblitzt.

Im Kreisbogen von Nord nach West hebt sich unter den Hügelketten sehr malerisch der Pilatus hervor. Desto imposanter wird das Bild weiter im Bogen von West nach Süden. Genau im Westpunkte schimmert der Titlisgletscher mit seinem breiten abgerundeten Kopfe; südwestlich recken die Riesen des Berner Oberlandes ihre schwarzblauen Häupter aus dem weiten Firnmeere empor. Tiefer in dem Horizont nach Westen und Süden ziehen die stolzen Riesen der Walliser und Savoyer Eisberge. Deutlich sahen wir die Spitzen des Montblanc und Monterosa.

Nun wenden wir uns von Süden nach Osten und blicken staunend auf die Graubündner Berge. Im Südosten sendet die Bernina-Gruppe ihre zahllosen Hörner und Spitzen zum blauen Aether hinauf und genau gegen Osten erglänzt die eisumgürtete Silvretta-Gruppe mit dem Fluchthorn, Piz Linard und Piz Buin.

Wir gehen weiter zum letzten Stück des Kreisbogens von Ost nach Norden. Dort baut sich der Rhätikon auf mit seinem höchsten Throne, der Scesa plana. Diesem Zuge schließen sich in dichten Reihen die Spitzen der Klosterthaler und Montafuner Berge an. Weit zurück am östlichen Gesichtskreise fesselt ein dunkles mächtiges Berghaupt den Blick; es ist der Ortles.

Nun suchen wir die heimischen bekannten Gipfel von Vorarlberg, aber diese verschwinden fast vor dem Lechthaler und baier'schen Hochgebirge. Nur die aus dem Walserthale aufsteigende Rothe Wand ist in vollster Deutlichkeit sichtbar.

Voll befriedigt von der reichen einzigen Aussicht traten wir nach $1^{1}/_{2}$stündigem Aufenthalt den Rückmarsch an. Während der kurzen Zwischenzeit hatte die Sonne ihre Macht an den Firnfeldern des Tödi erprobt und sie so erweicht, daß wir ein über das andere Mal tief in den Schnee einsanken und unsere Ankunft bei der Runse sich verzögerte. Wir trafen eine Masse von Mücken aus der Ebene, die wahrscheinlich von einem tückischen Winde in das ihnen jedenfalls verderbliche Schneerevier empor getragen waren.

Durch die Runse eilten wir im vollen Lauf, denn die Führer ermahnten dringend zur Eile, bis wir schweißtriefend am Eingange standen. Nun wollten wir ein wenig verschnaufen und die zurückgelegte Bahn noch einmal überschauen. Auch dies harmlose Vergnügen ward uns nicht gestattet; die grausamen Führer packten uns an dem Arm, zogen nns fort und wiederum ging's im Dauerlauf der Turner über Blöcke und Spalten. Kein Stillstand ward geduldet. Waren die Führer gar zu ängstlich? Mit nichten. Kaum hatten wir die gefährlichen Stellen überschritten, so sahen wir aus der Runse eine Lawine hervorstürzen, die ihre Eisblöcke noch weit auf den Gletscher hinauswarf. Nun erkannten wir, wie verderblich uns ein Aufenthalt von nur 10 Minuten geworden wäre.

Wieder auf den Bifertengletscher hinabgestiegen, konnten wir mit mehr Muße die Gletschertische betrachten. Wiederum gelangten wir an die Eiswand, die uns am Morgen so viel Grauen erweckt hatte. Die Tritte waren von der Sonne weggeschmolzen, doch es wurden neue gehauen und bald war auch dies letzte

Hinderniß überwunden. Auf der Sandalp erwartete uns der wackere Maler: auch er hatte seine Aufgabe gelöst und wahrhaft künstlerisch vollendet. Das beiliegende Tödibild ist von ihm gezeichnet.

3. Das Scheerhorn

und seine erste Besteigung durch Georg Hoffmann aus Basel.*)

Die beiden parallel laufenden Thäler des Kantons Uri, das Schächenthal und das Maderanerthal, werden durch einen Gebirgszug von einander geschieden, der in der Nähe des Tödi mit den Clariden beginnt und bei Amsteg mit dem Windgellen**) endigt. Diese Gebirgskette besteht aus sehr rauhen und unzugänglichen Bergen, wie denn schon die Namen „Ruchi" und „Windgelle" nicht gerade einladend klingen. In einer absoluten Höhe von 3296 Meter = 10,146 par. Fuß erhebt sich fast in der Mitte genannter Kette das Scheerhorn, so genannt von der eigenthümlichen Gestalt seiner Gipfel, welche aus der Ferne gesehen den Spitzen einer halb geöffneten Scheere gleichen. Die Bewohner der Umgegend nennen den Berg mundartlich „Scharhorn", auch wohl „Scharhore". Oestlich hängt das Scheerhorn mit dem Kammlistock, der westlichen Fortsetzung der Clariden, und westlich mit dem Tschingelhorn oder Bockzingel***) zusammen. Das Scheerhorn aber ist das wildeste und höchste unter den Hörnern dieses Gebirges.

G. Hoffmann bestieg es von der schwierigsten südlichen Seite vom Kammlistock aus am 9. August 1842 und hat diese Bestei-

*) Wanderungen in der Gletscherwelt von G. H. Mit lithographischen Gebirgsansichten. Zürich. Orell und Füßli 1843.

**) Jetzt ist der weibliche Artikel „die" (große und kleine) Windgelle mehr im Gebrauch; „der Windgellen" wird der Berg vom Volk genannt.

***) Von cingulum, hindeutend auf die Umgürtung eines Berges mit Felswänden.

gung in so ansprechender gemüthvoller Weise geschildert, daß ich mich nicht entschließen konnte, Vieles zu streichen oder zu kürzen, zumal da so manche für die Kenntniß des Alpenlebens werthvolle Episoden darin vorkommen und neuerdings durch den immer zunehmenden Besuch des Maderanerthals auch das Scheerhorn in immer weiteren Kreisen bekannt wird.

Der für die Hochalpenwelt hochbegeisterte Mann widmete alle Mußestunden, die ihm sein kaufmännisches Geschäft erlaubte, ihrer Erforschung und Bereisung. Er starb zu Basel am 21. Januar 1858 im fünfzigsten Lebensjahre. Sein Büchlein „Wanderungen in der Gletscherwelt" wird in der alpinen Literatur unvergessen bleiben.

Nach einem vergeblichen Versuche (so beginnt H. seine Darstellung der Scheerhornfahrt) den ich am 9. September 1840 veranstaltet hatte, um auf die Spitze des Scheerhornes zu gelangen, und bei dem mich der Wirth und Gemeindepräsident Jost Gysler in Unterschächen, so wie der 68 Jahre alte Jäger Franz Arnold, genannt Schwendeler aus dem Brunnithale, begleiteten, trug ich mich mit der Hoffnung, die Ersteigung dieses Hornes von der entgegengesetzten Seite, das heißt von Süden oder aus dem Kerstelen- (Maderaner-) Thale her, ausführen zu können.

Schon fand ich mich am 12. August 1841 in der Hütte meines ehemaligen Führers Gideon Trösch in der Alp Balmenwand bei Niederkäsern im Kerstelenthale ein, um mit demselben Verabredung auf den folgenden Tag zu treffen, als die veränderlichen und wandelbaren Witterungsumstände, welche jenem Sommer eigen waren, jegliches Vorhaben dieser Art vereitelten.

Weit zuverlässiger durfte man im Sommer des Jahres 1842 auf Beständigkeit des Wetters zählen. Deßwegen nahm ich sogleich wieder meine Richtung nach der Wohnung des Gideon Trösch, als es mir Anfangs August die Verhältnisse erlaubten, eine kleine Alpenreise antreten zu können.

Am Abend des 5. August befand ich mich bereits bei Trösch, brachte die Nacht bei ihm zu, und am folgenden Morgen wanderten

wir mit einander gegen die Hüfi-Alp; nicht um dem Scheerhorn sogleich zu Leibe zu rücken, sondern nur um vor der Hand die Gestalt jenes Berges in Augenschein zu nehmen und zu sehen, von welcher Seite her ein Angriff am gerathensten wäre.

Auf dem Wege nach der Hüfi-Alp kommt man nahe an dem Ende des Hüfi-Firnes (Gletschers) vorbei. Diesen letztern hatte ich im verflossenen Sommer 1841 ebenfalls besucht, und jetzt sahen wir Beide mit Verwunderung, daß nach völlig zuverlässigen Merkmalen der Hüfi-Gletscher seit einem Jahre um mehr als 20 Fuß vorwärts gerückt sei; ein großer Felsblock, welcher voriges Jahr dicht vor dem Eise lag, ist jetzt ganz von demselben verschlungen und man sieht nicht die geringste Spur mehr von ihm.

Zwei Stunden lang zieht sich der Weg vom Ausgang des Gletschers über steile Weiden hinan, immer längs der Seite desselben hinlaufend und etliche hundert Fuß über ihn erhaben, so daß man während der ganzen Wanderung eine schöne Uebersicht auf jenen großartigen Eisstrom genießt. Auf diesem Wege berührt man auch die beiden sehenswerthen Wasserfälle: den Lammerbach und den Stäuber.

Die Hüfi-Alp liegt dicht am Fuße des Hüfistockes, ein Name, der einer Berichtigung bedarf, da jener Schneeberg, welcher in allen Schweizerkarten mit der Benennung Hüfistock bezeichnet ist, im Munde der Jäger Düssistock oder Dispentüß heißt, und die Benennung Hüfistock nur einem niedrigern Anwuchse des Düssistockes zukommt, welcher sich aus der Hüfi-Alp in unzugänglichen Felsmassen erhebt und von seinem Stammberge, dem Düssistocke, durch einen bedeutenden Gletscher getrennt wird. Dieser Gletscher hängt in drohenden Massen über die steile Felswand hinab; oft fallen mitten im Sommer ungeheure Bruchstücke desselben mit schreckhaftem Getöse auf die Hüfi-Alp hinunter und nehmen ihren Lauf dicht neben der Hütte vorbei, welche letztere indessen an einer so gut gewählten Stelle errichtet ist, daß sie vor Zerstörung hinlänglich geschützt bleibt. Man kann also auf diesem Punkte mit aller Bequemlichkeit und Ruhe einem der erhabensten Naturschauspiele in solcher Nähe zusehen, daß man glaubt, sich mitten in demselben zu befinden. Ueberhaupt eignet sich die Umgebung der Hüfi-Alp zur Betrachtung einer großartigen Alpennatur. Der

prachtvolle Hüfifirn zieht in mannichfaltigen Gestaltungen den Füßen des Beschauers entlang. Jenseits dieses Gletscherstromes thürmen sich gewaltige Felsmassen gen Himmel auf; sie erreichen sämmtlich die Höhe von etlichen tausend Fuß. Die Reihe derselben eröffnet der schöngebaute Bristenstock. Neben diesem stehen zur rechten Hand die abschreckenden Felsenklippen des großen Windgellen. Etwas näher stellen sich dem Auge des Beschauers zwei weniger hohe Felsgipfel entgegen, die aber wegen ihrer zugespitzten nadelförmigen Gestalt seine Aufmerksamkeit erregen; beide führen denselben Namen: der Alpgnuferstock. Den Fuß dieser Felsnadeln umschlingt der Bockzingelfirn, aus welchem sich in einiger Entfernung der Berg gleichen Namens erhebt. An diese Stelle heftet sich der Blick mit besonderem Wohlgefallen. Aus dem blendenden Firnbande steigt hier der Bockzingel (oder Bocktschingel) als ein einzelner Felsstock bis zur Höhe von 8 — 9000 Fuß empor. Seine glatten abgerundeten Wände zeigen nirgends bedeutende Spalten oder Klüfte; vielmehr erscheint der ganze Stock als eine kompakte Masse und in so malerisch-schönen und großartigen Formen, daß man unwillkürlich von Staunen ergriffen wird. Auch die Eisfelder, welche den Bockzingel umlagern, kann man nicht ohne Bewunderung betrachten. Schreckliche Spalten und Schründe durchfurchen das Eis nach allen Richtungen, in welchem sich das blaue Farbenspiel auf das schönste spiegelt. Dieser Gletscher ist noch ein ergiebiger Platz für die Gemsjagd, aber er ist gefährlich zu betreten. Die Gemsen halten sich gerne in dem Gletscherbecken auf, welches zwischen dem Bockzingel und dem nahen Scheerhorne liegt, und in früheren Zeiten der Aufenthaltsort der jetzt verschwundenen Steinböcke war, von welchen auch der Bockzingel seinen Namen trägt. Der Hüfi- und der Düssistock stehen im Rücken des Beschauers.

Es ist bekannt, daß vor einigen Jahren der Hüfi-Firn die Ueberreste eines mehrere Jahre vorher verunglückten Gemsjägers ausstieß. Die Stelle, auf welcher der Jäger den traurigen Fall that, bemerkt man sehr gut von der Hüfi-Alp aus; er verunglückte zwar nicht auf dem Hüfi-Firn selbst, sondern auf dem damit zusammenhängenden Bockzingelfirn, und da mein Begleiter Trösch selbst zugegen war, als man am Tage nach dem geschehenen Unglücke

den Leichnam des Jägers vergeblich aufsuchte, so ließ ich mir von ihm die Begebenheit erzählen.

Der unglückliche Jäger ging an jenem verhängnißvollen Tage mit seinem Bruder auf die Jagd. Sie kamen aus dem Schächenthale herauf und stiegen, wahrscheinlich über das Krikeli, auf den Bockzingelfirn hinunter. Bald waren sie so glücklich, dem gesuchten Wilde auf die Spur zu kommen. Der später Verunglückte schoß auf eine Gemse und verwundete sie, worauf das angeschossene Thier die Flucht ergriff; am folgenden Tage sah man noch Blutspuren. Jetzt begannen die beiden Jäger die Verfolgung ihrer Beute. Nach wenigen Augenblicken rief indessen der hinten befindliche seinem Vordermanne zu: „halt! es ist hier nicht geheuer!" Jener drehte sich um und fragte in spöttelndem Tone seinen Bruder: „„Fürchtest du dich?"" Aber nach kurzem Bedenken schien es dem Fragenden doch gerathen, sich über den Grund oder Ungrund der erhaltenen Warnung Gewißheit zu verschaffen, und er stieß mit dem Fuße gegen den Boden, um zu untersuchen, ob das Eis trage; im gleichen Augenblicke brach aber die dünne Eisdecke, die sich über eine große Spalte gewölbt hatte, unter seinen Füßen ein; der Unglückliche stürzte mit einem Schreckensrufe in das fürchterliche Grab, und ihm nach folgte mit grausenhaftem Getöse und Gepolter ein großer Haufe Gletscherschutt und Schnee, welcher den Mann für immer überdeckte. Der warnende Bruder wurde wie durch ein Wunder erhalten, denn der Gefallene hatte ihm so nahe gestanden, daß, als der Herabstürzende im Schrecken die Arme ausstreckte, seine Fingerspitzen noch die Brust des Bruders streiften. Am folgenden Morgen verfügten sich 9 beherzte Männer an jenen traurigen Ort, um wenigstens den Leichnam herauszuholen, und am Nachmittage kamen noch 20 andere; allein alle ihre Anstrengungen blieben fruchtlos; der Verunglückte mußte da liegen bleiben, wohin ihn sein Geschick gebettet hatte.

Nach vielen Jahren, aber noch bei Lebzeiten des geretteten Bruders, fanden in jener Gegend zwei Jäger einige Knochen, eine Flinte und verschiedenes Lederzeug auf dem Eise. Es waren die letzten Ueberreste jenes Verschütteten, welche nun gesammelt und in der Kirche seiner Heimath begraben wurden. Man erzählt sich noch: wenn man jenen Jäger in seinen jüngeren Jahren

über diese oder jene unrechte Handlung tadelte, er immer trotzig geantwortet haben soll: ich will es einst auf dem Hüfi-Firn abbüßen.

Bei der Hüfi-Alp betrachtete ich vorläufig mit Trösch das Scheerhorn und seine Umgebungen; allein so scharf wir nach ihm hinblicken mochten, so konnten wir doch nicht bestimmen, ob wir einige Hoffnung zur Erklimmung desselben schöpfen dürften. So viel ward uns gewiß, daß ein solcher Versuch, der bedeutenden Entfernung nach zu urtheilen, eine lange und strenge Tagreise erheische. Indessen wurde ich durch die Ueberzeugung nicht muthlos gemacht; weil aber der morgende Tag ein Sonntag war, so beschloß ich, das eigentliche Unternehmen auf den Montag zu verschieben; hingegen verabredeten wir, daß Trösch noch am Sonntag Abend bei günstiger Witterung, in Begleitung seines Neffen und mit Lebensmitteln versehen, zu mir auf die Hüfi-Alp kommen solle, damit wir dann am Morgen vor Tagesanbruch die Gletscherreise antreten könnten. Ich verabschiedete ihn daher für diesen Abend. Bei Anbruch der Nacht setzte ich mich mit dem freundlichen jungen Sennen und seinem Knechte um das gastliche Feuer in der Hütte und plauderte mit ihnen bis gegen 11 Uhr. Hierauf begaben wir uns zur Ruhe. Ein ebener glatter Felsstein, auf welchem Heu und eine Decke ausgebreitet wurde, diente uns zum ländlichen Lager.

Kaum waren wir im ersten Schlummer begriffen, als ein heftiges Gewitter losbrach. Das Firmament schien in einer Flamme zu stehen; Donner und Sturm wetteiferten im Tosen, und der Regen prasselte mit solcher Macht auf das Schindeldach der Hütte, daß uns mehrere Tropfen durch dasselbe hindurch auf das Gesicht fielen. Beim ersten Erwachen aus diesem Getöse glaubte der Senn, es hagle. Wie der Blitz fuhr er von seinem Lager auf, fachte die noch glimmenden Kohlen zum Feuer an, warf den Mantel über die Achsel, ergriff einen mächtigen glühenden Holzbrand, und eilte mit demselben im Sturmschritte aus der Hütte in das Freie hinaus.

Den zurückgebliebenen Knecht befragte ich um die Ursache dieses seltsamen Benehmens. Ich erfuhr von ihm, daß, da sein Meister gedacht habe, es könne mit dem Regen auch Hagel fallen,

es in diesem Falle gefährlich sei, die Kühe allein im Freien zu lassen; denn wenn ihnen die Hagelsteine wehe thun, namentlich auf dem Kopfe, so neigen sie denselben zur Erde, werden scheu, laufen auseinander und rennen mit gesenktem Haupte in der finsteren Nacht den Abgründen zu. Der junge Senn, der in seinem Anzuge und mit der brennenden Fackel in der Hand einem Wilden nicht unähnlich sah, kam bald beruhigt zurück, da, bei bloßem Regen, sich seine Thiere stille verhalten hatten.

Am folgenden Sonntag Morgen den 7. August waren die Aussichten auf bessere Witterung nicht sehr einladend; dichte Nebelwolken wälzten sich durch die Thäler und schwärmten um die Berge herum. Gegen Mittag drohte sogar der Nebel in Regen sich aufzulösen. Nun gab ich alle Hoffnung auf, und da der Senn ohnehin Willens war, zu Thal zu gehen, so benützte ich die Gelegenheit, um unter seinem Geleite hinabzusteigen. Nahe beim Dorfe Bristen fiel schon ein so heftiger Regen, daß ich mich genöthigt sah, unter Obdach zu flüchten; ich wünschte mir Glück, die Hüfi-Alp bei Zeiten verlassen zu haben. Von Bristen bis Amstäg regnete es fortwährend. Dort hielt ich einige Augenblicke an um zu ruhen, während welcher Zeit der Regen endlich aufhörte, so daß ich noch an demselben Abend zwei kleine Stunden weiter bis in das neuerbaute Wirthshaus zur Klus — zwischen Amstäg und Altdorf — wandern konnte; dieses ist von sehr gefälligen und rechtlichen Leuten bewohnt, die, ungeachtet sie an jenem Abende wegen eines dort abgehaltenen Schützenfestes sehr beschäftigt waren, mir alle mögliche Aufmerksamkeit widmeten; der junge Wirth unterhielt sich mit mir fast zwei Stunden lang auf meinem Zimmer. Unter Anderm sprach derselbe von einem Maler oder Zeichner, der sich einst 6 Wochen lang in ihrem Hause aufgehalten habe, und zwar zur Zeit, als sein Vater noch die Wirthschaft führte. Dieser Zeichner habe fast alle benachbarten Gebirgsstöcke, namentlich die im Erstfelderthale und in dessen Nachbarschaft, besucht, und sei seiner Gemüthlichkeit und seines leutseligen Wesens halber wie das eigene Kind im Hause angesehen worden, obschon er aus fremden Landen hergewandert sei. Dieser Zeichner war — Delkeskamp, der bekannte Verfertiger der unvergleichlich genauen

Karte der Urkantone in Vogelperspektive, und mehrerer anderer Werke dieser Art.

Am nächsten Morgen, Montag den 8. August, als ich mich von meinem Lager erhob, glänzte der Himmel wieder im reinsten Morgenschimmer. Es schien mich ein seltsames Mißgeschick in Hinsicht des Scheerhornes zu verfolgen. Als ich im Jahre 1840 mit Jost Gysler und dem Jäger Arnold das Krikeli (ein Gletscherpaß an der Westseite des Scheerhornes) erstieg, begleiteten uns Nebel und Kälte so lange, bis wir Abends im Thale angelangt waren, und noch ehe wir Unterschächen erreichten, schimmerten schon wieder die Sterne am ganz wolkenfreien Himmel. Im Jahre 1841 begab ich mich bei der schönsten Witterung nach Amstäg, wanderte zu Gideon Trösch, um mit ihm abzureden, daß wir noch am gleichen Abende in einer der obersten Alpen übernachten wollten, damit wir am folgen Tage das Scheerhorn besteigen könnten. Da fiel noch an demselben Abende Regen. Ich brachte die Nacht bei Trösch zu und harrte aus bis am nächsten Morgen; die Sonne schien in der Frühe schön aber stechend warm, und aus den Tannenwäldern erhoben sich viele Nebelwölkchen, welche sich auf eine so zweideutige Art an die Berge anschmiegten, daß selbst der wetterkundige Trösch wenig Gutes für jenen Tag erwartete. Abermals setzte ich meinen Wanderstab zum Rückzuge in Bewegung. Doch — wer hätte es vermuthen können! — jener Tag wandelte sich wieder in den schönsten um, der mir auf meiner ganzen damaligen Wanderung vergönnt war.

Heute sah ich mich zum dritten Male in derselben Lage. Vorgestern war ein prächtiger Tag gewesen; die vorgehabte Expedition wurde des Weiten und Breiten besprochen, und alles war in gehöriger Bereitschaft. Da kam in der Nacht das Gewitter, gestern regnete es, und so wie ich glaubte, der Nothwendigkeit weichen zu müssen und ihr wirklich gewichen war, klärte sich der Himmel zum prächtigsten Wetter auf.

Gewiß ist mir nicht zu verargen, daß mich einiger Unmuth bei dem allzuschönen Tag beschlich. Wie kurzsichtig urtheilt aber nicht der Mensch über seine Schicksale und Lebenswege! Was, menschlicher Weise betrachtet, für mich Mißgeschick war, sollte morgen schon in nicht geahnte Zufriedenheit verwandelt werden,

und das scheinbare Uebel sollte mich erst zum vollkommenen Glücke führen. Hätte ich z. B. einen der vorgehabten Versuche von der Hüfi-Alp aus unternommen, so würde derselbe höchst wahrscheinlich an Hindernissen, welche ich erst später einsah, gescheitert sein, und nach Aufopferung von Zeit und Geld würde ich später kaum mehr mit Ernst an dieses Unternehmen gedacht haben.

Freilich gab ich auch jetzt — nach dreimaliger Vereitelung meines Vorhabens — jegliche Hoffnung auf, und schlug die Ersteigung des Scheerhornes gänzlich aus dem Sinne. Ich entwarf einen anderen Reiseplan und nahm mir vor, von der Klus aus durch das Schächenthal, über den Klausenpaß und Glarus, nach Zürich zu pilgern; im Falle günstiger Witterung wollte ich dann im Vorbeigehen den Glärnisch besteigen.

In Verfolgung dieses Planes gelangte ich um die Mittagszeit nach dem Dorfe Unterschächen, und kehrte daselbst bei meinem ehemaligen Begleiter auf das Krikeli, Jost Gysler, ein. Er bezeigte viele Freude, als er mich wieder sah und erzählte mir, wie es ihn und den alten Schwendeler tausendmal gereut habe, daß wir damals nicht unsere Nachforschungen auch am folgenden Tage fortgesetzt hätten. Er sagte sogar, bei jedem Zusammentreffen mit Schwendeler habe sich derselbe allemal ärgerlich vor die Stirne geschlagen und ausgerufen: Ach! warum sind wir, statt nach Hause zu gehen, nicht vielmehr über den Bockzingelfirn in die Hüfi-Alp hinabgestiegen, um dann am folgenden so herrlichen Tage von dort aus einen Versuch zu wagen. Der gute Mann hatte allerdings Recht; wenn wir nur gewußt hätten, daß nach jenem ersten unfreundlichen Tage ein so schöner nachfolgen würde!

Bei dieser Gelegenheit bemerkte Gysler, er habe vor einiger Zeit mit einem andern Jäger gesprochen, der in der Umgegend des Scheerhornes auch gut bekannt sei, und dieser habe ihm dann gesagt, er könne freilich nicht behaupten, ob wirklich auf die Spitze des Hornes zu kommen sei; so viel wisse er aber, daß, wenn irgend eine Zeit sich eigne, solche Versuche anzustellen, es der diesjährige Sommer sei. Da habe mich denn Gysler oft und viel hierher gewünscht. Und nun, fügte er hinzu, sind Sie ja da! wollen wir es nicht noch einmal versuchen? Ich unter-

richtete ihn aber sowohl von den beiden andern fehlgeschlagenen Unternehmungen als auch von meinem jetzigen Reiseplane, und gestand ihm unverhohlen, es komme mir allzu abenteuerlich vor, nach dreimaliger Vereitelung eine vierte Wanderung von eben so ungewissem Resultate auszuführen. Indessen äußerte ich den Wunsch, mit jenem Manne in Unterredung zu kommen. „Dieser Jäger" — sagte Gysler — „ist dermalen nicht hier anzutreffen, sondern er befindet sich in einer Alp, welche nicht weit von der Balmwand am Klausenpasse liegt, wo er mit Wildheuen beschäftigt ist; wenn Sie aber mit ihm zu sprechen wünschen, so weiß ich Rath zu schaffen."

Gesagt, gethan! Der Jäger ward herbeigeholt. Er war von schlankem Wuchse, eher hager als von fleischiger Natur, ungefähr 40 Jahre alt. Sein Körperbau verrieth Kraft und Behendigkeit, während seine offenen und heitern Gesichtszüge schon beim ersten Anblicke das unbegrenzteste Zutrauen einflößten, welches sich auch später in vollem Maße rechtfertigte. Ich richtete sogleich meine Frage an ihn, was er von der Sache halte, und bat ihn, mir auf Ehre und Gewissen Bescheid zu geben. „Herr!" — sagte hierauf der brave Mann — „ich will Euch keine leeren Hoffnungen machen. Seid Ihr gesonnen das allerdings nicht leichte Werk zu unternehmen, so müssen wir geradezu probiren; für das Gelingen kann ich nicht gut stehen. Inzwischen findet Ihr in mir einen Mann, der schon dreimal über den Scheerhornfirn auf den Bockzingelfirn hinübergegangen ist, so daß ich die Gegend, die wir durchstreifen müssen, so gut kenne, wie irgend Einer aus dem Thale. Da sich aber bis jetzt Niemand für das Horn selbst interessirte, so habe ich mich auch niemals nach der Möglichkeit der Ersteigung umgesehen."

Während wir drei nun mit einander über das Für und Gegen sprachen, hatte sich aus der Ferne ein Gewitter herangezogen. Seltsames Geschick! dachte ich jetzt bei mir selbst; drei Mal habe ich bei schönster Witterung Verabredungen gepflogen, und drei Mal hat die Ausführung am schlechten Wetter gescheitert. Jetzt soll ich gar unter Donner, Blitz und Regen die gleiche Expedition zum vierten Male verabreden! — Kurz, die ganze Geschichte schien mir ans Abenteuerliche zu grenzen, und ich war nahe daran, das

Nein auszusprechen. Wenn ich aber ein wenig überlegte, dann traten wieder Umstände in den Vordergrund, die mich bestimmten, dem schlimmen Anscheine nicht ganz allein Gehör zu geben, sondern auch die Gründe in nähere Erwägung zu ziehen, die der Sache zu Gunsten sprachen. Erstlich versicherten mich sowohl die beiden Männer als auch der Senn und seine Angehörigen, daß, sobald das Gewitter vorübergezogen sein werde, wir wieder gutes Wetter bekämen; sie zweifelten keinen Augenblick, daß der morgende Tag ein recht schöner sei. Zweitens hatte ich zuverlässige Begleiter vor mir, die im Bergsteigen bewandert waren und denen ich mich ohne Besorgniß anvertrauen durfte. Drittens befand ich mich jetzt auch auf einem Punkt, der seiner Lage und Nähe wegen zu einem Angriffe auf das Scheerhorn weit günstiger gelegen war als die übrigen. Endlich machte der Jäger noch die Bemerkung, daß, wenn ich einigermaßen ernstlich an einen Versuch zur Ersteigung des Scheerhornes denke, er mir rathe, ihn jetzt auszuführen, indem sich diesen Sommer die Gletscher in einem so günstigen schneefreien Zustande befänden, wie es vielleicht in vielen Jahren nicht mehr der Fall sein werde; denn wären die Gletscher dieses Jahr auch so schneebedeckt wie während vieler verflossenen Jahre, so würde er sich der verdeckten Spalten wegen rund heraus weigern, mich zu begleiten. Uebrigens — setzte er hinzu — sieht es meine Frau auch jetzt nur ungern, wenn ich mit Euch ziehe.

In der That, während wir uns noch mit einander unterredeten, kam das 10- bis 12jährige Mädchen des Jägers in durchnäßten Kleidern zur Thüre herein, und sagte mit zärtlich-bekümmertem Gesichte zu seinem Vater: „die Mutter schickt mich, Dir zu sagen, sie wolle Dich mit dem Herrn nicht gehen lassen.“ Da nahm der Jäger ein erzwungenes Lächeln an und antwortete: „die Mutter wird sich wohl darein schicken müssen.“ Mir schnitt aber diese Scene in's Herz, und ich hielt dem Manne ernstlich vor: wenn er den vorhabenden Gang für sehr gefährlich halte, so möchte er die Verantwortlichkeit wohl bedenken, die er auf sich lade, daß er um eines geringen Lohnes willen sein Leben und die Ruhe seiner Familie auf's Spiel setze. Er antwortete aber: „es wird nur noch wenige Wochen bis zur Eröffnung der Gemsjagd anstehen, und

dorthin gehe ich dann auch, obgleich es meine Frau ebenfalls nicht gern sieht. Was übrigens den Lohn anbetrifft, so bestimmt mich dieser nicht allein zum Mitgehen, besonders da ich mit dem Wildheuen beschäftigt bin und bei dieser Arbeit fast eben so viel verdienen könnte; ich habe aber Freude am ganzen Unternehmen, an Euch und an unserm Begleiter Gysler, den ich als vertrauten Mann kenne."

Schon lange hatte ich mir zu meinem Vorhaben einen Begleiter gewünscht, der nicht blos um des Lohnes willen mitziehen würde, sondern der auch Freudigkeit und Interesse an der Sache selbst bewiese. Heute standen sogar zwei solche Personen vor mir. Konnten nun die Umstände jemals günstiger werden als jetzt? Ich hielt daher nicht länger zurück, und gab mit dem Jaworte meine Zustimmung.

Da jubelte Gysler auf, und mit rühriger Emsigkeit schickte er sich zu der Wanderung nach der Heimath an, um in der Nacht mit Proviant und Fußeisen wieder zu kehren. Für mich selbst bedurfte ich keiner eigentlichen Fußeisen, indem meine Bergschuhe so eingerichtet sind, daß vermittelst einer Art Schlüssel in jeden Absatz drei eiserne Stacheln von der erforderlichen Länge können eingeschraubt werden. Auch der Jäger verließ mich, um noch einige Stunden zu schlafen und bei seiner Rückkunft Seil und Beil mitzubringen. Sein Name ist Peter Leonz Imholz, haushäblich in Unterschächen. Ich selbst legte mich ebenfalls nieder, konnte aber vor Aufregung wenig schlafen.

Um 11 Uhr in der Nacht klopfte es an dem Fensterchen der Hütte. Es war der wiederkehrende Gysler, der alles Nöthige herbeigeschafft hatte, und der überdies die erfreulichen Anzeigen einer günstigen Witterung mitbrachte. Auch er legte sich für ein paar Stunden nieder, um wenigstens auszuruhen.

Nach 2 Uhr pochte man noch einmal. Diesesmal kam Imholz, aufgeschürzt nach ächter Jägersitte, mit Seil und Beil. Jetzt galt es Ernst.

Um 3 Uhr verließen wir drei die Balmhütte und gelangten in Zeit einer guten Stunde in die letzte menschliche Wohnung, die wir auf unserer heutigen Tagereise antreffen sollten. Es war die Alp Kammli am Fuße des Kammlistockes, bewohnt von

dem munteren Sennen Theodor oder Theodul (Joderli) Bissig. Zur Stärkung auf unserm Marsch nahmen wir ein Frühstück aus warmer Alpenkost ein, und verließen die Hütte um 5 Uhr Morgens den 9. August 1842.

Gleich beim Heraustreten aus derselben stellte sich uns das Ziel unserer Wanderung, das Scheerhorn, in seiner ganzen Pracht vor Augen. Die eben aufgehende Sonne beleuchtete den obersten Saum der beiden Spitzen und übergoß sie mit strahlendem Glanze, die tiefer liegenden Gletscher aber hüllten sich noch in den graulichen Schleier der erwachenden Dämmerung. Herrlich prangte im Morgenschimmer der mächtige Gletscher, mit dem das niedrigere Horn bedeckt ist, so daß es wie in eine silberne Rüstung gekleidet schien, indeß die rauhen Felsen des höheren Hornes ernst aber doch freundlich im Schimmer der Morgenröthe uns entgegen winkten. Bei diesem prachtvollen Anblicke wurde ich auf einmal von unbeschreiblicher Freudigkeit und Hochgefühl erfaßt, und an die Stelle der früheren Befürchtungen und Besorgnisse trat das brennende Verlangen, mein Vorhaben auszuführen.

Wir wandten uns von der Hütte etwas links (südöstlich) gegen den Kammlistock, und wanderten über eine steile Schafweide, die Gemsplanke. Da sich von diesem Wege nichts besonders Merkwürdiges mittheilen läßt, so mögen hier etliche Bemerkungen über die örtlichen Verhältnisse des Scheerhornes ihre Stelle finden.

Nach Ueberschreitung der Gemsplanke gelangten wir an den Rand eines Gletschers, welcher aus der Ferne nicht gesehen werden kann, da er in einer Vertiefung des Berges liegt. Er hat eine beträchtliche Ausdehnung und ist mit geringen Ausnahmen so vollkommen eben, daß er einem gefrorenen See gleicht. Die Sage geht, daß hier vor Zeiten eine schöne grasreiche Alp gestanden habe, weßwegen der Gletscher den Namen Blümlisalp trägt, welche Benennung bekanntlich mehreren Gletschern in der Schweiz beigelegt wird, von denen die gleiche Erzählung im Munde des Volkes lebt. Das Eis war durchaus von Schnee befreit, und man konnte so sicher fortschreiten wie auf ebener Straße. Mein Führer Imholz war von großer Freude beseelt, als er diesen Gletscher so „ausgaaberet" (schneefrei) sah und er wünschte mir Glück dazu, daß ich in einem so günstigen Sommer hierher gekommen war;

nur wenige, ohne Mühe überschreitbare Spalten durchfurchten das Eis hin und wieder.

Am entgegengesetzten Rande der Blümlisalp steigt der sogenannte Scheerhornfirn steil zur Höhe hinan. Sein unterstes Ende bildet von da an, wo er auf die Blümlisalp ausmündet, eine jähe glatte Wand von der Höhe etlicher hundert Fuß. Oberhalb jener Eiswand beginnen große Schründe und wild durcheinanderliegende Eisblöcke von mitunter bedeutender Größe. Am Anfange der Gletscherwand wurden die Fußeisen angeschnallt, welche wir dann den ganzen Tag über anbehielten. Das Eis lag hier nicht mehr offen zu Tage, sondern war mit einer Schichte hart gefrorenen Schnee's überdeckt. Die Ersteigung dieses jäh abfallenden Abhanges ermüdete sehr, weßhalb wir einen kleinen Halt machten, als wir bis zur Höhe von ungefähr 200 Fuß emporgedrungen waren. Da ereignete sich ein kleiner Unfall. Ich stand dicht neben Gysler still, auf meinen Bergstock gelehnt. Hierauf drehte ich mich mit einer halben Wendung des Körpers um, um nachzusehen, ob Imholz, welcher ein wenig zurückgeblieben war, bald nachfolge. Bei dieser Wendung wich mein Fuß fast unmerklich aus seinem Standpunkte; die anfänglich kaum merkbare Bewegung des Fußes aber bewirkte an dem sehr steilen Abhange ein völliges Ausgleiten, und ehe es sich der mir zur Seite stehende Gysler versah, stürzte ich zu Boden und rutschte mit reißender Schnelligkeit die Gletscherwand hinab. Ich suchte mich freilich anzuhalten, aber die hart gefrorne Schneedecke vereitelte jegliche Anstrengung. Mitten im schnellsten Fluge gewahrte ich von weitem schon einen aus dem Gletscher hervorragenden Felsstein, welchem ich in gerader Linie entgegenfuhr, so daß ich alle Kräfte aufbot, um wo möglich neben dem Steine vorbeizugleiten; allein so sehr ich mich anstrengte, brachte ich es doch nicht dahin, auch nur einen Zoll breit von der direkten Bahn abzukommen. In der Nähe des Felsstückes angelangt, erwartete ich den bevorstehenden Stoß mit verhaltenem Athem, und prallte wirklich mit solcher Heftigkeit an dasselbe an, daß mein Lauf nicht gehemmt, ich vielmehr noch zwei Schritte weit über dasselbe hinausgeschleudert wurde, obgleich es etwa eine Hand hoch aus dem Eise hervorragte. Jenseits des Felsens ging das Hinabrutschen auf's Neue an; weil ich indessen

nicht mehr ferne von der Stelle war, an welcher die Gletscherwand auf die ebene Blümlisalp weniger abschüssig ausmündet, so konnte ich mich vermittelst unausgesetzter Anstrengungen endlich zum Stillehalten bringen, und es bedurfte der Hülfeleistung des Imholz nicht, welcher im Begriffe stand, auf mich zuzueilen. Kaum saß ich eine Sekunde ruhig auf dem Gletscher, da wurde mir ein Anblick, welcher mich in Schrecken versetzte. Ich sah nämlich mein gutes Fernrohr unaufhaltsam vor mir her über den Schnee bergab rollen und mit tausend Wendungen und Sprüngen einer Gletscherspalte entgegeneilen. Ich hatte dasselbe in der Busentasche meines Rockes getragen, aus welcher es durch den plötzlichen Sturz heraus fiel, so daß ich nun zusehen mußte, wie es dem Abgrunde entgegen rollte, ohne daß ich etwas zu seiner Erhaltung beitragen konnte. Wirklich verschwand es alsobald in dem schwarzen Schlunde der Eisspalte, und ich hätte die fernere Besteigung des Scheerhorns aufgegeben, wenn ich nicht mehr in den Besitz des mir lieb gewordenen Instrumentes gekommen wäre, was gleichsam nur wie durch ein Wunder geschehen konnte; denn das Bedauern über den erlittenen Verlust würde mir jede fernere Freude vergällt haben. Mit meinen beiden Begleitern wanderte ich daher trüben Sinnes an den Rand des Abgrundes, doch mochte ich nicht der Erste sein, der durch Hinabschauen in die bodenlose Tiefe sich von dem herben Verluste überzeugte, sondern ich ließ Imholz und Gysler zuerst hinzutreten. Kaum setzte Gysler seinen Fuß an den Rand der Spalte, als er ein helles Jauchzen anschlug und mir freudig berichtete, das „Spiegelrohr" liege ganz unversehrt in einer nicht bedeutenden Tiefe. Ich war so erstaunt, daß ich seinen Worten kaum glauben wollte, sah aber bald, daß er wahr gesprochen hatte. Auf einer Schneebrücke, welche sich in der geringen Tiefe von etwa 8 Fuß durch herabgefallenen Schnee und durch Eisstücke in der nur 1½ Fuß breiten Spalte gebildet hatte, lag frei und wohlerhalten das betrauerte Fernrohr; wäre dasselbe nur einen Fuß breit mehr links in die Spalte hinabgefallen, so würde es nicht mehr auf die Schneebrücke selbst, sondern neben dieselbe hinabgerollt und in der unerreichbaren Tiefe für immer verschwunden sein.

Es versteht sich, daß es meine erste Angelegenheit war, den unverhofften Fund aus dem Eisschachte an's Tageslicht zu fördern. Imholz machte Anstalten, um, an das Seil gebunden und durch Gysler und mich gehalten, in die Spalte hinabzusteigen. Dagegen wandte ich ein, Imholz sei ein schwerer Mann; es sei besser gethan, wenn jene beiden kräftigen Männer mich, als den leichtesten von uns Dreien, hinunterließen. Gegen diese Bemerkung machten beide Führer zuerst Einwendungen, am Ende aber gaben sie meinen Gründen Gehör, knüpften mich an's Seil und ließen mich in die Spalte bis auf die Schneebrücke hinab. Mit Vorsicht hob ich das Instrument von dem lockeren Gewölbe und wurde hierauf von den beiden Männern ohne Schwierigkeit wieder heraufgezogen. Während ich mich noch unten befand, warf ich einen Blick in die unermeßliche Tiefe, die sich dicht neben mir öffnete. So weit das Auge in den geheimnißvollen Schooß der Eiswelt einzudringen vermochte, sah ich, daß die Spalte nach unten zu sich in der gleichen Weite fortsetze, welche die oberste Oeffnung besaß; die Eiswände standen senkrecht, und an ihren glatten und schlüpfrigen Seiten war kein Anklammern denkbar; nach der Tiefe hin blickte ich nur in schwarze Finsterniß.

Kaum im Besitze des wiedergefundenen Fernrohres zeigte es sich, daß mir noch ein anderer treuer Gefährte auf meinen Alpenwanderungen, nämlich der Bergstock, abhanden gekommen war. Wir fanden ihn nicht sogleich wieder, deßhalb prophezeite ihm Gysler ein tragisches Ende in einem Schrunde. Nach einigem Suchen entdeckten wir aber den Vermißten ganz frei auf dem Eise liegend. Nachdem endlich auch meine Mütze wieder aufgefunden worden, begann ich erst, an mich selbst zu denken. Beide Hände zeigten leicht-blutende Merkmale meines Sturzes; bedeutender schmerzte mich die Stelle an der linken Hüfte, welche so unsanft mit dem Steine in Berührung gerathen war. Da indessen keine Spur von Beschädigung auswendig an meinen Kleidern zu sehen war, so betrachtete ich auch die innere Verletzung als unbedeutend und entdeckte erst am folgenden Tage, daß ich eine starke Kontusion davongetragen hatte, deren völlige Heilung erst nach Verlauf von mehreren Wochen erfolgte. Genug, auf die Anfrage des Imholz, ob ich erschreckt sei und ob wir vielleicht zurückkehren wollten,

konnte ich mit einem fröhlichen Nein antworten. Lasset uns immerhin — setzte ich hinzu — getrosten Muthes vorwärts ziehen und jene Strecke Weges noch einmal erklimmen, von deren Höhe ich auf eine so unerfreuliche Art hinabrutschte. Beide Begleiter bezeigten Freude über meinen Entschluß und wir stiegen die Schneehalde wieder hinan wie wir das erste Mal gethan hatten, mit dem einzigen Unterschiede, daß ich mich an dem Seile, an welchem man mich in die Spalte hinuntergelassen hatte, angebunden ließ, indem wir zum Voraus wußten, daß wir weiter oben wegen des stark gespaltenen Gletschers diese Vorsicht doch gebrauchen müßten. Es währte wirklich nicht lange, so trafen wir auf Stellen, wo der Gletscher nach allen Richtungen mit Spalten und Schründen durchzogen war; doch sahen wir uns nicht genöthigt, sehr lange zwischen diesen Irrgängen fortzuschreiten, indem uns jetzt der Weg an den Fuß des Kammlistockes führte. Hier banden wir uns wieder vom Seile los, da es jetzt galt, einen zwar nicht hohen, aber sehr steilen und abgeglätteten Felssatz zu erklettern, wobei sich Jeder ungehindert mußte bewegen können. Ueber diesen Fuß des Kammlistockes wandern gewöhnlich die Gemsjäger, wenn sie aus dem Schächenthale auf den Bockzingelfirn hinüber wollen. Auch Imholz hatte diesen Weg früher schon dreimal gemacht, und doch betrachtete er ihn jetzt mit großer Verwunderung, da zufolge seiner Aussage das Eis des Gletschers noch nie so weit am Felsen hinangestiegen sei, wie er jetzt bemerke; vielmehr sei der Raum zwischen dem Eise und der senkrechten Felswand des Kammlistockes um ein Bedeutendes breiter und daher leichter zu passiren gewesen. Also lieferte auch dieser Gletscher, in Uebereinstimmung mit mehreren andern, den Beweis von einem Vorrücken des Eises in jüngster Zeit, und zwar ging hier die Ausdehnung — wie es scheint — nicht sowohl vorwärts als vielmehr zur Seite hin vor sich. Wo das Eis gegen den Felsen sich aufthürmte, gewann es das Ansehen einer dem Ueberstürzen nahen Meereswelle, und unter der Höhlung dieses über unseren Köpfen überhangenden Eises mußte in kriechender Stellung ein steiler Felsboden hinangeklettert werden, welcher nur spärliche Vorsprünge zu Stützpunkten für Hände und Füße darbot. Ein über den Felsen herabfließendes Bächlein aus geschmolzenem Eise trug dazu bei, die Unbequemlichkeit und

Schlüpfrigkeit des Passes zu erhöhen. Gysler kletterte zuerst, ihm folgte Imholz, und ich machte den Schluß. Wo der Felsen zu glatt war, um darauf stehen zu können, rutschten wir auf den Knieen, und die hier überflüssigen Bergstöcke reichten wir einander stationsweise entgegen. Sobald wir den Ausgang aus dieser kaminähnlichen Schlucht gewonnen hatten, erklärte Imholz auf das Bestimmteste, an ein Zurückkehren über die gleiche Stelle sei nicht zu denken, sondern wir müßten uns nach einem andern Heimwege umsehen. Gysler und ich überzeugten uns leicht, daß er Recht hatte, denn wäre es auch möglich gewesen, zwei von uns am Seile über den Felsen hinabgleiten zu lassen, so wäre immerhin der dritte zurückgeblieben.

Entschlüpft aus dem engen Schachte betraten wir wieder den Gletscher und erreichten nach Ueberschreitung mehrerer Spalten die oberste sanft gewölbte Kuppe des Scheerhornfirns. Diese Höhe steht mit jenem Eismeere in Verbindung, welches auf eine Länge von ungefähr 5 Stunden und eine Breite von 2 Stunden zwischen den Clariden, dem Tödi, Catscharauls, Düssistocke und Scheerhorne sich ausbreitet, und mit seinen vielseitigen Verzweigungen die drei Kantone Uri, Glarus und Bünden berührt.

Von der Höhe der Firnkuppe stiegen wir eine Strecke weit nach jenseits hinab und dann wieder etwas aufwärts gegen eine Gruppe Felssteine, die aus dem Gletscher hervorragten. Hier hielten wir zum ersten Male Rast, um uns aus dem mitgenommenen Vorrathe mit Speise und Trank zu erlaben. Wir sahen uns jetzt am Fuße einer äußerst steilen Gletscherwand von bedeutender Höhe, an welcher wir mit zweideutigen Blicken hinaufsahen; denn vorerst mußten wir dieselbe erklimmen, um später auf dem obersten Grate zu erforschen, ob die Erreichung des Gipfels möglich sei. Die Unruhe ob des ungewissen Ausganges hieß uns eiliger aufbrechen, als wir wünschten, und wir begannen die Wand hinanzusteigen. Den Gletscher bedeckte ungefähr einen halben Fuß hoch hartgefrorener Schnee und nirgends zeigten sich Spalten; indessen erheischte die ungemeine Steilheit einige Vorsicht, denn in der Tiefe gähnten offene Schründe.

Wir mochten einen starken Drittheil der ganzen Höhe hinangestiegen sein, als die Gletscherwand noch jäher wurde und der Schnee kaum einen halben Zoll hoch auf dem Eise lag, so daß unsere Tritte auf der dünnen Schneeschichte und der eisglatten Unterlage keinen sichern Stand mehr fanden. Wir sahen uns daher genöthigt, zu dem mitgenommenen Beile unsere Zuflucht zu nehmen und Stufen in das Eis zu hauen (oder, wie die Jäger sich ausdrücken: „einbäcken"). Diese Arbeit verrichtete der damit vertraute Imholz. Das Eis war sehr hart und spröde, Imholz hieb daher die Stufen nicht tiefer als kaum zwei Zoll, welches gerade hinreichte, um den vorderen Theil des Fußes darin aufstellen zu können. Begreiflicherweise nahm das Behauen des harten Eises nicht nur Zeit, sondern auch die physischen Kräfte in Anspruch, und Imholz empfand das Mühsame der Arbeit, nachdem er eine namhafte Anzahl Tritte gefertigt hatte. Damit nun durch die eingetretene Ermüdung kein Zeitverlust entstehe, beorderte ich Gysler, er möchte an die Stelle des Imholz treten. Allein dieser Wechsel konnte nicht ohne einige Schwierigkeit ausgeführt werden, indem Gysler zufällig der Hinterste und Imholz der Vorderste ging. Ich ließ mir daher, als in der Mitte stehend, erst von Imholz das Beil darreichen, um es hierauf dem Gysler herunter zu langen. Letzterer hieb sich nun besondere Stufen, welche ihn neben uns vorüber an die Spitze des Zuges geleiteten. Dort beschäftigte er sich um so eifriger mit der ihm aufgetragenen Arbeit, als er in seiner neuen Lage hoffen durfte, der Erste zu sein, welcher von der Möglichkeit der Ersteigung Kunde geben könnte. Uebrigens befanden wir uns noch nicht so nahe am Ziele; der entscheidende Grat stand noch in bedeutender Höhe über uns, und Imholz fing nicht nur an, ein bedenkliches Gesicht über den unausweichlichen Zeitverlust zu machen, sondern erklärte sogar, wenn der Gletscher nicht bald wieder mit mehr Schnee belegt sei, so daß man ohne gehauene Tritte aufwärts steigen könne, werde ein ferneres Aushauen von Stufen nichts mehr nutzen, denn im Falle wir uns auch auf diese Weise bis auf den Grat hinaufarbeiteten, würden wir so viel Zeit brauchen, daß wir von dort geradezu wieder umkehren und die völlige Ersteigung des Gipfels jedenfalls aufgeben müßten. Bei dieser Erklärung fing mir an bange zu

werden für das Gelingen unserer Unternehmung, und ich faßte deßhalb den letzten bevorstehenden Drittheil des Weges scharf in's Auge. Da schien es mir als ob schon wenige Schritte über uns die Farbe des Gletschers ein reineres, blendenderes Weiß annähme, woraus auf eine dichtere Lage Schnee zu schließen war; alsbald setzte ich Imholz von meiner Entdeckung in Kenntniß; meine Beobachtung schien ihm zwar nicht grundlos, aber in Gewißheit versetzte sie ihn noch nicht. Unterdessen hackte Gysler rüstig darauf los und seine rastlose Emsigkeit brachte uns bald an den Saum des weißen Schnee's. Hier zeigte sich glücklicherweise meine Vermuthung gegründet; der dichter liegende Schnee machte die Anwendung des Beiles entbehrlich, und emsiger schritten wir nun den letzten und kürzern Drittheil bis zur Höhe des Grates hinan. Weil Gysler der Erste ging, so wurde ihm in der That auf der Spitze des Grates die ersehnte Freude zu Theil, uns hinter ihm Gehenden aus freudigem Herzen zurufen zu können: „wir kommen hinauf!" Seine erfreuliche Nachricht begleitete er mit einem helltönenden Jubelgesange, welcher ihm aber von dem erfahrenen Imholz, der vielleicht ahnen mochte, welche Schwierigkeiten und Gefahren uns auf der Rückreise noch bevorständen, mit den Worten untersagt wurde: es sei noch nicht Zeit zum Jauchzen. Wir alle drei sammelten uns jetzt auf dem gleichen Punkte und sahen uns das letzte Stück Weges an. Die Gletscherwand, auf deren höchsten Kante wir standen, senkte sich eben so abschüssig — ja noch schroffer — auf die entgegengesetzte südliche Seite hinab, wo sie auf dem Bockzingelfirn ruhte; die Kante selbst lief bis an das Felshorn hinan, welches den Gipfel des Scheerhornes bildete; allein sie war so schmal, daß sie nur die Breite von ein paar Zoll einnahm, ähnlich den sogenannten Hohlziegeln auf einem Dache. Diesen Grat mußten wir verfolgen, wenn wir auf den Gipfel selbst gelangen wollten. Das gegenüberstehende Ziel lud uns zum ungesäumten Besuche ein, und wir zauderten nicht, den Gang zu wagen und balancirend den Grat zu überschreiten.

Mit dem ganzen Körper frei in die Luft ragend und aus der schwindelnder Höhe in die schauerliche Tiefe von vielen Hundert

Fuß zu beiden Seiten hinabschauend, wanderten wir nun über den scharfkantigen, mit lockerm Schnee bedeckten Grat wie über die First eines riesenhaften Daches fort. Die Beschaffenheit des Grates selbst legte unserem Vorschreiten keinerlei Hinderniß in den Weg; wer aber nur der geringsten Neigung zum Schwindel unterworfen gewesen wäre, hätte hier zurückbleiben müssen. Während dieses Ganges überraschte mich der malerische Anblick eines ungeheuren Eisthurmes von runder Form, der, vom tief liegenden Bockzingelfirn aufsteigend, in unserer Nähe an die Felsen des Scheerhornes sich anschmiegte. — —

Wie der Seefahrer, welcher über unbekannte Meere auf die Entdeckung fremder Weltgegenden ausging, in doppelter Beziehung mit Wonnegefühl seinen Fuß auf ein neuentdecktes Land setzt, einmal, weil er nach langem Umherirren auf sturmbewegter See wieder festen Boden unter sich fühlt, dann vorzüglich, weil er seine Hoffnungen mit einem glücklichen Erfolge gekrönt sieht: also sprangen auch wir vom Rande des Gletschers auf den Felsboden des nun erreichten Hornes, wie man etwa vom Bord eines schwankenden Schiffes hinüber auf den sicheren Strand springt.

Noch standen wir nicht auf dem Gipfel selbst; es blieb noch eine kleine Felswand von 30 bis 40 Fuß Höhe zu erklettern. Die Schroffheit derselben vermochte inzwischen nicht, unsern Eile-beflügelten Schritten hinderlich entgegen zu treten; nach wenigen Augenblicken standen wir auf der höchsten Spitze des Scheerhornes. Es war halb 11 Uhr.

Mit der wonnigen Empfindung, welche das Bewußtsein erzeugt, nach gemeinschaftlich überwundenen Schwierigkeiten auch am gemeinschaftlichen Ziele zu stehen, drückten wir uns gegenseitig die Hände, und obgleich ich am meisten auf das Gefühl der Freude berechtigt war, indem mir ja diese Ersteigung erst nach viermaligem Ansetzen gelang, darf ich doch behaupten, daß das Vergnügen meiner wackern Begleiter nicht minder lebhaft gewesen sei.

Der Anblick einer herrlichen großartigen Alpennatur entschädigte mich für die mancherlei Mühsale, Besorgnisse und unerfüllten Hoffnungen, die ich seit der Zeit meines ersten Versuches bis auf den heutigen Tag erfahren mußte. Kein Wölkchen trübte

die Ansicht der zahllosen Bergspitzen, Gletscher und Felsschluchten, welche zwei Drittheile des Panorama's erfüllten. In bedeutender Nähe ragte der riesige Tödi über die niedrigern Brüder hinaus; seine Felsenstirne runzelte er in düstere Falten, indeß seine Hüften ein blendend weißer Mantel — der breite Sandfirn — umgab. Uns gegenüber erhob sich aus dem Hüfifirn der vielgezackte Düssi- (Hüfi-) Stock, dessen Gipfel diesen Sommer zum ersten Male von dem Fuße zweier Städter (aus Zürich) betreten wurde. Zwischen dem Tödi, Düssistocke und Scheerhorne erging sich das Auge auf einem mächtigem Gletscherfelde, das in Bezug auf seine vielseitigen erhabenen Formen mancherlei Abwechslungen darbietet. Weiter hinten reckte der Ehrfurcht gebietende Oberalpstock seine vergletscherten Felsenglieder aus. Vergeblich würde ich die übrigen Tausende von Felshörnern zu beschreiben suchen, die hier der weitschweifende Blick überschaut. Einzig den letzten Drittheil des Panorama's, welcher die Ebenen und niedrigern Berge in sich begreift, entzog mir zum großen Theile ein trüber Höhenrauch, der sich bald in förmlichen Nebel auflöste, so daß die fernen Gebirge, wie Jura, Vogesen und Schwarzwald, leider für mich verloren gingen. Schon unten auf dem Scheerhornfirne hatten wir in der Ebene des Kantons Luzern oder Aargau eine bläulichweiße Fläche bemerkt, die wir geraume Zeit für einen See hielten. Später hob sich diese Fläche allmählich in die Höhe, und nun sahen wir deutlich in jenem vermeintlichen See einen der gefährlichsten Feinde für jeden Gebirgswanderer, nämlich den Nebel, wie er zwar langsam, aber im drohendem Zuge unserer Gegend sich näherte. Noch wagte der schlimme Gast nicht, jenen langen Gebirgskamm, welcher unter dem allgemeinen Namen des Roßstockes bekannt ist und das Schächenthal gegen Norden begränzt, zu überschreiten, sondern hielt sich vorerst in den Hochthälern jenseits des Kammes verborgen, wie ein heimtückischer Feind, der hinter einem Verstecke lauert. Er war für uns keine liebliche Erscheinung, indem wir zur Rückreise einen ganz andern, uns zur Stunde noch unbekannten Weg erst aufsuchen mußten, bei welchem Geschäfte wir die Umgegend begreiflicherweise mußten überschauen können, wenn wir auf einen glücklichen Ausgang hoffen wollten. Einigen Trost gegen die schlimme Entdeckung gewährte

uns die außerordentliche Stille der Luft, die in solcher Höhe eben so auffallend war, als die ungemeine Wärme, die wir empfanden. Es herrschte eine so vollkommene Windstille, daß der schwache Zug der Luft kaum den Rauch einer Cigarre langsam von hinnen trug, und die Wärme, welche ich ohne Uebertreibung mit der Hitze auf einer eben bestaubten Landstraße vergleichen darf, lud sogar eine Gesellschaft Schmetterlinge zum muntern Tanze um den Gipfel ein. Die geflügelten Tänzer ließen sich nicht im Geringsten durch unsere Anwesenheit irre machen oder stören, und ich betrachtete mit Vergnügen diese Bewohner milderer Regionen, wie sie hier über dem Gebiete des Todes und der Erstarrung ihr scherzendes Spiel trieben, gleich Wesen aus einer andern Welt. An Zahl mochten es 8 bis 10 sein und zwar von zweierlei Gattung, nämlich 5 bis 6 von mittlerer Größe, die übrigen etwas kleiner; auch bemerkte ich an ihnen einen auffallend raschern Flügelschlag als an solchen Schmetterlingen, welche sich in tiefern Gegenden bewegen.

Ein frugales Mahl belebte wieder unsere ermatteten Glieder. Hierauf errichteten meine beiden Begleiter aus großen Steinen eine 4 Fuß hohe Pyramide. Als dieses geschehen war, streckten sie sich auf den Boden und überließen sich einem sanften Schlummer, während welchem ich mich mit der Betrachtung der erhabenen Natur und dem Schreiben eines Gedenkzettels beschäftigte, den wir zum Zeichen unserer Anwesenheit vor der Abreise in eine wohlverpfropfte Flasche verwahrten, und in der Nähe des „Steinmannli“ in sicheren Versteck brachten.

Die höhere der beiden Spitzen des Scheerhornes stellt sich als ein mehrere hundert Fuß langer aber nur schmaler Felskamm dar, auf welchem wir in diesem sehr warmen Sommer keinen Schnee antrafen. Von dem östlichen, höchsten Punkte, auf welchem wir ruhten, senkt sich der Grat in sanfter Neigung auf das westliche, um 200 Fuß niedrigere und ganz mit Firn bedeckte Horn hinab, welches durchaus unzugänglich sein scheint. Denn wenn schon der Grat gegen diese Seite nur sanft abfällt, so ist er so zerrissen und mit so unübersteiglichen Schluchten und Klüften unterbrochen, daß an kein Hinüberkommen zu denken ist, auch sind die übrigen Seiten des mindern Hornes zu steil und zu wild, als

daß sie einige Hoffnung des Hinaufkommens gestatten. Vom höchsten Punkte des größeren Scheerhorngipfels bis zur ersten unterbrechenden Schlucht des Felskammes konnten wir uns auf einer Länge von beiläufig 40 Fuß ergehen; hingegen ist die Breite des Kammes bedeutend geringer und wechselt nur von 4 zu 6 Fuß, so daß ein Mann mit ausgebreiteten Armen beide Kanten auf einmal erfassen könnte. Lehnt man sich über den nördlichen Rand hinaus, so sieht man in senkrechtem Absturze das eigentliche Horn 400 Fuß hoch (nach meiner Schätzung) aus dem Scheerhornfirne emportauchen; hierauf dehnt sich der Firn selbst jäh abfallend bis auf die weit entfernte Blümlisalp hinab. Blickt man über die südliche Kante des Felskammes hinunter, dann ist der nächste Gegenstand, welchen das Auge in senkrechter Tiefe gewahrt, der Bockzingelfirn, dessen Entfernung von uns Tausende von Fußen betrug. Es ist deßhalb leicht erklärbar, wenn es uns vorkam, als ob wir hier oben in einem Luftschiffe über den tief unter uns liegenden Gletschern schwebten.

Schlag 1 Uhr Nachmittags klatschte ich zum Zeichen des Aufbruches in die Hände, worauf sich meine Begleiter aus dem kurzen Schlummer erhoben, um mit mir nach einem $2^1/_2$stündigem Aufenthalte von diesem unvergleichlichen Höhenpunkte Abschied zu nehmen.

Es dauerte lange, bis es Herrn Hoffmann Jemand nachthat; volle 21 Jahr. Im Jahr 1863, am 12 August, gelang es einem rüstigen Mitgliede des Schweizer Alpen-Clubs, Herrn L. Finninger, in Begleitung von J. M. Trösch und Ambr. Zgraggen, über den Hüfigletscher das Scheerhorn zu erklimmen. Das Steinmannli stand noch unversehrt, darin befand sich die Glasflasche. Sie wurde mit großer Spannung geöffnet und auf dem darin niedergelegten Papier standen die mit Bleistift geschriebenen, aber noch wohl leserlichen Zeilen, die sie nicht ohne Rührung lasen:

Dienstags, den 9. August 1842, Mittags 11 Uhr. Mit der Hülfe Gottes hat der Schreiber dieses, Georg

Hoffmann aus der Eisengasse in Basel, unter Begleitung des Herrn Jost Gysler, Präsident und Rosenwirth in Unterschächen und Peter Leonz Imholz, zwei wackeren und vertrauten Bergsteigern, zum ersten Mal die Spitze des Scheerhorns erreicht. Gott gebe, daß wir die Gefahren der Rückreise glücklich überstehen mögen.

Der Rückweg über den Scheerhornfirn war äußerst mühsam und nicht ohne Lebensgefahr, ging aber glücklich von Statten.

Sechster Abschnitt.

Bernina.

1. Die Bernina-Gruppe.

Im großen Gebiet der Rhätischen Alpen, welche den Ostflügel des Schweizer Hochgebirges bilden, ist die Bernina-Gruppe im Ober-Engadin weitaus die schönste und durch die Höhe ihrer Thäler sowohl, wie auch durch die Höhe ihrer Gipfel die ausgezeichnetste. Ihre im reinsten Weiß schimmernden Firne, ihre nach allen Seiten mächtig ausströmenden Gletscher, eine große wildprächtige Schnee- und Eiswüste bildend, aus welcher nur einige dunkele Felsgräte und Felsspitzen emporragen, während die höchsten Häupter alle in blendendem Firngewande prangen — erinnern an die Monterosa-Gruppe, nur daß in letzterer die Massen und Formen noch großartiger sind.

Hat man, über den Julierpaß dem schönen Ober-Engadin sich nahend, das lange und einförmige Oberhalbstein zurückgelegt, die Paßhöhe am Abhange des Piz Julier (P. Munteratsch) erreicht und fährt man nun mit willkommener Eile das enge trümmerreiche Thal abwärts: so liegt vor dem überraschten und entzückten Blick Silvaplana, ein städtisch gebauter Ort, mit seinem von grünen Wiesen und malerischen Arvengruppen umsäumtem See, an dessen jenseitigem Ufer sich der dunkelgrüne Rücken des Mont Arlas und der hohen Fuorcla da Surlei erhebt. Ueber diesen Vorbergen schimmern, am dunkelblauen Himmel scharf ihre Umrisse abzeichnend,

die weißen Häupter des Piz Morteratsch, des Piz Bernina und des Piz Roseg*) — es sind die höchsten Spitzen der Bernina-Gruppe, die wir erblickt haben, deren Bild wir festhalten möchten, das uns aber entschwindet, sobald wir das Ufer der kleinen Seen erreicht haben. Ihnen vorgelagert ist der wie eine Burg gestaltete Piz Castellatsch, über welchen der Piz Corvatsch aufsteigt.

Es war ein erster Gruß, den uns die Bernina-Hörner zusandten. Wir ziehen in diesem merkwürdigen Hochthale, das höher liegt, als der Gipfel des Rigi, weiter nach dem weltberühmten St. Moritz, überschreiten die Schwelle der obersten Thalstufe und biegen rechts in ein Seitenthal ein, aus welchem ein voller weißlichtrüber Gletscherbach uns entgegenkommt, um sich mit dem jungen Inn zu vereinen. Es ist das Berninakind, dessen Wiege der Morteratschgletscher. Jenseits des wilden Gletscherstromes erhebt sich der Rosatsch mit seinen von Arven bewachsenen Hügelreihen. Wir nahen uns auf wohlgebauter Straße dem Flecken Pontresina; kurz vor demselben sehen wir rechter Hand in ein von schroffen Bergen eingeengtes Thal, dessen Hintergrund die blendend weißen Firne und Gletscher des Piz Roseg bilden. Wie ein menschliches Gesicht schauen einige Felsen am Caputschin uns an, die aus dem Firne sich hervorheben. Sie sehen so nahe aus, als könnten wir sie in einer kleinen Stunde erreichen; und doch sind sie volle drei Stunden von uns entfernt.

Das freundliche und immer wohnlicher für Touristen sich einrichtende Pontresina liegt so bequem, der Gletscherwelt der Bernina so nahe gerückt, daß man sich's kaum besser wünschen kann. Die vornehme Welt fährt in eleganten Wagen auf der vortrefflich unterhaltenen Kunststraße in einer halben Stunde bis zum Morteratsch-Gletscher. Auch der minder rüstige Fußgänger kann in einem Stündchen hingehen und an, oder wenn er es wagen will, in das hochgewölbte Gletscherthor eintreten, das der mächtige Eisstrom des Morteratsch in den Sommermonaten öffnet. Der Schuttwall — die Stirnmoräne des Gletschers —, den der Eisstrom mitgebracht und abgelagert hat, ist freilich weniger malerisch als das in blauen Farben schillernde Eisgewölbe mit seinen

*) Sprich: Rosedsch.

herabhängenden Zacken, von denen das Wasser in kleineren und größeren Strahlen herabrinnt. Der schon genannte Flatzbach strömt ziemlich voll heraus und fließt auch noch im Winter, wenn oben auf dem Gletscher alles Leben erstorben ist. Wie in einem Steinbruch scharfkantig abgehauen liegen die Granitblöcke zu beiden Seiten des Gletscherthores, von den Hochgraten herabgetragen, so daß man die Gesteinsart der Gipfel schon an ihrem Fuße studiren kann. Wir steigen über den Stirnwall des Gletschers an der Seitenmoräne hinauf, halten uns hier und da beim Emporklimmen am Alpenrosengesträuch oder an Legholzföhren fest und können dann ohne Gefahr den Gletscher selber betreten und eine Zeit lang auf ihm fortwandern, nur um einen vorläufigen Begriff von der Ausdehnung dieser Eismassen zu bekommen und einen ehrfurchtsvollen Blick zu den Berninaspitzen empor zu senden.

Steigt man bis zur Morteratsch-Alp auf, so hat man eins der großartigsten Gletscherbilder; doch schon am Fuße des Gletschers, bei den hübschen Wasserfällen des Berninabachs, wenn man bis auf den großen Felsen steigt, hat man eine herrliche Ansicht dieser Gletscherwelt. Geht man dann auf der höchst bequemen nur sanft ansteigenden Kunststraße zum Bernina-Wirthshaus hinauf, das bereits 6320 Fuß über'm Meer liegt, so kann man von dort in kurzer Zeit auf freilich anstrengendem und steilem Wege in das Val Diavolezza und auf den Gletscherfirn des Mont Pers gelangen, der sich zum Vadret Pers (Pers-Gletscher) senkt, an dessen Seiten die riesigen Schneezacken des Piz Cambrena, Piz Palu, Piz Bernina und Piz Morteratsch emporstarren — eine der lohnendsten Excursionen, die man an den Flanken dieser einzigen Hochalpenwelt machen kann.

Nicht minder lohnend und doch leichter, darum auch alljährlich selbst von zarten Damenfüßen unternommen, ist die Besteigung des östlich vom Ponterisina 10,054 Fuß sich erhebenden Felskegels, des berühmten Piz Languard, der gerade vor der Fronte des Eismeeres und der Spitzen des Bernina steht. Zu der unermeßlichen Aussicht (vom Tödi nordwestlich bis zum Monterosa südwestlich, bei sehr heiterem Wetter sogar bis zum Montblanc) gesellt sich eine so erhabene Ansicht dieser compakten Berninagruppe, daß die Languardspitze allein schon eine Reise in's Ober-Engadin

werth ist. Man sieht in das ganze Gletscherthal des Morteratsch hinein und nur der Ausgang desselben wird durch den Piz Arbris verdeckt. Im Gegensatz zu dieser wilden Pracht thut der freundliche Niederblick auf St. Moritz, Cresta und Campfér und deren Seen recht wohl und einen Gegensatz anderer Art bilden wieder die gleichfalls ganz nahen grotesken Bergformen des Piz Ot, Piz Uertsch und Piz Kesch und weiter nördlich die schlanke Pyramide des Piz Linard: eine Alpennatur — ebenso großartig als mannichfaltig, wenn auch das Große, Ernste, überwiegt.

Doch das Kleinod bleibt die Bernina-Gruppe, welche mit ihrer prächtigen Erhabenheit und schönen Einfachheit den Blick bezaubert. Es ist eine bekannte Erfahrung, daß man in der Schweizer Alpenwelt hoch emporsteigen muß, um das Höchste in seiner Größe recht würdigen zu können. So bekommt man erst von einer Bergzinne, wie sie der Piz Languard bietet, die Anschauung der Höhenverhältnisse des Bernina und seiner Trabanten. Ihre Rangordnung ist diese: der Berninaspitze (4052 Meter = 12,474 Fuß über dem Meer) steht zunächst der Piz Zupo (das verborgene Horn) mit 3999 Meter, dann folgt Piz Morteratsch mit 4052 Meter (11,556 Fuß), Piz Roseg (3943 Meter), Piz Palü (Sumpfhorn) 3912 Meter, Piz Cambrena (3607 Meter) — beide senden ihre Gletscher in's Puschlav (Val Poschiavo), in welches die Berninastraße hinabführt. Andere hervorragende Spitzen sind: Piz Sella, Piz Tschierva (Hirschkuh), Il Kapütschin (das Käppchen). Die äußersten Gipfel der nördlichen Ausläufer steigen im Piz della Margna (der als Hintergrund des Ober-Engadin von Ponte, am Ausgang des Albulapasses gesehen, sich höchst malerisch darstellt) — auf 3156 Meter; im Piz Surlei auf 3187 Meter, im Piz Chalchang auf 3154 Meter, im Mont Pers auf 3210 Meter.

Die alle Thaleinschnitte des Bernina-Stocks erfüllenden Gletscher bilden eigentlich einen großen Bernina-Gletscher, der in Horizontal-Projektion die respektable Länge von 34,000 Metern = $7\frac{1}{5}$ Stunden und eine Oberflächenentwickelung von 42,000 Juchart erreicht.

Seine Bestandtheile sind auf der nördlichen Gebirgsseite (Flußgebiet des Inn):

1.	der Morteratsch-Gletscher,		6437	Joch	umfassend
2.	„ Roseg	„	7996	„	„
3.	„ Fex	„	2651	„	„
4.	„ Fedoz	„	1765	„	„
5.	„ Forno	„	4000	„	„
6.	„ Albigna	„	3100	„	„
7.	„ Bondasca	„	550	„	„

Zus.: 26,499 Joch.

Am südlichen Abhang zum Addagebiet gehörig:

8.	des Cambrena-Gletscher,		1250	Joch
9.	der Palü	„	2340	„
10.	„ Seerfen	„	2511	„
11.	„ Fellaria	„	2500	„
12.	„ della Disgrazia mit seinen Nachbarn	„	7000	„

Zus.: 15,601 Joch.

Gesammtsumme: 42,100 Joch [c. 4 □Meilen].*)

Der größte Gletscher ist der Roseg, der längste der Morteratsch, der zerrissenste und farbenprächtigste der Palü und Fexgletscher.

Der Inn hat seine Wiege nicht, wie man früher annahm, gegen den Septimer hin am Monte di Gravasalvas, sondern am Gletscher des Val Fedoz. Aus diesem entlegenen stillen Hochthal stürzt sich der Gletscherbach schäumend zwischen Felsen hindurch mitten in die Flanke des romantischen, ebenso lieblichen als prächtigen Silser-See's, ein weites in den See sich einschiebendes Delta bildend, auf welchem der kleine Alpenhof Isola (die Insel) steht. Das zweite Quellflüßchen des Inn ist der aus dem Val Fex kommende Gletscherbach, der sich in den Silvaplaner-See ergießt.

*) Die ganze Bernina-Gruppe umfaßt einen Raum von 7 Quadrat-Meilen.

Die Adda nimmt an der südöstlichen Seite des Gebirgsstocks ihren Anfang, die Moira (Maira) in den Gletschern des Val Mureto.

Ausgezeichnet, in den Alpen einzig in ihrer Art, ist die oberste Thalfläche des Inn durch ihre Höhe (1730 Meter = 5400 Fuß mittlere Erhebung) und ihre Terrassen, die drei größere Seen einschließen, deren klarer Wasserspiegel in tiefgrünen Farben, die aber mit der Beleuchtung wechseln, prangend, von kleinen Inseln, Halbinseln, Felsblöcken mannichfach durchbrochen wird und nur wenig Raum für die Straße und kleinen Ortschaften übrig läßt. Dunkle Arven und lichtgrüne Lerchen spiegeln sich nebst den breiten Felswänden und Schneehäuptern in diesen herrlichen Alpenseen, von denen der oberste, der von Sils, die größte Ausdehnung hat. Dann folgt der See von Silvaplana mit Einschluß des Campferer-See's und darauf der See von St. Moritz.

In früheren Zeiten war wohl auch die unterste Thalterrasse bei Scanf's bis weit hinauf von einem See erfüllt, der dann bei der Thalschwelle von Capella zum Durchbruch kam.

Auf der Höhe des Berninapasses liegen zwei kleinere Seen ganz nahe bei einander. Der eine, von dem weißen Wasser des Cambrena-Gletschers genährt, heißt Lago bianco (weißer See) und der andere im schwärzlichen Torfgrund Lago nero (schwarzer See). Außerdem finden sich noch in den Schluchten und Vertiefungen des Hochgebirges verborgen 30 kleinere Seen, von denen manche so hoch liegen, daß sie auch im Hochsommer ihre Eisdecke nicht los werden.

2. Ersteigung des Piz Bernina durch Forstinspektor J. Coaz, am 13. Sept. 1850.*)

Der kräftige mit Eis und Schnee der Hochgipfel seiner heimathlichen Bündner Alpen wohlvertraute Mann wagte sich in

*) Jahresbericht der naturforschenden Gesellschaft Graubündens. Neue Folge I. Jahrgang, (Chur, 1856).

Begleitung zweier zuverlässiger Führer zuerst auf die höchste Spitze der Bernina-Gruppe. Es war ein Heldenstück, das wenige ihm gleichkommende hat. Denn diese Besteigung wurde in sehr vorgerückter Jahreszeit unternommen; sie brachte die kühnen Kletterer erst um 6 Uhr Abends auf den Gipfel und wurde ohne längere Ruhepausen in Einem Gewaltmarsch in verhältnißmäßig sehr kurzer Zeit ausgeführt.

Auf den Wanderungen zum Monterosa, Finsteraarhorn, Schreckhorn 2c. sucht man um Mittag die Spitze zu erreichen, nachdem man das Nachtlager am Fuße derselben gehalten hat. Mitunter wird auch bei der Rückkehr wieder in der Hütte übernachtet.

Freilich ist eine Berninabesteigung insofern begünstigt, als das Bernina-Wirthshaus nur 1 Stündchen vom Morteratschgletscher entfernt liegt. Dennoch aber war das Wagniß des Herrn Coaz sehr groß, da er auch im günstigsten Falle nur bei Nacht über den Morteratschgletscher zurückkehren konnte und bei etwaiger Verzögerung des Marsches auf dem Eise hätte übernachten müssen.

Hören wir aber den Berichterstatter selber.

Mit der topographischen Aufnahme des Bernina-Gebirgsstocks im Jahr 1850 beauftragt, ist es begreiflich, daß die bis dahin noch nicht gelungene Ersteigung der Bernina-Spitze mich mit dem allgewaltigen Reiz anzog, welche Wagefahrten im Gebirge besitzen.

Gegen das Val Roseg fällt der Bernina fast senkrecht ab und der Grat gegen den Piz Tschierva ist begletschert und von so schroffen Absätzen unterbrochen, daß an eine Ersteigung von dieser Seite gar nicht zu denken war.

Es fand daher eine Recognoscirung der Morteratsch-Seite statt, wozu der Piz Albris und Mont Pers die passendsten Standpunkte darboten.

Die Jahreszeit war aber unterdessen bereits weit vorgeschritten. Mitte September rückte heran, und obwohl das Wetter hell war, so wehte seit einiger Zeit ein so scharfer Nordwind, daß man sich wenig in eine Höhe von über 4000 Meter hinaufsehnte.

Längeren Zuwartens endlich müde, wurde am 12. der Versuch der Ersteigung unabänderlich auf den folgenden Tag festgesetzt.

Meine beiden Führer*) rüsteten den erforderlichen Apparat und Proviant.

Den 13. September verließen wir, nach einem kräftigen Frühstück, um 6 Uhr das Bernina-Wirthshaus. Wie die früheren Tage war das Wetter rein, aber immer noch herrschte Nordwind; das Thermometer zeigte — 2° R. Da die Seitenhänge des Morteratsch-Thales ziemlich ungangbar sind, so suchten wir baldmöglichst den Gletscherstrom zu erklettern, um über denselben den Hintergrund des Thales zu erreichen.

Die Oberfläche des Gletschers war, wie man dies im Herbst nach dem Sommerschmelz immer findet, uneben wellenförmig, dabei hart gefroren und rauh, so daß wir mit unsern gut genagelten Bergstiefeln leicht und sicher darüber hinschritten.

Das eigenthümliche Leben, das hier während der Sommermonate den Gletscherwanderer so angenehm beschäftigt, war erstarrt, oder schlug nur noch in schwachen Pulsen. Die kleine, hüpfende Desoria glacialis war verschwunden, das Wasser der Meridianlöcher und der Bassins übereist, die kleinern Wasserriesel versiegt, nur die größeren Bäche murmelten noch in ihren glänzenden, in's reine Eis gegrabenen und mannichfach gewundenen Betten und stürzten ihr spärliches Wasser in tiefe Runsenlöcher. Die sonderbaren Gebilde der Sandhügel und der Gletschertische stunden bald vereinzelt, bald in Gruppen längs den Gufferlinien.

Etwas über der Mitte des Gletscherstromes findet sich eine sehr zerklüftete Stelle, durch ein steileres Gefäll der Thalsohle hervorgerufen. Wir glaubten uns über die Gräte, die sich lamellenartig zwischen den Spalten hinzogen, durcharbeiten zu können. Mußten wir auch bald von diesem Vorhaben abstehen, um die Stelle zu umgehen, so waren wir für unsere Mühe durch eine glänzende Erscheinung hinlänglich belohnt. In einer Eiswand wölbte sich eine weite Nische, die von oben durch eine Spalte beleuchtet, vom zartesten, reinsten Lichtblau erfüllt war; Streifen von einem tiefen Dunkelblau, sogenannte blaue Bänder, durchzogen die krystallhellen Eisgewölbe.

*) John und Lorenz Ragut Tscharner, beide von Scheid.



Morteratsch.

Ungefähr um 9 Uhr langten wir an der zweiten Gletscherregion an. Die Gufferlinien traten hier in einzelnen Trümmern zu Tage, große Gletscherbäche mit weitläufigen Verzweigungen wanden sich in tiefen Eiskanälen, bildeten kleine Seen, liefen von diesen wieder aus, um am Gletscherrand sich zu verlieren oder sich in Runsenlöcher zu werfen und unterirdisch weiter zu fließen.

Die erste Region verflacht sich hier, um schroff und zerrissen sich in das Firnmeer zu erheben. War der Weg bisher ziemlich leicht und gefahrlos, so traten uns von hier an Hindernisse und Gefahren entgegen, deren Ueberwältigung all' unsere Erfahrung, Willenskraft und Ausdauer erforderte.

Ein einziger Weg war zu nehmen, er führte mitten über den zerklüfteten Hauptstrom des Gletschers. Wie der Fluß in seinen Wasserfällen sich in Schaumwellen auflöst, so hatte der Gletscherstrom hier seine Eismassen in Millionen Trümmer zertheilt, die sich über einander aufthürmten. Unverzagt kletterten wir diesen Gletscherfall hinan. Die Arbeit war hart und je weiter wir nach Oben vorrückten, desto unüberwindlicher schienen die Hindernisse. Oft sahen mich meine Führer stummfragend an, ob ich mich nicht zum Rückzuge neige, aber noch waren nicht alle Mittel erschöpft, und immer fand sich entweder ein Umweg um eine unerklimmbare Trümmerwand, oder eine Stelle, die mit Hülfe unseres Apparats ersteigbar war.

Es wurde nun Rath gepflogen, ob bis in's Firnmeer vorzudringen, oder aber die Felswand westlich zu erklettern und sodann der Grat derselben zu verfolgen sei. Das absolute Stimmenmehr entschied für den ersten Weg.

In nicht gar langer Zeit hatten wir die Höhe des Gletschersturzes erreicht. Die erste Querspalte, die vom Firnmeer sich hier abbrach, übertraf an Schönheit Alles, was mein Auge in der Gletscherwelt bisher gesehen.

Die Spalte sah einer kleinen Thalschlucht ähnlich, war mit Eistrümmern erfüllt und nach oben von einer senkrechten Wand bandartig begrenzt. Wie über Trümmer einer gefallenen Festung stiegen wir von der untern Seite in die Tiefe der Gletscherschlucht. Welch' feenhafter Ort! Nichts als Eismassen um uns, umwölbt

vom reinen, blauen Himmel, die Sonne im Mittag. Die Gletscherwände, Thürmchen, Blöcke und tausend bizarren Eisgebilde, die ringsum den kleinen Horizont bildeten, glänzten im buntesten, blendendsten Farbenspiel, wie eine kolossale Diamant-Krone. Die Luft war licht und warm (14° R.). Es war hier alles so rein, es herrschte eine so tiefe Stille, man wußte sich von allem Treiben der Welt so vollkommen abgeschlossen, daß uns eine feierliche Stimmung ergriff.

Nur wenige Minuten waren uns vergönnt, in diesem glänzenden Gletschertempel zu verweilen. Die Zeit drängte, wir mußten weiter. Wir betraten das Firnmeer. Weite und tiefe Spalten durchzogen zunächst am Fall den Gletscher, der Firn hing in dieselben über und ließ ihre Grenzen schwer erkennen. Aber mehr noch als diese halbgeöffneten Schründe sind die kleineren Gletscherspalten zu fürchten, die unter schwacher Firndecke verborgen liegen. Wir banden uns daher an ein langes Seil und schritten, oft mit den Bergstöcken sondirend und die sichtbaren Schründe umgehend, über das Firnmeer hinein. Der Reflex der Sonnenstrahlen von der Firndecke war so stark, daß wir unter dem Schleier noch geblendet wurden, das Antlitz glühte uns vor Erhitzung.

Vom Circus fanden wir die Bernina-Spitze, die jetzt zu unserer Rechten lag, nicht ersteigbar. Es blieb uns somit kein anderer Weg als über die steile Gletscherwand. Sie trat schroff aus dem Firnmeer empor, von diesem durch einen breiten Schrund getrennt, der stellenweis verschüttet war. Am Grat hingen von den Felsköpfen vorgeschobene, dem Sturze nahe Eismassen über. Zwischen dieser Scylla und Charybdis mußte durchgesteuert werden.

Eine kurze Strecke weit hieben wir im Zickzack mit dem Beil Tritte in die Wand ein; da aber das Gletschereis hart und spröde ist, rückten wir nur sehr langsam vor. Es wurde daher ein etwas verwegener Entschluß gefaßt. Wir banden uns vom Seil, das uns im Steigen hinderte, los, schlugen unsere Stiefel einigemal kräftig in den circa 1 Zoll hohen Firn ein und setzen auf diese Weise weit rascher, aber auch weit gefährlicher und anstrengender, die Ersteigung fort, denn der ganze Körper ruhte nur auf den Fußspitzen und nirgends war ein Ruhepunkt zu finden, als an

einigen aus dem Eis hervorragenden Felsstücken, denen wir denn auch mit allen Kräften entgegenlavirten.

Um 3 Uhr Nachmittags erreichten wir den Gebirgsvorsprung. Wir lagerten uns auf einer großen, rauhen Granitplatte, Angesichts der höchsten Spitze und breiteten unsern Proviant zum Mittagsmahl aus.

Die Wärme, Erhitzung, Müdigkeit verursachten eine fast nicht zu bewältigende Schlafsucht und nur die Erkenntniß unserer sehr kritischen Lage vermochte uns wach zu erhalten.

Die Bernina-Spitze war zwar nicht mehr sehr fern, aber welche Hindernisse warteten unser in dem scharfen, steilen Grat, der sich zu derselben hinaufzog? Und wenn uns die Nacht auf dem Gletscher überfiele, was dann beginnen ohne Zelt und warme Decken? Auch mußte für die Rückreise ein anderer Weg ermittelt werden, denn es schien kaum thunlich, über den Hang, den wir eben erstiegen hatten, ohne die größte Gefahr hinunter zu gelangen.

All' diese ängstlichen Betrachtungen wurden kurz abgebrochen und nach etwa $^{1}/_{4}$ Stunde Ruhe und Stärkung zur Fortsetzung der Ersteigung geschritten. Die Impedimenta wurden auf der Steinplatte zurückgelassen und nur das Nothwendigste mitgenommen.

Der erwähnte Grat, der alleinige Weg zur Ersteigung der Bernina-Spitze, trennt den Circus. Er fällt in schroffen Gletscherwänden gegen den Circus ab, ist unten felsig, weiter oben mit Gletscher und Firn bedeckt. Der untere Theil des Grats wurde ziemlich leicht erklettert, obwohl besonders an einer Stelle die senkrechte Wand eines Felsblocks von circa 10 Fuß Höhe den Weg sperrte. Jeder von uns erstieg indeß dieselbe, mit feierlicher Protestation gegen jede Beihülfe, nur die Geräthschaften wurden einander geboten, um Arm und Hand frei zu haben. John kletterte kühn voraus.

Sehr ernste Folgen hätte die Unvorsichtigkeit eines meiner Führer haben können. Von einem brennenden Durst gequält, kletterte er einen Fels hinaus, über den Wasser hinunter tröpfelte, während der andere Führer und ich längs der Gratkante weiter stiegen. Plötzlich hörten wir Hülferuf. Wir eilten zurück auf die Höhe des Felsens und erblickten unsern Gefährten regungslos an die Felswand angeklammert. Rasch warfen wir ihm das Seil zu

und zogen ihn glücklich herauf. Er versicherte uns, daß das Kniezittern (ein böses Zeichen bei Gebirgsfahrten) ihn bereits ergriffen gehabt habe und er kaum noch einige Sekunden im Stande gewesen wäre, sich zu halten.

Gefährlicher als der untere Theil des Grates ist der obere mit Firn bedeckte. Der Firn hängt an mehreren Stellen über, und bildet dabei so scharfe Kanten, daß wir uns nicht getrauten, den Fuß aufzusetzen. An solchen Stellen mußten wir längs dem Hang uns hinarbeiten, der oft so steil war, daß man mit einem Arm den Grat umschlingen konnte. Unweit unter der höchsten Spitze fanden wir zu unserem Erstaunen Spuren von Gemsen. Unzweifelhaft sind diese Thiere durch die Jagd hierher versprengt worden, denn weit und breit ist kein Futter zu finden.

Bis vor nicht so langer Zeit war man der Ansicht, daß in diesen enormen Höhen die Temperatur niemals über den Gefrierpunkt steige, was dem Gletscher-Theoretiker ein bedeutender Stein des Anstoßes zur Erklärung der Bildung des Firns und Gletschereises war. Neuere Beobachtungen haben jedoch obige Ansicht berichtigt. Wir fanden in einer Höhe von 13,100—13,200 Fuß in der Sonne und auf der Südseite eine Temperatur von + 3° R.

Erwartungsvoll näherten wir uns dem höchsten Grat, wir erhoben uns über denselben, aber — zu unserem großen Leidwesen, standen wir noch nicht auf dem höchsten Punkt und wie im Mährchen von Tausend und einer Nacht häuften sich die Schrecken, je näher wir dem Ziel. Um zum höchsten Punkt zu gelangen, der allerdings ganz nahe und wenig höher lag, mußte ein scharfer Gletschergrat, in dem einzelne Steine eingefroren waren, passirt werden. Fast senkrecht fiel die eine Seite, circa 2000 Fuß tief gegen Val Roseg, die andere gegen den Circus ab.

Meine wackern Führer hatten heute Ungewöhnliches geleistet, mehr als auf allen bisherigen Wagefahrten; das Uebersetzen über diesen Grat durfte ich von ihnen nicht verlangen. Lorenz hatte aber eine Scharte vom Gletscherfall her auszuwetzen, und wenige sind wohl besser ausgefochten worden. Er als der Kleinste und Leichteste bot sich an, hinüberzureiten. Ich suchte ihn zurück zu halten, aber umsonst, und da wir andern nicht zurück bleiben wollten, wurde denn der kühne Ritt begonnen. Wir befestigten

uns an das Seil und Lorenz begann die Reihe. Unterdessen stiegen von der Südseite Nebel auf, die bis an die Spitze sich erhoben und den Ritt etwas weniger schwindlich machten, und wirklich erreichten wir glücklich die höchste Spitze (4052 Meter = 13,508 Fuß über dem Meer), die gerade so viel Raum bot, um bequem neben einander stehen zu können. Es war 6 Uhr Abends, ein voller Tag seit unserem Aufbruch vom Bernina-Wirthshaus.

Gierig schweifte nun der Blick über die Erde bis an den weiten Horizont, tausend und tausend Bergspitzen lagerten wie ein großes Heer um uns. Erstaunt und zugleich beklemmt sahen wir über dieses Bild großartiger Gebirgswelt hin, wir suchten nach Bündens Thälern, seinen Flüssen, Wohnungen, aber einzig Samaden und Bevers sandten uns ein heimeliges Gefühl zu. Das übrige Bünden schien in Gletscher und rauhes Gebirg verwandelt und das großartige, ernste Bild wurde in den Schleier des Schaurigen gehüllt.

Endlich begann das Auge sich zu orientiren. Das Panorama war in seinen Hauptumrissen gegen Norden durch den Rhätikon, das vom Silvretta nordöstlich auslaufende Gebirge und durch die Tödikette begrenzt, hinter welcher die grauen Hörner und andere Bergspitzen hervorragten.

Die Gletscherkette vom Septimer zum Gotthard, die sogenannte Adulakette, zeigte sich nur in der Längenrichtung. Die Bergspitzen waren in solcher Menge zusammengedrängt, daß wir nur wenige derselben aus diesem ohnedem topographisch noch wenig bekannten Gebirgsgebiet zu nennen im Falle waren. Deutlich erkannten wir das Adula- und Suvreta-Gebirge und in demselben die Felsenpyramide des Tambohorns (3276 Meter).

Im Osten machte sich hauptsächlich das Ofengebirge und die begletscherte Ortles-Gruppe mit ihrer 3911 Meter hohen Spitze bemerkbar.

In diesem weiten Rahmen bildeten die unzähligen Bergspitzen Bündens ein erstarrtes Wellenmeer, umschäumt von Firn und Gletscher. Wir erkannten unter den hervorragendsten Spitzen der Albula-Kette den Piz Kesch (3417 Meter) zwischen Madulein und Bergün, den Piz Linard bei Lavin (3416 Meter), den Piz

Morteratsch am Julier (3385 Meter); den Piz Ot (3249 Meter), den Piz d'Err im Oberhalbstein (3393 Meter); das Schwarzhorn in Davos (3151 Meter); die hohen Zacken des Silvretta-Gebirgs. Sodann die Scesa-Plana im Rhätikon (2966 Meter); den Tödi in der Tödikette (3620 Meter); den. Beverin bei Thusis ꝛc.

Gegen Süden wanden und zogen sich dichte Nebel, drückten sich an's Gebirge an, ohne dasselbe zu übersteigen und nahmen uns leider alle Aussicht nach dieser Seite.

Der Bernina stund da wie ein gewaltiger Herrscher, umgeben von den Großen seines Reichs, anderen erhabenen Spitzen und Hörnern. Die Schneefelder der Gletscher von Roseg und Morteratsch lagen zu seinen Füßen und bepanzerten ihn bis an sein Haupt.

Ein kalter Windzug weckte uns aus unseren Betrachtungen und erinnerte uns, daß unseres Bleibens hier nicht sei. Die Stiefel und die nassen Beinkleider waren hart gefroren, Haare und Bart mit Reif gepudert, der Thermometer stand einige Grade unter 0°. Die Luft war sehr trocken, die Gegenstände entglitten leicht der Hand und dieselbe in Berührung mit dem Eis gebracht, fand sich wie angeleimt. Von beschwerlichem Athem verspürten wir nichts.

Vom Fuß des Gletschers, über dem wir uns jetzt circa 2162 Meter befanden, hatten wir kein lebendes Wesen gesehen. Sonst trafen wir bis in bedeutende Höhen verirrte Schmetterlinge, Fliegen ꝛc. oder hörten von Felsköpfen herab Gemsen pfeifen, die wir in ihrer Ruhe gestört. Heute war alles organische Leben erstorben, nur eine Bergdohle flog kreisend um die höchste Spitze.

Bevor die Rückreise angetreten wurde, erbauten wir aus einigen, mit Mühe aus dem Eis gegrabenen Steinen ein kleines Signal und pflanzten, als Zeichen der factischen Eroberung der Bernina-Spitze, die eidgenössische Fahne auf. In eine Vertiefung am Fuße des Signals wurde eine Flasche gelegt mit einigen Bündnermünzen, einem Blatt Papier mit Datum der Ersteigung und unseren Namen. Sodann wurde von der Höhe Abschied genommen, der Fahne der letzte Gruß gebracht und so rasch als möglich gratabwärts gestiegen. Die Kenntniß des Terrains

und die hie und da eingehauenen Tritte erleichterten das Hinuntersteigen sehr.

Von hier weg verfolgten wir den angegebenen Weg, der gleiche, der bei der Abstimmung in Minderheit geblieben war. Schreckten uns auch hie und da dunkle Schrundtiefen zurück, so langten wir dennoch wohlbehalten auf dem Fels an. Die nahe Dämmerung beflügelte unsere Schritte und wie Verfolgte kletterten wir die, von unten kaum ersteigbar gehaltene Felswand hinunter. Wir befanden uns jetzt unweit zwischen Fels und Gletscher, wo sich aber eine breite Oeffnung hinzog, die eingebrochene Dämmerung ließ uns das Terrain nicht mehr deutlich erkennen, unsere Lage verdüsterte sich. Die Eisblöcke des Gletscherfalls, die im Sonnenschein heute so herrlich geglänzt, hatten unheimliche, verschwebende Umrisse angenommen und schienen uns gespensterisch anzuglotzen. Je dunkler der Gletscher in Nacht sich hüllte, desto verzweifelter wurde unsere Lage.

Da ergoß sich plötzlich ein heller Lichtstrom über den ganzen Gletscher. Der gute Mond hatte sich unserer erbarmt und schob seine Scheibe, im vollen Abglanz der Sonne langsam hinter einer Gletscherkuppel heraus, gleich als ob er Liebenden ihre einsamen Pfade beleuchten wollte.

Bald war jetzt ein Uebergang über den Abgrund gefunden, der nach mühsamem Uebersteigen einiger großen Gletschertrümmer glücklich überwunden wurde. Das Mondlicht strahlte so hell von der weißen Firndecke zurück, daß wir unseren Weg vom Morgen verfolgen konnten; an den gefährlicheren Stellen wurde Lorenz am Stricke zur Recognoscirung vorgelassen. Wir wandten uns sodann raschen Schrittes links dem Abhang zu, um möglichst bald vom Gletscher zu kommen.

Und merkwürdig, eben als wir unsern Fuß vom Eis wieder auf sichern Boden setzten, versank die Mondscheibe hinter das Gebirge. Finstere Nacht umgab uns, es war jetzt 10 Uhr Abends. Ueber Steingeröll, Felstrümmer, Erdschlipfe und durch steile mit Reckholder und Alpenrosen-Gebüsch bewachsene Halden mußten wir uns nun mühsam weiter Bahn brechen, aber die größten Gefahren waren hinter uns, wir waren sicher, noch dieselbe Nacht unser Quartier zu erreichen, — wir athmeten freier.

Nach dreistündigem Hinklettern durch diese wilde Gebirgswand erreichten wir endlich die Tiefe des Thales und bald darauf die Bernina-Straße. Auch die kleine Stunde bis zum Bernina-Wirthshaus schleppten wir noch unsern müden Körper hinauf und kamen, Nachts 2 Uhr, nach 20stündiger Abwesenheit in unserem Quartier wieder an.

Dieselbe Nacht noch wurden alle Mühseligkeiten der Ersteigung in altem Veltliner in Vergessenheit getrunken und nur der unauslöschliche Reiz der Erinnerung mit zur Ruhe genommen.

Siebenter Abschnitt.

Aus der Silvretta-Gruppe.

1. Zur Orientirung.

Vom Maloja, jenem äußersten Rande des Silser-See's im Ober-Engadin, wo der steile Abfall nach Süden in's Bergell (Val Bregaglia) beginnt und der junge Inn in entgegengesetzter Richtung seinen Weg nach Nordosten nimmt, zieht sich auf dem linken Ufer des Inn eine lange Bergkette hin, deren Häupter Piz Julier (Munteratsch) Piz d'Err, Piz Kesch und Piz Vadret (Gletscherspitze) sind. Von Norden her gelangt man durch vier Pässe, welche diese Kette durchschneiden, in's Engadin, nämlich über den Julier- Albula- Scaletta- und Fluela-Paß. Der Fluela-Paß führt vom Hochthal des Davos nach Süß im Unter-Engadin und trennt die granitische Central-Gruppe des Piz d'Err von der Scaletta-Gruppe, die ihrerseits in die Silvretta-Gruppe übergeht. Ihr Gletschergebiet ist das zweitgrößte des Engadin, denn es hat eine Länge von 7 bis 8 Stunden.

Die Silvretta bildet den Knotenpunkt zwischen dem Prättigau, dem Engadin und den vorarlbergischen Alpenthälern von Montafun und Trisanna. Der nordwestlich von ihr sich abzweigende Stock ist die Rhätikon-Kette, welche im Falknis (gegenüber von Ragatz) in's Rheinthal abfällt und auf ihrer Nordseite von der Ill, auf ihrer Südseite von der Landquart begrenzt wird, welche beide aus den Gletschern der Silvretta entspringen.

Die Lanquart durchfließt das schöne Prättigau-Thal, dessen oberstes Pfarrdorf **Klosters** ist. Zwei einsame wilde Pässe führen von dort in die Bergwelt der Silvretta: der Vereina- und der Vernela-Paß — nach Süß und Lavin im Unter-Engadin. Ferner der Silvretta-Paß, am Silvretta-Gletscher vorbei durch Val Tuoi nach Guarda. Eine Viertelstunde unter dem Gletscher hat der Schweizer Alpen-Club eine Hütte bauen lassen, sehr solid aus Stein gemauert, mit einem dichten Schindeldach. Rechts vom Eingang steht der Heerd und daneben ein Tisch mit Bänken, auf der anderen Seite sind Lagerstätten (aus und auf duftigem Bergheu) für 16 bis 18 Personen angebracht und unter denselben liegt trockenes Holz von Legföhren. Die Silvretta gehört mit zu den ersten Alpengebieten, die sich der Schweizer Alpen-Club für seine Thätigkeit auserkor, da sie zu den unbekanntesten zählt.

In diese Gletscher- und Felswüsten führt kein bequemer Pfad für Lustreisende, da sind keine „Hôtels" weit und breit und nur spärlich einige Alphütten zu finden. Da findet man auch keine von Baum und Wiesengrün eingefaßten Seen, nur einige kleine Gletscherseen, welche keine Fische beherbergen, und der Alpweiden kann sich das Auge kaum freuen, da die Gneis- und Glimmerschieferblöcke sie so wild umlagern und die hohen Felshörner, mitunter von Eisenschwärze, so ernst und drohend auf den winzigen Menschen herabschauen, als solle und müsse derselbe ewig ein Fremdling dieser Gebirgseinöde bleiben. Mit einer gewissen Scheu betrachten auch die Einwohner der umliegenden Thäler diese Natur wie eine ihnen fremde; ihre Sagen deuten die Vergletscherung der Alpen als Verzauberung; sie wissen von Gespenster- und Hexenspuk auf Alpweiden und in Felshöhlen, von fremden Menschen, die sich in einsame Klüfte des Hochgebirges zurückzogen und mit den Thalbewohnern keine Gemeinschaft hatten, zu erzählen. Vielleicht deutet die Sage von Baretto und seinen beiden Töchtern, die sich aus Italien in diese Bergwildniß flüchteten, auf geschichtliche Thatsachen von keltischen Volksresten, die mit späteren Einwanderern und fremden Volksstämmen sich nicht einigen mochten.

Alfonso di Baretto — so erzählt man sich in Klosters — war ein reicher und vornehmer Edelmann, der in Italien wohnte, aber das schöne Land verließ, weil er von seinen Standesgenossen

betrogen und verfolgt wurde. Er zog nach Norden in das Alpengebirge hinauf und nahm nur seine beiden Töchter mit; sie hießen Silvretta und Veraina. In dem Thal, das nach der zweiten Tochter noch jetzt das Veraina-Thal heißt, fand er eine trockene wohl geschützte Felshöhle, die Baretto-Balme; dort richtete er sich wohnlich ein und fristete durch Jagd, durch die Wurzeln und Früchte des Waldes sein Leben. Als er in hohem Alter starb, begruben ihn seine Töchter in genannter Höhle. Silvretta aber zog wieder heim nach Italien und das Gebirge, über welches sie ihren Weg nahm, erhielt von ihr den Namen. Veraina konnte sich anfangs von ihrem geliebten Thal nicht trennen; doch bald wurde es ihr auch zu einsam und sie beschloß, ihrer Schwester nachzuziehen. Noch einmal bestieg sie die Anhöhe, um ihrem (dem Veraina-) Thal und dem Prättigau ein Lebewohl zuzurufen. Lebt wohl! so rief sie, ihr glücklichen Ortschaften, die heut' mein Auge zum letzten Mal sieht! Nehmt hin meine Thäler mit ihren ausgedehnten Weiden! Es waren die Ortschaften: Saas, Conters, Kublis, Puz, Buchen und Jenaz, welche Veraina beim Abschied gesehen und die sich nun in die Veraina-Alp theilten. Nur das hinter einem Bergvorsprung versteckte Dorf Fideris, das sie nicht hatte sehen können, ging leer aus.

Sprachforscher leiten den Namen Silvretta von Sylva rhaeta (rhätischer Wald) ab; nur ist bei dieser etymologischen Erklärung schwer abzusehen, wie man kahle Alpen und vergletscherte und mit weißem Firn überzogenen Höhen einen „Wald" zu nennen sich versucht fühlen konnte. Der romanische Name des Gebirges ist Suvreta, der wohl, wie Palliopi meint, auf das lateinische Salubreta zurückweist. Uebrigens war früher mehr die Schreibung Selvretta in Gebrauch.

Die höchste Erhebung innerhalb der Kette erreicht die Silvretta im Piz Buin oder Albuinkopf (3327 Meter = 10,235 par. Fuß), dessen majestätische Gestalt im Hintergrund des Tuoi-Thals erscheint, das sich unterhalb Lavin öffnet. Der Piz Buin bildet den Grenzwall zwischen dem südlichsten Zipfel von Vorarlberg, dem Prättigau und Unter-Engadin. Aus dem Vorarlberger Montafun führt der Fermunt paß durch das Fermuntthal über Gletscher in's Ochsenthal nach Guarda im Unter-Engadin. Diese

Einsenkung des Fermuntpasses theilt das ganze Gebirge in zwei fast ganz gleiche Hälften, eine östreichische und schweizerische.

Noch höher als der Albuinkopf erhebt sich die schlanke eckige Pyramide des Piz Linard, der aus der Kette heraustretend, sich in's Val Lavinuoz bis nahe zum Innthal vorschiebt und eine Meereshöhe von 3416 Meter = 10,516 par. Fuß erreicht. Kommt man von Zernetz herab nach Süß (sprich Susch) und passirt den Engpaß, so überrascht der Anblick dieses prachtvollen und riesenhaften Kegels, dessen schwarze Hornblende- und graue Gneisbänder mit weißen Schnee- und Gletscherstreifen abwechseln und wie das ganze Gebirge drohend und ernst auf den Wanderer niederschauen, so daß nur den kühnsten Bergsteigern die Lust anwandeln mag, ihre Kraft an solch' einem Riesen zu messen.

Die Engadiner haben sich wenig versucht gefühlt, eine Besteigung des Piz Linard durchzusetzen; sie haben sich mit der den Namen Linard deutenden Sage begnügt, ein Pfarrer Leonhard (Linhard) Zodrell, der zugleich (!) das Kirchspiel von Lavin und Klosters versorgte und Sonntags an beiden Orten predigte, habe es unternommen, den nach ihm benannten Felskegel zu ersteigen, auf seinem Gipfel ein paar Fußeisen gefunden, zum Andenken diese mitgenommen und dafür die seinigen zurückgelassen. Man sieht auch aus dieser durchaus mythischen Erzählung — ein Pfarrer, der Sonntags hinter einander in Klosters und Lavin predigen konnte, mußte im Besitz von Siebenmeilenstiefeln sein! — wie sehr der gewaltige Berg den Thalleuten imponirte. Es schien ihnen nahezu unmöglich, daß ein gewöhnlicher Mensch da oben hinaufklettern könne.

Da kam ein einfacher schlichter Mann, aus dem kleinen Orte Matt im Kanton Glarus gebürtig, ein Mann der Wissenschaft, dem man's von Außen kaum ansah, daß er einer der größten Gelehrten und berühmtesten Naturforscher des Schweizerlandes sei: es war Dr. Oswald Heer, jetzt Professor der Botanik an der Züricher Universität. Der hatte sich zum Begleiter und Führer seinen Landsmann, den in seinem Fache allerdings auch sehr berühmten Joh. Madutz, wir kennen ihn bereits vom Monterosa her, mitgenommen, — einen Führer, auf den er sich verlassen konnte, da er instinktmäßig auch zu d e n Hochgipfeln den Weg

Gruppe des Piz Linard.

fand, die sein Fuß nie zuvor betreten hatte. Im Engadin würde Professor Heer schwerlich einen Führer zu der allerdings gefährlichen und ganz neuen Bergfahrt gefunden haben.

In einem kurzen Aufsatze*) hat uns der gelehrte, im Durchwandern des großen Alpengebäudes unermüdliche Botaniker seine Fahrt geschildert, die, wie alle ersten Besteigungen hoher Alpengipfel, kein geringes Maß von kühner Entschlossenheit und ausdauerndem Muthe verlangte. Die Opfer an Mühe und Anstrengung waren nicht vergebens gebracht worden; das Unternehmen wurde glücklich zu Ende geführt, wenn auch — damit ein humoristischer Schluß nicht fehlte — die Laviner Wirthin den beiden fremden Männern, die in völlig verwahrlostem Zustande mit zerrissenen Kleidern über die Schwelle ihres gastlichen Hauses traten, kein Nachtlager bewilligen wollte, da sie dieselben für Landstreicher hielt.

2. Besteigung des Piz Linard durch Professor O. Heer, am 1. August 1835.

„Wei mer's probieren?“ sagte mein Begleiter Joh. Madutz zu mir, als wir an einem schönen Sommermorgen (es war am 31. Juli 1835) von Zernetz nach Süß wanderten und der Piz Linard im vollen Glanz der Morgensonne uns entgegentrat. Wir hatten schon im vorigen Jahr die Bekanntschaft dieses Gebirgsriesen gemacht und uns auf dem Piz Minschuns (ob Fetan 9170 Fuß über dem Meer) überzeugt, daß er alle Berge des Unter-Engadins an Höhe überrage.

„Mer wänd's probieren,“ war meine Antwort, aber meine Hoffnung, diesen Riesen zu bezwingen, war gering, da mir's wohl bekannt war, daß in den letzten Jahren mehrere vergebliche Versuche gemacht wurden und die Sage, die sich im Volke erhalten

*) Mitgetheilt im 3. Jahrgang des Jahrbuches des Schweizer Alpen-Clubs. (Bern, 1866.)

hatte, daß vor langer Zeit ein Pfarrer Zodrell auf der Spitze gewesen sei und dort seine Fußeisen gelassen habe, nur wenig Gewähr des Gelingens bot.

Mit der Ausmittlung der Höhengrenzen der Pflanzen und Thiere unserer Alpen beschäftigt, schien mir der Piz Linard für solche Untersuchungen besonders geeignet, da die ganze obere Partie der ungeheuren Felspyramide von Schnee befreit war; es interessirte mich lebhaft, nachzusehen, was für Pflanzen auf jenen abgelegenen wild zerrissenen Felshörnern sich angesiedelt, und überdies lag mir daran, die damals noch nicht bekannte Höhe des Berges zu messen.

Nachdem wir in Süß bei einem Bauer unser Gepäck untergebracht, begaben wir uns, der Susaska folgend, in's Flesthal. Obwohl bei Süß, 4400 Fuß über dem Meer, die Thalsohle etwa 1000 Fuß tiefer liegt als im Ober-Engadin, hat die Flora doch manche Alpenformen behalten. Im Lerchenwald blüht gar lieblich die zierliche Linnaea, in den Wiesen das große rothköpfige Cirsium heterophyllum, während die Felsen oberhalb des Dorfes mit Alpenprimeln, Steinbrecharten und der haarigen Hauswurz (Sempervivum arachnoideum) bekränzt waren.

Wir wanderten in dem Seitenthal, in welchem Lerchenwälder und Weidgründe mit Steingändern und Schluchten wechseln, bis zur Alphütte im Hintergrunde des Thales. Von da aus bestiegen wir den westlich gelegenen Berg, um von diesem aus eine Ansicht des Piz Linard zu gewinnen und nachzusehen, von welcher Seite eine Besteigung in Angriff zu nehmen sei. Der Abhang war bis zu 6360 Fuß über dem Meer stellenweise noch mit Lärchen und Arven bewaldet und noch 600 Fuß höher reichten die Alpenrosen (Rhododendron ferrugineum — das rostfarbene) und der Zwergwachholder; in ihrer Gesellschaft war die Bärentraube, Türkenbundlilie und Senecio Fuchsii, stellenweis auch der pyrenäische Ranunkel in auffallend üppiger Entwickelung, indem er bis 1½ Fuß hohe Stengel besaß.

Eine Quelle, die bei 6400 Fuß über dem Meer aus dem Gestein hervorsprudelte, zeigte die auffallend niedrige Temperatur von 3° R.

Bei circa 7800 Fuß über dem Meer überraschte mich die in Bünden seltene spargelartige Willemetia (Willemetia apargoides), die mit der Pedicularis recutita und Carex Michlihoferi eine versumpfte Stelle einnahm. Die Flora zeigte sonst den gewöhnlichen hochalpinen Character; doch verdient Erwähnung, daß ich noch in der Höhe von 8100 Fuß über dem Meer dreiunddreißig Arten von Blüthenpflanzen verzeichnen konnte, von denen der carniolfarbene Senecio, die Neogaya simplex, Phyteuma globulariaefolium (die Zwerg-Rapunzel) und ein Gras, die Sesleria disticha zu den selteneren Alpenpflanzen gehören. Selbst einige holzartige Pflanzen fanden sich noch in dieser Höhe; die zierliche Azalea (A. procumbens) und ein paar Zwergweiden (Salixerbacea und retusa) streckten noch hier und da ihre Zweige aus dem Rasen der Seslerien, der Poa haxa, Luzula spadicea, der Saxifraga bryoides hervor. Sehr ärmlich war dagegen die Insektenwelt vertreten; nur die Nebris castanea und die schöne Chrysomela gloriosa (ein Blattkäfer) hatten sich unter Steinen angesiedelt.

Auf den Abend kehrten wir zur Sennhütte zurück, welche aber unbewohnt und verrammelt war. Da wir Vieh an dem östlichen Abhange bemerkt hatten, stiegen wir zu diesem hinauf und trafen hier wirklich das ganze „Sente". Die kleine Sennhütte liegt 7,170 Fuß über dem Meer. Die Hirten waren eben mit dem Melken des Viehs beschäftigt, empfingen uns aber sehr unfreundlich, wie dies in den Bündner Alpen meistens der Fall ist. Wir hatten Mühe, einige Speisen zu bekommen und das Nachtquartier wurde uns in der Hütte verweigert. Wir mußten in der Nacht zu der unteren Hütte herabsteigen, wo wir ein leidliches Unterkommen fanden.

Am frühen Morgen brachen wir auf. Als Proviant hatten wir für den ganzen Tag nur etwas steinhartes Roggenbrod bekommen; doch stiegen wir frohen Muthes zu dem Gebirgskamm hinan, welcher das Prättigau vom Engadin trennt, denn der Himmel war uns günstig und breitete sein dunkelblaues Zelt über die großartige Gebirgswelt aus. Die Thalsohle steigt anfangs nur schwach an und war höher oben von Schneefeldern bedeckt, welche durch ihre prächtige karmoisinrothe Färbung sich auszeichneten.

Bekanntlich wird diese durch Myriaden kleiner einzelliger Pflänzchen (die Schnee-Alge, Protococcus nivalis Br. Sp.) hervorgebracht, welche bis zu ein paar Zoll Tiefe im Schnee drin liegen, dort leben und sich entwickeln. Ich hatte diesen rothen Schnee schon an verschiedenen Stellen beobachtet — so am Hinterglärnisch, auf den Nufenen und den Kalfeusen*) — doch nirgends die Felder so weithin färbend, wie hier.

Wir gelangten zu drei kleinen Seen, von denen der mittlere 7568 Fuß über dem Meer liegt. Dieser und der obere waren zum Theil noch mit Eis bedeckt. Auf der Höhe des mit Schnee bekleideten Val torta öffnet sich das nach Lavin auslaufende Val Sagliains und nach West das im Prättigau ausmündende Süßerthal. Hier trat uns zuerst der Piz Linard mit seinen fast eben so hohen Nachbarn, den beiden Plattenhörnern, entgegen, welche mit dem Linard eine gewaltige, aus lauter grauen krystallinischen Steinen bestehende, von großen Gletschern umgürtete Felsenmauer darstellen. Während aber der Linard nach Süden und Osten in wild zerrissenen Felswänden sich jäh in's Engadin hinabsenkt und von dort als himmelhohe Pyramide sich darstellt, sind die Plattenhörner in ein großartiges Gebirgssystem eingefügt, in welchem sie trotz ihrer gewaltigen Felsmassen nicht zu gleicher Geltung gelangen können. —

Wir benutzten ein steiles Schneefeld und rutschen zum Val Sagliains hinab. Hier begann die Arbeit des Aufsteigens, denn hier waren wir an den Westfuß unseres Bergriesen gekommen. Nachdem wir über Geröll und Steingänder in die Höhe gestiegen, betraten wir den südlichen Ausläufer des Gletschers, welcher um die Nordseite des Linard gelagert ist. Ueber demselben folgte wieder ein mit Geröll bedeckter Felsabhang, welcher noch in der Höhe von 8400 Fuß über dem Meer eine nicht geringe Anzahl von Pflanzen beherbergte. In den Felsritzen klebten dichte Rasen eines feinen Grases (Agrostis rupestris), die runden Polster der kleinen Cherleria und die liebliche hochrothe Silene (S. acaulis); mehrere Steinbrecharten waren noch bemüht, den nackten Fels zu bekleiden und auch noch eine Zwerg-Rapunzel steckte ihr blaues Köpfchen

*) Sie liegen zwischen den grauen Hörnern und dem Sardonagebirge.

hervor. In feuchtem Geröll dominirten schon hier das überaus liebliche Gemsblümchen (die Gletscher-Androsacee: A. glacialis), das uns zuerst etwa 100 Fuß tiefer unten begegnet war und nun uns bis an die Spitze begleitete. Zu ihm gesellte sich der Gletscher-Ranunkel (R. glacialis) ein Hornkraut (Cerastium glaciale var.) und als sehr auffallende Erscheinung in solcher Höhe die gelbe Hain-Simse (Luzula lutea.)

An einigen Stellen war es sogar noch zu einer eigentlichen Rasenbildung gekommen, an welcher acht Pflanzenarten sich betheiligten. Ein Gras (Sesleria disticha) eine Segge (Carex curvula) und eine Hainsimse (Luzula spicata) bildeten den Zeddel (Aufzug), die Pedicularis rostrata, Alsine verna, Chrysanthemum alpinum, Senecio carniolicus und Poligonum viviparum den bunten Einschlag für diesen allerdings sehr dünnen Pflanzenteppich, der nur auf eine Strecke weit das öde Gestein bekleidete und die oberste zusammenhängende Gemsweide bildete.

Sehr bald verloren sich die Kinder der Flora; wir kletterten über ganz kahle und wild zerklüftete Felsen hinauf und gelangten an ein sehr steiles Schneefeld. Der Schnee war hart gefroren und daher das Vorrücken auf demselben sehr mühsam und gefährlich, denn unten gähnte ein tiefer Abgrund, welcher uns verschlungen hätte, wenn wir ausgeglitscht wären. Er wurde glücklich bestanden; als wir aber oben wieder auf festem Grund anlangten, sahen wir uns bedenklich an und sagten: hier gehen wir nicht hinab und suchen uns einen andern Rückweg! Der Felsabhang über uns war sehr steil, doch stark verwittert, so daß wir ohne Gefahr bis zu etwa 10,000 Fuß Höhe hinaufgelangten. Die Blüthenpflanzen waren sehr selten geworden und die wenigen kleinen grünen Flecken verschwanden in der verödeten Felswüste. Bei 9400 Fuß sah ich noch zwei Steinbrecharten (Sax. bryoides und oppositifolia) und im feuchten Geröll das Gemsblümchen, den Gletscherranunkel, das Gletscherhornkraut (Cerastium glaciale) und ein Gras (Poa laxa). Als wir 200 Fuß über diese Stelle hinaufgeklettert, überraschte uns eine dunkelblaue Enziane (Gentiana bavarica imbricata Schl.), aber auch noch vom Ranunculus glacialis, Cerastium glaciale und Poa laxa waren noch einige Stöcke da; dann aber verschwand jede Spur von Pflanzenwuchs

bis nach einigem Steigen abermals einige verlorne Kinder der hochalpinen Flora erschienen — am Fels die Cherleria und Saxifraga bryoides, in einer feuchten Rille das immer dunklerroth werdende Gemsblümchen. Mehrere kleine Rasen der schon genannten Ranunkel, Hornkraut, Steinbrech und Enzian erschienen und auf denselben auch ein Hungerblümchen (Draba fladniziensis) mit fast reifen Früchten.

Um ein halb 12 Uhr waren wir auf einer Felskante von 10,200 Fuß Höhe angelangt und fanden selbst da noch Blüthenpflanzen; außer dem Gemsblümchen und Gletscherranunkel die Saxifraga bryoides und Poa laxa und die Alpen-Wucherblume (Chrysanthemum alpinum). Flechten waren häufig und die Lecidea geographica und die Parmelia stygia überzogen das Gestein weithin mit gelben und schwarzen Krusten.

Wir setzten uns auf eine Steinplatte und suchten uns in unserer großartigen, aber schauerlich wilden Umgebung zu orientiren. An der westlichen Seite des Berges waren wir nun schon manche Stunde in die Höhe gestiegen; die Berge der uns umgebenden Thäler hatten ihre Häupter gesenkt: während wir am Morgen ihre steil aufstrebenden Felshörner, ihre mit einem Schneemantel bekleideten Terrassen und Schluchten von unten aus angeschaut hatten, sahen wir jetzt von unserer Felsenzinne kühn auf sie herab. Doch stand im Osten die höchste Kuppe des Linard immer noch in beträchtlicher Entfernung über uns. Wie wir so da saßen und an unserem harten Roggenbrod kauten, äußerte ich mein lebhaftes Bedauern, daß wir nicht von den „Weckli", die wir vor zwei Tagen bei Landamman Vili in Zernetz uns gar wohl hatten schmecken lassen, einige mitgenommen. „Da heid Sie eis!" (Da haben Sie eins!) rief erfreut Madutz, indem er ein solches aus der Rocktasche zog; „wollte es Ihnen erst auf dem Gipfel des Berges geben, nun aber müssen Sie es jetzt haben!" Ich wollte es natürlich mit ihm theilen; dazu vermochte ich ihn aber nicht zu bringen, auch nur einen Bissen davon zu nehmen. Ich kann nicht ohne Rührung der treuen Anhänglichkeit des braven Mannes gedenken, mit welchem ich Monate lang die abgelegensten Gegenden unserer Alpen durchwandert habe; er war nicht bloß mein Führer, er war mein Freund geworden.

Nun aber war die schwierigste Partie zu bestehen. Wir mußten quer über eine schauerliche Felswand klettern; fanden zwar für Fuß- und Fingerspitzen Haltpunkte an den Spalten und vorstehenden Kanten, da das Gestein zerklüftet ist, — doch war es kahl und bei jedem Mißgriff wären wir in eine gräßliche Tiefe gefallen. Wir gelangten zum letzten Absatz unter dem Gipfel und hatten nun gewonnenes Spiel. Wir stiegen auf ein kleines Schneefeld hinab, von dem aus die letzte Kuppe über verwitterte Felsen und Geröll nun leicht zu erreichen war.

Um $12^3/_4$ Uhr langten wir oben an; das Barometer zeigte, auf Zürich berechnet, die Höhe von 10,696 par. Fuß*), das freie Thermometer stand auf + 7° R. Die Bergspitze wird von einem schmalen Grat gebildet, der mit losen Gesteinen bedeckt ist, welche durch verglaste Stellen Spuren des hier häufig einschlagenden Blitzes zeigen. Etwa 200 Fuß unter der Höhe standen noch vereinzelte Rasen des Gletscherranunkels und des Gemsblümchens, doch reichte nur letzteres bis auf den Gipfel hinauf und zwar nur in einem einzelnen Rasen, der aber in vollster Blüthe stand. Die lieblichen rosenrothen Blümchen wagten sich aber nur wenig über das dichtgedrängte Blattpolster hinaus, so daß die Pflanze in dieser Höhe fast die Tracht der weißblühenden Androsace helvetica L. erhielt. — Es ist die Androsace glacialis an die Grenze der Blüthenpflanzen unserer Alpen gestellt; sie allein sah ich noch auf dem Gipfel des Hausstockes (9715 Fuß über dem Meer); sie allein brachte Professor Escher von der Linth von der Höhe des Schreckhorns (11,400 Fuß über dem Meer) mit; in Bünden habe ich sie an 23 von mir gemessenen Punkten zwischen 8500 Fuß und 11,000 Fuß über dem Meer beobachtet; sie ist über diese Höhen auch in den Gebirgen von Uri, Bern und Wallis verbreitet und wird daher mit Recht als das Gletscherblümchen, und von den Bündner Jägern als das Gemsblümchen bezeichnet, denn nirgends steigt es unter die subnivale Region hinab. Es ist zudem ein eigentliches Kind unserer Hoch-

*) Die später von Denzler vorgenommene trigonometrische Messung ergab 10,516 par. Fuß, daher die barometrische Messung um 180 Fuß zu hoch gegriffen hatte.

alpen. Während der Gletscherranunkel, die stengellose Silene und die erwähnten Steinbrecharten auch im hohen Norden vorkommen und über die ganze arctische Zone verbreitet sind, fehlt dem Norden die ganze Gruppe der hochalpinen Androsaceen, welche man unter der Gattung Aretia zusammengefaßt hat. Es ist dies ein ausschließlich alpiner Pflanzentypus, der in unseren Gebirgslanden entstanden sein muß und wohl zu den ältesten Insassen unseres Landes gehört.

An blüthenlosen Pflanzen waren es die früher genannten Flechten, welche das Gestein hier oben noch theilweis überzogen und von Thieren fand sich nur eine Spinnenart (Opilio glacialis Hr.), welche unter Steinen sich angesiedelt hatte. Ich habe diese Gletscherspinnen an vielen Punkten unserer Alpen und immer in sehr beträchtlicher Höhe gefunden, kann mir aber zur Zeit keine Rechenschaft geben, wovon diese Thiere in solcher Höhe leben. Ob sie nur auf die Insekten angewiesen sind, welche zufällig vom Wind vertragen einmal in diese Höhe gelangen?

Doch für die Mehrzahl meiner Leser wird diese Frage sehr gleichgültig sein. Vielleicht daß sie aber noch vernehmen möchten, wie die Aussicht beschaffen sei und ob diese die Mühen und Gefahren der Besteigung lohnen.

Sie ist von überwältigender Großartigkeit. Wir haben in der Schweiz viele Gebirgshöhen, welche eine mächtigere Gletscherwelt vor uns ausbreiten und in dieser Beziehung kann sich der Linard weder mit dem sehr leicht zugänglichen Gornergrat, noch mit den Riesen des Berner-Oberlandes, noch auch mit den Berninahörnern messen. Was ihm aber vor den meisten Gebirgszinnen unseres Landes zu eigen ist, das ist die überaus schauerliche Wildheit seiner nächsten Umgebung. Wir stehen auf der Kante einer furchtbaren Felswand, über die wir nach Osten in die schwindliche Tiefe des Val Lavinuoz hinabschauen, und nach Nord und Süd überall jäh abfallende, von unzähligen Trümmern bedeckte Felsgehänge! Ueberall im großartigsten Maßstabe das schauerliche Bild der wildesten Zerstörung und der kalten leblosen Natur, das uns fast mit Schrecken erfüllt. Nur auf der Spitze des Kärpfstockes*)

*) Zur Tödi-Gruppe gehörig.

machte die nächste Umgebung auf mich einen ähnlichen Eindruck. Das durch die Pflanzenwelt gewirkte Grün liegt tief, tief unter uns und noch viel tiefer unter uns die oberste Grenze des Baumwuchses, wir sind hoch über dem grünen Teppich der lebendigen Schöpfung.

Erheben wir aber unsere Blicke von unserer nähern uns fast erdrückenden Umgebung, so öffnet sich uns ein fast unermeßlicher Horizont, der durch die wunderbare Fülle von Bergformen, die er vor uns entfaltet, uns zu größter Bewunderung hinreißt und damit unser Gemüth wieder besänftigt. Uns gerade gegenüber erheben sich nach Süden die formenreichen Kalkberge des Scarl- und Münsterthales, die wir früher besucht, und die von Livigno, welche wir vor wenigen Tagen durchwandert hatten; an sie reiht sich weiter nach Westen*) das ganze Heer von Gebirgen des Ober-Engadins, aus dem die Kette des Bernina als gewaltige schneeweiße Masse hervortritt. Ueber den Orteles und die Oetzthaler Gletscher (im Südosten) hatten sich dunkle Wolken gelagerrt und auch der äußerste Westen war verschleiert, so daß sich die Berner Alpen unseren Blicken entzogen. Dagegen traten uns im Osten zwischen den Gebirgsstöcken des Unter-Engadin mehrere Reihen von fernen Tyroler-Bergen entgegen, die wir nicht zu enträthseln vermochten.

Nach Osten, Süden und Westen überragt der Linard alle anderen Berge, so daß man sie alle überschaut, aber auch nach Norden vermögen das vergletscherte Schwarzhorn und die gewaltigen Plattenhörner die Aussicht nicht zu verdecken; man sieht über sie und die zahlreichen Gebirgshöhen des Davos weit in's Land hinaus. Wir erkannten den Calanda und die in bläulichen Duft gehüllten Kurfirsten; den Hütliberg (bei Zürich) vermochten wir aber nicht zu unterscheiden.

Wer möchte nicht gern lange auf solcher Gebirgszinne weilen, um dieses wunderbare Bild recht tief in seine Seele zu prägen! Aber der Gedanke an den gefährlichen Rückweg und ein kalter Windzug, der eine dunkle Wolke hertrieb und selbst Schneeflocken durch die Luft wirbelte, mahnte zum Aufbruch. Nachdem wir

*) Die Bernina-Gruppe liegt fast südlich vom Piz Linard.

noch in aller Eile aus losen Steinen ein „Steinmanli“ errichtet, traten wir den Rückzug an. Bald waren wir bei der gefährlichen Felswand angelangt, über die wir klettern mußten. Eine Stelle war besonders schwierig; Madutz war glücklich hinübergekommen; ich aber vermochte längere Zeit die aus der glatten Felswand hervorstehende Kante mit dem Fuße nicht zu erreichen und schwebte eine Zeit lang in nicht gerade behaglicher Lage über dem schauerlichen Abgrund. Endlich ging es. Von da an schlugen wir den Rückweg in anderer mehr südlicher Richtung ein. Es boten sich keine großen Schwierigkeiten dar, bis wir an eine Felswand gelangten. Unterhalb derselben war zwischen hohen Felsen ein großes sehr steiles Schneefeld, das weit hinabreichte und von keinen Felsabstürzen unterbrochen war. Wir suchten zu demselben hinabzugelangen, konnten aber längere Zeit keine Stelle finden, die das Hinabklettern ermöglichte. Endlich entdeckten wir eine Schlucht, durch welche ein kleines Bächlein in lustigen Sätzen der Tiefe zueilte, und mußten uns entschließen, durch diese hinabzuklettern. Wir langten ganz durchnäßt auf dem Schneefeld an und fuhren auf demselben in die Tiefe. Dort hatte ein Trupp Gemsen sich gelagert, welche laut pfeifend aus einander sprangen, als wir so unerwartet von der Höhe herunterkamen. Wir gelangten über Schutthalden und Schneefelder, ohne weitere Gefahren zu bestehen, in die Alpenregion hinab. Bei 6568 Fuß über dem Meer erreichten wir die Arven- und Lerchengrenze und kamen wieder in den Bereich menschlicher Kultur, nachdem wir den ganzen Tag in den einsamsten und abgelegensten Wildnissen zugebracht hatten. Da trafen wir den Ziegenhirten von Lavin, der seine Heerde heimwärts trieb und zogen mit derselben in's Thal hinab, wo wir in der Dämmerung anlangten, doch kurz vor Lavin noch durch einen Regenschauer begrüßt wurden.

Wir hatten einige Mühe, in dem Wirthshaus unterzukommen. Da wir während des ganzen Tages an den Felsen herumgeklettert, hatten wir unsere Kleider arg zugerichtet; die Wirthin wollte so verlumpten Leuten keine Betten geben und uns in den Stall placiren. Nach einiger Unterhandlung gelang es indessen, ihr eine bessere Meinung von uns beizubringen. Am folgenden Morgen kam Madutz ganz entrüstet auf mein Zimmer, wo ich

mit dem Einlegen der gesammelten Pflanzen beschäftigt war und erzählte, daß die Laviner unsere Besteigung des Linard nicht glauben wollten. Eben sitze ein Haufen Männer in der Wirthsstube, um vor der Kirche (es war Sonntag) noch einen Schnaps zu nehmen und diese hätten ihn einen Lügner und Aufschneider gescholten und das lasse er sich nicht gefallen. Ich beruhigte ihn, daß wir ja nicht um der Laviner willen den Berg bestiegen und daß uns ihr Urtheil ganz gleichgültig sein könne; überdies hätten wir ja auch ein Steinmannli errichtet, welches man, wenn der Berg seinen Nebelhut abgezogen, von Lavin aus mit einem Fernrohr sehen müsse.

Nach der Kirche erschien Landammann Steiner mit seinem Sohne, der damals auf der Kantonsschule in Chur war; er hatte von der Sache gehört und wollte Näheres erfahren. Ich erzählte diesem freundlichen Manne den ganzen Hergang und welchen Weg wir beim Hinauf- und Heruntergehen eingeschlagen hatten. Mein ehrliches Gesicht schien ihm Vertrauen einzuflößen und er lud mich auf den Nachmittag zu sich ein, wo ich eine Gesellschaft von Honoratioren des Dorfes traf. Hier mußte ich meine Erzählung wiederholen, fand aber hartnäckigen Widerspruch. Der Bruder des Landammanns hatte mit dem Gemsjäger von Guarda, der in solchen Dingen als Autorität galt, umsonst versucht, die Höhe zu erklimmen und wollte es nicht gelten lassen, daß Fremden ohne der Gegend kundige Führer eine so schwierige Bergbesteigung gelungen sein sollte. Zu dem konnten wir die Fußeisen nicht vorweisen, die Pfarrer Zodrell in alter Zeit auf dem Gipfel des Berges abgelegt haben sollte und die wir dort nothwendig hätten finden müssen!

Als ich dann später auf der Rückreise aus dem Unter-Engadin und Samnaun wieder durch Lavin kam, hatte das Steinmannli seine Wirkung gethan; man hatte es mit dem Fernrohr erkannt. Zwölf Jahre später wurde der Berg von dem jungen unterdessen zum Regierungsrath vorgerückten Steiner mit mehreren Gemsjägern bestiegen und im Jahr 1859 von Herrn J. J. Weilenmann. Im Jahr 1864 war Herr Siber-Gysi von Zürich mit Herrn Enderli von Pontresina und dem Gemsjäger Planta von Süß auf der Spitze des Berges und fand daselbst, außer dem

Gemsblümchen, den Gletscherranunkel und das Chrysanthemum alpinum*). Letzteres hatte ich zuletzt 300, ersteres 200 Fuß tiefer unten gesehen. Sie waren daher in den letzten dreißig Jahren um so viel Fuß höher hinaufgerückt, so daß gegenwärtig drei Blüthenflanzenarten auf dem Gipfel des Berges sich angesiedelt haben, während früher nur eine dort zu finden war.

*) Jedes Kind kennt unsere weiße Wucherblume (Chrysanthemum leucanthemum), welche die Wiesen der Ebene und des Hügellandes beherrscht, eine andere Art, auf Aeckern unter der Saat wachsend, hat gelbe Strahlenblüthen und heißt Chr. segetum. Nun gewinnen bekanntlich die Blüthen der Alpenpflanzen eine viel tiefere, goldgelbe, purpurrothe oder satt braune Färbung und diese erscheint in dem Alpen-Chrysanthemum zu reinstem Schwarz gesteigert. Wiederum kommt bei Geschlechtern, die in der Ebene mit gefärbten Blüthen erscheinen, wie bei der Ranunkel, das reine Weiß zum Durchbruch; so beim Gletscherranunkel (R. glacialis.)



Alpenwanderungen.

Zweiter Theil.





Der Ortler
vom Suldenthale aus.

Einleitung.

Die Firnwelt der deutschen Alpen im Vergleich mit der in den Schweizer Alpen. — Eigenthümliche Schönheit beider. — Der östreichische und deutsche Alpenclub. — Anordnung dieses 2. Theils der „Alpenwanderungen."

Wir gehen, dem Zuge der Schweizer Centralalpen in ostnordöstlicher Richtung weiter folgend, über zu den Hochalpen der östreichischen Lande: Tyrol, Salzburg, Steiermark, Kärnthen, Krain, die wir, weil ihre Bevölkerung überwiegend deutsch ist, mit dem Namen „deutsche Alpen" bezeichnen. In Bezug auf das Verhältniß ihrer Lage zu den Schweizer Alpen nennen wir sie insgesammt Ost-Alpen, wie sie denn auch fast ganz dem Oester-Reiche, der deutschen Ostmark angehören. Sie sind auch schon vorwiegend unter den Einfluß der trockneren Luft des Ostens und der schrofferen Gegensätze des kontinentalen Klima's gestellt, während die West- und Mittelalpen von der atlantischen Meerluft einen größeren Antheil gewinnen und dem oceanischen Klima mehr anheimfallen. Daraus folgt und erklärt sich, daß in den Westalpen nicht nur die jährliche Regenmenge, sondern auch der Schneefall im Winter größer ist, als in den Ostalpen. Da aber diese im Sommer eine relativ*) größere Regenmenge haben, so ist der Unterschied zwischen den Niederschlägen des Sommers und Winters im Osten größer als im Westen, und schon in der Schweiz geringer als in den deutschen Alpen. In den Hochalpen der Schweiz beträgt der winterliche Schneefall mehr als das doppelte

*) D. h. im Verhältniß zum Schneefall im Winter.

von dem in den Hochregionen Tyrol's und das ganze Quantum der Winterniederschläge ist im westlichen Theile der Alpen der vierte Theil, im östlichen Theile der Alpen nur der achte Theil der jährlichen Regenmenge.

Dies Verhältniß ist auf die Dicke der Firnschichten, die in der Schweiz noch einmal so stark ist, und auf die Ausdehnung und Entwicklung der Gletscher von entscheidendem Einfluß. Die Schweiz hat mehr primäre, Tyrol und die Tauerngruppe mehr sekundäre Gletscher und die primären Gletscher der Schweiz gewinnen eine größere Länge. Der Gepaatschferner in der Oetzthaler-Gruppe, der längste unter den deutschen Gletschern, ist in der Reihe der europäischen Gletscher erst der siebente; der Aletschgletscher, der größte der Schweiz, ist mehr als doppelt so lang, wie jener.

Oberst von Sonklar, der sachkundige unermüdlich thätige Erforscher der Gletscherwelt der deutschen Alpen, hat 26 primäre Gletscher nach ihrer Rangordnung zusammengestellt; sie gehören der Finsteraarhorn-, Monterosa-, Montblanc-, Oetzthaler-, Bernina- und Tauerngruppe nebst den Kjölen in Norwegen an. In dieser Reihe gewinnt der zweitgrößte Gletscher der deutschen Alpen, nämlich die Pasterze, erst die Zahl neun — immerhin noch eine respectable Zahl, da der größte Gletscher der eisumpanzerten Bernina-Gruppe erst die Ziffer 14 gewinnt.

Die Längsaxe beträgt bei dem

1. Groß. Aletsch-Gletscher (F.-A.)	24,000	Meter.
2. Gorner-Gletscher (M.-R.	15,290	„
3. Viescher-Gletscher (F.-A.)	14,805	„
4. Glacier de Bois (M.-B.)	14,640	„
5. Unter-Aar-Gletscher (F.-A.)	14,290	„
6. Ferpècle-Gletscher (M.-R.)	14,210	„
7. Gepaatsch-Gletscher (Oe.)	11,300	„
8. Zinal-Gletscher (M.-R.)	10,693	„
9. Pasterze (T.)	10,261	„
10. Findolen-Gletscher (M.-R.)	10,154	„
11. Gurgler-Gletscher (Oe.)	9,991	„
12. Glacier d'Argentière (M.-B.)	9,726	„
13. Bionassa-Gletscher (M.-B.)	9,555	„

14. Morteratsch-Gletscher (B.)	9,277	Meter
15. Hintereis-Gletscher (Oe.) . . .	9,180	"
16. Lodal-Gletscher (Kj.)	9,000	"
17. Murzell-Gletscher (Oe.)	8,823	"
18. Vedretta del Forno (B.)	8,762	"
19. Tschingel-Gletscher (F.-A.)	8,659	"
20. Zmutt-Gletscher (M.-R.)	8,600	"
21. Lötschen-Gletscher (F.-A.)	7,834	"
22. Mittelberg-Gletscher (Oe.) . . .	7,822	"
23. Ober-Aar-Gletscher (F.-A.)	7,731	"
24. Turtmann-Gletscher (M.-R.)	7,630	"
25. Ried-Gletscher (M.-R.)	7,624	"
26. Vernagt-Gletscher (Oe.)	7,563	"

Von diesen Hauptgletschern kommen also sieben auf die Monterosagruppe (M.-R.), je sechs auf die Finsteraarhorn- und Oetzthalergruppe (F.-A. und Oe.), drei auf die Montblancgruppe (M.-B.), zwei auf die Berninagruppe (B.) und je einer auf die Tauern und Kjölen (T. und Kj.). Im Ganzen entfallen von den 26 Gletschern sieben auf die deutschen Alpen. Keiner in der aufgestellten Reihe geht in seiner Länge unter eine östreichische Meile herab. Selbstverständlich sind die aufgestellten Zahlen keine konstanten Größen, da die Länge der Gletscher wechselt; sie sind aber nichtsdestoweniger Verhältnißzahlen.

Die reichere Firnmasse in Folge des größeren Schneefalls im Winter treibt auch die Gletscherströme kräftiger abwärts, wobei freilich die lokalen Verhältnisse, die Richtung des Gletscherbettes nach Norden, der größere Neigungswinkel desselben entscheidend mitwirken. So geht der untere Grindelwaldgletscher im Berner Oberlande, dem letztere Bedingungen zu Statten kommen, noch unter 4000 Fuß über dem Meer, fast bis zu 3000 Fuß (3026 Fuß) herab, während der tiefste Gletscher der östreichischen Alpen, das Floitenkoes in der Zillerthalergruppe, nur bis 4900 W. Fuß (4768 Fuß*), der Schlatengletscher in der Tauerngruppe nur bis

*) Nach neueren Messungen Sonklar's 5016 Fuß; er ist also zurückgegangen. (Vgl. Ztsch. d. d. A. V. Bd. I. 1.)

5342 W. Fuß (5198 par. Fuß) sich senkt. Der Fuß des Trafoier-(Ortler)ferners hat eine Höhe von 5230 W. Fuß (5089 par. Fuß.)

Auf denselben Ursachen beruht das höhere Hinaufgehen der Schneelinie in den Ostalpen, deren Mittel in den Tyroler Centralalpen 8910 W. Fuß = 8670 par. Fuß, in den Hohen-Tauern 9054 W. Fuß = 8810 par. Fuß beträgt. Nach Metern berechnet beträgt die Höhe der Schneegrenze durchschnittlich in der

Montblanc-Gruppe	2630 Meter
Berner-Alpen	2708 „
Oetzthaler-Alpen	2845 „

Wegen des in den Ostalpen schon mehr zur Geltung kommenden kontinentalen Klima's, das eine trocknere Luft und verhältmäßig wärmere Sommer hat, muß in den östreichischen Alpen die allmählige Vernichtung der Gletscher schneller vor sich gehen, als in den Alpen Savoyen's und der Schweiz.

Wie in den Schweizer Alpen werden auch in den deutschen Alpen bedeutende Schwankungen (Oscillationen) der Gletscher beobachtet, d. h. ein zeitweiliges Vorrücken und Zurückweichen derselben. Die Abnahme der Firn- und Gletschermassen ist aber in letzteren viel merklicher. Nach genauen Messungen, welche Professor Pfaundler in der Stubaier-Gruppe anstellte, ergab sich das merkwürdige Resultat, daß Bergspitzen, welche früher mit Eis bedeckt waren oder es noch sind, merklich niedriger erschienen als in älteren Messungen. Nach seiner Beobachtung waren im kurzem Zeitraum von 6 Jahren abgeschmolzen:

Zuckerhut um	0,5 Meter
Pfaffenschneide um . .	5,5 „
Sonklarspitze um . . .	9,8 „
Oestlicher Pfaff um . .	1,6 „
Westlicher Freiger um .	7,0 „
Oestlicher Feuerstein um	4,8 „
Westlicher „ „ „	9,7 „

Ergibt eine Durchschnittszahl von 17½ Fuß für sechs Jahre, auf ein Jahr fast 3 Fuß.

Da in den deutschen Alpen die Schneelinie höher liegt als in der Schweiz, also auch mehr schneefreies Land der Einwirkung

der Sonnenstrahlen ausgesetzt ist: so liegt dort im Durchschnitt auch die Baumgrenze höher als in der Schweiz, welche überhaupt im Vergleich mit den deutschen Alpenländern waldarm zu nennen ist. Ober-Gurgl, das höchst gelegene Dorf Tyrol's — 5853 par. Fuß = 1900 Meter absoluter Höhe —, erfreut sich noch hoch über seiner hochgelegenen Kirche eines (leider bereits sehr gelichteten) Hains von Zirbelnußkiefern in einer Höhe von 6800 Fuß. Herr von Sonklar fand noch 500 Fuß über dem Ende des Vernagt-Gletschers, also nicht unter 7000 W. Fuß, die letzten Bäume.

Die ganze Südhälfte Tyrols hat bekanntlich sehr warme Thäler, in denen der warme Luftstrom aus Italien sich geltend macht. Der Weinbau kann sich in Brixen (Eisackthal) und in Schlanders (oberes Etschthal) bis 2000 Fuß über dem Meer erheben. Bei Heiligenkreuz im Venter Thale steigt der Getreidebau bis auf 5200 W. Fuß (1644 Meter) und in Langtaufers sogar bis zu 1872 Meter absoluter Höhe.

Wenn man erwägt, daß der Ortler, der höchste Gipfel der deutschen Alpen, unter den gemessenen Hochgipfeln der Alpen erst die dreißigste Stelle einnimmt, daß also bei Weitem mehr Gipfel der Schweizer Alpen von perennirendem Schnee und Eis umpanzert sind und über die Schneelinie emporragen, mithin dort ein bei weitem größeres Areal unter der Firndecke liegt: so wird man leicht begreifen, daß die Schweizer Firnwelt einen viel bedeutenderen Kälteheerd haben, d. h., daß die Rückwirkung der Eis- und Schneemassen auf ihre Umgebung viel größer sein muß, als in den deutschen Alpen.

Auch die Einschnitte der Kammlinien liegen im Osten tiefer als im Westen; die Paßthäler der deutschen Alpen haben eine geringere Höhe als die der Schweizer Alpen, deren Pässe durchschnittlich zwischen 6000 und 7000 par. Fuß hoch sind, während in den Ostalpen der Brenner auf 4217 par. Fuß herabsinkt und der Semmeringpaß auf 3000 Fuß.

Die Höhenabstufung nachstehender 5 Hauptgipfel ist folgende:

Der Montblanc	hat	4810	Meter
Der Monterosa	„	4625	„
Das Finsteraarhorn	„	4290	„
Die Jungfrau	„	3997	„
Der Ortler	„	3900	„

Die granitischen Gesteine des sogenannten Urgebirges (Alpengranit, Gneiß, Gneißgranit) treten in den deutschen Alpen nicht mehr so massenhaft auf, als wie z. B. in der Montblancgruppe oder am St. Gotthard; es herrschen in ihnen neben dem Gneis, der den Kern des Hochgebirges bildet, die krystallinischen und halbkrystallinischen Schiefer, Kalke und Dolomite vor. Sie erscheinen jedoch nicht minder großartig in ihrer Höhe und Massenhaftigkeit, Eis- und Schneegewandung, in dem ruhigen majestätischen Ernst, der auf ihren Stirnen thront, in der Strenge, Kühnheit und Mannigfaltigkeit ihrer Formen und Umrisse, die durch alle Kontraste, welche die Phantasie erfinden mag, in einem so reichen Formenspiel sich darstellen — von den würfelartig aufgesetzten Gipfeln des Monte-Cristallo, von dem riesigen Dolomitklotz des Ortler mit abgestumpfter Hochplatte bis zur feingeschwungenen Curve der Chloritschieferspitzen des Glockner und dem phantastischen Krystallgebilde des Venediger — daß die Wirklichkeit Alles, was wir uns in unserer Einbildungskraft vorstellen mögen, noch bei Weitem übertrifft.

Und welche ansehnliche Eisdecken die Centralgruppen der deutschen Alpen immer noch tragen, erhellt aus folgender vergleichender Zusammenstellung der Summen ihrer Firn- und Gletscher-Areale:

Oetzthaler- mit Stubaier-Gruppe	$10\frac{1}{2}$	□Meilen
„ ohne „ „	$7\frac{1}{3}$	„
Stubaier-Gruppe allein	$3\frac{1}{10}$	„
Zillerthaler-Gruppe	$3\frac{1}{4}$	„
Hohe Tauern	$7\frac{1}{2}$	„

Die Gesammtsumme mag sich auf etwa 25 Quadrat-Meilen Eisland belaufen. Im Vergleich mit dem Firnmeer der Schweizer Alpen wäre dies noch nicht ganz die Hälfte, denn man schätzt die Ausdehnung der Schweizer Eismeere zusammen auf über 50 deutsche Quadratmeilen.

In der Oetzthaler-Gruppe beträgt die Zahl sämmtlicher Gletscher 229, davon sind 14 Gletscher erster Ordnung; in der Stubai-Gruppe 80, davon 5 Gletscher erster Ordnung; in der Zillerthaler-Gruppe 132, davon 5 erster Ordnung; in den Hohentauern 254, davon 13 erster Ordnung. Die Ortler-Gruppe zählt etwa

60 Gletscher; von ihren Eiswüsten gehört ein Areal von $2^1/_2$ Quadrat-Meilen zu Tyrol.

Die Centralketten werden nördlich und südlich von einem ansehnlichen Kalkalpen-Gürtel umschlossen, dessen Hochgipfel nicht selten die Schneelinie übersteigen und imposante Alpenhöhen bilden. Zu dem Zuge der nördlichen Kalkalpen gehören: die Vorarlberger-Alpen (Rothe Wand 8430 Fuß), die Algäuer-Alpen (Mädelesgabel 8136 Fuß), die nordtyroler (Parseyer Spitz 9340 Fuß) und baier'schen Kalkalpen (Zugspitz 9154 Fuß), die Salzburger-Alpen (Ewig-Schneeberg — übergossene Alm — 8986 Fuß, Watzman 8435 Fuß), die östreichischen Kalkalpen (Dachstein 9238 Fuß).

Im Süden steigt die begletscherte Marmolade (in den Venezianer-Alpen) bis zu 10,729 Fuß empor und noch manche Dolomitgipfel gehen über 10,000 Fuß hinaus. Der äußerste Nordostflügel, der sich von der Tauernkette nach dem Wiener Donaubecken, sowie der Südostflügel, der sich zum adriatischen Meere umbiegt, (die Karnischen, die Julischen-Alpen umfassend) sinken unter die Firnlinie herab und verlieren somit den großartigen Character des Centralgebiets. Doch gewinnen die Julischen-Alpen in Krain noch einmal ein firngekröntes Haupt im dreigipfligen Terglou (Triglav), der 8800 Fuß (die Höhe des Glärnisch im Schweizer Kanton Glarus) erreicht. Der Terglou trägt die östlichsten Gletscher im Alpengürtel.

Die deutschen Nordalpen kehren ihre pralligen Felswände den Centralstöcken zu, sind aber von diesen durch beträchtliche Längenthäler (Oberer Inn, Salza, Enns x.) getrennt und bilden eine Verbindung paralleler Ketten, hier und da durch mächtig empor gehobene Hochplatten unterbrochen, die wiederum von tiefen Thaleinschnitten durchfurcht sind. So stellen sie sich dar entweder als lange nackte Felsmauern und als jäh aus dem Thalgrunde aufsteigende Felswände, oder als Zacken und Spitzen mit öden Karrenfeldern wechselnd, die ohne den Uebergang grüner Vorberge in aller Schroffheit und Wildheit dem Auge des Wanderers entgegenstarren, aber auch jene wunderbare Plastik des starren Gesteins entwickeln, welche die Phantasie so mächtig ergreift.

In der Schweiz sind die Kalkalpen den krystallinischen Massen viel näher gerückt, bilden bedeutende Höhen mit ewigem Schnee — so im Kanton Glarus, Uri, Berner Oberland, an der Nordgrenze des unteren Wallis —; das Auge sieht sie zunächst wie die firnbedeckten Höhen des Urgebirgs an und sie bilden nicht so entschiedene Gegensätze zu demselben, wie es in den deutschen Alpen der Fall.

Allein die Schweiz behält doch den großen Vorzug, daß sich in ihr Alles, Ebene, Tiefthal, Hochthal, See und Fluß, Vor-Mittel- und Hochgebirge näher zusammendrängt, daß wie vom Westen her das Rhonethal, so von Norden die Weltstraße des Rheins in's Herz der Schweiz führt. Und wie die Natur sich hier mehr concentrirt, so haben sich auch die Menschen mehr zusammengefaßt, haben früher eine politische Selbstständigkeit und höhere Kultur gewonnen, als die Bewohner der Ostalpen und den Reisenden ihre Berge auch früher zugänglich gemacht.

Vierzehn Jahre später, als der Riese der Savoyischen Alpen, wurde — am Schluß des vorigen Jahrhunderts — der höchste Gipfel der Hohentauern zum ersten Mal bestiegen und zwar (sehr charakteristisch) durch die Anregung und Freigebigkeit eines Kirchenfürsten; vier Jahre darauf auch die Ortlerspitze unter Anregung und Unterstützung eines östreichischen Prinzen. Die Kriegszeit bis zum Sturz Napoleon's war überhaupt den Bergbesteigungen nicht günstig. Vom Jahre 1818 bis 1865 konnte man aber doch 70 Glocknerbesteigungen verzeichnen, fast doppelt so viel als der Montblanc seit 1786*).

Allein es fehlt noch viel, ehe man sagen kann, daß die Gletscherwelt Oestreich's nach Verdienst geschätzt werde.

Und doch haben die deutschen Alpen so Vieles, womit sie sich stolz den schönsten Schweizer Partien an die Seite stellen können; an wilder Pracht, Großartigkeit und Mannigfaltigkeit der Bergformen, an Schönheit und Fülle der Bergströme und Wasserfälle, an Ueppigkeit der Alpwiesen und Mächtigkeit der Wälder, an den Reizen einer ursprünglichen noch ungebrochenen und ungezähmten

*) Vgl. A. Egger: „Geschichte der Glocknerfahrten" im Jahrbuch des Oestreichischen Alpenvereins, I.

Natur übertreffen sie wohl noch ihre westlichen Nachbarn. Darum steht ihnen noch eine große Zukunft bevor.

Während die Eisenschienen den Zugang zu ihnen immer mehr erleichtern und der mit jedem Jahr zunehmende Andrang der Reisenden auch manches kleine und kümmerliche Wirthshaus in den einsamen Alpenthälern größer und behäbiger machen und manches neue Gasthaus in's Leben rufen wird; während unsere Generation auch im Genuß des Naturschönen nach einem Wechsel der Eindrücke verlangen und die reichlich durchkostete Schweizeralpen-Schönheit gern mit einer noch frischern, unbekannteren abwechseln lassen wird: werden die deutschen Alpen sich auch mehr in der Gunst des reisenden Publikums heben und es wird für den Deutschen zumal eine Ehrensache werden, daß ihm die deutschen Alpenländer nicht mehr unbekannte Erdenwinkel bleiben. Der Deutsche, den die Sehnsucht nach dem Hochgebirge tief im Blute steckt und dessen feiner Natursinn auch die minder glanzvolle und reizende, aber energische und erhabene Schönheit deutscher Alpenbilder zu würdigen weiß, wird es sich nicht nehmen lassen, jene heiße Begeisterung, die er früher der Schweiz zuwandte, auch der Osthälfte des herrlichen Alpenkranzes entgegenzubringen, der den Süden seines Vaterlandes umfaßt.

Der östreichische und seit einigen Jahren auch der deutsche Alpenclub haben ja bereits tüchtig Bahn gebrochen und wie die Kenntniß so den Besuch der deutschen Alpen mächtig gefördert. Seit 1863 erschienen die Jahrbücher des östreichischen Alpenvereins, die sich nun (seit 1872) mit denen des deutschen Alpenvereins verschmolzen haben. Sie haben mit vielen trefflichen Abhandlungen, Schilderungen und Notizen, mit sorgsamen Forschungen und Messungen nicht allein der Wissenschaft, der Kunde des Vaterlandes gedient, sie haben auch die Liebe zum großen Deutschland in manchem Herzen angefacht, — und, wie die neueste glorreiche Kriegszeit bewiesen hat, ist mancher kühne Bergsteiger und Alpenclubist auch als ein bewährter tapfrer Streiter für des Vaterlandes Macht und Größe erfunden worden.

Der deutsche Alpenverein zählt gegenwärtig schon 30 Sektionen, die sich weithin nach Ost und West ausdehnen und auch die norddeutsche Tiefebene in ihren Kreis gezogen haben. Dazu kommt

der östreichische Touristen-Club in Wien, der bei der Jahresversammlung im Juni 1870 221 Mitglieder zählte. War in früheren Jahrzehnten nur etwa das Salzkammergut den Ischler- und Gasteiner-Kurgästen vertraut geworden und ein Abstecher nach Berchtesgaden und dem Königssee den von Berlin oder aus den Rheinlanden nach Süden eilenden Reisenden als des Besuches werth erschienen — und wurden die Reize des Hallstädter- und Zeller- und Attersee's meist nur von Wienern und Innsbruckern, Linzern und Grazern, die eine Sommerfrische am Fuß der Alpen zu machen gewohnt waren, gewürdigt, doch ohne daß man sich viel Mühe gab, bis in's Allerheiligste der firngekrönten Dome der Centralalpen vorzudringen: so ist heutzutage der Besuch des Fuscher-, Kapruner-, des Virgen- und Umbalthals, der Zweige des Oetz- und Zillerthals, die Ersteigung der Tauernhäupter und selbst der Gletscher und Zinnen des Oetzthals keine Seltenheit mehr.

Der Plan des Werkes, nur die ausgezeichnetsten Berghäupter zu behandeln, die Schilderung ihrer Besteigung aber auch um so anschaulicher zu geben, ist auch im vorliegenden zweiten Theile festgehalten worden. Gern hätte ich noch außer den „Löwen" der deutschen Alpen: Ortler, Groß-Glockner, Groß-Venediger, Venter Wildspitze — noch einige Spitzen zweiten Ranges (aus der Stubai- und Zillerthaler-Gruppe) herangezogen; allein ich mußte Raum behalten für ein paar Charakterbilder aus dem Gürtel der Kalkalpen und die Wahl fiel auch da auf zwei berühmte Häupter: Dachstein und Triglav. Da die Kalkalpen im deutschen Alpen-Relief eine so bedeutende und eigenthümliche Rolle spielen: so dürften einige höchst charakteristische Bildungen im Norden und Süden der Centralketten nicht übergangen werden.

Die Schilderungen der ersten Besteigungen sind auch in diesem Theile vorzugsweise berücksichtigt worden, da sie zugleich werthvolle Kulturbilder bieten und die Begeisterung der ersten Liebe, die in ihnen waltet, ein besonderer Vortheil für eine bildende Jugendlektüre ist. Von den neueren und neuesten Besteigungen wird ohnehin genugsam in den Club-Jahrbüchern und Alpenfreunden berichtet. Es wäre Schade, wenn z. B. des trefflichen Thurwieser's Schilderung seiner Ortlerbesteigung, oder Dr. Schultes'

Glocknerfahrt im Schwall so manches Neuen und Ephemeren dem jetzigen Geschlecht und insbesondere unserer Jugend verloren ginge.

Das Charakteristische und Werthvolle aus dem reichen und überreichen Quellen-Material herauszufinden und es in der rechten Form und Anschaulichkeit dem Leser vorzuführen, so daß sich vollkommen klare und scharf ausgeprägte Bilder der höchsten Regionen der deutschen Alpenwelt der Seele einprägen, — das war mir neben der schriftstellerischen zugleich eine patriotische Pflicht. Denn aus dem herrlichen Alpenkranze, der unser großes deutsches Vaterland im Süden begrenzt, fließen nicht bloß manche frische Bäche und Ströme nach Deutschland, es weht von dort auch eine reine frische Alpenluft in's deutsche Herz hinein, manchen idealen Keim des patriotischen Sinnes belebend, vor allem den Mannesmuth, der in Gefahr nicht zagt und vor dem Feinde nicht bangt. Das Meer im Norden, die Alpen im Süden, ein wechselreiches Mittelgebirge zwischen beiden: das ist eine Gunst der Vorsehung, mit welcher das deutsche Volk begnadigt worden ist und die es zu schätzen und — zu bewahren wissen wird.

Erster Abschnitt.

Aus der Ortler-Gruppe.

1. Uebersicht.

Südlich von der oberen Etsch und östlich von der oberen Adda erhebt sich in majestätischer Größe und wilder Schönheit das Ortler-Gebirge, vom Hauptzuge der Centralalpen sich abzweigend. Denn die Wasserscheide des Hauptkammes zieht von der Bernina nördlich des Stilfser Joches über Reschen-Scheideck zu den Oetzthaler Alpen und der Ortler liegt östlich von dieser Linie. Solche Ablösungen, welche den Hauptkamm an Höhe und Massenhaftigkeit übertreffen, sind jedoch in den Alpen nichts Seltenes. Wir haben schon im ersten Theile dieses Werkes hervorgehoben, wie der Piz Linard aus der Linie des Silvrettakammes heraustritt und doch das Haupt der Gruppe ist. Auch der Groß-Glockner liegt in einem kurzen rasch abfallenden Seitenkamme, nicht in der Mitte, sondern am Rande des Hebungsgebiets. So hängt auch der Ortler nur durch einen schmalen Grat mit dem Hauptkamme der Ortler-Alpen am kleinen Zebru zusammen.

Unbekümmert um den Streit, ob das Ortlergebirge zu den Südalpen oder zu den Centralpen zu rechnen sei, beginnen wir mit ihm, als der ebensowohl durch ihre Höhe wie durch die Formenschönheit ihrer Gipfel ausgezeichneten Gruppe, der die beiden erhabensten Gipfel der deutschen Alpen angehören, nämlich der

Ortler, von welchem die ganze Gruppe den Namen trägt, und die Königsspitze.

Merkwürdig, daß gerade auf dem höchsten Punkt der deutschen Alpen die krystallinischen sogenannten Urfelsarten nicht mehr zum Durchbruch gekommen sind, während in der Adamellogruppe südlich vom Ortler, der Hornblende-Granit so entschieden hervortritt. Der Gipfel des Ortler besteht aus Dolomit-Kalk, der übrigens mit dem Urgebirge das gemein hat, daß er keine Versteinerungen führt.

Ein wenig unterhalb Glurns im Vintschgau zweigen sich nach entgegengesetzter Richtung zwei enge Seitenthäler ab; eines nach Norden, mitten in's Oetzthaler-Gebirge hinein — es ist das Matscherthal, das bis an den Südfuß der Weißkugel hinangeht. Und ein anderes nach Süden, das an die Westflanke des Ortler hinaufzieht — es ist das Thal von Trafoi, aus dem in der Nähe des hochgelegenen Dörfchens Stilfs sich westlich die Straße des Stilfser Joches abzweigt, während zur Ostflanke des Ortler das Suldenerthal, das bei Beidewasser*) in das Trafoierthal mündet, eingeschnitten ist.

Beide, das Thal von Sulden und das von Trafoi, sind rauhe unwirthliche Hochthäler, aber mit großartigem Gletscherschluß und prachtvoller Umrahmung von Berghäuptern ersten Ranges. Das Suldnerthal hat den Vorzug, daß man sie von der Thalsohle aus sehen kann. Von seinem Ostrande nach Süden weiter zum Westrande sich herumziehend, stehen da die Vertain-, Peder-, Platten-, Schöntauf-, Suldenspitze, Zufallspitze (Monte Cevedale), Königsspitze, im Suldenthal Königswand genannt (der große Zebru), Monte Zebru (der kleine Zebru) und Ortler. Der „kleine" Zebru hat nicht weniger als 11,503 Fuß, der Cevedale 11,595 Fuß, die Königsspitze 11,867 Fuß und der Ortler 12,024 Fuß, welcher Circus! Der Schiefer dieses Ost- und Südrandes des Suldenthals hat riesige Pyramiden erbaut, deren mächtige Spitzen in weißem Krystall schimmern, während auf entgegengesetzter Seite der Dolomit des Ortler und seiner nördlichen und westlichen Um-

*) Romanisch: Gomagoi (geminae aquae).

gebung sich in kahlen zerrissenen Wänden und zackigen Gräten erhebt.

Die Umrahmung des Trafoithals von Norden nach Süden bilden: Tartscher Kopf, Korspitze, Stilfser Joch, Monte Scorluzzo, Groß-Nagler, Hohe Schneide, Tucketspitze (10,675 Fuß), die Cristallospitzen (bis 10,763 Fuß), die mit einem Riesenwalle von West nach Osten an den Südfuß des Ortler ziehen, als: Schneeglocke, Trafoier Eiswand, Thurwieser-Spitze (11,236 Fuß), Eiskogl.

Das Trafoierthal hat das bedeutendere Gletschergebiet. Von der Tucketspitze und dem Madatschkamm zieht sich vorwärts der große Madatschferner mit einer Längenachse von 13,000 Fuß; von ihm durch die Spitzen des Madatschkammes getrennt, der Trafoierferner, dessen Nachbar der Untere-Ortlergletscher, breit und massig. Südlich von diesen: die Vedretta Zebru und Cristallo; westlich die Vedretta Vitelli und V. Scorluzzo — sekundäre Gletscher.

Der Hauptgletscher des Suldenthals ist der Suldenferner, von der Suldenspitze herabkommend, berüchtigt durch seine verheerenden Ausbrüche und starken Schwankungen. Seine Längenachse ist noch um 200 Fuß größer als die des Madatschferners, doch seine schmale Eiszunge beträgt nur 5800 W. Fuß. Bis nahe an die Gampenhöfe hat er seine Endmoräne vorgeschoben, die jetzt einen wüsten Schuttwall bildet, da er seit 1858 wieder zurückgegangen ist. Ein tiefer melancholischer Ernst ruht auf dem Suldenthal, insbesondere auf seinem Ende. Das kurze Schreythal, in das von einem Hochgletscher der Schreybach hinabrieselt, wird von dem mit grauen Schuttmassen bedeckten Gletscher und den zerklüfteten und zerrissenen Steilwänden des Ortler geschlossen — man hat diese schreckhafte Wand „das Ende der Welt" genannt.

Aus dem mitunter weit sich öffnenden Gletscherthor*) des Suldengletschers strömt der Suldenbach, der sich bei der Einmündung des Thals in das Trafoithal mit dem Trafoibach vereinigt. Das Pfarrdörfchen St. Gertraud liegt auf grüner Matte in der Mitte des Thals, in einer Meereshöhe von 5683 Fuß. Trafoi, der

*) Nach Messungen im Jahre 1865 war es 48 Fuß hoch und 72 Fuß breit.

Hauptort des nach ihm benannten Thals hat 4767 Fuß. Die Suldner Höfe sind fast so ärmlich wie Sennhütten. Die Kühe beweiden die unteren Hänge, Schafe und Ziegen die oberen. Im Vintschgau wird Mehl und Getreide gegen Butter umgetauscht. Auch die Trafoier leben fast ausschließlich von Viehzucht. Sie dürfen aber ihre Heerden nur auf der schmalen Thalsohle und an den mageren Bergflanken der Stilfser Jochstraße weiden lassen, da die besseren Grasböden Fremden angehören.

In den reichen Arven-, Lärchen- und Fichtenwäldern des Trafoierthals richten die Lawinen hier und da großen Schaden an; auch der Bau der Stilfser-Joch-Straße hat die Wälder sehr gelichtet.

Diese Kunststraße, die höchste in Europa, ist ein staunenswerthes Werk der Straßenbaukunst, um so wunderbarer, wenn man erwägt, daß sie in 4 Jahren zu Stande gebracht wurde und nur 4 Sommermonate das Bauen gestatteten. Um Truppen schneller nach Mailand befördern zu können, wurde sie auf Befehl des Kaisers Franz vom Ingenieur Donegani erbaut und im Jahre 1824 eröffnet. Hinter Trafoi beginnen die Windungen, 46 an der Zahl. Zwei Stunden von Trafoi liegt die Franzenshöhe, bereits 6735 Fuß — der Baumwuchs hört da auf —, dann beginnen die 13 letzten Windungen, eine fast senkrecht über der anderen und zum Theil durch Galerien gedeckt, alle untermauert. Das Ganze, wenn man emporblickt, gleicht einem ungeheuren Terrassen-Thurme! es ist, als habe die gigantische Naturumgebung auch die Menschen zu Riesenwerken begeistert.

Nach zwei Stunden Steigens von der Franzenshöhe — wird die Höhe des Jochs, 2757 Meter = 8483 Fuß, die Wasserscheide zwischen Adda und Etsch, die Grenze von Tyrol, Graubünden und der Lombardei, erreicht und nun geht es ziemlich langsam bergab; die vierte Cantoniere (Zufluchtshaus) ist Santa Maria, 7882 Fuß hoch, die höchste Wohnung in Europa. Die Straße nach Bormio führt in's Val Murama. Von Bormio (Worms) hat das Wormser-Joch — Umbrail Paß — seinen Namen und wird auch die ganze Straße die „Wormser-Joch-Straße“ genannt.

Nach dem Verluste von Mailand wurde die ohnehin nicht rentirende Straße „aufgelassen“, wie man in Oestreich sagt, und

als ob man absichtlich ihren Verfall beschleunigen wollte, wurden sogar die herrlichen Holzgalerien, welche gegen die Lawinen Schutz boten, abgerissen und dann bei Trafoi aufgeschichtet, um dort zu verfaulen. Echt östreichisch! Gegenwärtig wird die Straße wieder mit einer Privatpost befahren.

So erhabene Aus- und Rückblicke bietet wohl keine Bergstraße, wie die des Stilfser Jochs. Aufwärts, bevor man Trafoi erreicht, Monte Cristallo im Hintergrund, der große Madatschgletscher, die Madatschspitze, der Rückblick auf die Weißkugel der Oetzthalergruppe; hinter Trafoi nebst den Madatschgipfeln die „hintere Wandl" mit dem Pleißhorn (9703 Fuß). Oben das Ortler-Massiv in großartiger Nähe, dann Monte Scorluzzo mit Gletscher, Umbrailspitze, Cristallogruppe mit ihren Gletschern. Niederblicke in's Veltlin, auf die Bäder von Bormio u. s. w.

Das Alles sahen wohl die von Italien nach Tyrol oder von Tyrol nach Italien Reisenden und manche von ihnen mochten solche Scenerie auch bewundern; doch diese Bergwelt war zu großartigwild und abschreckend, um zu längerem Bleiben zu reizen. Und auf Vergnügungsreisende war man in Gomagoi und St. Gertrud nicht eingerichtet.

Doch an einzelnen kühnen Bergsteigern und warmen Freunden der Hochalpenwelt fehlte es schon lange vor dem Bau der Jochstraße nicht, welche bis hoch an den Flanken des Bergriesen hinaufkletterten, von welchem in richtiger Schätzung schon Pater Anich in seinem Atlas tyroliensis vom Jahre 1774 ausgesagt hatte, daß es die „Höchste Spiz im ganzen Tyrol" sei. Nur bis auf den Gipfel wagte sich Niemand; die Steilwände waren zu schreckhaft und man hielt den Ortler für unersteiglich.

2. Die ersten Besteigungen im Jahr 1804 und 1805.

Ein glücklicher Zufall fügte es, daß Erzherzog Johann von Oestreich auf seiner ersten tyroler Reise in die Nähe des Ortler kam und von dem erhabenen Anblicke desselben so ergriffen wurde,

daß er beschloß, diesen Berg und seine Umgebung näher erforschen zu lassen.

Er beauftragte den Botaniker Dr. Gebhard mit der Erforschung und wo möglich mit der Besteigung des Ortler.

In Begleitung zweier Zillerthaler Bauern (Klausner und Leitner) kam der „Bergofficier“ Gebhard am 28. August 1804 in Sulden an und suchte sogleich die Bewohner des Dörfchens St. Gertrud für das Unternehmen zu gewinnen. Doch Jeder war von der Unmöglichkeit, auf die Ortlerspitze zu gelangen, überzeugt. Am folgenden Tage ließen sich zwar einige Männer herbei, einen Versuch zu wagen, blieben aber weit hinter dem Zillerthaler, den ihnen Gebhard mitgegeben, zurück. Gebhard, der am Fuß des Ortler ein Zelt hatte errichten lassen, erkrankte in demselben und mußte sich in das Haus des Kuratgeistlichen von St. Gertrud hinübertragen lassen. Dann fuhr er nach Vals, wo er bis zum 13. September das Bett hüten mußte. „Schon waren alle meine Hoffnungen verschwunden“ so erzählt er in seinem Briefe an den Erzherzog Johann*), schon sehnte ich mich nach der Möglichkeit, Mals verlassen zu können, um aus der Gegend wegzukommen, wo ich von meinem Fenster aus jede Minute den Berg sehen mußte, dessen Unersteigbarkeit mir so viele mißvergnügte Tage machte — als den 26. September gegen Mittag der kleine Passeyrer, Joseph Pichler, zu mir kam und sagte: „Nun wolle er es wagen, die Ortler-Spitze zu besteigen; ich solle ihm also nur meine zwei Männer zur Begleitung mitgeben.“

Uneigennützig fügte der „Pseyrer Josele“, wie man ihn kurzweg nannte, hinzu, daß im Fall es ihm nicht gelingen sollte, sein Ziel zu erreichen, er auch keinen Lohn für seine Mühe verlangen, ja daß er nicht einmal zu Dr. Gebhard nach Mals zurückkehren werde. Welche freudige Ueberraschung dies für Gebhard und dessen beide Zillerthaler war, kann man sich denken. Nachdem „der Josele“ sich zuvörderst mit Speise und Trank hatte stärken müssen, traten die 3 Männer muthvoll ihre Reise nach Trafoi an, um von dort am 27. September ihre Fahrt auf den Ortler zu unternehmen.

*) Monatliche Correspondenz zur Beförderung der Erd- und Himmelkunde, herausgegeben von Freiherr von Zach. Erster Band. Gotha, 1805.

Gebhard hatte ihnen zwei Barometer mitgegeben und seinen älteren Begleiter unterwiesen, wie man den Stand der Quecksilbersäule beobachten und notiren müsse. Sonst nahmen sie nichts von Beilen, Leitern und Seilen mit; doch glücklich gelangten sie, an den Steilwänden emporkletternd und die gefährlichen Stellen alle überwindend, um 10 Uhr Vormittags auf die Ortlerspitze. Sie hatten zu dieser Kletterarbeit 8 Stunden gebraucht, da sie von Trafoi um 2 Uhr Morgens aufgebrochen waren.

„Den wackern Steigern war es nur 4 Minuten möglich, auf der höchsten Spitze zu bleiben. Schon innerhalb dieser kurzen Zeit erstarrten Pichler'n die Zehen und einer meiner Leute" berichtet Gebhard a. a. O. „brachte vor Kälte geschwollene und erstarrte Finger nach Hause. Alle drei sahen wie Schneemänner aus; sie waren ganz mit einer Kruste von Schnee überzogen und der Sprache beraubt, da gerade ein heftiger Wind ging und den losen Schnee auf sie blies. Auf der höchsten Spitze mußten sie sich während der Messung wechselseitig halten, um nicht vom Winde überstürzt zu werden. Die treuen Leute, sie wagten viel, recht viel, mehr als ein Mal ihr Leben!"

Nach den Barometer-Beobachtungen der beiden Zillerthaler, die bei dem Unwetter auch wohl nicht ganz genau zu notiren waren, ward die Höhe des Ortler auf 14,200 par. Fuß bestimmt. Eine viel zu hohe Angabe! Herr von Fallon, der Adjutant des Erzherzogs, welcher an Freiherr von Zach über die Ortlerbesteigung berichtete, hatte die Höhe schon etwas niedriger berechnet, nämlich zu 14,004 par. Fuß. Mals zu 3074 Fuß.

War nun auch die erste und vornehmste Aufgabe gelöst, den Ortlergipfel überhaupt zu erreichen: so waren doch die erlangten Ergebnisse noch sehr mangelhaft und vor Allem war dem Erzherzog daran gelegen, einen besseren Weg ausfindig zu machen und denselben auch für minder geübte Bergsteiger gangbar herstellen zu lassen.

So erhielt Gebhard den Befehl, im nächsten Sommer wiederum seine Ortlerforschungen zu beginnen. Seine Leute, dazu noch ein Gemsenjäger aus Langtaufers, trafen schon am 15. Juni 1805 in Sulden ein und Josele führte sie auf dem neuen Wege zwei Mal auf den Gipfel des Berges. Als Gebhard am 10. August

in Mals eintraf, fand er schon den Weg gebahnt und in bedeutender Höhe unter einer überhängenden Felswand eine Hütte errichtet. Doch das Publikum hatte allen diesen Erfolgen Zweifel und Unglauben entgegengesetzt. Gebhard ließ deßwegen in aller Stille eine große Fahne aus rother und schwarzer Leinwand anfertigen und schickte sie an seine Arbeiter in Sulden mit dem Auftrage, sie, sobald der Weg auf die höchste Spitze vollendet sei, alldort aufzustecken. In seinem größeren Bericht — mitgetheilt in Hormayr's Archiv, 1817 — erzählt er:

„Den 27. August, gerade um 12 Uhr Mittags, stand ich wieder forschend an meinem Fenster; welche Freude! ich sah meine Arbeiter wie ein kleines schwarzes Steinmännchen auf der höchsten Spitze des Ortler. Ich eilte freudig in das Gastzimmer, wo eben ein k. k. Stabsofficier, mit dem ich schon einige Tage früher über mein Unternehmen auf dem Ortler sprach, zu Mittag speiste; ich machte ihm meine glückliche Entdeckung bekannt und nun lief Alles, was Füße hatte, an die Fenster, man suchte alle Perspective hervor, sah und sah wieder, wurde mit sich selbst nicht einig und ich mußte auch jetzt noch hören, daß ich mich täusche, daß die schwarzen Flecken, die ich für meine Leute halte, nichts anderes seien, als der Schatten eines nicht ferne an der Ortlerspitze vorüberziehenden Wölkchens. — Ich schwieg und ließ mir diesen Einwurf gefallen, denn ich merkte nur zu deutlich, daß man mir aus Vorsatz nicht glauben wolle.

„Den 28. gegen 9 Uhr hatte ich schon keine Ruhe; wie angekettet stand ich am Fenster, schaute, forschte, aber leider vergebens. Schon ging es auf 11 Uhr und ich konnte noch keine Fahne auf der Spitze entdecken. Mein Aerger nahm mit jeder Minute zu, um so mehr, da mir mehrere unter meinem Fenster vorübergehende Herren Officiere immer zuriefen: ist die Fahne auf dem Ortler schon zu sehen? Ich schlich mich aus dem Hause und eilte auf die Straße, mein Fernrohr in der Tasche. So wie ich mich ein paar hundert Schritte von Mals entfernt hatte, zog ich dasselbe hervor und sah nach dem Ortler hin.

„Welch' eine Freude verbunden mit Aerger über den unglücklichen Gedanken meiner Arbeiter! Ich erblickte nämlich die Fahne auf dem Ortler, aber nicht auf dem höchsten Punkte, sondern an

der westlichen Seite unter dessen Spitze. Da ich nun zum Theil beruhigt war, so kehrte ich wieder in meine Wohnung zurück und konnte doch Jedem, der mich um die Fahne auf dem Ortler befragen würde, sagen, wo er dieselbe sehen könne. Aber meine Freude ward um so größer, als ich mein Zimmer betrat, wieder nach dem Ortler sah und nun die Fahne wirklich auf dem höchsten Punkte stehend sah. — Nun ging es von Mund zu Mund, auf der Straße hörte man von nichts Anderem, als: seht, seht, auf dem Ortler ist eine Fahne!"

Nicht lange darauf trat auch Johann Klausner, der Zillerthaler, in's Zimmer und brachte die erfreuliche Nachricht, daß nun der Weg ganz hergestellt wäre und Gebhard nur gleich nach Sulden kommen solle, um den Bergriesen selber zu ersteigen. Zugleich fragte er, ob man denn nicht Tags zuvor nach der Ortlerspitze geschaut und um Mittag alle fünf Arbeiter oben gesehen habe?

Am 28. August traf Gebhard in Sulden ein und in der Frühe des 29. August trat er, begleitet von einem Herrn Rechenmacher, Hülfspriester in Stilfs und geführt von seinen fünf Leuten, seine erste Ortlerfahrt an.

In der Hütte wurde gerastet und ein Imbiß genommen, das kalte Schneewasser mit Weinbranntwein gemischt, war ein Labsal für die Durstigen. Das Ueberklettern der Steilwände dauerte eine volle Stunde, dann betrat man das Firnfeld, das von unten so kurz erschienen war und sich nun in seiner ungeheuren Ausdehnung zeigte. Als die Gesellschaft an die fast senkrecht emporstarrenden Eiswände kam, entfiel dem jungen Geistlichen der Muth und nur durch das dringende Zureden der Führer konnte er endlich bewogen werden, die Reise fortzusetzen. An den gefährlichsten Stellen waren Seile angebracht.

Die Spitze ward glücklich erreicht und auf das Wohl des Erzherzogs Johann getrunken. Die Fahne war von den heftigen Winden bereits arg zerzaust, auch jetzt wehte ein rauher Nordwind. Gebhard blieb fast zwei Stunden auf dem Gipfel und bestimmte den Platz, wo auf Befehl des Erzherzogs, eine 25 bis 30 Fuß hohe Steinpyramide errichtet werden sollte.

Schnell genug ging die Abfahrt von Statten, von den Wänden am Schwarzen Kopfe aus in einer Klamm, die zum Suldenferner führte.

Da Alles so wohl gelungen war, so gedachte Gebhard den Bewohnern des oberen Vintschgaues und den zur Zeit anwesenden kaiserlichen Officieren noch ein ganz unerhörtes Schauspiel zu geben. Seine Arbeiter erhielten den Auftrag, soviel als möglich trockenes Holz (von Sulden aus) auf die Spitze zu tragen; er selber ließ in Mals Stroh und Holzwerk in Bündel zusammenbinden und mit geschmolzenem Pech überziehen. Dies wurde in aller Stille nach Sulden geschafft. Auf dem Ortlergipfel sollte ein Feuerwerk abgebrannt werden. Am 9. September waren schon alle Vorbereitungen vollendet, doch erst am 13. trat heiteres Wetter ein. Der Abend kam, sternenhell; um 8 Uhr erblickte Gebhard durch das Fernrohr seine Arbeiter an den Felswänden unter dem Schwarzen Kopfe, wie sie mit Pechfackeln vorrückten — er machte sogleich die Malser auf das bevorstehende Feuerwerk aufmerksam. In gespannter Erwartung standen Alle an den Fenstern, vor den Häusern, auf den Straßen. Da sah man die kühnen Bergsteiger auf dem Schneefelde, nicht mehr weit vom Gipfel, dreimal im Kreise ihre Pechfackeln schwingen. Sie gingen immer höher und bald stieg von der höchsten Spitze des Berges eine prächtige Feuersäule empor. Die frohe Jugend brach in jauchzendes Freudengeschrei aus, Alt und Jung ließ den Erzherzog Johann leben. Als das Feuer herabgebrannt war, schien der Schnee im Schimmer der feurigen Kohlen noch fortzuglühen — das Eisfeld war zu einer durchsichtigen Opferschaale geworden auf dem 12,000 Fuß in die Luft ragenden Opferaltar.

3. Professor Thurwieser's Besteigung der Ortlerspitze am 13. August 1834.

Peter Karl Thurwieser, geb. 1789 in der Mühle von Kramsach bei Brixlegg (in Tyrol), gestorben am 25. Januar 1865 als Professor und Custos der theologischen Studienanstalt in Salzburg, hatte in seinem Wesen viel Originelles und Urkräftiges, obwohl ihn seine Eltern wegen seiner Schwächlichkeit zum Studium bestimmten. Seine Liebe zu den Bergen, seine Neigung zur Ersteigung der höchsten Gipfel machte sich schon in früher Jugend bemerkbar, so daß er schon als Knabe das 7014 par. Fuß hohe Sonnenwendjoch bestieg. Als Lehrer an der theologischen Fakultät benutzte er jede Ferienzeit, um in die Salzburger- und Tyroler-Alpen Ausflüge zu unternehmen. Fast kein bedeutender Gipfel blieb von ihm unerstiegen und manche besuchte er zwei und dre Mal und den Großglockner hatte er schon im Jahre 1828 bezwungen; im schönen Sommer von 1834 sollte auch der noch höhere Ortler an die Reihe kommen.

Den Reisebericht, welchen Professor Thurwieser in der Ferdinandeums-Zeitschrift von 1837 veröffentlichte, ist ausgezeichnet durch seine Anschaulichkeit und Lebendigkeit und für die damalige Zeit, welche für Alpenschilderungen noch keine so durchgebildete Kunstsprache hatte, als unsere Gegenwart, wirklich musterhaft. Er ist aber zu lang, um vollständig hiermit getheilt werden zu können; doch die Hauptmomente lassen wir folgen.

Am 18. Juli 1834 hatte Thurwieser den Dachstein, die höchste Felsenpyramide des Hallstädter Eisgebirges, (9235 Fuß hoch) glücklich erstiegen. „Viel ärger“ dachte er, „kann der tyrolische Bergriese auch nicht sein; er ist ja schon von Einigen bezwungen worden; in der nächsten Vakanz will ich's auch mit ihm versuchen.“

Am 6. August verließ er Salzburg mit dem Eilwagen, übernachtete am 7. in Telfs, am 8. in Landeck. Dort erkundigte er sich nach dem Jäger Joseph Pichler, dem einzigen verläßlichen Ortlerführer und hörte zu seiner Befriedigung, er sei gesund.

„Aber auf den Ortler geht er nimmer" hieß es; „er ist schon zu alt, fast siebenzig, und die letzte Ersteigung hat ihn gewitzigt." Das lautete weniger erbaulich.

In der Nacht auf den 9. August brach ein heftiges Gewitter aus, welches das ganze obere Etschthal mit Nebel füllte. Unter wechselndem Regen und Sonnenschein wurde die Innschlucht von Finstermünz passirt; dann ging's über Nauders auf die Reschen-Scheideck, der Himmel ward wieder klar und wo die Straße hart am See hinführt und der Ortler zum ersten Mal erscheint, war zwar der Nebelvorhang noch nicht ganz gefallen, aber schon der östliche Theil der Gruppe frei. Bald schaute auch der Ortlergipfel im reinsten Schneeglanze über den sich ballenden Nebel hervor und rascher schlug das Herz des muthigen Alpenwanderers beim Anblick des erhabenen Reiseziels.

In Graun wurde übernachtet. Am 10. August — es war Sonntag — lachte ein blauer Sonnenhimmel auf die Erde herab; die Ortlergruppe stand in ihrer vollen Schönheit da. Thurwieser fand das Bild des Ortler, von Graun gesehen, noch großartiger, als das des Montblanc von Genf aus, da der savoy'sche Riese nur auf der einen Flanke den weißen Firn zeigt, während der Tyroler Koloß mitten inne zwischen den Firnhäuptern steht und sie doch alle riesig überragt.

Auf der Fahrt nach Mals behält man den Ortler immer vor Augen, bis ihn in Burgeis der Glurnser Berg zum Theil verdeckt. Von Mals bis Churburg wird die Aussicht wieder frei, doch rückt der Ortler nun rechts und drängt den Suldner Ferner nach Osten.

In Mals meinte man, der „Josele" sei vielleicht in Churburg oder zu Schluderns in der Messe. Den Weg nach Churburg machte Thurwieser mit schnellen Schritten zu Fuß und begab sich dort auf das vòn der gräflichen Familie von Trapp bewohnte Schloß, wo er, obwohl ein Fremder, die freundlichste Aufnahme fand. Sein Unternehmen ward gebilligt, der Himmel schien es zu begünstigen, denn es wehte (von Reschen her) der Schönwetterwind; leichtes Gewölk spielte um den Ortler. Nur eine Sorge bedrückte das Herz: Wie wird es mit dem Josele gehen?

Dieser befand sich im Dorfe Matsch, $1^1/_4$ Stunde von Churburg entfernt. Sein Sohn Felix (kurzweg Lex oder Lexel genannt) wurde gerufen — ein derber Junge von 21 Jahren, nicht groß, aber fest gebaut. Dieser ward nach dem Vater ausgesandt und erschien Nachmittags 3 Uhr mit dem Alten, der in seiner schon gebückten Haltung und in dem grauen struppigen Barte nicht gerade vertrauenerweckend aussah. Auf die Anfrage des Grafen, ob er sich wohl getraue, noch einmal auf den Ortler zu gehen, erwiderte er, daß er sich wohl getraue; aber mit einem Solchen, wie das letzte Mal, ginge er nimmer. Nun ward ihm der Salzburger Professor vorgestellt, den er vom Kopf bis zu den Zehen sich anschaute. Das Taxiren der Menschen sei eine schwere Sache — meinte er. Endlich sagte er zu, zur großen Freude des Sohnes und zu noch größerer Thurwieser's.

Sogleich wurde zu den Vorbereitungen geschritten. Beide Pichler hatten ihre Steigeisen und Jägerpiken, deren sie bedurften, im innersten Matscher Alpenhofe, $3^1/_4$ Stunden von Churburg. Lex, der bereits einen tüchtigen Marsch gemacht hatte, blieb dabei, er wolle das Zeug holen; er könne bis Morgen früh um 9 Uhr wieder zurück sein. Dann wurde der Schmied von Schluderns gerufen, um dem Alpenwanderer Fußeisen anzumessen. Da es ein Sonntag war, so konnte die Arbeit erst am andern Morgen vorgenommen werden. Der Graf, welcher gerade nach Mals fuhr, versprach die zur Bergreise gewünschte Chocolade, ferner Haller's Säure mit Himbeersaft gemischt (zur Stillung des Durstes) einzukaufen. Josele ging, um sich vorläufig den Bart abnehmen zu lassen.

Montags, den 11. August, war das Wetter abermals nach Wunsch und Lex hatte sich schon zeitig eingefunden; sein Vater, durch den Schlaf erquickt, sah viel jünger aus und so war Alles froher Hoffnung. Um Mittag wurden die Steigeisen für den Herrn Professor gebracht. Leider waren die Riemen zu kurz. Man wollte neue machen. „Warum nicht gar? Sollte ich noch eine Stunde verlieren?“ meinte ihr ungeduldiger Besitzer und ließ sie so viel als möglich strecken.

Um $12^1/_2$ Uhr fuhren die drei fort und lenkten bei der Spondinger Brücke in's Trafoierthal ein, nun auf der Prachtstraße des

Wormser Joches wie auf ebener fester Tenne fahrend, überall sanft bergan. In Prad nahm Josele seine Jägerpicke in Empfang, die schon einmal auf dem Ortler gewesen war und nach vieljähriger Ruhe abermals hinaufwandern sollte. Thurwieser, der schon in Churburg und Schluderns vergebens nach einem Stecken sich umgesehen, verlangte in Prad einen Bergstock und erhielt zur Antwort: man habe keinen!

Von Prad fuhren sie (um 2 Uhr) im Postwagen weiter, erreichten bald die Stilfser Brücke, dann Gomagoi und nach einer Fahrt, die 1 Stunde 10 Minuten gedauert, Trafoi. Der Weg von Prad bis Trafoi schlängelt sich über dem Suldenbach hin und her, dessen Ufer fünf gewölbte Brücken verbinden. Das Thal wird immer enger, der Bach, welcher vom Schmelzen der Ferner sehr angeschwollen war, brauste immer ungestümer. Gomagoi bestand damals nur aus einem Wirths- und einem Wachthause rechts an der Straße, und einem Bauernhause links. Halbwegs bis Trafoi zeigte sich rechts das letzte Aehrenfeld, auf welchem gerade Getreide geschnitten wurde, in diesem Jahre 3 bis 4 Wochen früher als gewöhnlich.

„Im Posthause zu Trafoi waren wir schon als Gäste willkommen, noch mehr wegen des Vorhabens, den Ortlergipfel zu besteigen; denn solche kommen äußerst selten und den Leuten mag es schmeicheln, daß man bei ihnen zusprechen muß, wenn man in Tyrol, welches doch von Bergen und Eisgipfeln strotzt, das Höchste erreichen will! Dies wollten wir eben. Doch war noch ein dritter Begleiter zu suchen und zwar hatte sich Josele schon am vorigen Tage für Michael Gamper (gewöhnlich Strimmer genannt) erklärt, welcher bereits vor 8 Jahren mit ihm den Ortler bestiegen hatte. „Dem müssen wir in Trafoi nachfragen, wenn wir ihn nicht früher auf der Straße arbeiten sehen. Wenn wir diesen bekommen, sind unser genug; viele Leute mitzubringen, ist nichts nutz." — Strimmer befand sich auf der Tartscher Alp, $^1/_2$ Stunde innerhalb Trafoi. Sogleich wurde er herbeigeholt und erklärte sich ohne Anstand bereit, die Bergreise mitzumachen. Er mochte etwa 50 Jahre alt sein; ein starker Mann von mittler Größe."

„Da Gamper erst gegen 5 Uhr kam und Josele darauf bestand, mit ihm und dem Lex vorläufig einen minder gefährlichen Weg

über den oberen Theil des Ortler zu suchen, so konnte an jenem Abend nichts mehr unternommen werden. Gern hätte ich ihnen dieses Umsuchen geschenkt, weil ich wenig davon hoffte, den alten Steig nicht scheute und einen Tag — nach allen Vorzeichen den herrlichsten — verlor. Wir hätten ja noch am nämlichen Abend das Nachtlager auf dem „Bergl" erreichen können, um gleich am nächsten Tage die Spitze zu ersteigen. Allein ich wollte dem braven Manne, der in seinem hohen Alter meinetwegen noch so viel unternahm und für das Leben von 4 Personen besorgt war, durch keinen Widerspruch lästig fallen, sondern lieber im Stillen meine Ungeduld bezähmen und auf die Vorsehung vertrauen, sie werde uns noch zwei ganz schöne Tage verleihen und desto gewisser ihren Segen zur Reise geben, je vorsichtiger wir dabei zu Werke gingen.

„Am 12. früh, schon vor 4 Uhr, rückten meine Führer aus. Ich las gegen sieben Uhr Messe um Glück zum Unternehmen, wartete auf eine Nachricht und betrachtete indeß die wildschöne Gegend.

„Die Umgebungen des kleinen Ortes Trafoi, den eine hübsche grüne Wiese einfaßt, steigen rasch empor. Das Gebirge rechts steht drückend nahe, so daß man seine Höhe und seinen Lauf nicht erkennen kann. Vorn am inneren Ende des Thals erhebt sich der Madatsch, nur an seinem oberen Theile sichtbar, ein ganz nackter, düstrer, ungeheurer Felsenkegel, welcher den langen Gletscherbogen zu theilen scheint, links in den Trafoier-, rechts in den Madatscher-Ferner Jenen sieht man in Gestalt eines großen Dreiecks, von diesem hing damals nur ein Stück herab, stark zerrissen, in's Bläuliche schimmernd.

„Der schreckliche Gletscherabhang des Trafoier Ferners reicht (wie ich durch barometrische Messungen und durch Nivelliren fand) nahe von 11,000 bis 5000 par. Fuß Meereshöhe herab. Der Ferner stürzt in der ganzen sichtbaren Breite, von seinem obersten Theile fast wie eine Mauer ab, bringt dann eine beträchtliche — für Trafoi verborgene — Strecke vor, tritt nun, noch immer breit, auf die Bauchung des Berges heraus, senkt sich wieder steil, wird durch einen großen, mitten aus dem Hange aufragenden Felsenklotz (den „Ziegerballen") auseinander geschoben, drängt sich aber unter demselben wieder zusammen und geht bis in's Thal nieder. Nach der seltenen Sommerhitze zeigte mir der

Eisberg seinen ganzen obersten Absturz noch vollkommen weiß und eine breite Stelle davon mit lauter geraden Rinnen und Leisten, wie Orgelpfeifen stehend. Im nächsten Hervortreten erschien der Ferner hellgrau, weiter herab immer dunkler durch stärkere Beimischung von Steinen, Sand und Erde, endlich übergehend in das Finstergraue und Schwarze. Je tiefer abwärts, desto ärger gebrochen durch Druck und Bewegung, desto tiefer ausgefressen von Wärme und Regen, desto enger eingezwängt zwischen die Fußgestelle des Madatsch und Ortler.

„Nun folgt links der tyrolische Montblanc, sich auszeichnend, wie an Höhe, so an Wildheit. Gleich vom Boden an steigt er jäh, bei 2000 Fuß hinauf, stellenweise mit dünnem Nadelwalde und magerem Grase bekleidet, übrigens schon trotzend mit unersteigbaren Felsen und ihren Trümmern. Rechts, auf der Schneide des Berges, starren in schwindelnder Höhe Felsennadeln („die Riffeln") empor. Links über ihnen beginnt der Gletscher, der sich bis zur Spitze noch $1\frac{1}{2}$ Stunde hinanzieht.

„Es war mir gegönnt, hier die Natur nicht nur in ihrer erstaunlichen Größe zu schauen, sondern auch in mannichfaltiger Beleuchtung; beim fahlen Lichte des ersten Mondviertels und in tiefer Nacht beim bloßen Sternenglanze, bei verschiedener Tageshelle, während des Abends und des Morgens, beim frühen wie beim späten Glühen der höchsten Zacken und Abhänge, beim hellsten Sonnenschein und reinstem Himmel, welcher die immer sich ändernden Schattenstellen der Felsen und Ferner bläulich färbte. Ein herrliches Schauspiel! Welcher neue Reiz zur Ausführung meines Vorhabens! Schon hocherfreut über die engen Umgebungen dieses Thals, was mußte ich erst auf der Ortlerspitze selbst, welche im weiten Umkreise alle Berge überragt, erwarten?"

„Nach 12 Uhr kam Lex von der Untersuchung zurück und berichtete, es sei unmöglich, an der vordern Seite über die Felsenwände und Eismauern des Ortler hinaufzukommen*). Sein Vater warte mit Schrimmer auf dem Bergl. Der Herr Professor solle, falls er auf die Besteigung verzichte, zum Zeichen ein weißes

*) Josele hatte im Sinn, von der Tabarettaspitze nach Norden vorzudringen und von dieser Seite den Ortlergipfel zu gewinnen.

Tuch auf der Wiese ausbreiten lassen; sonst würden sie oben bleiben und Holz zum Uebernachten herrichten.

„Jetzt den Ortler aufgeben?“ dawider sträubte sich Herz und Sinn des kühnen Bergsteigers, der sogleich zu den Hausleuten lief, ihnen einzuschärfen, sie möchten, wenn etwas zu trocknen wäre, ja nichts hinaus legen oder hängen, damit keine Irrung entstehe.

„Nun machten wir ernstlich Anstalt zur Bergreise. Der nöthige Mundvorrath wurde bereitet und dazu ein Träger bis zum Nachtlager bestellt, um den jungen Pichler, der ohnehin schon am stärksten angestrengt war, zu schonen, was er selbst kaum zugeben wollte. Zur Verhüllung unserer Gesichter verschaffte ich mir zwei grüne Schleier und einen schwarzen Flor. Da endlich erhielt ich einen Bergstock, eigentlich einen plumpen Hütersteckeu, kaum bis mitten an meine Brust reichend, voll Astknoten und durchaus krumm, ohne einen Gran Eisen. Ich machte mir ein Vergnügen daraus, diese hölzerne Mißgestalt auf die Ortlerspitze mitzunehmen, befand mich recht wohl dabei und bewahre ihn noch als Reisegefährten. Jeder meiner Führer hatte eine Jägerpicke, d. i. ein etwas eingebogenes Eisen, $^1/_4$ Elle lang, in der Mitte $1^1/_4$ Zoll breit und vornen spitzig, mit einem $1^1/_4$ Elle langen Stiele.

„Den ehrwürdigen greisen Seelsorger Frank ersuchte ich, die Messe am folgenden Tage für uns Bergsteiger zu lesen. Der Postmeister erklärte, daß er am nächsten Morgen auf die Franzenshöhe ($^3/_4$ Post oberhalb Trafoi) sich begeben werde, um von dort, wo man den Ortlerferner bis auf die Spitze übersieht, uns zu beobachten. Scherzend fragte ich: „Muß ich Ihnen für diesen Gang das Postgeld bezahlen.“ „Nein — sagte er — Sie dürfen nicht einmal danken; denn ich gehe aus eigenem Antriebe und freundschaftlicher Theilnahme.“

„Um $2^1/_2$ Uhr verließen wir das Posthaus, wobei uns von den Bewohnern des Ortes und den anwesenden Fremden viele Glückwünsche nachgerufen wurden. Mich rührten die herzlichen Ausdrücke der für uns Besorgten. Wir ließen die Straße rechts, gingen über die Wiese thaleinwärts auf einem guten Bergwege, welcher uns zur Linken den Trafoier Bach in der Tiefe zeigte und endlich uns hinabführte auf den Thalboden, in eine Sand- und

Steinwüste, den Spielraum unbändiger Gewässer, der drei Quellbäche des Trafoier Baches. Nachdem diese überschritten, waren wir bei den „drei heiligen Brunnen".

Links am Wege sind unter einem Dache drei Standbilder errichtet, welche den Erlöser, seine Mutter und den geliebten Jünger vorstellen, jedes mit einer eiserner Röhre in der Brust, woraus das Wasser eines frischen Bergquells strömt. Nahebei steht das einst von einem Einsiedler bewohnte Haus, jetzt zur Einkehr für den Geistlichen von Trafoi bestimmt, daneben die Kapelle und gerade vorn die Kirche, ein Wallfahrtsort „zur Mutter Gottes". Die Anhöhe vom Boden bei den drei heiligen Brunnen bis zu dengroßen Wän den des Ortlers hinauf heißt „das Bergl". Dieses, fast durchaus steil, doch größtentheils mit Wald bestanden, erhebt sich etwa 2000 Fuß hoch; die Meereshöhe ist 6327 Fuß. Es wurde in anderthalb Stunden erstiegen. Oben trafen die beiden Ankömmlinge den Josele und Strimmer auf dem Lagerplätzchen bei einer verfallenen Schafhütte.

Als es an's Auspacken ging, bemerkte Josele sogleich, daß die Nachtdecke für den Herrn fehlte und glaubte, Lex habe sie vergessen. Der rüstige Professor erklärte ihm aber, daß er absichtlich habe keine mitnehmen lassen. „Nur nichts Unnöthiges!" In derselben Tracht eines Weltgeistlichen, in welcher er in Salzburg einherging, wollte er auch seinen Spaziergang auf den Ortler machen — im einfachen Frack, in schwarzen Strümpfen und Schnallschuhen. Freilich war das Wetter sehr warm; doch wehte auf dem Berge nach 6 Uhr ein kühles Lüftchen und die Nacht wurde noch kühler. Viel schmerzlicher für den Herrn, der gerne seinen Kaffee mit Zucker versüßte, war die Entdeckung, daß wohl Chocolade, Kaffeepulver, Brod, Braten und Schmalz, aber kein Zucker mitgenommen sei. Da mußte denn in den Kaffee Chocolade gethan werden und ein Stück Schmalz ersetzte den Rahm. In der Mitte einer kleinen Vertiefung wurde das Feuer unterhalten, an welchem sich die Vier über Nacht, so gut es gehen wollte, erwärmten.

Um $3^1/_2$ Uhr früh stand Josele auf und bereitete wieder eine Pfanne voll Chocoladen-Kaffee. Um 4 Uhr begann der Nebel sich zu verziehen, es wehte ein frischer Wind vom Ortler nieder, das

Thermometer zeigte 3,° R. Die kleine Gesellschaft brach auf; die Führer in Jacken, der Professor in bloßen Hemdärmeln — wie er's bei allen Bergbesteigungen gewohnt war. Er vermied auf diese Weise das starke Schwitzen und somit auch die Gefahr der Erkältung. Er wollte im Vertrauen auf das gute Wetter sogar seinen Frack zurücklassen, was jedoch die Andern nicht litten und ihn lieber selber trugen.

„Nachdem die hohe Eiswildniß über dem Dobretta*)-Thal und die vor uns aufgerichteten Stoßwände uns augenscheinlich gezeigt hatten, daß mit ihnen nichts anzufangen sei: so mußten wir uns rechts wenden, um, zunächst in südlicher Richtung, über den obern Rücken des Berges hin die nordwestlich abfallende Schneide des Ortlers zu umgehen und den dahinter liegenden Ferner zu gewinnen. Wir stiegen also den Rest des Waldes und Krummholzes hinan und zogen uns dicht unter einer kleinen Wand hinum, wobei wir Trafoi immer weiter aus den Augen verloren. Eine breite Plaite**), auf welcher wir quer hinüber mußten, mahnte uns, die Steigeisen anzulegen; denn das lockere Geschiebe wich fast unter jedem Tritte und die Steine sprangen dem tief unten auslaufenden Ferner zu. Doch auf dem losen Hange halfen die Spitzen wenig. Josele führte uns in ziemlich gleicher Höhe fort, allmählich links einlenkend. Indessen schlug die Sonne auf den höchsten Eiskuppen und Felsenspitzen an, welche nun, vom Dunkelblau des Himmels scharf begrenzt, im grellen Morgenlicht herumstanden, wie Opferfeuer zum Preise des Schöpfers! Solche Erscheinungen hat der Wanderer auf Bergen viel näher, klarer und ausgebreiteter vor sich, als der Beobachter im Thale; und das auf Höhen ohnehin schon rege Gemüth empfindet das Große und Hehre viel stärker und inniger und strömt von frommen Gefühlen viel leichter über, als unten im alltäglichen Leben.

Das Flammenartige war wieder vergangen und schon weit herab reichte die Sonne, als wir, 18 Minuten nach 5 Uhr, den hinteren oder unteren Ortlerferner betraten, froh, von den vier natürlichen

*) Tabaretta.

**) Pleiß-Steilhang.

Abtheilungen unserer Bergreise um Eine, nämlich das Bergl, den Riesenfuß des Ortler, hinter uns zu wissen."

Der Anfang des Gletschers zeigte ein Gemisch von Steinen, Sand und Erde — Alles zusammengefroren. Die Wanderer gingen schräg über den Ferner hin, bis an den von ihm herabströmenden Bach, den sie aufwärts verfolgten.

„Das Eisthal zieht sich in südöstlicher Richtung hinauf und bildet oben, gegen das Innerste des Suldenthales, eine große Scharte; hinter uns senkte es sich dem Fuße des Madatsch zu, an welchem Berge vorbei wir die obere Strecke der neuen Straße mit ihrem vielfachen Zickzack sahen — ein freundlicher Rückblick aus unserer öden Schlucht. Rechts und vorwärts bis zur großen Scharte erhob sich der mächtige Trafoier Ferner noch fast 4000 Fuß über uns, durchgehends sehr steil, mannigfaltig zerrissen, im hellsten Sonnenschein fast blendend. Desto dunkler wölbte sich darüber das Blau des Himmels. Links und vor uns hin stand trotzigen Ernstes der Ortler mit seinen nackten schwärzlich grauen und noch vollends beschatteten Wänden, die nach der ganzen Länge des Berges in einer Reihe fortlaufen, tief in's Thal hinein 3= bis 4000 Fuß hoch und erst gegen den Hintergrund niederer, weil dieser stark ansteigt und der um die höchste Spitze ausgebreitete Ferner weit herabreicht. Das ungeheure Felsengemäuer hängt an vielen Stellen über und zeigte uns in Menge Lücken von ausgefallenen Massen, wovon noch Trümmer auf dem Eise lagen. Aeußerst kühn hat hier die Natur gebaut und langsam bricht sie ihren Bau wieder ab.

In höheren und rauheren Gegenden des Alpengebirgs kein Fremdling mehr, hatte ich doch nie zuvor ein so schauerlich wildes und zugleich so majestätisch erhabenes Thal betreten. Mit Staunen und Vergnügen wanderte ich in dieser Wüste, meine Augen schweiften beständig auf den Fels= und Eisgebilden herum, schwelgend im seltenen Genusse, welchen mir die sonderbaren und großartigen Umgebungen, bei stets wechselnder Gruppirung und Beleuchtung der Gegenstände, in reichem Maße gewährte.

Doch bald hörte das Betrachten auf. Das Gletschereis klaffte in Spalten und Rissen, der vor einigen Tagen gefallene Schnee verdeckte manche gefährliche Stelle und nur mühsam drang man

weiter. Endlich waren die Steilwände erreicht, die erklommen werden mußten. Aber vor ihnen gähnte eine mehrere Klafter breite „Bergkluft". Ueber ein lockeres Gerölle, das in die Kluft hinabgerutscht war und auf welches ein Bächlein niederplätscherte, ward der Uebergang versucht.

„Lex!" sprach Josele, „nimm das Seil, knüpfe dies beim End an und steig' voraus!" Er that, wie ihm befohlen und zog im Klettern den 8 Klafter langen Strick nach. So hoch wir reichen konnten, hielten wir ihm Stock und Picke zum Darauftreten an die Wand hin und schoben ihn aufwärts. Für die weit größere Strecke aber blieb er sich selbst überlassen. Wiederholt schien es, als käme er nicht mehr fort; er mußte immer erst — nicht nur schauen, wo er sich mit den Fingerspitzen anhalten und eine Zinke des Fußeisens einsetzen könne, sondern auch prüfen, ob er diesen kleinen Vorsprüngen des verwitterten, durchklüfteten und fast senkrechten Felsens trauen dürfe. Doch arbeitete er sich glücklich empor und kroch oben, da sich endlich die Wand etwas zurücklegte, über dieselbe hinein. Bevor uns aber das Seil ganz entwich, mußte er niedersitzen, sich aufstemmen und dasselbe für die Nachkommenden fest halten, um diesen Erleichterung zu verschaffen. — Zunächst folgte ich dem jungen Pichler. Beide hielten wir nun das Seil dem Gamper, — und nach Aufziehung des Reisegeräthes — alle drei dem Josele. Dieser entdeckte mir jetzt seine frühere Besorgniß, wie ich bei dieser Wand mich benehmen werde und meinte nun: „Weil es so geht, ist der Handel schon gewonnen."

Thurwieser war so in Eifer gekommen, daß er immer hastiger fortstürmte. Der gute vorsichtige Alte erinnerte jedoch daran, daß es nun Zeit sei, etwas zu essen und zu trinken, damit dann der Weg auf den oberen Ferner in einem Zuge zurückgelegt werden könne. Im Stehen wurde das zweite Frühstück verzehrt. Lex mit dem Lederbecher des Professors, den er aus dem vorbeieilenden Bache füllte, machte den Mundschenk.

Josele schritt wieder voran, die Keule (ein Holzscheit, mit dem er oben auf dem Ortler ein Feuer anzünden wollte) in der Rechten, auf der linken Schulter die Pfanne, deren Stiel nach der Bergspitze wies. Es ging durch einen Engpaß, einen der gefährlichsten am Ortler, wegen der unaufhörlich niederfahrenden

Felsbrocken. Wieder kam eine Steilwand, welcher Josele links ausbog, während Thurwieser und Lex sich rechts zu einem zwischen Eiszapfen herabrieselnden Bächlein wandten, um ihren Durst zu löschen. „Dort dürft ihr nicht hin!" rief der Alte; „es möchten Steine sich ablösen!" Ringsum standen rissige Felsen und Eissäulen. Der Professor mußte seinen brennenden Durst überwinden.

Abermals gelangten sie an einen Felsenvorsprung, der sie bis an den Rand des Abgrundes hindrängte, aber auch vor Steinfällen aus der Höhe sicherte, denn diese wären über sie hinweggegangen. Dann mußten sie wieder ein enges und sehr steiles Thal durchwandern, eine Art Rinne, bei deren Beginn Josele sagte: „Da müssen wir schauen, daß wir bald aus dieser Gurgel kommen!" Schon war die Sonne hoch genug gestiegen, um das Eis, in welchem die hohen Steine eingebackt waren, zu schmelzen, und bald sausten auch am Kopf des Lex ein Paar Steinkugeln vorüber. Es dauerte etwa über eine Viertelstunde, bis dieser sehr schlüpfrige Engpaß durchschritten war. Beim Austritt aus demselben öffnete sich plötzlich die Aussicht, welche schon mehr als einen Halbkreis umfaßte und fast senkrecht zu den Füßen lag 1000 Fuß tief der Gletscher in wilder Zerklüftung.

Es war 9 Uhr, als dieser Standpunkt erreicht war; nur 5 Minuten ward gerastet, denn das obere Eisfeld war noch 2 Stunden entfernt und von dort hatte man noch $1^1/_2$ Stunden bis auf die Spitze.

Der Weg zum oberen Ferner ging nun nordöstlich in einem unregelmäßigen Zickzack über die „Wandeln" und „Stellen", welche von den ungeheuren Felsenschichten des Bergkolosses gebildet, sich terrassenförmig erheben. „Wandl" (das Diminutiv von Wand) heißt der mehr oder weniger senkrechte Absturz, — „Stelle" die zwischen dem oberen und unteren Wandl dachförmig ablaufende Oberfläche einer Schicht, die gewöhnlich mit Steingeröll überschüttet ist.

Die Stellen waren oft sehr jäh und glatt, noch schwerer aber die 10 und mehr Klafter hohen Wände zu erklettern, an denen mit Mühe schräge Spalten, kleine Absätze oder Löcher aufgesucht wurden, um den Fuß einsetzen zu können. Zahlreiche Eiszapfen

hingen da herab, von denen Thurwieser manches Stück abbrach, um die lechzende Zunge zu kühlen. Hier und da mußten in einen Eisstreifen auch Stufen eingehauen werden, oder es galt, unter einer glatten Fläche über hervorstehende Felszacken hinweg zu klettern. Trotz allem Steigen und Mühen sah man drüben den Trafoier Ferner noch immer in ansehnlicher Höhe und Thurwieser ward ganz ärgerlich über die Bergspitze, welche sich durchaus nicht beugen wollte. Sie ward später ihm zu Ehren die „Thurwieserspitze" genannt. Josele bemerkte dem Ungeduldigen: „Wir sind noch nicht droben; haben wir erst den oberen Ferner erreicht, dann wird sie schon nachgeben!"

Noch einmal mußte eine Steilschlucht durchschritten werden mit tiefem Sande und Geröll, dann wurde 11 Uhr 7 Minuten, der obere Gletscher erreicht — die ewige, nie gelüftete Eisdecke des Ortlerhauptes. Der Abhang, von der Sonne beschienen, stand in blendender Weiße da, bei 24 Fuß hoch, 60 bis 65 Grad geneigt, unten hartes Eis, aufwärts allmählich übergehend in körnigen, zu oberst in lockeren Schnee. Im Eise wurden mit den Picken einige Staffeln gemacht, höher hinauf stieß Gamper mit seinen derben Schuhen Tritte ein, in welchen die Uebrigen folgten.

Oben angelangt, zogen sich die Wanderer bald links hinter einer kleinen „Riffel" oder zackigen Felsenschneide durch und betraten am Ende derselben eine steinige Ebene von etwa 9 Quadratklafter — die Sonne hatte dort den Winterschnee und das Eis weggeschmolzen. Dort legte Josele den Ranzen und das Holzscheit ab, da wollte er nach der Rückkehr von der Spitze Kaffee kochen. Zu einer Rast gönnte man sich keine Zeit, einiger Mundvorrath wurde gleich mitgenommen und im Gehen verzehrt.

Als die erste Höhe des Gletschers genommen war, gingen dem Blicke drüben die eisigen Oetzthaler- und Matschergebirge auf, bereits gedemüthigt. Der Gipfel des Ortler war unsichtbar geworden, er mußte nordsüdöstlich liegen; doch direkt war in dieser Richtung nicht vorzudringen; man konnte erst später links umbiegen.

Die Sonnenstrahlen, von dem Gletscher zurückgeworfen, blendeten die Augen und braunten, bei völliger Windstille, stark in's Gesicht. Thurwieser hatte zwei Schleier und schwarzen Flor

mitgenommen und wollte diesen mit seinen Begleitern theilen. Allein Josele und Gamper lehnten ab; ihnen thue der Sonnenschein auf Fernern nichts, meinten sie, und Lex nahm nur aus Gnade ein Stück Flor an. Der Herr Professor jedoch band sich, mit Recht vorsichtig, beide Netze unter das Kinn und schlug sie rings unter den Hut auf.

Der Weg wurde steiler und beschwerlicher und Josele fühlte sich angegriffen. „Geht nur fort," sprach er, „ihr braucht mich jetzt ohnehin nicht mehr; ich lasse mir Zeit und komme schon nach!" Thurwieser redete ihm zu, nach dem Kochplatze zurückzukehren und dort zu rasten; er aber wollte so lange als möglich auf den Füßen bleiben. Doch es dauerte nicht lange, so ließen die Kräfte den guten Alten im Stich und er war aus den Augen der drei schneller vorwärts eilenden Männer entschwunden. „Sein Zustand bekümmerte mich — schreibt Thurwieser — meinetwegen hat der brave Alte die Strapaze übernommen, welche ihm nun zu stark wird. Wenn er uns in dieser unwegsamen Wildniß nur nicht erkrankt!"

Es war allerdings ein kritischer Augenblick, als die Drei ohne den kundigsten Führer in den Eisklüften vordrangen. Gamper, der schon einmal auf dem Ortler gewesen, war indeß voll Zuversicht, trotzdem, daß die Klüfte am linken Rande des Gletschers immer breiter und tiefer wurden. Nicht ohne Grausen schaute der kühne Thurwieser in dieses wilde Geklüft und wendete dann gerne wieder seine Blicke nach rechts, gegen den Trafoier Ferner, dessen höchste Kuppen, jene Trotzköpfe, die sich so lange nicht beugen wollten, nun auch vor solcher Höhe niedersanken.

Der Schnee wurde immer lockerer und tiefer, je näher sie dem Gipfel kamen; das anhaltende Steigen und Klettern hatte beide Männer matt gemacht und Thurwieser hatte noch überdies am Beginn des Ferners Steine gesammelt, die er bis auf die Spitze des Bergriesen tragen, dort in den Schnee legen und dann nach Hause mitnehmen wollte! Als sie die Schneide des Bergrückens betraten, öffnete sich die Aussicht gegen Osten und zu ihren Füßen zog ein steiler Schneehang über ein Eislager, das sich in's Innere des Suldenthales niedersenkte. Hier mußte Gamper des Professors Frack niederlegen. „Da laß ihn," sagte Thurwieser lachend, „bis

wir wieder kommen, über die Schneide halb in's Suldenthal, halb in's Trafoierthal schauen."

Die so lange ersehnte Spitze war nur noch einen Scheibenschuß entfernt; dahin wateten sie im halbweichen Schnee, hart an dem Schneebret hin, das der aus Westnordwest wehende Wind nach Osten hin abgelagert hatte und das nun ein 2 bis 3 Fuß ausspringendes Vordach bildete, welches der schräg eingestoßene Stock leicht durchbrach. Um 12 Uhr 36 Minuten war das Ziel erreicht — leider ohne den braven alten Pichler, der vor Mattigkeit zurückgeblieben war. Lex eilte sogleich zur Unterstützung des alten Vaters zurück.

Professor Thurwieser berichtet: „Wir ebneten sogleich mit Hand und Fuß den — wie es schien, 4 bis 5 Klafter hoch über den Felsboden — aufgethürmten Schnee, um auf dem gewonnenen, höchstens 6 Schuh im Durchschnitt haltenden Raum neben einander stehen und mit einiger Sicherheit uns bewegen zu können. Mein Bergstock wurde eingesteckt, daran Barometer und Thermometer, aber auch, um diesen Schatten zu geben, Gamper's Jacke gehängt. Bis jetzt hatte ich absichtlich wenig in die Ferne geschaut; nun aber rückte ich den Hut, die lichtdämpfenden Schleier fielen und eine unermeßliche Aussicht strahlte mir plötzlich entgegen; — ein freudiger tief ergreifender, ja fast betäubender Eindruck! Kaum hatte einst der Anblick des adriatischen Meeres so stark auf mich eingewirkt, wenigstens des Brausens der Wogen und des einförmigen Ansehens wegen nicht so belebend und erheiternd; da hingegen von diesem hohen Adlersitze meines Vaterlandes Tyrol Alles in dem weiten Umkreise im heitersten Lichte, in stiller Majestät, in unbeschreiblicher Mannigfaltigkeit unter mir sich ausbreitete, und der Blick, über mächtige Kolosse hinweg, in fast unbegrenzte Räume schweifte. Hoch schlug mir das Herz, von innigem Dankgefühl netzte und hob sich das Auge gen Himmel, der uns näher gerückt schien, tiefblau über den blendend weißen Gehängen ruhte und von dem die Sonne strahlenloser herableuchtete. Um mich her strotzte mit geringer Ausnahme Alles von Bergen und fast nach jeder Seite hin standen, wie ungeheure in einem Augenblicke erstarrte Wellen eines in höchster Wuth tobenden Meeres, Gipfel über Gipfel bis in's Unabsehbare; bei

der großen Klarheit der Luft verschwammen die Gegenstände in bläulichem Duft. Deutlich sah ich die Hochgebirge des größten Theiles von Tyrol und über dieselben hinaus die eisige Grenzlinie Salzburgs und Oberkärnthens, noch abwärts vom Großglockner. Aber leider konnte ich den Spiegel des adriatischen Meeres, in welchen doch die Aussichtsweite fällt, nicht mehr unterscheiden; ebensowenig den noch im Gesichtskreise stehenden Appeninenzug längs dem Meerbusen Genua's, jedoch bestimmt die Gletscherhöhen der Lombardei, Piemonts, wahrscheinlich auch Savoyens, dann die Hörner und Kuppen der Schweiz, größtentheils aus Eis und Schnee auftauchend, bis endlich zwischen diesen und dem Fernerstock des Oetzthales das Auge über den Rand des Gebirgslandes in Badens, Würtembergs und Baierns Ebenen sich verlor.

„Hoch schweifte der Blick über die stolzen Nachbarn des Ortlers, über den Suldner Ferner, seine Aeste und Hochgipfel: die Pederspitzen, die Köpfe des Trafoier Ferners und sogar über die Königswand hinweg; der Zufallferner (Monte cevedale), ein gewaltiger Eisberg, hatte eine Nebelhaube aufgesetzt, welche, oben hellweiß beleuchtet mit graulichem Rande seine Kuppe umfing.

„Am meisten erregte meine Aufmerksamkeit die Linie über das Berninagebirge und seine furchtbaren Schneegipfel; denn jenseits derselben erschienen entfernte und in langem Zuge fortlaufende Gletscher, der gewaltige Eisstock des Monterosa und seine Fortsetzung bis zum Montblanc. Da die vom leicht erkennbaren Monterosa sich rechts darstellenden Höhen durch einen merklich stärkeren Luftschleier ihre größere Entfernung andeuteten, so glaube ich, in jener Reihe von Gletschern auch das ehrwürdige Haupt des höchsten europäischen Riesen gesehen zu haben.*)

Nach einer schmalen schneefreien Lücke zeigte sich rechts der Gletscherzug nordöstlich vom Simplon und sogleich das majestätische Eisgebirge des Berner Oberlandes mit der Jungfrau, dem Finsteraarhorn, Schreckhorn 2c. 2c. Dann folgte eine dreifache Reihe von Schneespitzen — die Nordgrenze Ober-Engadins, die Rhein-

*) Ortler und Montblanc sind 39 geographische Meilen von einander entfernt. Diese Entfernung wäre kein Hinderniß, den einen Gipfel vom andern aus zu sehen, wenn nicht die Monterosagruppe in die Gesichtslinie hineinträte.

quellen und die Reuß in Uri umfassend. Weiter nach Norden vereinzelten sich die weißen Gipfel und der hohe Säntis in Appenzell schloß die Reihe. Der Blick ging über die Höhen Vorarlbergs und des nordwestlichen Tyrols in graue Nebelferne, und kehrte dann zu den nahen Oetzthalergletschern zurück, bis endlich die Augen auf dem üppig grünen Thale von Schluderns bis Reschen mit seinen freundlichen Ortschaften Ruhe fanden.

Das Wetter konnte nicht schöner sein. Beide Männer waren in Hemdärmeln und spürten durchaus keine Kälte. Das Thermometer zeigte im Schatten auf nahezu 4° R. Die Luft war ganz still und nur hier und da wehte ein kühles, aber sehr erquickendes Lüftchen von der Oetzthalergruppe herüber. Sobald sich der Professor die nöthigen Notizen gemacht hatte, mußte an den Rückzug gedacht werden. Um ½2 Uhr verließen die beiden Männer den Gipfel, Thurwieser nicht ohne Wehmuth, doch voll innigen Dankes, daß ihm ein solcher Blick vergönnt worden sei. Wiederum verhüllte er sein Gesicht und nachdem sein Gefährte wieder den Frack in Empfang genommen hatte, rutschten beide an abschüssigen Stellen auf dem Gesäß herab und langten schon um 2 Uhr bei der zweispitzigen Riffel an, wo sie die beiden Pichler am Feuer beschäftigt fanden. Josele fühlte sich noch nicht ganz wohl und sagte: „Mir hat der Wein nicht getaugt; meine Sache wäre bisweilen ein Schluck Branntwein gewesen." Es dauerte etwas lange, bis das Eiswasser zum Sieden gebracht wurde und der „Ortler-Kaffee" fertig war, der jedoch Allen mundete.

Josele übernahm wieder das Führeramt. Als sie an das bröcklige Wandel gekommen waren, befahl er dem Lex, dem Herrn das Seil um die Brust zu schlingen. Dieser wollte davon nichts wissen und gab nur nach, weil ihn der Alte dringend bat. Aber der Strick erwies sich in der That als ein Hemmschuh, denn Lex zog ihn so straff an, daß Thurwieser immer schreien mußte, er möchte nachgeben. Mit größter Umsicht leitete Josele den ferneren Rückzug; auch der untere Gletscher, der „Thalferner" wurde glücklich überschritten und um 8¼ Uhr, als schon die einbrechende Nacht das Gehen auf dem rauhen Boden und in dem Gehölz unsicher gemacht hatte, ward das Nachtlager auf dem Bergl erreicht.

Schon beim Herabsteigen über die Wandln hatten sich einige Wolken gezeigt, vom untern Ferner sah man Nebel über dem obern aufsteigen und bald war der ganze Himmel bedeckt. Dieser Umstand hatte das Dunkelwerden sehr beschleunigt.

„Unsern Lagerplatz fanden wir unberührt; es wurde Feuer angemacht, gekocht und zugleich bestimmt, daß Gamper in aller Frühe nach Trafoi herabgehen solle, um Anstalt zu treffen, daß ich in der Kirche bei den drei heiligen Brunnen Messe lesen könne. Im Verhältniß zu der großen Anstrengung fühlte ich wenig Müdigkeit und selbst diese wurde durch das Schlafen auf dem kühlen Boden so vollkommen ausgezogen, daß ich am folgenden Morgen nicht das Geringste mehr davon empfand und beinahe Lust gehabt hätte, den Ortler wieder zu besteigen."

Der Führerlohn war vor der Reise gar nicht erwähnt worden. Thurwieser, voll Freude über das gelungene Werk, zahlte dem Gamper 4 Dukaten, ebensoviel dem Lex und 50 Gulden dem wackeren Josele.

Die vom Ortler mitgenommenen Steine (feinkörniger Dolomitkalk) schliff und polirte er in Salzburg und zwei der schönsten ließ er zu Uhrgehängen in Gold fassen.

4. Aus Julius Payer's Wanderungen in den Ortler-Alpen.

Unter den kühnsten und ausdauerndsten und zugleich sach- und fachkundigsten Alpenbesteigern der neuesten Zeit nennen wir den k. k. östreichischen Oberlieutenant J. Payer*), der, nachdem er sich in der Gletscherwelt der deutschen Alpen, vornehmlich seines Vaterlandes Tyrol, unvergängliche Lorbeeren errungen, jetzt auch durch seine Theilnahme an der Nordpolexpedition sich in den weitesten Kreisen bekannt gemacht hat. Auf Männer seines Schlages

*) Er ist seit 1863 dem k. k. Geographen-Corps zugetheilt.

darf die deutsche Nation stolz sein. Mit der Absicht, die Ortler-Alpen eingehend geographisch zu untersuchen und eine Detailkarte dieses Gebietes zu zeichnen, begann er im Sommer 1865 seine Wanderungen und Forschungen mit dem Suldenthale und dem Gebirgsstock des Monte-Cevedale, ging im nächsten Sommer in das Trafoier-Gebiet (Westalpen) des Ortler und 1867 in die südlichen Ortler-Alpen zur Erforschung der bis dahin fast gänzlich unbekannten Adamello-Gruppe. Nachdem er sich bereits 1865 in den Petermann'schen Mittheilungen (Ergänzungsheft 17) durch seine gründliche Arbeit über die Adamello-Presanella-Alpen die literarischen Sporen verdient hatte, erschien 1867 (Ergänzungsheft 18) seine Arbeit über die östlichen, 1868 (Ergänzungsheft 23) über die westlichen, 1869 (Ergänzungsheft 27) über die südlichen Ortler-Alpen, mit Originalkarten, Farbendruckbildern, Profilen, Höhen- und Gletschermessungen, genauen statistischen Angaben und kurzen prägnanten Schilderungen der Gipfelbesteigungen. Welche Federkraft (Elastizität) des Geistes und Körpers zugleich gehörte dazu, daß ein Mann, ohne Gehülfen, in jeder Beziehung nur auf die eigenen Hülfsmittel verwiesen, das Alles in so kurzer Zeit zu Stande brachte! Denn die Zeit für die Wanderungen in der Hochalpenregion war kurz zugemessen, auf wenige Wochen beschränkt. Payer eroberte aber frischweg einen Hochgipfel nach dem andern; war er heute auf dem Ortler gewesen, so stand er übermorgen schon auf der Königsspitze; in den Südalpen der Ortlergruppe erstieg er in 30 Tagen nicht weniger als 21 Hauptgipfel, von denen 10 über 10,000 W. Fuß hoch waren! War er nach halsbrechenden Klettereien auf der Bergspitze angelangt, dann durfte er sich nicht lange dem Genuß der herrlichen Aussicht hingeben, vielmehr mußte er sogleich seine Arbeit des Zeichnens und Winkelmessens, welche hauptsächlich der Zweck seiner Besteigung war, beginnen, oft in schneidend kaltem Winde mit erstarrten Händen. Auf dem Ortler arbeitete er fast zwei Stunden lang, während sein getreuer Führer Pinggera — ein Deutschtyroler aus Sulden — ihm Fleisch und Brod zum Munde reichte.

Der neuere kürzere Weg auf den Ortler geht von Sulden aus durch das Marlthal die steilen brüchigen Tabaretta-Wände hinan. Diesen schlug auch Payer unter Leitung des zuverlässigen Pinggera

ein. Sie umgingen auf einem Eishange die wilden Zacken der Tabaretta-Spitze und stiegen am Steilrande der Tabarettaschlucht auf, auf deren anderer Seite die mit Glatteis bedeckte Pleiß (Steilhang) des Tabaretta-Gletschers sich herabsenkte. Wie Pinggera bemerkte, war diese im Juni noch mit hohem Schnee bedeckt gewesen, jetzt (am 4. September 1865) mit ihrem Geklüfte ganz bloß gelegt. In schräger Linie klimmten sie an derselben empor und Pinggera mußte $^3/_4$ Stunden lang Stufen einhauen.

Darauf ging es über Gletscherterrassen und durch Felsschluchten den Gebirgskamm hinauf, bis eine neue noch steilere Pleiß (wohl von 50° Neigung) sich entgegenstellte, in welche, quer aufsteigend, abermals Stufen gehauen wurden. Ueber mäßig abfallende Firnfelder gelangten sie auf das obere Ortlerplateau; eine pralle Eiswand wurde umgangen und dann das Eisdach des Ortler auf der flacheren Südseite betreten, die sich aber auch bald zu einer scharfen Schneide zusammenfaßte.

Um 10 Uhr erreichten sie den Gipfel nach $7^1/_2$stündigem Marsche (die Rasten abgerechnet) und Payer begann sogleich an der Karte zu arbeiten.

Der heitere sonnige Herbsttag ließ nichts zu wünschen übrig, die ganze Ortlergruppe lag in schärfsten Umrissen dem Blick offen. „Tiefen und Fernen schienen unendlich, 6516 W. Fuß unmittelbar unter uns sahen wir das Kirchlein von St. Gertrud, auf den warmen Tönen der hellgrünen Thalsohle haftete das Auge mit freudiger Erregung und mit erhabenem Gefühl durcheilte der Blick den Raum von Steyermark bis nahe zum Jura." Eine Welt von Bergen und Bergketten, unendlich gegliedert und durchbrochen, ein Stück Erdoberfläche von circa 3000 Quadratmeilen (Montblanc 4000 Quadratmeilen) lag ausgebreitet ringsum.

Die Aussicht vom Glockner hält Payer dennoch für die schönere. „Am Ortler sieht man nur Gebirge, am Glockner Hoch-, Mittel- und Kleingebirge, auch Ebenen und einen Theil der Adria (freilich nur an äußerst günstigen Tagen, daher von Vielen bestritten)."

Der 5. September ward der Erholung gewidmet, am 6. und 7. September sollte die Königsspitze (der zweithöchste Gipfel der deutschen Alpen) und die Cevedale-Spitzen erstiegen werden.

Die Erkletterung der schönen stolzen Pyramide der Königsspitze, welche bei zureichender Schneefülle keine allzugroßen Schwierigkeiten bietet, aber bei Mangel derselben höchst gefährlich wird, weil der Aufstieg dann über die scharfen Eiskanten genommen werden muß, ist jedenfalls das höchste Bravourstück unter allen Bergfahrten, welche der unermüdliche schwindelfreie kniefeste Payer unternommen hat.

Als Träger für diese Partie war noch ein großer starker Mann, Joseph Rainstadler, angeworben. In sternheller Nacht um $3^1/_4$ Uhr Morgens des 6. September verließen die Männer das Vidum (die Pfarrwohnung) von St. Gertrud und wanderten bei Laternenlicht über die rauhen Steinhalden am Abhange des hinteren Grates den schlechten Pfad hinan über die Schönleitenhütte, aus welcher der Schäfer verwundert hervorkroch, zum aperen Boden (eisfreien Feld), dann betraten sie den Gletscher und stiegen über Moränen und Eiswellen in der Richtung des Forno-Passes aufwärts. Weiter ging es an den nordwestlichen Abfällen des Schrötterhornes über sehr steile zersprungene Eishalden, über die sich nur eine zwei Zoll dicke Firndecke legte. Bis dahin waren zwei Schafböcke aus der Schönleitenhütte den Wanderern gefolgt und wollten sich durch keine Steinwürfe zurücktreiben lassen. Nun aber war es den Thieren doch zu bedenklich und sie kehrten um.

Obwohl der Fornopaß unzugänglich schien und das Königsjoch vorzuziehen, wandten sich die Wanderer nun zum Fuß des Schrötterhorns über einen 55° steilen Eishang und überschritten die Grenze der Lombardei. Vor Ueberschreitung einer mit Glatteis bedeckten Pleiß und trümmerbedeckter Abhänge verbanden sie sich durch ein Seil. Plötzlich rutschte Rainstadler aus und riß seinen Vormann Payer rücklings mit. Doch Pinggera, obgleich schwer bepackt, stand felsenfest; er hielt die beiden jäh Abrutschenden fest im Momente, da sie schon an den Rand einer Schlucht gekommen waren.

„Den wackeren Mann belobend, ließ ich den Strick sogleich einrollen und gelobte, mich nie wieder mit dem ungeschickten Rainstadler zusammenzubinden. Beim weiteren Absteigen auf das Firnplateau, südöstlich der Königsspitze, bewies er seine Unverläßlichkeit noch mehrmals, deshalb fragte ich ihn, ob er bestimmt

versprechen könne auf der Königsspitze selbst nicht wieder auszurutschen? Er entgegnete: „Na, sell [selbes, dies] woaß i nit g'wiß!“ und mußte deshalb bei dem Gepäck auf dem weiten Schneefeld zurückbleiben, um 6 Stunden lang auf unsere Rückkunft zu warten.“

Um 11¼ Uhr ward der Fuß der Königsspitze erreicht, um 12 Uhr die Schulter derselben. Sie schien so niedrig und nahe, daß Pinggera sie in einer halben Stunde erreichen zu können meinte. Allein die rechten Schwierigkeiten und Gefahren sollten nun erst kommen und weder der Herr Lieutenant noch sein Führer hatten eine Ahnung davon. Der einzig mögliche Weg war ein Eisgrat, der anfangs noch fußbreit, bald in eine völlig scharfe Schneide überging. Es war ein Gang auf Tod und Leben, denn zu beiden Seiten sanken grauenvolle Eiswände jäh hinab und Pinggera hieb deshalb Stufen auf der Schneide selber ein. Aber jeder Fehltritt, jedes Zittern mit den Knieen würde unfehlbar den Sturz in die Tiefe zur Folge gehabt haben. Um die Gefahr noch zu vermehren, erhob sich ein eisig kalter Wind, dem ein Hagelwetter folgte.

Da begann selbst der brave Pinggera, der unverdrossen die Stufen einhieb, zu klagen; er drängte zur Eile und sagte: „Wird der Wind stärker, so müssen wir uns hersetzen und können hin werden!“

Nachdem die beiden Männer eine volle Stunde langsam emporsteigend auf der steilen Kante balancirt hatten, wurde endlich der Neigungswinkel geringer und sie standen um 2 Uhr 25 Minuten, starr vor Kälte und Nässe, auf dem ziemlich geräumigen Gipfel. Die Wanderung hatte 11 Stunden gedauert. Payer machte einige flüchtige Skizzen und Notizen, während sein Begleiter einen Zweig, an den ein Fläschchen gebunden war, in den Firn steckte. Das Absteigen erforderte die größte Vorsicht und das Balanciren dauerte ¾ Stunden. Unter strömendem Regen kamen sie, über Gletscher und Moränen, an dem kleinen Lago Zebru vorbei und gelangten endlich, schon bei eingebrochener Dunkelheit, zur Alpe Forno, die von italienischen Sennen bewirthschaftet wird.

Lieutenant Payer, des Italienischen vollkommen mächtig, gewann durch seine Höflichkeit den Besitzer, Padrone Battista, eine

jener komischen Figuren, wie man sie nur in Italien trifft; beim flackernden Feuer wurde geplaudert, die Italiener nahmen mit großer Delikatesse keinen Wein von den Alpenwanderern, die allerdings ihn selber nicht wohl entbehren konnten, um sich nach der großen Strapaze wieder etwas zu stärken; dann, noch immer nicht trocken, streckten sich die Beiden auf das Heulager.

„Die Alpe Forno liegt an 7000 W. Fuß hoch und unendlich schön, hart daneben zieht die prächtige gleichnamige Vedretta hinab, darüber ausgespannt ein Kranz wundervoller Berge, Pizzo della Mare, Monte Tresero u. s. w."

Hatten die beiden geübten und taktfesten Bergsteiger in dieser Tour auf die Königsspitze die „Eisprobe" bestanden, so sollten sie auch noch eine „Schneeprobe" über sich ergehen lassen. Diese lief jedoch minder glücklich ab und brachte sie dem Untergange nahe. Die Katastrophe fand im Sommer 1857 am Monte Tresero statt und der Held derselben hat sie mit gewohnter gedrängter Kürze in Nr. 27 der Ergänzungshefte zu Dr. Petermann's Mittheilungen geschildert.

Nachdem sie am Vormittage des 20. September den Monte Gimella (Zwillingsberg) bestiegen, kamen sie gegen 11 Uhr auf den Col Gimella herab.

„Inzwischen hatte sich auch das Wetter entschieden verschlimmert, der Wind brachte dichte, die Spitze umhüllende Nebelballen, deren momentanes Zerreißen uns über den einzuschlagenden Kurs nach der Punta di S. Matteo belehrte, einem mächtigen Gletscherhorn (11,494 W. Fuß), welches nahe westlich aufragte und dessen seine Spitze wir, zuletzt etwas steiler ansteigend, um 11 Uhr 5 Minuten betraten.

Wir verweilten eine Viertelstunde auf derselben und ich entwarf während einer Zertheilung der Wolken einige flüchtige Skizzen, dann sahen wir uns durch den undurchdringlichsten Nebel von den tieferen Landschaften völlig abgeschlossen.

Da wir auch den Tresero nicht sahen, sondern seine Lage nur muthmaßen konnten, so entschloß ich mich für die Besteigung desselben über jene lange, beide Gipfel verbindende, uns schon bekannte, im Augenblick jedoch ebenfalls unsichtbare Eisschneide. Dies war ein arger Fehler, welcher uns beinahe den Tod gebracht

hätte. Pinggera, welcher richtiger den Abstieg über Felsen nach der Vedretta Gavia, also eine Umgehung der schauerlichen Eismauer, vorgeschlagen hatte, drang dies Mal nicht durch, weil ich seine Bevormundung entbehren zu können wähnte.

Wir stiegen also von der Spitze über den 50° steilen Firn herab, je anderthalb Schritt seitwärts befanden sich ungeheure Abgründe. Ungeachtet der Weichheit des Schnees hieß es, wie ich jetzt erkenne, das Geschick herausfordern, als ich diesen Hang hinabfuhr; Pinggera rief in Verzweiflung darüber erzürnt aus: „Sie sind ja dümmer, als die Nacht!" welcher Schmeichelei ich jedoch unter geschilderten Umständen kein Gewicht beilegte.

Nun folgte ein denkwürdiger Gang über die lange Schneide, umrandet von furchtbaren Tiefen und verhüllt durch Nebel. Ohne die Gefährlichkeit desselben zu erwägen, wanderten wir — zum Glück unangebunden, wie immer — die Hände in der Tasche, rauchend und den Bergstock unter dem Arm, arglos auf einer über den Berggrat nach der Seite des Forno-Gletschers überhangenden Schneewechte fort. Da brach plötzlich ein Stück derselben ab, Pinggera stürzte, erhielt sich jedoch noch wunderbar zwischen Schneebeulen am obersten Saume der kolossalen Eiswand und schwang sich wieder auf die Schneide hinauf.

So furchtbar ernst die Mahnung auch war, wir achteten ihrer nicht, schritten vielmehr, ohne den Vorfall zu erörtern, weiter. Wieder hielt sich Pinggera, welcher ungefähr fünf Schritt vor mir herging, zu nahe am Rande der Schneewechte; ich machte ihn darauf aufmerksam, er aber erwiderte: „Besser zu weit rechts, als links, denn fallen wir die Felsen hinab, so zerschellen wir wie Glasflaschen." Genau in dem Augenblicke, wo ich die erneute Warnung: „Wenn es hier jetzt wieder eine Schneewechte gäbe!" ausgesprochen, erfolgte ein dumpfer Knall, verursacht durch die Ablösung des gesammten Schneeüberhanges, auf welchem wir uns befanden — ich sah Pinggera lautlos kopfüber die Eiswand auf den Forno-Gletscher hinabstürzen und folgte ihm mit dem Bewußtsein des Unterganges im selben Momente nach. Sogleich verlor ich Hut, Brille und Bergstock, und schneeumhüllt, gewissermaßen in einer Lawine, glitten wir im raschen Fluge die Abhänge hernieder, wurden an senkrechten Abbrüchen hinausgeschleudert

und momentan befanden wir uns dann in freier Luft, mit bangem Gefühl das Auffallen, möglicher Weise auf ein Felsriff, erwartend. Während dieses nur wenige Augenblicke dauernden Sturzes hatte ich anfangs den Kopf voraus, sah nichts, und Alles, an was ich mich anzuklammern suchte, war geballter, mitfliegender, aufwirbelnder Schnee. Unwillkürlich fiel mir die Matterhorn-Katastrophe ein, doch auch ein ähnliches von Engländern überstandenes Abenteuer am Monterosa. Ich selbst erreichte, zuletzt über einen an 80 Fuß hohen senkrechten Absatz des Eises herabstürzend, in horizontaler Seitenlage eine tiefe Schneegrube und blieb darin stecken — zu meinem Glück!

Im ersten Augenblick fühlte ich mich wie erschlagen. Obgleich ich heftig erschüttert, stöhnend, aus Mund und Nase blutend, war ich doch unverletzt, zu welcher Ueberzeugung ich jedoch erst kam, als ich mich aufrichtete und von der erstarrenden Schneeumhüllung frei machte. Der nächste Gedanke galt Pinggera. Mit halb eingefrorener Stimme rief ich seinen Namen — die Eiswände gaben das Echo — lautlose Stille folgte. Ich fand es überhaupt unmöglich, daß auch er lebend davongekommen sein könnte. Am nächsten lag die Annahme, daß er in eine der unmittelbar am Fuße der Eiswände beginnenden Schluchten gefallen sei. Knapp hinter mir gähnte ein tiefer weiter Spalt, über welchen mich der letzte Eisabsatz geschleudert hatte. Bei diesem so lieblichen Anblick erkannte ich erst die Größe der überstandenen Gefahr; hätte mich nicht die Thatsache überzeugt, so würde ich's für undenkbar gehalten haben, dem Untergange an dieser Stelle entrinnen zu können. Am Rande der Schlucht lag mein Hut, daneben noch das gefüllte Weinfläschchen, welches Pinggera getragen hatte — es war von einem feinen undurchbrochenen Schnee- und Eisgewebe größtentheils überzogen. Ich ging von Schlucht zu Schlucht, vergeblich den Namen meines Führers rufend.

Die Situation begann grauenhaft zu werden; gelang es mir nicht, seinen Aufenthalt zu entdecken, war er in eine Spalte gestürzt, so war er unrettbar verloren. Menschliche Hülfe konnte vor 12 Stunden nicht eintreten, bis dahin mußte er der Kälte unterliegen.

Eine tiefere Gletscherspalte zu untersuchen, fuhr ich einen schroffen, ohne Steigeisen ungangbaren Firnhang hinab, um nicht hinabzufallen. Endlich antwortete mir eine schwache Stimme, durch das zweite Augenglas erkannte ich einige 100 Fuß über mir eine schwarze kleine Figur, es war Pinggera, welcher sich langsam und mit großer Mühe abwärts bewegte.

Den bangen Augenblicken folgte das freudigste Wiedersehen; Pinggera lachte, weinte, gab mir die Hand, wir priesen unser Glück. Unsere Sturzhöhe läßt sich nicht genau angeben, doch dürfte sie nicht unter 800 Fuß betragen haben. Pinggera hatte Alles, was er getragen, eingebüßt und sich durch die Steigeisen am linken Oberschenkel nicht unerheblich verletzt; auch ihn hatte das Fallen in eine Schneegrube gerettet."

Wie wenig dieser Vorfall den Unternehmungsgeist der kühnen Männer zu schwächen vermochte, bewies der sogleich gefaßte Entschluß, den 11,220 W. Fuß hohen Monte Tresero von der so ungünstigen Seite des Forno-Gletschers zu besteigen. Dies Unternehmen ward glücklich ausgeführt, trotzdem ihnen Axt, Eisen und der so nöthige Bergstock fehlten.

Der frisch gefallene Schnee gewährte ihnen beim Aufsteigen an den eisigen Steilhängen wesentliche Hülfe. Am kleinen Tresero-Gipfel hingen Eisklippen lawinendrohend herab; so schnell als möglich mußte die vermuthliche Bahn derselben verlassen werden. Doch hielten sie noch und erst beim Herabsteigen vom Monte Tresero nach Süden auf die Vedretta Gavia (Gavia-Gletscher) brach die Eislawine donnernd los und rollte auf die Vedretta del Forno herab.

Zweiter Abschnitt.

Aus der Oetzthaler-Gruppe.

1. Uebersicht.

Von der höchsten Erhebung im Gebiet der deutschen Alpen gehen wir über zu der größten und mächtigsten derselben. Sie dehnt sich vom Querthal bei Nauders bis zur Senkung des Brennerpasses in einer Länge von 10 geographischen Meilen aus — wird also in der Länge wohl von der hohen Tauern übertroffen, übertrifft aber diese an Höhe und Massenhaftigkeit. Die Oetzthaler-Gruppe stellt sich dar als ein Massengebirge (die hohen Tauern und Zillerthaler-Alpen sind Kettengebirge), dessen Umfang und Gesammterhebung des Bodens kaum seines Gleichen in den Gebirgsländern Europa's finden möchte. Nicht weniger als 205 Quadrat-Meilen liegen höher als 4000 Fuß über dem Meer; davon liegen 70 Quadrat-Meilen über 5000 Fuß und 57 Quadrat-Meilen über 6000 Wiener Fuß.*)

Dieses ganze Hochgebirgsland, das die Oetzthaler-Gruppe im engeren Sinn, die Stubaier-Gruppe — die kleine Osthälfte des Ganzen, und die Sarnthaler-Gruppe (die kleinste, das Sarnthal hufeisenförmig einschließende) umfaßt, hat ein Eisgebiet von $10\frac{1}{2}$ Quadrat-Meilen, und wenn man auch das der Stubaier-

*) Vgl. die Oetzthaler Gebirgsgruppe, mit besonderer Rücksicht auf Orographie und Gletscherkunde von K. v. Sonklar (Gotha, J. Perthes. 1860.)

Gruppe abzieht, so kommt es noch immer dem der langgezogenen hohen Tauern gleich, welche $7^1/_2$ Quadrat-Meilen Gletschergebiet haben. So darf das Hochgebirge der Oetzthaler-Alpen mit dem mächtigsten des Berner Oberlandes, nämlich mit der Finsteraarhorn-Gruppe wetteifern und was seine Höhe und kühne Form seiner Spitzen anbetrifft, mit den großartigsten Partieen der Schweiz.

Man zählt 70 Bergspitzen, welche eine Höhe zwischen 10,000 und 11,000 W. Fuß erreichen und 14, welche zwischen 11,000 und 12,000 Fuß aufragen. Diese liegen alle in der Oetzthaler-Gruppe im engeren Sinne. Die fünf höchsten Gipfel sind:

Venter Wildspitz	11,626	par. Fuß.
Weißkugel . . .	11,523	„ „
Hinterer Brochkogel	11,194	„ „
Hintere Schwarzkogel	11,170	„ „
Similaun . . .	11,095	„ „ .

Der Hauptgletscherstock ist der Weißkamm mit der Weißkugel im Südwesten und der Venter Wildspitze im Nordosten. Diese, die höchste Erhebung des ganzen Oetzthaler Gebirges, liegt wie der Ortler und Großglockner nicht in der Kammlinie selber, sondern etwas seitwärts von derselben.

Nimm eine Karte von Tyrol zur Hand und suche die Weißkugel auf. Du merkst alsbald, daß sie gewissermaßen einen Knotenpunkt bildet, von welchem die Eiskämme nach allen Seiten auslaufen und zu welchem die Hauptthäler emporstreben, nämlich vom Süden her aus dem Vintschgau das Schnalser- und Matscherthal, vom Westen her das Thal von Langtaufers, von Norden her aus dem Innthal die drei fast parallel laufenden Thäler: das Kaunerthal mit dem großen Gepaatsch-Ferner in seinem Hintergrunde, das Pitz- und das Oetzthal, von welchem die ganze Gruppe ihren Namen erhalten hat. Es ist auch das bedeutendste, denn es hat von seiner Mündung in's Innthal bis hinauf zum großen Oetzthal- und Hochjoch-Ferner eine Länge von 14 Stunden.

Bei Zwieselstein spaltet es sich in das Thal von Vent und das von Gurgl und das Ventertal gabelt sich wiederum in das

Rosener- und Niederthal. In der Mitte dieser Gabel erhebt sich die Kreuzspitze.

Die Hälfte der das Venterthal einschließenden Berge liegt unter Schnee und Eis verborgen, nicht weniger als 36 Gletscher hängen von den Kämmen herab; unter ihnen sind fünf Gletscher erster Ordnung: der Murzoll-, Niederjoch-, Hochjoch-, Hintereis- und Vernagt-Gletscher.

Der Murzoll- (Marcell)-Gletscher und der Niederjoch-Gletscher senken sich zum Niederthal; der Hochjoch-, Hintereis- und Vernagt-Gletscher zum Rosenthal herab.

Der Vernagt-Gletscher ist durch sein ungestümes Vorrücken merkwürdig geworden, wodurch er zu verschiedenen Zeiten die Thalbewohner erschreckte und in große Gefahr brachte. Die beiden Quellflüsse dieses Eisstromes bilden zwei hochliegende sekundäre Gletscher von ungleicher Größe; sie liegen in der Hochmulde zwischen dem Guslarberge, einem Theil des Weißkammes und dem Platteiberge. Der nördliche ist der größere und heißt der Hochvernagt-Ferner (aus den mächtigen Firnfeldern der mindestens 10,800 par. Fuß hohen Vernagtspitze kommend), der südliche ist der kleinere und heißt von dem Thale, worin Rofen liegt, der Rosenthal-Ferner. Ein schmaler, schroffer und kahler Felsgrat, „im hinteren Graslen" genannt, trennt ihre Kahre oder Firnmulden von einander und das von diesem Felsriegel abbröckelnde Gestein bildet die Mittelmoräne des Gletschers. Das Thal, welches er ausfüllt, heißt das Vernagt-Thal.

Sobald nun der Gletscherstrom anwächst, dringt er auch in's Rosenerthal, die Eismassen legen sich in der Thalsohle desselben auseinander und stauen sich an der quer vorliegenden „Zwerchwand", dringen weiter in die Schlucht zwischen dieser und dem Felsabhang des Platteikegels. Ein so außerordentliches Vorwärtsdrängen fand, soweit geschichtliche Kunde reicht, in fünf Perioden statt: in den Jahren 1599—1601; 1677—1678; 1770—1772; 1820—1822; 1840—1848.*)

*) Vgl. die Gletscher des Vernagthales in Tyrol und ihre Geschichte von Dr. M. Stotter (Innsbruck, Wagner'sche Buchhandlung, 1846).

Es war im Sommer 1843, als sich der Rofenthalferner in ähnlicher Weise wie es in den vorbemerkten Perioden geschehen war, mit dem Hochvernagtferner vereinigte. Das Vorwärtsrücken der vereinten Eisströme nahm mit jedem Tage zu und betrug im Sommer 1845 zehn Meter täglich. Die Eismassen sperrten das Thal und hinderten den Abfluß der gegen das Hochjoch gelegenen Ferner, namentlich des Hochjoch- und Hintereis-Ferners. So bildete sich ein See, der zwei Mal im Jahr seinen Eisdamm durchbrach und dann das Oetzthal weit hinaus mit den wüthend herabstürmenden Fluthen, welche große Eis- und Felsmassen mit sich fortrollten, Brücken und Gebäude fortrissen, erfüllte*).

In diese wilde, strenge und starre Firnwelt und zwar auf die Spitze derselben gedenke ich den werthen Leser an der Hand Dr. Ruthner's zu führen, welcher im Jahre 1861 die Venter Wildspitze bestieg und den ersten und zuverlässigsten Bericht einer vollkommen gelungenen Ersteigung veröffentlichte.**)

Drei Jahre zuvor unternahm er den nicht ungefährlichen und sehr mühsamen Uebergang aus dem Oetzthal in's Pitzthal über den Hochvernagt- und Sechsegerten-Ferner.

Die Reise aus dem Innthal in's Oetzthal aufwärts bis zu der Centralkette des Hochgebirges ist höchst interessant durch die scharfen Contraste, die sie bietet. In keinem andern Alpenthale tritt wohl die Stufenbildung so scharf hervor, wie in diesem. Das Oetzthal öffnet sich etwa 10 Stunden westlich von Innsbruck bei Haimingen gegen das breite Innthal. Gleich beim Eintritt in dasselbe bekommt man einen Vorschmack von der großartigen Strenge des Gebirges, das hier seine bedeutendste Spalte gefunden hat. Wie riesige Mauern stehen die Felsenwände zu beiden Seiten und gipfeln sich in immer kühneren Formen empor, nur in Ritzen und auf schmalen Kanten dem grünen Nadelholz und würzigem Kraut

*) Die höchste Fluth kam am 14. Juni Nachmittags 5 Uhr 18 Minuten nach Vent, um 6 Uhr nach Heiligenkreuz, um 7 Uhr nach Sölden, um 8¼ Uhr nach Lengefeld und zwischen 1 und 2 Uhr in der Früh nach Innsbruck. Von Vent bis Innsbruck beträgt der Weg 22 Stunden, diesen hatte die wilde Fluth in 8 Stunden zurückgelegt.

**) Vgl.: Aus Tyrol (Berg- und Gletscherfahrten in den östreichischen Hochalpen) Wien, 1869.

eine Freistätte gönnend, während auf den Kuppen und Hochflächen der eisige Schnee lagert. Die Thalsohle aber, geschützt durch die hohen Wände auf beiden Seiten ist sehr warm und fruchtbar, da sie von zahlreichen Sturzbächen, Quellen und Wasseradern berieselt wird. Die Hauptorte des unteren Thals: Silz und Imst haben reichen Garten- und Feldbau und Oetz, fast am Schluß der fruchtbaren Thalweitung, hat — in einer Höhe von 2347 Fuß über dem Meer — noch Mais und Kastanien. Der Flachs gedeiht vortrefflich und das Korn reift noch in einer Höhe, welche in Nordtyrol nur noch Bergwiesen kennt.

Dann aber verengt sich das Thal und zieht steil bergan durch das „Gsteig", aus welchem die Ache in wilden Sprüngen uns entgegen braust. Es wiederholen sich die Beckenformen, die in früheren Zeiten wohl Seeböden waren und terrassenförmig übereinanderliegen. Aber die Wildwasser werden immer ungestümer, die Gletscherbäche immer grauer und auf den Seitenbergen lugen immer mehr Gletscher hervor.

Hinter Sölden, das 4168 Fuß hoch wieder am Schluß einer Thalweitung liegt, führt ein Saumweg an der Schlucht „Kühtrein" entlang, eine der wildesten Partieen im wilden Oetzthale. Mächtige Felsen sind in's Bett der Ache hinuntergestürzt und das tobende Gewässer muß bald ausbiegend und sich durchwühlend, bald über die riesigen Brocken hinwegeilend und sie überspringend sich einen Weg bahnen. Der finstere Nadelwald steigt von beiden Seiten in's Flußbett hinab, das Tageslicht ist gedämpft und durch das Tannengrün schimmert der begletscherte „Röderkogl" herab — ein mächtiger Vorbau der großen Firngebiete des Oetzthaler-Gletschers. Am Fuß des Röderkogl liegt Zwieselstein; es beginnt die oben erwähnte Gabelung der Thalspalte; das Gurglerthal zieht südlich weiter, das Venter südwestlich und die Gurgler- und Venter-Achen vereinigen sich hier zur Oetzthaler Ache.

Mit dem Venterthale ist die oberste Thalstufe erreicht, der Wald geschwunden, die kurzgrasige Alpwiese von Gletschern umstarrt.

Von Zwieselstein führt ein bequemer Saumweg in $3^3/_4$ Stunden nach Vent, das kleine Hochgebirgsdorf, 5824 Fuß = 1892 Meter über dem Meer, inmitten der großartigsten Gletscher-



Die hohe Wildspitze bei Vent.

höhen und am Fuße der höchsten derselben, der Venter **Wild-spitze**, gelegen.

In Vent wohnte einer der Gebrüder Kloß, mit dem Vornamen Leander, deren sich als Führern Dr. Ruthner versichern mußte. Der Hauptführer war aber Nicodemus Kloß und dieser wohnte noch eine halbe Stunde aufwärts von Vent im Rofner-Thale. Dort, in einer Höhe von 6465 Wiener Fuß, stehen zwei Höfe, zu den höchsten bewohnten Häusern des Erdtheils gehörig, auf grünem Bergeshange, hart an der Schlucht der Ache. Der Besitzer des einen dieser Höfe ist Nicodemus Kloß, der gletscherkundige Sohn eines gleichfalls als Bergsteiger berühmten Vaters, ein Bergsteiger ersten Ranges.

Da er als Besitzer eines großen Anwesens vollauf zu thun hat und als Führer der Fremden an manchen Tagen mehr versäumen als verdienen würde: so schickt er auf minder bedeutende Touren einen seiner zahlreichen Brüder, die schwierigsten und gefährlichsten Unternehmungen behält er sich aber selber vor und sie behalten für den kühnen Sohn der Berge ihren großen Reiz, trotz dem Widerspruch seiner braven Ehefrau, welche sich der Besorgniß nicht entschlagen kann, ihr Mann möchte doch einmal auf den Fernern verunglücken.

Auf dem Uebergange aus dem Oetzthal in's Pitzthal lernten sich nun beide Männer, der Wiener Stadtherr und der Tyroler Gebirgsbauer, kennen und schätzen und die Lösung der schwierigsten Aufgabe, die sich Dr. Ruthner vorgenommen hatte, wurde auf einen günstigen Sommer verschoben. Daß es nicht blos beim „guten Vorsatz“ blieb, wird die folgende Schilderung zeigen.

2. Die Besteigung der Wildspitze durch Dr. von Ruthner, am 28. August 1861.

A. v. Ruthner, k. k. Advokat und Mitglied der k. k. geographischen Gesellschaft in Wien, zählt zu den tüchtigsten Bergsteigern in den östreichischen Alpen und zugleich zu den gründlichsten

Kennern und Erforschern des Hochgebirges. Er hat seine zahlreichen Gletscherfahrten und Alpenreisen in zwei stattlichen Bänden gesammelt, herausgegeben. Der erste erschien 1864 (Wien, C. Gerold's Sohn) u. d. T.: „Berg- und Gletscherreisen in den östreichen Hochalpen", der zweite bereits angeführte 1869 u. d. T.: Aus Tyrol. Beide sind mit schönen Farbendruckbildern geziert. Aus letzterem geben wir in den Hauptzügen die nachfolgende Schilderung.

Der gewaltige Fernerstock des Oetzthals bietet dem Gletscherwanderer einen reichen Stoff zu den großartigsten Unternehmungen, einen Stoff, der sich jedoch selbst unter den günstigsten Verhältnissen nicht auf ein paar kurzen Ausflügen erschöpfen läßt.

So hatte auch ich das Oetzthaler Gebiet in den Jahren 1842, 1857, 1858 und 1860 besucht, als ich es im Jahre 1861 wieder betrat, um die Wildspitze bei Vent zu ersteigen.

Der Name „Wildspitze" findet sich im Oetzthaler Stocke fast so häufig als der Name Bärenkopf oder Bärenkogel in einem Theile der Hohen Tauern, nur ist er ein wahrer Ehrenname, weil, was Wildspitze heißt, im Oetzthale sicher unter die ausgezeichnetsten Gipfel gehört.*) So treffen wir unsere Wildspitze an, welche in der Regel zwar die Wildspitze ohne Beisatz, jedoch zur Unterscheidung officiell die Hohe Wildspitze genannt wird. Die ihr an Höhe zunächst kommende 11,841 Fuß**) (11,523 par. Fuß = 3743 Meter) hohe Kuppe des Oetzthals, deren Volksname Weißkugel ist, heißt auch die Hintere Wilde Eisspitze.

Unsere Wildspitze, nach der alten Militär-Triangulirung 11,911 W. Fuß, nach der neueren sogar 11,947 W. Fuß (11,626 par. Fuß = 3776,$_{35}$ Meter) hoch, ist der Culminations-

*) Wildspitze will soviel sagen als „Eisspitze". Namentlich in der Stubaier Gruppe setzt man den Begriff „aper" (d. h. schnee- und eisfrei) geradezu dem Begriffe „wild" entgegen und versteht dann unter „wild" den mit Schnee und Eis bedeckten Fels. So heißt die Felsspitze über den Sulzenauer Ferner der „apere Pfaff" im Gegensatz zum „wilden Pfaffen" der höchsten Spitze in ganz Stubai.

**) Dr. Ruthner rechnet immer nach Wiener Fuß.

punkt der Oetzthaler Gruppe; mit dem Vorsatze, sie zu ersteigen, hatte ich recht eigentlich vor, den Stier bei den Hörnern zu packen.

Als Führer konnten in erster Linie und so ziemlich in einziger nur Nicodem Klotz in Rofen und seine Brüder dienen. Ob sie aber zu dem Unternehmen Lust hatten?

Die Herren von Schlagintweit wollten bereits im Jahr 1847 von Nicodem auf die Wildspitze geführt werden, erhielten jedoch abschlägige Antwort und unternahmen die Besteigung unter Führung eines Passeyrer Schafhirten, der sie, wie es scheint, nur auf den südlichen Felsvorsprung der Wildspitze, der „Urkund" genannt, brachte. In Wirklichkeit war die Wildspitze bis 1861 erst zwei Mal erstiegen worden. Zuerst betrat sie im Jahr 1848 ein Bruder Nicodem's, ein Bauer in Vent, in Begleitung eines bei ihm in Dienst stehenden Hirten. Im Jahr 1857 folgte Herr J. A. Specht, Kaufmann in Wien, mit den drei Brüdern Nicodem, Leander und Hans Klotz als Führern und damit gelangte der erste „Stadtherr" auf die luftige Spitze.

Beide Male besuchte man von den zwei Gipfeln der Wildspitze den nach Südwest gelegenen und erreichte ihn, indem man über den Urkund auf der Südseite hinanstieg. Auf diesem Wege erreichte Herr Specht den Gipfel in 8½ Stunden. Leider hat er keine Daten über seine interessante Ersteigung veröffentlicht.

Bald nach Specht's gelungener Expedition kam ich im Jahre 1857 in das Oetzthal und theilte Nicodem sogleich mit, daß ich Lust habe, Specht's Nachfolger zu werden. Nicodem erklärte mir schon damals, auf der Südseite um keinen Preis mehr auf die Wildspitze steigen zu wollen, weil dieser Weg nicht nur mühsam, sondern auch sehr gefährlich sei und man sogar eine überhängende Eiswand von mindesten sechs Fuß Höhe abtragen mußte. Es handelte sich also jetzt darum, ob auf der West- und Nordwestseite auf die Spitze zu kommen sei und so blieb der Zug eine Entdeckungsreise, die möglicherweise auch nicht gelingen konnte.

Ich war am 27. August Mittags im Widum*) zu Vent angelangt. Das allen Bergfreunden unvergeßliche Herbstwetter dieses

*) Pfarrhaus.

Jahres hatte gerade eine kleine Unterbrechung erlitten, und Nebel hingen ringsum an den Bergen.

Mein Pflichtgefühl als Bergsteiger ließ mich zweifeln, ob ich nicht noch an diesem Tage nach dem eine starke halbe Stunde entfernten Rofen zu Nicodem gehen sollte, um mit ihm die Expedition für den nächsten Morgen, falls er dazu geneigt wäre, zu verabreden. Bald beruhigte mich jedoch die Betrachtung, daß in diesem Herbste nicht leicht ein schöner Tag vereinzelt bleibe, sondern auf jede Störung der Witterung eine mehrtägige prachtvolle Zeit folge. Ich begnügte mich also für heute mit dem Zweiten im Commando, mit Leander Kloß, zu sprechen.

Von ihm erfuhr ich, daß die Brüder schon darauf vorbereitet waren, daß ich auf die Ersteigung der Wildspitze bestehen werde, und er meinte, wenn sie durchaus gehen müßten, so gingen sie schon, doch würde heuer nicht leicht mehr hinauf zu kommen sein. — Das ganze Gespräch deutete ich mehr günstig als ungünstig für meinen Zweck, weil ich die Bereitwilligkeit Nicodem's zur Reise daraus entnahm, während die Ersteigbarkeit oder Nichtersteigbarkeit sich doch immer erst bei dem Versuche selbst herausstellen konnte.

Am folgenden Morgen machte mir das einen peinlichen Eindruck, was alle übrigen oben in Vent weilenden Fremden in hohem Maße zufrieden stellte. Beim Erwachen gewahrte ich nämlich, daß der herrlichste Morgen und die seltenste Klarheit der Luft einen höchst günstigen Tag für die Wildspitze gebracht hätten. Als ich aber in das Freie trat, ermuthigte mich die Frische der Lufttemperatur und der starke Reif, der gefallen, vollkommen: auf einen solchen Herbstmorgen konnte, selbst abgesehen von 1861 nicht leicht am nächsten Tage schlechtes Wetter folgen. Nun war aber auch nicht länger zu säumen.

Um halb 8 Uhr stand ich bereits im eifrigsten Gespräche mit Frau Felicitas, Nicodem's würdiger Hausfrau, an deren häuslichem Heerde in Rofen. Nicht als das mindest günstige Zeichen nahm ich es, daß die im Familienrathe so einflußreiche Hauswirthin sich weniger über meine Verführung ihres Mannes zu gewagten Dingen beschwerte, als gewöhnlich. Es galt nun bloß, noch den Helden von Rofen selbst zu finden.

Ich traf ihn eine halbe Stunde einwärts im Rofner-Thale auf seinen Wiesen mit Mähen beschäftigt. Es war ein freundliches Wiedersehen, das, wie ich vermuthe, beide Theile freute. Bald war Alles geordnet. Der zwischen uns so oft besprochene Weg sollte eingeschlagen, d. h. der westliche Fuß der Wildspitze über den Mitterkar-Ferner umgangen, an dessen nordöstlichem Ende auf die Höhe des Scheiderückens zwischen dem Rofner- und Taschachthale zu kommen getrachtet, und dann die Ersteigung der Spitze selbst von der Nord- oder Nord-Nordwestseite versucht werden. Ich hatte mich noch an diesem Abend mit Leander in Rofen einzufinden, um am frühesten Morgen die Bergfahrt antreten zu können. Gegen Mittag war ich wieder in Vent.

Schon hatte ich mein Mahl beendigt und meine eigenen Effecten, welche die Besteigung mitmachen sollten: Fernrohr, Karten, Compaß, Steigeisen 2c. verpackt und in Folge Auftrags des für die Reisenden stets besorgten Herrn Curator Senn war seine freundliche Haushälterin eben mit der Herbeischaffung und Zubereitung des Mundvorrathes für die Fernerreise beschäftigt, als mehrere Bekannte aus Wien von einem Ausfluge nach Schnals in das Pfarrhaus zurückkamen. Mit einem dieser Herren war ich am 24 August in Meran über das Spronser-Joch nach Plan in Pfelders und nachdem am 25. ein den ganzen Tag über anhaltender und sich auch am 26. noch zeitweise wiederholender Regen unsern Vorsatz, über das 9973 Fuß hohe Langthaljoch nach Gurgel zu gehen, vereitelt hatte, am 26. über das Timbeljoch in das Setzthal gewandert. Wir hatten auf dem Wege von Zwieselstein nach Heiligenkreuz eine größere Touristengesellschaft, worunter sich gleichfalls ein geschätzter Bekannter aus Wien befand, angetroffen; die vereinigte Reisegesellschaft zog nun nach dem Widum zu Heiligenkreuz, und da sich hier noch zwei Wiener, Herr Friedrich Ritter von Enderes und der rühmlich bekannte Landschaftsmaler Herr F. Dorn, befanden, so campirten für diese Nacht in dem gastlichen Hause nicht weniger als 10 Fremdlinge. Am folgenden Morgen brach dann der größte Theil frühzeitig auf, um nach Vent und auf einem der beiden Fernerübergänge, das Hochjoch oder Niederjoch, nach Schnals zu gehen. Jetzt kehrten denn die Bekannten, welche zum Heimwege das Niederjoch gewählt hatten,

von Schnals über das Hochjoch zurück. Es ging nun sehr lebhaft im Widum zu, bis sich allmählich alle Fremden wieder auf den Weg, das Thal auswärts, gemacht hatten. Bloß Herr von Enderes blieb zurück, um mit mir die Wildspitze zu ersteigen.

So ungern ich aus leicht erklärbaren Gründen einen Genossen zu gefährlichen Expeditionen suche, so schien mir doch der kräftige und für die Berge begeisterte junge Mann ganz geeignet, auch eine gewagte Bergfahrt mitzumachen. — Ich lud ihn daher ein, falls ihn die Märsche der letzten zwei Tage nicht zu sehr ermüdet hätten, sich mir anzuschließen, und ich muß gestehen, daß mich hierzu vorzüglich der Gedanke bestimmte, daß ein so junger Bergsteiger, wenn er schon in den ersten Jahren seiner Thätigkeit als solcher einen Hauptsieg erringen würde — und als ein solcher muß eine gelungene Ersteigung der Wildspitze zweifellos betrachtet werden — für das Hochgebirge um so sicherer dauernd gewonnen sein werde.

Herr von Enderes nahm die Einladung mit Freuden an. Nun hatte er seinerseits alle Vorbereitungen zu treffen, und bald herrschte neue Thätigkeit in der Küche und im Keller des Herrn Curaten.

Noch war nicht Alles zum Abmarsche vorbereitet, so erschien auch schon Leander, jedoch leider ohne jene Lederkappe mit dem kammartig sich aufbäumenden Eichkätzchenschweife, der jedesmal meine lebhafteste Bewunderung und damit ein homerisches Gelächter des Besitzers erregt, sondern im vollständigen Berggewande.

In später Nachmittagsstunde endlich brachen wir, von den besten Wünschen der Bewohner des Widums begleitet, nach Rofen auf.

Nur eine Sorge beunruhigte mich jetzt, welchen Eindruck auf Nicodem das Erscheinen eines zweiten Fremden als Besteiger der Wildspitze machen werde. Ich hatte deshalb Herrn von Enderes schon in Vent bemerkt, daß ich zwar nicht zweifle, daß Nicodem mit seiner Theilnahme an der Partie einverstanden sein werde, daß ich aber doch der Form halber und wegen der nöthigen Aufnahme von einem oder zwei Führern mehr noch ausdrücklich seine Zustimmung einholen wolle.

Nicodem war bei unserer Ankunft noch nicht zu Hause. Als er zurückkam, war es schon dunkel geworden. Ich verständigte ihn sogleich von der Theilnahme meines Gefährten an dem Ausfluge; da er jedoch etwas von der feierlichen Ruhe eines Indianers an sich hat, konnte ich über die Aufnahme meiner Mittheilung nicht recht klar werden. — Im Verlauf des Abends dagegen stieg in mir der Verdacht auf, daß es den Führern mit der Ersteigung der Wildspitze nicht recht Ernst sei. Nicht bloß, daß Nicodem, wie in früheren Jahren, damit begann, zu erzählen, wie der Prochkogel um so viel leichter zu ersteigen sei als die Wildspitze, und dennoch ein ganz herrliches Panorama darbiete, — vielmehr noch schien es mir sehr bedenklich, daß er die Aufnahme eines dritten Führers geradezu als unthunlich erklärte, weil Alles in Rofen so sehr mit der Bergarbeit beschäftigt sei, daß auch nicht ein Mann entbehrt werden könne. Ich stellte ihm vor, daß es denn doch gewagt sei, wenn wir zwei Fremde nur in Begleitung von 2 Führern die Bergreise machen würden, während im Jahr 1857 drei Führer einen einzigen Herrn begleitet hätten. Seine Antwort: „wenn es möglich ist, werden die Herren mit uns allein auch hinaufkommen," hatte allerdings ihre vollste Berechtigung. Ich konnte aber dennoch meine Zweifel nicht los werden und hätte noch viel größere gehegt, wenn ich nicht, wie seiner Zeit bei dem Uebergang über die Ferner in das Pitzthal, auf das entscheidende Moment gerechnet haben würde, daß Nicodem's Stolz als Bergsteiger ihm die Erreichung eines großen Zieles immer als wünschenswerth erscheinen läßt, und daß seine Lust an Fernerreisen stets wieder mit neuer Kraft erwacht, sobald er nur einmal den Fuß auf das Gletschereis gesetzt hat.

Die Ausblicke nach dem Wetter lieferten ein höchst günstiges Resultat: der schöne Sternenhimmel und eine mäßige Nachtkühle versprachen für den folgenden Tag ein vorzügliches Wetter und so verfügten wir uns zuletzt ziemlich hoffnungsvoll in die Scheune, um wo möglich aller Scrupel über die Endabsichten unseres Hauswirths ledig, dem nächsten Frühmorgen entgegenzuträumen.

Das gelang mindestens mir nur höchst unvollständig, denn die Spitzen des Strohs ließen Schlaf und Traum nicht recht aufkommen.

Endlich wurde das Alarmzeichen gegeben. Wir stolperten über den Bergabhang in das Haus. Felicitas hatte hier für ein Frühstück gesorgt, Leander und Nicodem vollendeten eben ihre Ausrüstung.

Nochmals rief ein bedenklicher Umstand die gestrigen Zweifel wach. Ich bestand darauf, daß ein Beil mitgenommen werde, um nöthigenfalls Stufen in das Eis hauen zu können. Nicodem zögerte mit der Herbeischaffung. Auf die Wildspitze ohne Beil! dachte ich. Ah, Nicodem will erst mit uns auf den Mitterkar gehen, ihn dann für unersteigbar erklären und uns den Prochkogel neuerlich an das Herz legen. Wohlweislich behielt ich meinen Verdacht für mich.

Schließlich erfolgte der Aufbruch nach dem freundlichen Abschied der Frau Felicitas. Es war halb 4 Uhr.

Rofen hat gegen Norden keine Klafter ebenen Bodens. Schon Nicodem's Scheuer ist die erste bergaufwärts liegende Station, und ein Rofner gelangt, wenn er sich immer nördlich hält, von seiner Wohnstube an in ununterbrochenem Aufwärtssteigen auf den Gipfel der Wildspitze. Trotz der Nachtkühle waren wir bald durch das Bergsteigen über den Rofener Kühberg, einen steilen, hie und da mit Steinen bedeckten Weideboden, in eine mehr als nöthige Wärme gebracht.

Allmählich trat das Tageslicht hervor und als wir bei dem ersten schönen Bilde auf unserem Wege, dem Rosenkar-Ferner, angekommen waren, ließ es uns dasselbe schon vollkommen erkennen.

Der Ferner fließt breit vom nördlichen Eisrücken nach Süden hinab, und wird am schmäleren unteren Theile östlich von dem Felsenkopfe Wil des Mandel und westlich zunächst dem Rofner Kühberg von den Klippen des Motzen eingerahmt, hinter dem sich nördlich die Wände des abgeplatteten Urkund erheben.

Die Wildspitze, welche in der hintersten Ecke nördlich vom Urkund thront, war hier noch nicht sichtbar.

Aber auch ohne sie bleibt der Anblick des Ferners, der von seinem hohen Ursprung bis zur steilen Gletscherzunge sich vor uns ausbreitet, und welcher sich durch seine auf Gletschern selten so

rein anzutreffende weiße Farbe und die bizarren Formen seiner erwähnten Felsumstellung auszeichnet, ein sehr interessanter.

Selbstverständlich wurde der, sogar von der Thalsohle von Rofen aus theilweise gestattete Blick auf den Hochjoch-Ferner und auf die Hochspitzen im Süden des Venter- und Rofner-Thals, dann auf jene im Osten des Niederthales mit jedem Schritt freier und insbesondere lag der Hochjoch-Ferner fast in seiner vollen Ausdehnung im Hintergrund des Rofenthales uns gegenüber.

Wir stiegen noch ein Stück auf dem Kühberg aufwärts, bis wir in 2½ Stunden von Rofen an der westlichen Seite des Motzen oberhalb des Mitterkar-Ferners und nach kurzem Klettern über Gerölle auf diesem Ferner selbst angelangt waren.

Motzen, Urkund und Wildspitze bilden, von Süden nach Norden sich folgend, seine östliche, der Hintere Prochkogel mit seinen südlichen Ausläufern seine westliche Umwallung.

Den Hintergrund schließt jener Theil des Weißkammes ab, der sich ohne hohe Spitzen halbrund vom Hinteren Prochkogel zur Wildspitze hinüberzieht und dessen Höhe durchschnittlich 500 Fuß betragen mag. Der Ferner liegt wie eingebettet zwischen diesen Hochzinnen.

Wir halten uns immer auf der rechten Seite nahe dem östlichen Rande unterhalb der Wände des Urkund und Nicodem prüfte mit seiner gewöhnlichen Vorsicht Tritt für Tritt.

Der Urkund verliert sich zuletzt in die eigentlichen Abhänge der Wildspitze. Von diesen Süd- und Südwestwänden des Riesenberges kommt ein Gletscherzufluß in mächtigen Abstürzen auf unseren Ferner, und sie dienen gelegentlich auch kolossalen Eistrümmern zur Bahn, wie uns eine ganze Saat von Eisstücken bewies, zwischen denen wir uns durchzuwinden hatten.

Wir stiegen so ziemlich in nordwestlicher Richtung aufwärts. Die Klüfte waren streckenweise häufig und kreuzten sich vielfach so, daß wir sie nur auf einem weiten Umwege umgehen konnten. Jedenfalls hatten wir jedoch nicht die schlechteste Partie zur Bahn gewählt; die Zerklüftung schien vielmehr links unterhalb der Wände des Prochkogels noch viel stärker zu sein. — Gegen den Hintergrund steigt das Eisfeld plötzlich steiler gegen Osten an, und diese Erhebung senkt sich von ihrem an die Bergwand an-

gelehnten obern Theile gegen Süden steil und mit zahlreichen Schründen nach abwärts, während sie gegen Westen sich sanfter abdacht.

Um sie zu ersteigen, machten wir deshalb eine Ausbiegung gegen Westen und stiegen dann auf der schiefen Ebene ostwärts empor. Wir hatten jetzt die Westspitze der Wildspitze schon umgangen und waren nahezu schon an der nordöstlichen Ecke des Ferners und bald darauf dort angelangt, wo er steil zu jener Einsattlung des Weißkammes emporsteigt, über welche wir die Pitzthaler Seite gewinnen sollten. Eine breite Bergkluft zeigte hier die Losreißung der Firnmasse von den freilich auch dicht mit Firn bedeckten Felswänden an.

Als wir diese Kluft erreicht hatten, standen wir vor der ersten großen Schwierigkeit bei der Ersteigung der Wildspitze. Jedoch nicht der Bergschrund selbst bot sie dar, denn er war großentheils mit Schnee ausgefüllt und nur an einzelnen Stellen offen, daher wir leicht über ihn kommen konnten. Aber die Neigung von der Kammhöhe herab auf den Ferner ist eine ganz ungewöhnlich steile. Nicodem blickte bedenklich empor.

Nach kurzer Berathung wurde beschlossen, daß Leander als Kundschafter vorangehe und Nicodem uns bei dem Erklimmen der Höhe behülflich sein sollte. Als sämmtliche Füße mit den Steigeisen bewaffnet waren, begann Leander allein mit der Sicherheit einer Katze, die über das Dach spaziert, aufwärts zu klettern, dann wurde das mitgenommene Seil meinem Reisegefährten um die Mitte befestigt. Nicodem nahm es in die Hand und stieg so weit aufwärts, bis es gespannt war. Nun arbeitete er sich mit den Steigeisen und dem Bergstock einen festen Stand in die Eiswand aus, um für den Fall, als einer von uns im Aufwärtssteigen ausgleiten würde, nicht mit in die Tiefe gerissen zu werden, und gab mir, als er damit zu Stande gekommen war, das Zeichen zu folgen.

Jetzt stieg ich vorsichtig in seinem Tritt empor, wobei ich bei jedem Schritte die Steigeisen und mit der rechten Hand den Bergstock möglichst tief in den Schnee stieß, die linke Hand aber am gespannten Seile ließ. Nachdem ich bei Nicodem angelangt war, begleitete er mich noch zu einem kleinen Felsstücke, das in geringer

Entfernung von seinem Standpunkt aus der Schneewand herausragte, weil er meinte, daß ich dort bequemer warte als neben ihm auf der Wand. Allein ich muß bekennen, daß mir, als ich so allein auf dem Steine saß, und von ihm in die Tiefe unter mir hinabblickte, die rings um mich steil abfallende Eisfläche wahrscheinlich noch mehr mißfallen hat, als wenn ich in Gesellschaft mitten auf ihr gestanden wäre.

Als sich Nicodem wieder auf seinem Posten befand, war an Herrn von Enderes die Reihe zu folgen. In derselben Weise wurde noch ein zweites Mal vorgegangen. Bei dem dritten Seilgange war die Neigung schon etwas weniger steil, und so begleitete ich Nicodem, und bei dem nächsten Seilgange war dies auch bei meinem Gefährten der Fall. Wir stiegen nur anfangs geradeauf, hierauf schräg nach links. Später kamen wir an einen größeren Felsen, der bis an die Kammhöhe hinaufreichte, und bald darauf betraten wir die Einsattlung selbst.

Die Erhebung der steilen Eiswand, welche wir damit erstiegen hatten, mag 60—80 Klafter betragen. Denn nach unserer Schätzung war das Seil 20 Klafter, eher mehr als weniger lang, und es wäre beiläufig fünfmal gespannt worden bei einem Neigungswinkel, der für die untere Hälfte der Wand gewiß zwischen 40—50° beträgt und selbst ganz oben, nahe der Scharte, nicht unter etliche 20° herabsinkt.

Leander, welcher, während wir noch an der Wand hinanstiegen, schon einmal auf dem Grate etwas höher als unsere Scharte in der Richtung gegen die Wildspitze erschienen war, kam wieder zu uns und theilte uns mit, daß unmittelbar auf dem Grat gegen die Wildspitze vorzudringen nicht möglich sei.

Wir mußten also versuchen, uns auf dem Pitzthalergebiet und dem Taschach=Ferner emporzuarbeiten, dessen Firnkare sich als der Vordergrund der neuen Bergwelt, welche sich mit dem letzten Schritte auf die Scharte unserem Blick erschloß, bis zu unserem Grate heranzogen.

Der Taschach=Ferner bildet sich aus einem westlichen und zwei östlichen Zuflüssen und das Firnkar, das wir jetzt durchwandert hatten, gehört dem östlichen Zuflusse an.

Wir hatten uns noch auf der Scharte mittels des Seiles aneinander gebunden, weil die weiten Gefilde um uns tiefer Schnee bedeckte und dieser uns auch größere Klüfte unkenntlich machen konnte. Doch dauerte das Waten im Schnee nicht lange, denn bald befanden wir uns wieder auf härterem Firn. Wir schritten im Ganzen in südöstlicher Richtung fort. Die großartigsten Erscheinungen der obersten Firnregionen ließen nicht lange auf sich warten.

Der Weißkamm, auf welchen wir vom Mitterkar-Ferner heraufgestiegen waren, lag in seinem Zuge von der von uns überschrittenen Scharte zur Wildspitze uns jetzt zur Rechten, und an einer Stelle besteht seine ganze Erhebung von seiner Höhenlinie bis herab auf das Eisfeld aus gebrochenen Eiswänden von einer unglaublichen Mächtigkeit und Wildheit, wie ich sie früher eben nur im Oetzthaler-Stocke, und zwar auf dem Gepatsch-Ferner unterhalb der Spitzen von Hintergraslen und auf dem Uebergang in das Pitzthal jenseits der Scharte des Hochvernagt-Ferners über der südwestlichsten Firnmulde des Taschach-Ferners angetroffen hatte. Zu meiner Ueberraschung waren in diesen wirren Eismassen an manchen Stellen die Jahresschichten genau zu unterscheiden.

Nahezu unterhalb dieser Eiswände und eines Eisrückens, der sich von ihnen fast unter einem rechten Winkel nach der ganzen Breite des Firnkars gegen Nordosten zieht, klafft eine ungeheure Firnkluft, wenn man einen 10—15 Klafter breiten und entsprechend langen und tiefen Riß als Kluft bezeichnen kann, und ihn nicht vielmehr eine Eisschlucht nennen muß. Sie lehnt sich rechts an die Erhebung des Weißkamms, und wir mußten daher an ihrem linken Ende vorbeizukommen suchen. Allein sie reicht quer über das Firnfeld bis dahin, wo eine unbedeutende parallel mit dem Weißkamm verlaufende Eisschneide selbes begrenzt, jenseits deren es sich dann ziemlich steil auf tiefere Firnkaren senkt. Dazu, daß unterhalb dieser großen Kluft eine kleinere liegt, welche sich schräg gegen das linke Ende der ersteren heraufbiegt, und daß das ganze Schneefeld zu dem früher erwähnten ostwärts streichenden Eisrücken und zur Schneide von den beiden Klüften an aufwärts steigt — und es war nicht ohne Gefahr, bei der trügerischen Schnee-

decke auf einer vielleicht hohlen Schneebrücke zwischen den zwei Klüften aufwärts zu gelangen. Doch auch dies wurde glücklich vollbracht und die höhere Terrasse oberhalb des mehrerwähnten Eisrückens erreicht. — Hier sahen wir sogleich, daß alle bis jetzt überwundenen Gefahren doch nur gering seien gegenüber denjenigen, die unser noch harrten. Von unserm Standpunkt zieht sich das höhere Firnkar, rechts von dem Weißkamm begrenzt, links aber von der kleinen Schneide, die auf östliche Firnfelder abfällt, eine Strecke weit mit mäßiger Steigung gegen Süden aufwärts, dann aber erhebt es sich plötzlich ungemein steil zu den zwei höchsten Gipfeln der Hohen Wildspitze. Eine Einsattlung trennt diese Gipfel, von denen der, nach Süden gesehen links liegende, und, wie ich schon hier erkannte, höhere, eine Kuppe, der rechts aber eine scharfe Schneespitze ist.

Der letztere war das Ziel der Ersteigungen im Jahr 1848 und 1857 gewesen.

Ich bemerkte Nicodem, daß die linke Spitze der höchste Punkt sei, worauf ich die Antwort erhielt, da werde wohl kein Unterschied sein, und wir müßten jedenfalls auf die „Schneespitz", als auf den besten Aussichtspunkt.

Um ihm beizukommen, schlugen wir anfänglich die Richtung auf den Grat über dem Mitterkar-Ferner, also auf den Hauptgrat des Weißkammes, ein und betraten diesen Kamm hart am Beginn der steilen Erhebung zur Spitze. Auf dieser Wanderung schräg über das oberste Firnkar stießen wir auf wenige aber breite Spalten, und ähnliche waren im unteren Theile der Wand, die mit den zwei Spitzen endet, zu erblicken.

Seit wir uns auf der Pitzthaler Seite befanden, waren wir zu sehr mit der Ersteigung selbst beschäftigt, um die schon hier dargebotene Fernsicht ruhig genießen zu können. Dennoch fesselten meine Aufmerksamkeit zeitweise die Ausschau auf das Pitzthalergebirge, der Anblick des vorderen Prochkogels, dessen bei 11,500 Fuß hohe Spitze nordwestlich von unserem Wege im Weißkamme aufsteigt, die überall als eine ausgezeichnete Höhe auftretende Hohe Geige und die Hullwände, auch Hohlwände, welche als langgestreckter Felskamm in Mitte der weiten Ferner so ziemlich in der

Richtung von Norden nach Süden gegen die Wildspitze hinanziehen.

Mit unserer jetzigen Ankunft auf dem Weißkamme hatten wir unstreitig alle Außenwerke genommen, aber das eigentliche Fort war noch zu erobern und es schien wirklich nichts Leichtes, ihm irgendwo beizukommen. Der zu ersteigende Gipfel lag kaum mehr als 100 Klafter über uns, allein, welche Bahn führte hinauf! Die Erhebung der Eiswand zur Spitze mag stellenweise zwischen 40—50 Grad betragen, dazu kam, daß der Schnee auf dieser großen Höhe sehr hart war, während überall im untern Theile der Wand gräuliche Firnklüfte vertheilt lagen.

Nach längerem Kriegsrathe, in welchem Leander für ein Aufwärtssteigen auf der Schneide des Kammes, auf welchem wir standen, Nicodem für einen Versuch von der andern Seite, d. h. von dem kleinen Grate am jenseitigen Rande des Firnfeldes schräge unter der Kuppe vorbei auf die Einsattlung und dann auf die Spitze gelangen, gesprochen, aber dazwischen wiederholt geäußert hatte, „noch sind wir nicht auf der Spitz", entschloß sich Nicodem zu einer Recognoscirung gerade aufwärts auf unserm Kamme.

Er mochte etwa 20 Klafter hoch gekommen sein, als er umkehrte und uns dann sagte, es gehe da nicht, die Wand sei zu steil, der Schnee ganz hart, und über eine Kluft, die wirklich von unserm Standpunkt aus sichtbar war und sich über die Schneide des Kamms hinzog, sei nicht zu kommen. Er sei zwar nicht ganz bis zu ihr hinauf gelangt, er habe aber, da die Sonne in sie scheine, ihre ungemeine Breite und Tiefe gesehen.

So blieb nichts übrig, als wieder über das Firnfeld bis an seinen jenseitigen Rand zu wandern. An ihm gingen wir noch ein Stück aufwärts, bis wir an dem Punkte ankamen, von welchem auch dort die Eiswand steil zur Kuppe aufsteigt.

Neue Berathung! Das Resultat war, daß wir hier zu warten hatten, die Führer aber vorerst den Uebergang vorbereiten wollten. Sie gingen deshalb mit dem Seile den zu machenden Weg langsam bis zur Einsattlung hinüber, wobei sie möglichst tiefe Fußstapfen im eisigen Schnee, gleichsam als Stufen, für uns zurückzulassen suchten. Auf der Einsattlung richteten sie einen Sitz im Schnee vor und kamen hierauf wieder zu uns zurück.

Nun wurde mir das Seil um die Mitte befestigt, während es die Führer nur in der Hand hielten, und so schritten wir, zuerst Nicodem, dann ich, dann Leander zur Einsattlung hinüber. Nachdem mir das Seil abgenommen worden war, nahm ich den vorbereiteten Sitz ein, wogegen die Führer zurückkehrten, um Herrn von Enderes abzuholen.

Ich habe allerlei Gletscherfahrten mitgemacht, allein ich möchte diese Stelle als eine der gefährlichsten bezeichnen, die ich jemals überschritten, und ihr, was die Größe, nicht was die Dauer der Gefahr betrifft, selbst die „Stickle Plais" auf dem Ortler nachsetzen.

Der Hochschnee war, wie ich bemerkt habe, hart, und deshalb griffen die Steigeisen nicht recht ein; auf sie aber hatten wir uns vor Allem zu verlassen, denn nur mit ihrer Hilfe konnten wir uns auf der steilen Eiswand erhalten. Da nun unsere Richtung eine schräg aufwärts gerichtete war, so mußte der Fuß deshalb unnatürlich gebogen werden, um mit der ganzen Breite der Sohle auf den Abhang zu treten und dadurch nicht bloß die Zacken der Steigeisen auf der der Wand zugekehrten Seite des Fußes, sondern auch die auswärts befindlichen benutzen zu können. Mit dieser Art aufzutreten war jedoch die Sicherheit des Tritts verloren. Und so ging es quer die 40—50° geneigte Eiswand hinan mit stetem Hinabblicken in die mit weitklaffenden Eisklüften erfüllte Tiefe, und mit der Ueberzeugung, daß man bei einem Ausgleiten unaufhaltsam verloren sei. Allein nicht auszugleiten ist gerade an solchen Stellen die Aufgabe des Bergsteigers, und setzt er den Fuß vorsichtig und benutzt er den Bergstock nach Kräften, so gelingt es ihm, die Gefahr zu besiegen. Beweis dessen, daß wir jetzt schon auf der Einsattlung zwischen den Spitzen stehen.

Die Führer sind zurückgegangen, um Herrn von Enderes zu holen, ich aber habe den von ihnen im Schnee ausgegrabenen Sitz eingenommen. Ist das ein gemüthlicher Sitz! Er gehört der steil geneigten Eiswand des Taschach-Ferners an, in deren oberstem Theile er angebracht ist, und bietet daher den ungeschmälerten Blick über sie hinab in die Tiefe und ihre Klüfte. Auf der anderen Seite steigt die Wand etwa noch einen Schuh an, und von der Kante zu oberst, über welche man hinabblicken kann,

fällt eine der diesseitigen ähnliche Schneewand sauf der Südseite in eine unabsehbare Tiefe. Dazu kommt noch die Gewißheit, bei der ersten unvorsichtigen Bewegung unwillkürlich die Tiefe und die Eisklüfte näher kennen zu lernen, als uns angenehm wäre! Genug; kaum war ich oben angekommen und hatte ich die Oertlichkeit in Augenschein genommen, als ich den festen Vorsatz faßte, auch nicht einen einzigen Blick mehr rechts oder links in die Tiefe zu senden, sondern mich ausschließlich mit der Diagnose der Dolomite von Südtyrol, die man von hier aus sieht, abzugeben. Das dem Gletscherwanderer so bekannte Klirren der Steigeisen und Bergstöcke auf dem festen Schnee und schneefreiem Eise hat mir aber noch niemals so angenehm geklungen, wie damals, als ich es auf der Einsattlung zuerst wieder vernahm, und es mir die baldige Ankunft der drei Gefährten verkündigte.

Jetzt war an Herrn von Enderes die Reihe, den schwindelnden Sitz einzunehmen, während ich mit den Führern auf die südwestliche Spitze ging. Obgleich auch nicht gefahrlos, ist diese Strecke doch in keinen Vergleich zu setzen mit dem Gange unterhalb der Kuppe vorbei auf die Einsattlung, und ich nahm daher das Seil nicht um die Mitte, sondern nur in die Hände. — Bald war Herr von Enderes von seinem Sitze auf den Gipfel geführt und damit die ganze Gesellschaft glücklich auf der Wildspitze angelangt. Ich sah auf die Uhr: es war $10^{1}/_{2}$ und wir hatten von Rofen, freilich ohne irgend welche Rast, $6^{3}/_{4}$ Stunden benöthigt.

Wir richteten uns sogleich thunlichst ein.

Unsere Spitze hat keine ebene Fläche, sondern ist der oberste Theil der steilen Eiswand, die sich aus dem höchsten Firnkar des Taschach-Ferners erhebt. Die Neigung zu oberst ist jedoch eine so sanfte, daß man wenigstens einigermaßen ohne Gefahr des Abgleitens sich bewegen kann. Nur darf man nicht zu vertrauensvoll sein und auch besonders zum Rutschen oder Rollen geeignete Gegenstände, wie Bergstöcke, Trinkbecher, Fernröhre wohl in Acht nehmen, welche, wenn sie oben in das Rollen gerathen, denn doch erst in irgend einer Kluft des Firnfeldes einen ruhigen Verwahrungsort finden würden.

Auf der entgegengesetzten Seite fällt die Spitze jenseits des obersten Randes gegen die Ostseite des Mitterkar-Ferners eben so

steil ab, als diesseits gegen den Taschach-Ferner. Damit sind die beiden Breitseiten des Gipfels der Wildspitze bezeichnet. Die schmalen Seiten werden vom Grate des Weißkammes in seinem Zuge von Nordwesten gegen Südosten gebildet, und zwar beginnt er rechts und nordwestlich von unserm Lagerplatz erst nach einigen Schritten steil abzufallen, und zieht er links gegen die Einsattlung zwischen den beiden Gipfeln, sanfter geneigt fort.

Ich hatte schon, seit ich die Spitze betreten, blos Rufe des Erstaunens. Aehnliches wie hier, hatte ich noch niemals gesehen.

Die Aussicht theilt sich ausgesprochen in zwei Theile, in dem Ueberblick des Oetzthaler-Stockes und in die Fernsicht. Die letztere ist großartig in hohem Maße, die erstere wahrhaft entzückend und ihr gebührt der Preis auf der Wildspitze. Es war mindestens eine halbe Stunde vergangen und ich hatte nur flüchtige Blicke in die Ferne geworfen. Mein Auge kehrte immer wieder zur Oetzthaler-Gruppe zurück.

Ich habe das Panorama auf der Spitze selbst notirt und es alsdann im Venter Fremdenbuche mitgetheilt. Diese Aufschreibung hat die Unmittelbarkeit für sich und ich halte mich daher auch hier an sie. Natürlich ist es mir unmöglich, auch nur die Mehrzahl aller sichtbaren Berge und Gletscher aufzuzählen. Bei der verschiedenen Gestalt, welche die meisten Spitzen, von verschiedenen Punkten gesehen, annehmen, würde sie kaum Jemand kennen, auch würde das Erkennen nicht Stunden, sondern Tage erfordern, sowie die Gelegenheit, alle Detailkarten zu benutzen, welche auf einer abschüssigen Eisspitze nicht gegeben ist. Ich habe jedoch nach meinem besten Wissen die Rundschau in ihren Hauptpunkten so niedergeschrieben, wie ich sie zu sehen glaubte. Irrthümer sind bei einem so ausgedehnten Panorama unvermeidlich; da mir aber mindestens alle sichtbaren Gruppen und in jeder die hervorragendsten Spitzen bekannt sind, so hoffe ich, daß wenigstens die Cardinalfehler nicht zahlreich sein werden.

Ich beginne mit der Oetzthaler-Gruppe.

Die Wildspitze ist günstig in der Mitte derselben gelegen, daß die Hauptthäler fast radenförmig von ihr ausstrahlen und sie die Hauptkämme derselben beinahe vollständig beherrscht. Auch breiten

sich die prächtigsten Ferner, mit einziger Ausnahme des Gurgler-Ferners, rund um ihren Fuß herum aus.

Es geschehe hier zuerst davon Erwähnung, daß der Fuß des Venter-, Nieder- und Rosenthals, dann des hinteren Pitzthales mit seinem Aste, dem Taschach, durch Einschnitte zwischen den Bergen gezeichnet ist. Außer jener des Taschachs vermag jedoch der Blick keine Thalsohle zu erreichen.

Von den zahllosen Gipfeln des Oetzthales ist die größte Zahl sichtbar. Es war mir hoch interessant zu beobachten, wie von dem so erhabenen Standpunkte nur wenige aus der großen Zahl von fast 100 der über 10,000 Fuß hohen Spitzen des Eisstocks zu einer bedeutenden Rolle berufen erscheinen. Ich konnte dies kaum mehr als 7—8 Gipfeln zugestehen.

Als solche Spitzen ersten Ranges traten auf, und zwar aus dem Venter Gurglerrücken der hohe Fürst, 10,791 Fuß, der mittlere Seekogel, 10,827 Fuß und die Hochwildspitze; aus dem Zuge zwischen dem südlichen Pfosen- und Schnalser-, und dem nördlichen Gurgler- und Niederthale der hintern Schwärzen, welche nach den neuesten Messungen des Katasters, der sie als die Roßbergspitze 11,478 Fuß hoch gefunden hat, mit ihrem Nachbarn, dem Similaun, 11,401 Fuß mit Erfolg an Höhe wetteifert.

Mächtig vor allen, und als die wahre Nebenbuhlerin der hohen Wildspitze, ragt die Weißkugel gen Südwesten in die Lüfte. Sie zeigt der Wildspitze ihre breite, nach Osten steil abfallende Seite, und da ihr Gipfel an dem nördlichen Ende liegt und sich der Berg von ihm steil nach Langtaufers hinabsenkt, so erscheint sie als eine eben so schöne als imposante Gletschergestalt.

Außerdem behauptet sich noch Sonklar's Weißseespitze, die Gepatschspitze des Katasters, 11,192 Fuß, der Culminationspunkt über dem Gepatschferner, und von ihm nordwestlich zurückstehend der Glockthurm, 10,604 Fuß, als Spitze ersten Ranges.

Diese Hochspitzen verdanken zum Theil, wie der Hohe Fürst und der Glockthurm, ihre hervorragende Rolle nicht so sehr ihrer absoluten Höhe, als vielmehr ihrer glücklichen Lage als Häupter einer minder hohen Gruppe. Dagegen müssen sich manche weit höhere Berge, theils wegen ihrer zu großen Nähe oder auch zu großen Entfernung zur Wildspitze, theils wegen ihres Zusammen-

stehens mit Spitzen von einer der ihrigen fast gleichen Höhe mit einer Nebenrolle begnügen.

Dies ist der Fall bei den Hochwarten des Venter-Gurgler-Scheiderückens, dem vorderen und hinteren Ramolkopf, wovon der erstere, welchen Sonklar Anichspitze nennt, 11,237 Fuß, der letztere 11,115 Fuß hoch ist, dem 11,149 Fuß hohen Schalfkogel, der Firmisanscheide, 10,872 Fuß, den Kreuzkogeln und Finailspitz, den beiden Prochkogeln und dem Salurner-Fernerspitz, 10,856 Fuß.

Als einer der schönst geformten Berge macht sich auch auf der Wildspitze die hohe Geige, 10,730 Fuß, mit ihrem herzförmigen Ferner unterhalb der Spitze bemerkbar, durch kühne Umrisse aber fallen besonders einige Hochspitzen des Zuges zwischen dem Pitz- und Kaunerthale auf, vorzüglich eine gewaltige Doppelspitze, die ich für den Schwabenkopf oder die Verpailspitzen hielt.

Vor Allem jedoch überrascht auf der Wildspitze die Fernerpracht des Oetzthales. Fast alle Ferner auf der Südseite des Venter und jene der Ostseite des Niederthales bis zum Murzoll-Ferner und zum Niederjoche und alle der südlichen Begrenzung des Rofner-Thales ohne Ausnahme breiteten sich uns gegenüber aus.

Imposanter noch als sie treten die großen Gletscher auf, welche auf dem Weißkamm zwischen der Weißkugel und der Wildspitze entspringen. Durch ihre Größe von den ihrigen ausgezeichnet, lagern sie sich um die Wildspitze auf eine höchst interessante Weise.

Zunächst dem Hochjoch-Ferner erblicken wir den Hintereis-Ferner. Man kann seine beiden Ströme, hier bis zum Langtauferer-Joch, dort bis an die Weißkugel und an den Steinschlagferner, mit dem Fernrohr so genau in allen Details überblicken, daß ich noch auf der Wildspitze den Plan, ihn in den nächsten Tagen bis zum Langtaufener-Joch zu besuchen, aufgab, weil ich ihn von hier oben hinlänglich kennen gelernt hatte. An ihn unmittelbar reiht sich der in groteskem Absturze vom Weißkamm zur Vereinigung mit ihm herabsteigende Kesselwand-Ferner. Rückwärts dem Eiskatarakte des letztern Ferners erblicken wir den Gletscherriesen Gepatsch in seinem Zuge auf die breite Gepatschspitze hinauf. Seinen tieferen Lauf verdeckt leider die eisige Umwallung

des Hochvernagt-Ferners. Dieser selbst leuchtet mit seinen zwischen der schwarzen Wand und der Urkundspitze, dann den Prochkogeln und dem Platteikogel gelagerten Firnmulden zur Höhe der Wildspitze herauf.

Gegen Nordwest-Norden ziehen sich bis hart an die Wildspitze, ja gewissermaßen noch bis auf ihre Spitzen hinauf die Firnmeere des Taschach-Ferners. Nur Sonklar's Taschachspitz, der Pitzthaler Urkund, den die Sectionen der Generalstabskarte den Unrichkogel nennen, und die langgedehnten Hullwände unterbrechen diese weiten Schneegefilde, deren Westseite der vordere Prochkogel beherrscht. Eines der überraschendsten, aus der reichen Sammlung erhabener Hochgebirgsbilder auf der Wildspitze liefert der Taschach-Ferner in jenem Theile seines unteren Laufes, mit welchem er in gewaltiger Zerklüftung den Thalboden des Taschachs erreicht, um ihn dann eine Strecke weit vollkommen einzunehmen. — Blicken wir endlich nach der entgegengesetzten Seite über den äußersten Eisrand unserer Spitze hinab, so zeigt sich uns in schwindelnder Tiefe der uns so bekannte Mitterkar-Ferner in einem großen Theile seines vorderen Laufes.

Ich unterlasse eine weitere Aufzählung aller jener Ferner, welche in den verschiedenen Seitenkämmen des Oetzthaler Gebietes auf den Bergen hängen. Die Gruppirung aller Eisgebilde aber und der sie beherrschenden Spitzen von der nächsten Nähe bis in die Ferne ist eine äußerst malerische, und ich wiederhole es, dieser Theil des Panorama's bildet den Glanzpunkt der Rundschau von der Wildspitze, und es dürfte sich wahrlich kaum auf einer anderen Hochwarte der Alpen so viel Gletscherpracht auf einmal entfalten. — Die natürliche Vermittlung zwischen der Rundschau über den Oetzthaler-Stock und der Fernsicht kommt der Stubaier-Gruppe zu. Der Westrand dieser Gruppe, vom Schrankogel an im Zuge auf der Ostseite des Sulzthales, dann um den Hintergrund dieses Thales, bis zu jenem des Winacher Thales, ihr Südrand, welcher sich im Hintergrund der Thäler Passeier, Ridnaun und Pfersch aufbaut, und mancher gegen die Mitte der Gruppe gerichtete Ast lagen in ihren Hauptspitzen in nordöstlicher Richtung vor uns. Die Aussicht auf die Stubaier Berge endlich vom Schrankogel,

d. h. auf jene um den Alpeiner- und Lisenser-Ferner, benahm uns der zweite nordöstliche Gipfel der Wildspitze.

Wir lassen jetzt unsern Blick in die Ferne schweifen und beginnen mit der Nordseite. Hier gewahren wir in langgestreckter Reihe die Kalkalpen am linken Ufer des Inn. Aus den Höhen unmittelbar über dem obern und untern Innthale sind uns die meisten bekannt.

Aus den zurückstehenden Kalkzinnen fällt uns zuerst das kühn geschwungene Horn des Hochkogel, 8167 Fuß, bei Hornbach im Lechthale auf; die Zugspitze ist leicht kenntlich durch ihre Ferner, das übrige Wettersteingebirge durch seine Zacken. Mehr gegen Osten ragen, nur mit dem Fernrohr zu erkennen, und blos über den Einschnitten zwischen den näheren Gebirgen, die Berge zwischen dem Wipp- und Zillerthale auf und noch entferntere Spitzen aus dem nordöstlichen Tyrol bis an die Pinzgauer Grenze, darunter das Kaisergebirge und die Lofener Gruppe.

Von den östlichen Gletschergruppen der Centralalpen stellen sich am deutlichsten jene des Zillerthales, des Venedigers und des Riesers oder die sogenannte Antholzer-Gruppe dar. Ihre Hauptspitzen sind unschwer aufzufinden. Wir erkennen daraus den hohen Möseleferner, die Dreiherrnspitze, den Großvenediger, den Rödtspitz und den Hochgall.

Größere Schwierigkeiten bietet das Erkennen der noch weiter nach Osten gelegenen Gletschergruppen in den Hohen Tauern, der Glockner-, Raurifer- und Gasteiner-Gruppe. Einzelne Spitzen daraus habe ich ohne weiteres gesehen.

Schwerer als das Erkennen des Großglockners schien mir sogar die Beurtheilung der am meisten nach Osten liegenden Gletscher in den Centralalpen, und irre ich nicht, so schwebten mir von diesen allerdings schon sehr entfernten Bergen, der Ankogel und der Hochalpenspitz einige Zeit im Fernrohre.

In weitester östlicher Entfernung sah das bewaffnete Auge noch andere Gebirge in grauem Duft schwimmen. Ich hielt sie für Höhen aus dem Drauthale und dem nördlichen Gailthale. Allein die Sehkraft reichte nicht hin, sie sicher zu bestimmen.

Opfern wir daher einen Theil der unserer Rundschau eroberten Fernen und wenden wir unsere Aufmerksamkeit näheren Gegenden zu.

Da finden wir von den zuletzt genannten Höhen des Drau- und Gailthales die zahlreichen Berge zwischen dem westlichen Pusterthale und dem Hauptkamm der Centralalpen. Als die bedeutendste Spitze daraus ragt der herrliche Aussichtspunkt, die Wildekreuzspitze, 9907 Fuß hoch, im Valser-Thale auf.

Blicken wir etwas weiter rechts, so sind wir an der Furche angelangt, welche der Lauf des Pusterthales zwischen den Bergen gezogen hat. Südlich von ihr thürmen sich die phantastischen Gestalten der Dolomitberge.

Wir drehen uns weiter von links nach rechts und erblicken im Süden ein Heer an- und übereinandergehäufter Gletscherspitzen. Es sind die Ferner von Ulten, Martell und Sulden, dann aus den südlichen Thälern von Rabbi und Pego und vielleicht auch aus den Gletschergruppen im Süden des Val di Sole und des Tonale, der Brenta', Presanella und des Adamello. Sie sind zu sehr aneinandergedrängt und machen, da sie zudem wenigstens in dieser Gruppirung auch fast gleich hoch erscheinen, keinen gewaltigen Eindruck. Mächtig tritt nun die Zufallspitze mit ihren Gipfeln, wovon der südliche nach Oberlieutenant Julius Payer's Messungen bis zu 12,000 Höhe hinanreicht, aus ihnen hervor, und ein rückwärts stehender Berg fällt dadurch auf, daß er die einzige unbegletscherte Spitze von bedeutender Höhe in dieser Richtung ist. Ich konnte mich bezüglich seiner nicht verläßlich orientiren, meinte aber, es sei der Eggenspitz oder ein ihm benachbarter Berg.

Befriedigen diese Massen das Auge nicht, so wird es in Verfolgung der Rundschau sogleich dadurch vollständig entschädigt, daß jetzt die herrlichste Gletschergestalt im Panorama folgt, die über 12,000 Fuß hohe Königsspitze. Nirgends kann sich die fleckenlos reine Wand, mit welcher der unvergleichlich schöne, beiderseits gleichmäßig und zierlich zum Gipfel sich wölbende Berg von zu oberst fast senkrecht bis auf den Suldner-Ferner herabfällt, vortheilhafter darstellen, als auf der Wildspitze. Rechts schließen sich an sie der Monte Zebru und der Ortler an.

Vom Ortler nach rechts hört das sichtbare Gebirge für eine große Strecke auf, ausschließend östreichisches zu sein, es reihen sich von nun an östreichische und Schweizer-Berge neben und über-

einander. — Imposant tritt aus den letzteren der riesige Bernina-stock mit mehreren seiner Hauptspitzen hervor.

Doch auch andere interessante Berge steigen über den nahen östreichischen, an der Malser Haide und gegen Finstermünz auf. Von den Graubündner Gebirgen glaube ich den Piz Languard, Piz Err, Piz Pisoc und die schlanke Pyramide des Piz Linard erkannt zu haben.

Ueber den vorderen Reihen erheben sich entferntere Gletscherberge der Schweiz, welche ich für den Tödi, Urirothstock, Titlis und Galenstock hielt. Als die letzte Reihe endlich flimmerten am äußersten westlichen Horizont im Dufte der Ferne die erhabenen Alpen des Berner Oberlandes.

Zunächst dem Piz Linard wird das östreichische Gebirg wieder massenhaft, und hier dehnt es sich in Vorarlberg noch weit in westlicher Richtung aus. Es gehört dem großen Stocke der rhätischen Alpen und speziell dem Rhätikon, dann dem Zuge südlich vom Arlberg in Montavon an. Seine bedeutendsten Spitzen, Piz Buin, Großlitzner ꝛc. sind über oder bei 10,000 Fuß hoch. Gegen Westen hinausgeschoben meinte ich auch die Seesaplana und in noch größerer westlicher Ferne den Glärnisch zu erkennen. In unserer Richtung nach rechts folgt nun das Gebirge zwischen dem linken Ufer des Inn und dem Thale Patznaun, das im Fluchthorn seine größte Erhebung erreicht. Im nördlichen Thale erscheint jedoch diese Kette nur wie eine tiefere Stufe der westlicher liegenden im Westen von Patznaun, die sich vom Blankenhorn 10,010 Fuß und dem Riffler, 9888 Fuß bei Petneu im Stanzerthale in südlichem Zuge über den großen Kartelferner bis zum Zeinesjoch herabzieht.

An das Blankenhorn rechts scheint sich der Vorarlbergische Schafberg fast anzulehnen, an ihn aber reihen sich die Kalkgebirge, welche mit ihm das oberste Lechthal bei Zug und Tannberg umstehen, die rothe Wand, Hirschwand, Mohnenfluhe und der Widderstein. Blicken wir zuletzt von ihnen über die nächsten östlichen Spitzen des Algäuer Stocks nochmals nach rechts, so gewahren wir wieder das Horn des Hochvogel, an dem unsere Rundschau ihren Anfang gefunden hat und nun ihr Ende finden soll.

Es überrascht als eine Eigenthümlichkeit der Fernsicht auch nicht eine einzige, beständig von Menschen bewohnte Stätte von der Wildspitze zu erblicken. Wohl liegen deren zahlreiche in nördlicher Richtung über den nördlichen Kalkalpen; denn eine horizontale Linie, welche den dunkelblauen Raum über diesen Berg zu oberst scharf begrenzt, dient als Beweis dafür, daß dort das Flachland reich sich ausbreitet. Allein kein menschliches Auge vermag irgend einen Gegenstand in diesem Dunkelton zu unterscheiden. Eine größere Weltabgeschiedenheit läßt sich fürwahr auf keinem andern Berggipfel finden als auf der Wildspitze und doch tritt die Natur nirgends großartiger und stolzer auf, als eben auf ihr.

Als ich die Skizze der Rundschau beendigt hatte, war seit unserer Ankunft bereits eine Stunde verflossen. Herr von Enderes hatte meine Forschungen thätig unterstützt, Nicodem sich ein und das andere Mal um die Berge interessirt, Leander dagegen war sehr unstät in seinen Beschäftigungen gewesen. Zuerst stritt er mit mir wegen des Ortler, dann schlief er eine Zeit lang ganz gemüthlich auf dem Schnee. Später unterhielt er sich auf eine Weise, wie wenig andere Menschenkinder es thun werden. Er stieg nämlich plötzlich auf der Schneewand der Südseite, welche an Steilheit jener der Nordseite, über die wir gekommen, wenig nachgibt, ein Stück hinab. Dem Bruder Kloß, der, wie ich schon bemerkt habe, im Jahr 1848 den Berg von der Südseite erstiegen hat, hatte ein Windstoß den Hut unterhalb der Bergspitze hinweggetragen und — Leander suchte ihn 1861. Sei es, daß ihm doch bald der Gedanke kam, seine Mühe sei vergeblich, oder daß ihm der Spaß zu bedenklich schien, sein Kopf tauchte in kurzer Zeit wieder über dem höchsten Eisrande zunächst unserem Standpunkte auf.

Bald darauf suchte er einen anderen Zeitvertreib. Mit einem Male sehe ich ihn den Weg zur Einsattlung zwischen den zwei Spitzen einschlagen, und auf meine Frage, was er thue, ruft er mir zu, er gehe auf den „andern Spitz". Wirklich sahen wir ihn bald auf denselben hinaufsteigen und in wenigen Minuten auch oben. Ich nannte von da an diese nordöstliche Spitze scherzweise den „Leander-Wildspitz", den von uns besuchten, den Venter Wildspitz, und Leander hätte sicher ein Anrecht, auf diese Bezeichnung

jenes Gipfels; denn derselbe ist zuverlässig weder im Jahr 1848 noch 1857 und kaum jemals früher von irgend Jemanden betreten worden, auch von uns nicht. Diese nördliche Spitze ist entschieden die höhere und obwohl die Führer meinten, der Unterschied könne höchstens 1—2 Klafter betragen und Leander beifügte, von dem nordöstlichen Gipfel habe ihm unser südwestlicher höher geschienen, so glaube ich doch die Höhendifferenz richtiger mit 4—5 Klafter anzunehmen. Selbst die Militär-Triangulirungen scheinen meine Annahme zu bestätigen. Die alte hat nämlich die Wildspitze 11,911, die neue aber mit 11,947 Wiener Fuß gemessen. Nun unterliegt es nach den mir gegebenen authentischen Aufklärungen keinem Zweifel, daß die neue Militärvermessung die höhere nordöstliche Spitze zum Gegenstand hatte.

Daß dagegen der südwestliche Gipfel der günstigere Aussichtspunkt ist, bezweifle ich keineswegs, indem die nordöstliche Spitze der südwestlichen nur die Aussicht auf minder bedeutende Spitzen benimmt, dafür die südwestliche der nordöstlichen die prachtvollsten Ferner und interessantesten Spitzen aus dem Weißkamme deckt.

Als ich die Hauptaufgabe gelöst, überließ ich mich vollständig dem Genusse des zauberhaften Gesammtbildes. Wir wurden heute auch nicht durch körperliches Unbehagen, das auf 11—12,000 Fuß hohen Spitzen gewöhnlich durch niedere Lufttemperatur und kalten Wind hervorgerufen wird, um einen Theil des moralischen Genusses gebracht.

Es ist geradezu unmöglich, schöneres Wetter auf der Wildspitze anzutreffen, als wir hatten. Das Thermometer stand beständig auf + 8° R. Bei warmem Sonnenschein war der Windzug fast unmerklich und die Luft hatte eine solche Reinheit, daß in dem weitem Raume von der Salzburger- und Kärnthner-Grenze bis an jene der Lombardei und zum Berner Oberlande, dann vom Bodensee und von der bayrischen Ebene bis zu jener des Venetianischen, durch 1¼ Stunde nicht eine einzige Wolke, nicht ein einziger Nebelstreifen am Himmel schwebte, obgleich es nahezu Mittag war. Erst eine Viertelstunde vor unserm Aufbruche hatte sich die erste lichte Wolke über dem Val Sugana gebildet, sie war aber auch, als wir die Spitze wirklich verließen, noch immer die einzige am Firmamente.

Eine Ueberraschung bereitete uns das schöne Wetter noch dadurch, daß wir plötzlich bemerkten, nicht die einzigen lebenden Wesen auf der Wildspitze zu sein. Unser Gefährte aber war ein brauner Schmetterling aus der so häufigen Art „kleiner Fuchs“, der durch den Sonnenschein verlockt, den hohen Flug zu wagen, über unseren Köpfen dahingaukelte.

Da wir auch unsern Mundvorräthen gelegentlich zugesprochen hatten, und sich kein Wunsch darnach mehr kund gab, fand ich es endlich nach 1½stündigem Verweilen auf der Spitze um so zweckmäßiger, den Aufbruch zu beantragen, als wir nicht wußten, ob wir beim Hinabsteigen nicht Schwierigkeiten begegnen würden, die uns lange aufhielten.

Wir banden uns an dem Seile zusammen. Noch einen letzten Blick auf das wundervolle Panorama, ein letztes Lebewohl, wahrscheinlich für immer, der Wildspitze — und der Zug setzte sich in Bewegung. Es war ¾1 Uhr. Die Brüder hatten sich dafür entschieden, daß wir auf dem Kamm gegen den Mitterkarferner auf jenem Wege hinabgehen sollten, den Nicodem beim Hinaufsteigen geprüft, jedoch wegen zu großer Steilheit und der vorliegenden Kluft für nicht benutzbar angesehen hatte. Sie hielten ihn für minder gefährlich als den aufwärts eingeschlagenen, und meinten, daß beim Hinabsteigen über das steile Firnfeld unterhalb der östlichen Kuppe leicht ein Unglück geschehen könnte.

Bei dem Zusammengebundensein von 4 Personen kann auf steilen Schneewänden der Sturz eines einzigen, den mehrerer und zuletzt einen allen verderblichen Knäuel veranlassen. Daher hat beim Herabsteigen über derlei Wände der letzte am Seil die wichtigste Aufgabe, indem er im Nothfalle die in das Abgleiten gerathenen Vormänner mit dem Seile aufzuhalten hat. Heute mußte Leander als der Kräftigste die Reserve am Seile bilden.

Wir hielten fest daran, daß jeder von uns, bei gleichzeitiger Benutzung des Bergstocks, jeden Tritt mit aller Kraft in den Schnee machte. So ging es langsam die zwischen 40—50° geneigte Steilfläche hinab. Doch unterstützte uns einigermaßen der Umstand, daß der Firn jetzt schon von der Sonne so weit angegriffen war, um leichter einen Eindruck der Steigeisen zu gestatten.

Die Kluft, welche Nicodem so sehr überrascht hatte, bot kein ernstliches Hinderniß und endlich kamen wir ohne Unfall an der Stelle an, auf der die Wahl des Weges zur Ersteigung der Spitze selbst getroffen worden war.

Wir zweifelten nicht, daß das Gefährlichste damit schon überstanden war; denn so bedenklich das Hinabsteigen von der Scharte zwischen dem Taschach- und Mitterkarferner auf diesen sein mochte, so ließ sich doch selbst im Falle eines Abrutschens noch die Möglichkeit denken, daß diejenigen, denen nicht die heftige Erschütterung des Hinabkollerns auf den Eisflächen verderblich wird, entweder in der an den meisten Orten mit Schnee angefüllten Bergkluft, oder nach einer weiteren, freilich auch nichts weniger als frohen Fahrt auf dem tieferen, in diesem Theile nur gering zerklüfteten Gletscher sitzen blieben. Bei einem Absturz auf der Wand unterhalb der Spitze hätte aber, wer nicht dem Abrutschen selbst erlegen wäre, sicher in den Firnklüften ein noch schrecklicheres Ende gefunden.

Ich gab mich daher um so vollständiger dem Anblick der Bilder hin, deren ich schon beim Hinaufsteigen erwähnt habe, und besonders war mir der Anblick des vorderen Prochkogels interessant, dessen Gipfel uns vor Kurzem auf der Wildspitze so niedrig geschienen hatte, und jetzt schon wieder über uns aufragte.

Wegen des von der Sonne hier noch mehr als weiter oben erweichten Schnees erforderte der Uebergang über die Schneebänke zwischen der großen Firnschlucht und der etwas tiefer gelegenen Kluft große Vorsicht. Konnten ja die beiden Klüfte in der Tiefe in Verbindung stehen und die ganze, jetzt ihres festen Zusammenhangs beraubte Brücke unter unseren Füßen zusammenbrechen. Nicodem prüfte deshalb jeden Schritt auf das sorgfältigste und wir Uebrigen folgten nicht minder vorsichtig, und so kamen wir auch über diese bedenkliche Stelle ohne Unfall hinweg. — Eben so trafen wir nach Ueberschreitung der tieferen Firnfelder, auf welchen das Waten in dem hohen, durch die Sonne erweichten Schnee stellenweise sehr beschwerlich wurde, später glücklich auf dem Grate über dem Mitterkarferner ein.

Derselbe Vorgang, wie von der Wildspitze weg, brachte uns auch hier zuletzt über die Wand hinab; doch habe ich erst beim

Hinabsteigen die volle Ueberzeugung gewonnen, daß die Erhebung ihrer unteren Hälfte die steilste auf dem Wege auf die Wildspitze ist und stellenweise 50° beträgt, und es bedarf ohne weiteres voller Schwindelfreiheit, um auf dieser Strecke beim Hinabblicken in die Tiefe nicht von Angst ergriffen zu werden.

Ueber den Mitterkarferner hielten wir noch die Verbindung durch das Seil bei. Wir schlugen die alte Richtung ein und gelangten so auch wieder an die Stelle, auf welche häufig Eisstücke von der Wildspitze herabstürzen. Als ich hier den gegenüber den Klüften so höchst vorsichtigen Nicodem ruhig zwischen denselben hinschreiten sah, dachte ich unwillkürlich an meinen inzwischen verstorbenen Hauptführer im Pinzgaue, Röderer, und mußte mir sagen, daß die Professoren der Bergsteigekunst, selbst wenn sie nicht wie der Heiligenbluter Plattel Fatalisten sind, doch auch den verschiedensten Systemen huldigen. Röderer wäre ohne Zweifel viel kecker über die Ferner gegangen als Nicodem, aber um keinen Preis zu bestimmen gewesen, um die Mittagszeit eine Stelle zu passiren, auf welcher vor Kurzem frische Eisabbrüche herabgestürzt waren. Allerdings kam während unseres Aufenthalts in der Nähe kein Eisstück herunter, und so war Nicodem's System für's Erste gerechtfertigt.

Wir waren auf der Wildspitze zu sehr in Anspruch genommen, auch war unsere Stimmung eine zu erregte gewesen und hatte zu sehr das psychische Wohlbehagen das physische nicht zum Ausdruck kommen lassen, als daß wir uns nicht Alle schon lange nach einer ordentlichen Rast mit ruhigem Genusse von Speise und Trank gesehnt hätten. Noch größer war bei mir die Sehnsucht nach Wasser, das uns auf der Wildspitze ganz gefehlt hatte.

Beides sollte uns an der Stelle werden, an welcher der Abfluß des Mitterkarferners als Mitterbach aus den Eishallen zu Tage tritt. Wir folgten deshalb dem Ferner bis an sein Ende und erreichten es um $3^1/_4$ Uhr, also in $3^1/_2$ Stunden nach dem Aufbruch von der Spitze. Die letzten Eisstücke der Gletscherzunge blicken hier in eine enge, mit Felstrümmern bedeckte Schlucht hinab, in welche als sein künftiges Rinnsal der junge Eisbach von der Höhe in schnellem Laufe gelangt. In dieser kühlen Schlucht wurde gelagert und hier fühlte ich mich zum ersten Male auf

der Bergreise zunächst körperlich behaglich. Wahrhaft wohlthätig netzte das eisige Naß des Mitterbachs die trockenen Kehlen. Jedoch auch dem Auge und der Haut, welche vom Sonnenlichte und der dünnen Luft gereizt waren, that die Berührung mit ihm ungemein wohl. Im Ganzen aber hatte ich heute von diesen Feinden der Bergsteiger weniger gelitten als andere Male. Meine Augen kamen nicht in Frage, da ich sie durch blaue Brillen geschützt hatte. Dafür war es rein dem Umstande, daß wir nach Sonnenaufgang noch eine Zeit lang im Schatten des Urkund und der Wildspitze dahin zogen und daß ich später, als mich schon die Aufregung nach dem Ziele ergriffen hatte, mir nicht mehr Zeit dazu nahm, zuzuschreiben, daß ich diesmal mein gewöhnliches Mittel zum Schutze der Haut, ihr Bestreichen mit in Wasser aufgelöstem Schießpulver, nicht angewendet habe.

Dennoch war ich nach dieser Expedition zwar stark abgebrannt, die Gesichtshaut aber schälte sich fast gar nicht ab, und so schien sich der Satz zu bestätigen, den ich wiederholt gehört habe, daß der Einfluß der Luft und des Lichtes in den höchsten Regionen bei halbbedecktem Himmel weit schädlicher ist, als bei ganz reinem, und damit stünde auch im Einklang, daß ich selbst zu oberst auf der Wildspitze weder stärkeres Herzklopfen noch eine andere Wirkung des verminderten Luftdruckes bemerkt habe.

Als wir uns hinlänglich ausgeruht und erfrischt hatten, betraten wir den oben durch die Schlucht des Mitterbachs westlich begrenzten Rofner-Kühberg. Die bekannten Bilder, Spitze um Spitze im Venter-Gurglerücken, der Rofenkarferner, der stille Thalgrund von Rofen mit den freundlichen Rofnerhöfen tauchten während des Hinabsteigens über die steilen Abhänge nach einander auf. Um halb 6 Uhr begrüßte ich wieder Frau Felicitas vor der Schwelle ihres Hauses.

Sie war sehr erfreut über unsere glückliche Zurückkunft und versetzte mich bald in die heiterste Laune durch die ungemeine Hartnäckigkeit, mit welcher sie unseren ernstlichen Betheuerungen zum Trotze behauptete, wir seien gar nicht auf der Wildspitze gewesen, und diese Behauptung bloß darauf stützte, daß wir sonst noch nicht zurück sein könnten, denn das eine Mal mit dem Herrn

seien sie viel später gekommen. Meinem Gefährten riß endlich die Geduld, worüber ich natürlich nur noch um so mehr lachte.

Abends aber saßen wir, Herr von Enderes und ich, wieder im Widum zu Vent und fanden auch hier die freundlichste Theilnahme und das regste Interesse an den Erlebnissen des Tages. Meine Abreise von Vent schon am folgenden Tage, ließ mich nach der Ersteigung nicht mehr mit Nicodem zusammenkommen. Er und Leander haben mir jedoch sogleich nach der Zurückkunft erklärt, nie wieder auf die Wildspitze gehen zu wollen. Sie baten mich darum, ich solle ja gewiß beschreiben, wie gefährlich es sei, damit Niemand Lust habe hinaufzugehen, und ich glaube, daß es wenigstens Nicodem Ernst mit dieser Erklärung und Aufforderung war.

Meine Aufgabe für diese Schilderung ist dadurch natürlich keine andere geworden. Ich habe die Dinge beschrieben, wie ich sie gefunden habe.

Allein ich halte es für meine Pflicht, denn doch zum Schlusse einige Worte für jene Besteiger beizufügen, welche Lust bekommen sollten, sich an der Wildspitze zu versuchen.

Einem geübten Steiger, der, von der Ausdauer gar nicht zu sprechen, seinen stets sicheren Tritt, seine vollkommene Schwindelfreiheit und seinen selbst durch eine wirkliche Gefahr nicht zu erschütternden Muth erprobt hat, kann ich wegen des Hochgenusses, den ihm eine gelungene Ersteigung der Wildspitze verschaffen wird, und der, was das Gletscherpanorama betrifft, größer als irgend einer anderen Bergspitze der östreichichen Alpen sein dürfte, nur rathen, das Unternehmen zu wagen. Er wende sich dann jedenfalls wegen der Ausführung und Begleitung an Nicodem und Leander Klotz. Sie sind die tüchtigsten Führer des Oetzthales, und gehen sie selbst nicht mit, so wird er jedoch von ihnen erfahren, ob und auf welche Weise die Expedition am Besten anzupacken ist. Jedem andern Bergsteiger aber wiederhole ich die Worte, die ich am Tage nach der Besteigung in das Fremdenbuch in Vent geschrieben habe. Es ist nicht Jedermanns Sache, über Eiswände von circa 50 Klafter Neigung ohne Angst und Schwindel zu gehen, und wer sich nicht erprobt hat, daß er dies vermag, wage sich ja nicht an die Wildspitze, auf welcher ein Absturz bei

einem Schwindelanfalle auf der gefährlichsten Strecke unterhalb der Spitze, selbst durch die besten Führer nicht verhindert werden könnte, weil sie dann wahrscheinlich mit in die Tiefe gerissen werden würden, oder füge ich bei, „damit dies nicht geschehe, den Fremden seinem Schicksale überlassen müßten."

Zur näheren Erklärung des Beisatzes diene jedoch noch eine kurze Notiz. Als Leander und Nicodem gekommen waren, um mich über diese gefahrvolle Strecke unterhalb der nordöstlichen Kuppe vorbei auf die Einsattlung zwischen den Spitzen zu führen, und mir das Seil um die Mitte befestigt hatten, banden sie es nicht wie sonst in ähnlichen Fällen auch sich selbst um die Mitte, oder um den Arm, sondern hielten es nur zusammengerollt in der Hand. Ich verstand dies sogleich und beobachtete deshalb bei ihrem Eintreffen auf der Einsattlung mit meinem Begleiter, ob sie auch bei ihm dasselbe gethan hätten. Sie hatten es auch diesmal so gemacht. Ich schwieg. Erst in Rosen fragte ich Nicodem nach unserer Zurückkunft, ob er und Leander uns Fremde hätten erhalten, wenn einer von uns unterhalb der Spitze gefallen wäre, und die Antwort darauf lautete, daß sie alles Mögliche gethan haben würden, aber sich gedacht haben, mich könnten sie allenfalls noch halten, aber den andern Herrn, der wäre schwer, den hätten sie kaum erhalten. Jetzt erst theilte ich Nicodem mit, daß ich es wohl bemerkt hätte, daß sie deshalb das Seil nur in der Hand hielten, worauf er blos erwiderte, sie hätten nicht ausgelassen, als wenn es, ohne mit hinabgerissen zu werden, nicht mehr möglich gewesen wäre, den Abrutschenden zurückzuhalten — eine Versicherung, von deren Wahrhaftigkeit ich auf das Innigste überzeugt bin.

Die Lehre aus dieser Erzählung aber ist die, daß die Wildspitze kein Großglockner und kein Montblanc ist, auf welchem die Führer ihren Mann in jedem Augenblicke ohne Gefahr für sich selbst forthißen können. Bei der Besteigung der Wildspitze hat vielmehr jeder für sich selbst genug zu sorgen. Darum möge, wer sich nicht geprüft hat, ob er sich in jeder Lage auf sich selbst verlassen kann, auf den Großglockner und den Montblanc gehen, die Wildspitze zu ersteigen aber Denjenigen überlassen, welche die Sicherheit besitzen, die ihm fehlte.

Wie sehr sich die Verhältnisse bezüglich der Ersteigung der Wildspitze seit 1861 geändert haben, geht wohl am klarsten aus der Thatsache hervor, daß sie allein im Jahr 1867 viermal erstiegen worden ist. Daß dies Jahr für Gletscherexpetionen höchst günstig war, hat gewiß dazu beigetragen, allein derlei Jahre gab es auch früher. Die Gründe des häufigen Besuches des Berges lassen sich vielmehr auf die Zunahme des Besuches des Oetzthales überhaupt, dann darauf zurückführen, daß sich in Folge davon neue, dem Fremden stets zu Diensten stehende Führer herangebildet haben, vor Allem aber auf den Umstand, daß auch auf die Wildspitze in neuester Zeit ein besserer Weg, als die früher benutzten, aufgefunden worden ist. Man verläßt jetzt die Südseite nicht, sondern steigt auf ihr über den Rosenkar-Ferner ohne Gefahr auf den schon 11,500 Fuß hohen Sattel zwischen dem Urkund und der Wildspitze selbst und von da auf die südwestliche Spitze. Mr. Tuckett, welcher auch in diesem Falle bei seiner Besteigung im Jahr 1865 den zweckmäßigsten Weg erkannt hatte, hält es für möglich, unter günstigen Umständen in 4—4½ Stunden von Rosen die Spitze zu erreichen.

Dritter Abschnitt.

Aus der Zillerthaler-Gruppe.

1. Charakteristisches.

Der Thaleinschnitt des Wippthals zwischen Innsbruck und Brixen (die Brennerstraße) trennt die Alpen der Oetzthal-Stubaier-Gruppe von den Zillerthaler-Alpen; die Jochhöhe des Brennerpasses ist zugleich Scheidungs- und Verbindungsglied beider Gruppen. Von derselben zieht nördlich der Sillbach, südlich der Eisack. Das vom Sill durchflossene Wippthal bildet also die Westgrenze der Zillerthaler-Alpen. Der Krimmler Tauern oder genauer der östlich von demselben gelegene noch etwas niedrigere Paß der Birnlücke bildet die Ostgrenze. Von dort beginnt der lange Zug der Hohen Tauern.

Im Zillergrunde neben dem Krimmler Tauern entspringt der Zillerfluß, welcher der ganzen Gruppe den Namen gegeben hat.

Wie bei der Oetzthaler-Gruppe der Nordabfall zum Innthal sich senkt, so auch bei der kleineren Zillerthaler-Gruppe. Wie dort die Oetz, so bildet hier der Ziller den tiefen Thaleinschnitt, der fast rechtwinklich auf das Innthal geht. Die Mündung des Oetzthals liegt fast ebenso weit westlich von Innsbruck, wie die Mündung des Zillerthals (bei Straß) östlich von der Landeshauptstadt. Beide Thäler steigen in südlicher Richtung gegen die Wasserscheide

an, spalten sich in ihrem oberen Theile vielarmig und werden dort von den höchsten Spitzen der Centralkette mit zahlreichen Gletschern, (Fernern, Keesen) umfaßt.

Im Uebrigen stehen jedoch Oetzthal und Zillerthal in bedeutendem Gegensatz; besonders in den Bergformen und Vegetationsverhältnissen. Das Zillerthal von Straß bis Mayrhofen — eine Strecke von 8 Stunden — hat nur geringe Steigung, also größere Tieflage und darum ein milderes Klima. Die Thalgehänge sind viel sanfter als im Oetzthal, mit üppigem Graswuchs bekleidet; in anmuthigem Wechsel ziehen sich Wald und Weide bis zu den höchsten Kuppen hinan und selbst in den höher gelegenen „Gründen" (Thalbuchten) erblickt man zwischen grausen Felstrümmern noch manches freundlich umgrünte Bauernhaus, so daß der Gesammteindruck ein viel freundlicherer und milderer ist als im Oetzthal. Es ist im ganzen Zillerthal mehr Frohmuth und Bergeslust und der Zillerthaler gehört bekanntlich zu den aufgewecktesten singlustigsten Tyrolern. Er ist groß und schlank gebaut und doch sehr kräftig und selbstverständlich auch rauflustig.

Im Oetzthale, wo die Firn- und Felswüsten viel größere Dimensionen haben, die Gesammterhebung des Landes auch ein rauheres Klima zur Folge hat, tritt das Idyllische entschieden zurück; im Zillerthal, wo die Dimensionen kleiner sind und sich Alles näher rückt, kann es viel mehr sich geltend machen. Zugleich ist der schnellere Uebergang zum Heroischen und Tragischen ergreifender. In seinem reicheren Wechsel landschaftlicher Effekte, an malerischem Reiz ist das Zillerthal dem Oetzthal entschieden überlegen. Schon Mayrhofen, wo noch das Milde mit dem Wilden sich paart, ist von entzückender Schönheit. Dort beginnt die Gabelung des Hauptthals in seine Hochthäler: Zillergrund (östlich), Thal Stillup (südöstlich), Zem- und Zamserthal (südwestlich) und Duxerthal (westlich). Jeder dieser „Gründe" hat Prachtstücke alpiner Schönheit aufzuweisen. Gleich der Eintritt in das Zemthal nach Dornanberg (wie die ganze Gemeinde weit zerstreuter Ansiedelungen heißt) führt in eine wilde Schlucht emporstarrender, mit finsteren Tannen besetzter Felswände, zwischen welchen der Zembach herabbraust — ein Bild, das mit der Rheinschlucht der Graubündener Via mala wetteifern kann. Das ganze

Pfarrdorf „Dornauberg", nach einem einzelnen Hause Ginzling genannt, liegt höchst malerisch. Von Ginzling gelangt man leicht in das südöstlich sich öffnende, 3 Stunden lange Floitenthal, in dessen Hintergrunde die Löffel- (Trippach) Spitze aufragt und durch dessen wild zerrissene Felsmauern der Floitengletscher tief seine Eiswogen herabwälzt.

Dort haben sich die nun völlig ausgerotteten Steinböcke am längsten gehalten, bis zu Anfang des vorigen Jahrhunderts.

Steigt man von Ginzling zwei Stunden aufwärts im Zemthal, so öffnet sich wieder (bei der Breitlahner-Alp) ein wildschönes Thal, der Schwarzsteingrund mit großartiger Gletscherentwicklung (Schwarzenstein 10,368 Fuß, Möselespitze 10,612 Fuß). Von der neuen Hütte der 6238 Fuß hohen Schwarzenstein-Alp ist der Anblick des furchtbar zerklüfteten Schwarzensteingletschers und auf die aus schwindelnder Höhe in weißem Krystall herabglänzenden Spitzen und Kuppen des Mösele, Roßruck, Mörchen- und Hornspitz, vor Allem auf die Pyramide des Thurnerkamp ein tief ergreifender. Und doch wird der Eindruck noch gesteigert, wenn man das nächste kurze Parallelthal, das von Hörping, das sogenannte **Schlegleisenthal** betritt. Die Abstürze des Hohen Ferners und des Hochfeilers, des höchsten Gipfels der ganzen Zillerthaler Alpengruppe (10,824 Fuß) sind von überwältigender Großartigkeit.

Die südwestliche Fortsetzung des Zemthales heißt Zamserthal; dasselbe führt über das 6905 Fuß hohe Pfitscherjoch in's Pfitscherthal und endet bei Sterzing an der Brennerstraße. Der ganze Thaleinschnitt trennt die Zillerthaler-Alpen im engeren Sinne von dem Duxer-Gebirge, dessen höchste Spitze der Olperer (10,746 Fuß) ist.

Die fünf höchsten Gipfel sind: Hochfeiler 10,824 Fuß (3516 Meter); Olperer (Riepenspitze) 10,746 Fuß (3490 Meter); Grasesspitz (Großer Spitz.) nach Sonklar 10,986 W. Fuß; Möselespitze 10,612 Fuß (10,906 W. Fuß nach Sonklar); Thurnerkamp 10,499 Fuß (10,789 W. Fuß nach Sonklar).

Nicht weniger als 49 Höhenpunkte übersteigen die absolute Höhe von 10,000 W. Fuß. Die Löffelspitze, welche lange Zeit

für den höchsten Gipfel galt — sie hat 10,391 Fuß — ist im Range absoluter Höhe nun der achthöchste geworden.

Da dem Zillerthalergebirge jene Gesammtbodenanschwellung fehlt, wie sie das Oetzthalergebirge oder die Glockner- und Venedigergruppe in den Tauern besitzt: so fehlt auch die weite Ausbreitung der Gletscherreviere, wie sie in jenen Gebirgen vorkommt. Die scharf aufgesetzten und schroff abfallende Kämme gewähren jedoch mit ihren wild zerrissenen Gletschermassen nicht minder imposante und für den Maler noch viel lohnendere Landschaftsbilder, namentlich auf der Nordseite des Zillerthaler Hauptkammes, wo fünf primäre Gletscher zur Entwickelung gelangt sind (Floiten-, Schwarzenstein-, Horn-, Waxegg-, Schlegleisen-Gletscher) — deren Länge freilich nicht mit denen der Venediger- und Großglockner-Gruppe wetteifern kann. Auch unter den Gletschern zweiter Ordnung gibt es wildschöne Eisgebilde, z. B. der Wildgerlosgletscher am nördlichen Abhang der Reichen- und Wildgerlosspitze.

2. Durch das Zillerthal nach Ginzling.

Als ich — erzählt Rudolf Hinterhuber im „Tourist" 1870, 2. — bei Straß das Hauptthal beging, trat an der Zillerbrücke die Sage von dem geisterhaften Männlein vor mich, welches hier der Erlösung harrt. Doch kein Männlein ließ sich sehen . . . .

Es war Sonntag. Stattlich geputzt, die Hüte mit Schildhahnfedern oder Gemsbart oder mit beiden geschmückt, standen die jungen Bursche, durchweg kräftige Gestalten, in kurzer Joppe und lederner Kniehose vor der Kirche von Fügen, deren Feier eben beendet war. Bald darauf ging's auch beim Gastwirth Rainer lustig her. Der Name Rainer ist wohl noch von den Quartettsängern bekannt, welche im zweiten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts in London und anderen Städten so große Erfolge errangen. Auch heute wurde hier gesungen. Der Sinn für Gesang ist im ganzen

Zillerthal verbreitet; er beherrscht alle Dörfer und von den Alpen, von jeder Berglehne erschallen lustige Weisen.

Wohl gab es auch andere Zeiten, wo der Gesang, wenn er sich hören ließ, sehr wehmüthig wie aus dem Innern eines wunden Herzens erklang, traurig, wie der Abschied vom geliebten Heimathlande. Es war zur Zeit, als viele Zillerthaler in die Fremde wanderten, theils in Folge religiöser Unduldsamkeit, theils von betrügerischen Werbern nach Peru, Lima, Brasilien verlockt.

Doch die Sonne scheint heute so klar, fort mit so traurigen Bildern! Frohen Muthes wanderte ich gegen Zell, den Hauptort des Thales und Gaues. Schon tönte die Mittagsglocke, — sie tönte so rein und hell, als ob sie die Sonntagsfeier mit empfände.

Die Bursche eilen nach ihren Gehöften, durch deren Schlot dichter Rauch wirbelt. Da wird wohl gebacken oder gebraten, vielleicht zum „Dung" der Germspeise*) zerlassenes Schmalz aufgetischt, denn der Zillerthaler liebt dies. Noch höre ich ein altes Bäuerlein am Tage des heiligen Maximilian (dem Namensfeste des Erzbischofs von Salzburg) sagen: „Heut' wird er (der Erzbischof) wohl Schmalz essen!"

Von nah und entfernten Häusern hörte man beten. Bald saß auch ich am gewuchtigen Tische, jedenfalls einem Möbel vom vorigen Jahrhundert, aber rein gehalten und jetzt mit weißem, an seinen Enden mit roth befranztem Linnenzeug bedeckt. Zum Nachtische wurde schon wieder die Zither von der Wand genommen, Alpenweisen und Tänze gespielt oder mit einigen Akkorden Schnaderhüpfl begleitet, wozu sich bald die Theilnehmer mehrten.

Mit stolzer Haltung, gleich Recken aus den Nibelungen, den gezierten Hut etwas schief gesetzt, die Joppe über die Schulter geworfen, kamen sie beinahe rudelweis zur Thür herein, lagerten sich an den zahlreichen Tischen, den Kopf mit der einen, auch mit beiden Händen stützend, oder den Schnurrbart streichend, oder schon den Arm der Kellnerin entgegenstreckend, die eben mit den steinernen Maaßkrügen zur Thür hereinkommt.

*) Eine Art Topfkuchen von Hefenteig.

Und mächtiger griff nun der Zitherspieler in die Saiten, aber ein breitschultriger Kämpe entriß sie ihm: „Kannst nix, Fretter!“ und machte sie sich selbst eigen. Die andern aber lachten oder riefen: „Hascht recht, Hies!“ oder: „leid's nöt!“ oder „Löafoign!“ je nachdem sie Partei nahmen. Bald kam es auch zu Spott- und Trotzliedern, vielleicht auch zu einem Faustkampf, bei welchem die den Zillerthalern und Pinzgauern eigenen Stoßringe nur allzu gern den Ausschlag geben, wer weiß?

Ich machte mich, sobald der Lärm oder das Gespräch, wie es dort harmlos heißt, zu toll wurde, ganz stille fort, den Weg nach der Gerlos, die ich heute noch erreichen wollte, einschlagend.

Noch einmal kehrte ich auf einer Anhöhe mich um und übersah das entzückend schöne Hauptthal mit seinen vielen Gehöften und Kirchthürmen aus welchem der Ziller hier und da hervorblitzte.“

Wir wollen aber nicht den bekannten Uebergang durch das Gerlosthal in's Ober-Pinzgau verfolgen, sondern über Mayrhofen nach Ginzling in's Floitenthal vordringen, und da mögen zuvörderst einige charakteristische Züge aus der Feder Ruthner's willkommen sein. Er schreibt in seiner Schilderung der Ersteigung des Schwarzenstein*) von

Mayrhofen:

„Nachdem ich der eingetretenen schlechten Witterung halber die Expedition schon fast als vereitelt angesehen, überraschte mich am folgenden Morgen ein theilweis blauer Himmel. Es war ein Feiertag und die Gunst des Wetters nicht bloß mir, sondern aller Welt, besonders den Mädchen von Mayrhofen, willkommen. Denn heute sollte eine jener feierlichen Kirchenprocessionen statt finden, welche eben im Rahmen des Zillerthals gesehen werden wollen, um der Erinnerung nicht wieder zu entschwinden.

Höchst malerisch ist ja der Anblick, auf dem grünen Plan unter dem herrlichen Geläut der Glocken vom nahen Thurme die Procession mit den flatternden Kirchenfahnen herannahen zu sehen.

---

*) S. Aus Tyrol. Berg- und Gletscherfahrten &c. &c. Neue Folge. (Wien, 1869.)

Alles schreitet paarweis einher; die Schützen, die Schuljugend, darunter die kleinen Mädchen in weißen Kleidern, dann die erwachsenen Mädchen, den Jungfrauenkranz in den Haaren. Statuen des Schutzengels und reichgeschmückte Madonnenbilder, jene von Knaben, diese von Jungfrauen getragen, sind zwischen den Paaren der Knaben und Jungfrauen eingetheilt. Hierauf der Priester mit dem Allerheiligsten unter dem Baldachin und hinter ihm wieder paarweis das Volk. Dafür, daß einzelne Jungfrauen allerliebst aussahen, bürgt der bekannte schöne Menschenschlag im Thale. Aber ein, wenn auch minder graziöses, doch nicht minder beachtenswerthes Bild gaben die Schützen, in der Mehrzahl stattliche Männer, die ihr Schützengewand: graue Joppe ohne Kragen, rother, an seinem oberen Ende mit einem grünen und silbernen Bande besetzter Brustlatz, schwarzes bis zum Kniee reichendes Lederbeinkleid, über das um die Mitte des Leibes der breite, häufig weiß ausgenähte Bauchgurt von schwarzem Leder geschnallt und das von grünen Hosenträgern gehalten ist, weiße Strümpfe und niedere Bergschuhe, dann der weltbekannte Zillerthaler Spitzhut, wozu noch bei allen Uebrigen der Stutzen, bei den Officieren der Säbel kommt — vortrefflich kleidet.

Nachmittags setzt es allerdings manche minder erfreuliche Scene ab. Die Colonne der Schützen rückt nach Beendigung der Procession klugerweise vor die Gasthäuser und ihre Musikbande spielt hier manch ein Stück auf. Als Lohn dafür erhalten sie Bewirthung und reichlichen Trunk und da beginnt bei dem ohnehin lärmlustigen Völklein ein Höllenspektakel. Das war auch heute und schon zu einer Zeit der Fall, als noch ein Theil der Männer sich mit Scheibenschießen unterhielt.

Ich benutzte den Nachmittag zur Besichtigung der Umgebung von Mayrhofen.

Mayrhofen liegt entzückend schön. Grün ist die vorherrschende Farbe in der Landschaft; überall im Thale und auf den Höhen erglänzen grüne Matten, und die nicht sehr zahlreichen Kornfelder vermögen diesen Hauptton nicht zu ändern. Allein neben dem Laubholz finden wir auch dunkle Forste wirkungsreich im Thale vertheilt, und Häusergruppen im Baumschatten schmücken dasselbe. Zudem ist die eigentliche Thalsohle dadurch, daß sich das Thal

bis an den Fuß der Berge im Süden überall ausbuchtet, so breit, daß jede Beengung fehlt, welche sonst so leicht in Gebirgsthälern das Bild beeinträchtigt. Reizend paßt in das Ganze der Abhang von Dux mit dem Kirchlein von Finkenberg zu oberst, das mit seinem rothen Thurme freundlich in das freundliche Gemälde herabschaut und prachtvoll sind die Formen des nahen Gebirgs rings über dem Thalboden.

Schon mitten in Mayrhofen selbst zweigt links der Weg nach Brandberg und nach dem Zillergrund ab; er zieht erst links an der Kirchhofmauer hin und tritt von dem Platze, auf welchem in gleicher Höhe mit der Kirche das stattliche Forsthaus steht, in eine kleine Gasse und weiter in einen Fichtenwald. Die Vorberge, beiderseits herrliche Höhen, wundervoll schön gefurcht, bemattet und bewaldet, lassen nur wenig Raum für den Eingang in den Grund übrig und er ist daher bloß durch einen schmalen Einschnitt gezeichnet. Neben dieser Enge steht der Filzenkopf und rückwärts die stolze Ahornspitze . . .

Wir schreiten etwas auf dem Hauptthalwege vor, der uns nach der Stillup, nach Dux und dem Zemgrunde führt. Da überrascht uns kaum weiter als eine Viertelstunde von Mayrhofen bei der Häusergruppe der Säge von Ober-Mayrhofen eine Brücke über den Ziller, der wenig oberhalb über ein Wehr herabstürzt. Da sie für Fuhrwerke breit angelegt, ohne Mitteljoch und in der Mitte erhöht, auch mit einem nur leichten Geländer versehen ist: so zeichnet sie ein gewisser Schwung von anderen Alpenbrücken aus. Der Ziller hat hier gerade erst den Zillergrund verlassen, noch ist er ein ganz kleines Flüßchen; doch schon nach wenigen Minuten Weiterlaufes schwingt er sich durch die Aufnahme des bereits vereinigten Zem-, Dux-, Stillup-Baches zu einer Macht zweiten Ranges unter den Alpenwässern auf.

. . . . Wir schlagen den Weg in den Zemgrund ein, überschreiten den Hohen Steg, ein schmales gedecktes Brücklein, das über die tiefe Schlucht des Zembaches geschlagen ist. Von ihm steigt der Weg bis zu den Höfen von Dornau oder Berg-Dornau im Walde an. Sie liegen auf grünem, nach rückwärts sich erhebenden Wiesengrunde wie in einer Nußschaale neben einander, überragt von dem waldigem Fußgestelle des Grünberges

und jenseits des Zembaches von den steilen Felswänden der nördlichen Abhänge der Tristenspitze. Wir gehen weiter, biegen um eine Ecke und haben den gepriesenen Engpaß des Zembaches erreicht.

Das wahrhaft Großartige der Schlucht beruht auf der schwindelnden Tiefe, in welcher anfangs der Zembach tost, auf der Reihe prächtiger Wasserfälle, welche der an ruhigen Stellen tiefgrüne, doch sonst überall in weißen Schaum aufgelöste Wildbach im Absturze bildet; auf den riesigen Steinblöcken in seinem Bette, endlich auf den theilweis überhängenden grotesken Felsbildungen, unter denen der Weg sich fortzieht. Alles bei kräftigem Waldbestande, der sich, wo nur das Gestein es gestattet, in mächtigen Fichten darstellt und noch die am rechten Ufer himmelhoch aufsteigenden Felswände ziert.

Am Karlsstege, etwa 1½ Stunden von Mayrhofen ist das Ende der hochinteressanten Schlucht erreicht.

Die Brücke ist wegen der Breite des Baches lang und gleichfalls gedeckt; ein kolossales Felsstück im Wasser dient als Brückenpfeiler und wenig Schritte aufwärts ragen noch gewaltigere Blöcke aus den Fluthen; eine Felswand am linken Ufer schließt die Schauer des tieferen Schlundes nach oben zu ab, im Hintergrunde ragt das Ingentkar auf.

Wir treten auf das rechte Ufer des Zembaches und gelangen in einer Stunde nach Ginzling."

3. Das Floitenthal und der Floitengletscher von C. v. Sonklar, k. k. Oberst.*)

Es war im Jahre 1865 als ich, nach einem mehrtägigen Aufenthalte im Zemgrunde, am 26. August abermals nach Ginzling kam, um von hier aus, behufs weiterer Studien über das Ziller-

*) Zeitschr. des deutschen A.-V. Bd. I., 1. (München, 1870).

thaler Gebirge, das Floitenthal zu besuchen und den Groß-Jugent-spitz zu ersteigen.

Ich hatte die vorige Nacht beim Breitlahner zugebracht, der, bei der starken Frequenz des Weges von Sterzing über des Pfitscherjoch nach dem Zillerthale, bekanntlich auch im Winter belegt und deßhalb mit einigen schüchternen Anfängen von Komfort versehen ist. Ich hatte in dem einzigen, sehr rustikalen Bette dieser Alphütte gut geschlafen, des Morgens sogar Kaffee gefrühstückt und meinen Weg um 8½ Uhr in der Richtung gegen Ginzling angetreten, wo ich um 11½ Uhr ankam. Der Tag war herrlich, die Gegend noch herrlicher und Frohsinn und Alpenlust schienen hier specieller als anderswo in die Sommerfrische gegangen zu sein.

Nachdem ich in Ginzling mein Diner aus Schöpsenfleisch und Forellen zu mir genommen, empfing ich den Besuch des Herrn Schönherr, Redakteurs der Schützenzeitung und Unterschützenmeisters zu Innsbruck. Er war auf Besuch bei seinem Bruder, dem Kuraten von Ginzling, hatte für den folgenden Tag ein Bestschießen veranstaltet und die Bestgaben dazu gespendet. Später machte ich in der Curatie meinen Gegenbesuch und verplauderte schließlich den Abend in Schönherr's Gesellschaft auf sehr angenehme Weise bis 11 Uhr Nachts.

Am folgenden Tage sollte schon am frühen Morgen die Exkursion in das Floitenthal angetreten werden. Da jedoch des Sonntags wegen bis nach dem Gottesdienste kein Führer oder Träger zu erlangen war, so kam es, daß ich erst um 11 Uhr meinen Marsch antreten konnte.

Ginzling ist bekanntlich die einzige kleine Ortschaft des Zemthales, drei gute Stunden von Mayrhofen entfernt, etwa eine gute Stunde oberhalb des oberen Endes der berühmten Dornauberger Schlucht und gerade vor der Mündung des Floitenthales gelegen. Die um die kleine Kirche versammelten Häuser des Dörfchens bestehen aus dem Widum und noch zwei bis drei Bauernhöfen, die am linken, dann aus dem Wirthshause und noch einem oder zwei Gehöften, die am rechten Ufer des hier in stürmischer Eile vorüberschießenden mächtigen Zembaches liegen. Ein starker auf den felsigen Ufern ruhender Steg verbindet beide Seiten.

Noch etwa 10 andere Gehöfte gehören hierher; aber sie sind weit umher über jene lange sanft abfallende Thalterrasse zerstreut, die am Roßsackstege (eine Stunde oberhalb Ginzling) beginnt, an der Thalenge von Formeben (etwa eine halbe Stunde unterhalb der Kirche) endigt, hie und da etwas ebenen Thalboden und an sonnigen Stellen auch etwas Ackerland hat. Die Gegend ist schön, die Wiesen sind voll lachenden Grüns, die unteren Berghänge voll Wald, die höheren voll Alpenland und grotesken Felsgebilden und hie und da blickt wohl auch ein schimmerndes Schneefeld aus nicht allzu großer Entfernung in's Thal herein. So erhebt sich im Süden von Ginzling der breite Schneedom des Riffler 10,247 W. Fuß, 3239 Meter hoch, während dicht neben an das schöne Felshorn des Tristenspitzes aufsteigt, und aus dem Innern des Floitenthales der knorrige Floitenthurm seine kühnen Formen zeigt.

Da das Floitenthal schluchtartig mündet, die Thalwände demnach an dieser Stelle einander sehr nahe stehen und die Thalsohle überdies innerhalb dieses Schlundes plötzlich um mehrere Hundert Fuß aufsteigt, so ist in Ginzling von den Schönheiten und Geheimnissen des Floitenthales, einige höhere Theile der rechten Thalseite abgerechnet, nicht das mindeste zu sehen. Dieser Umstand erhöht ohne Zweifel das Interesse für dieses abgelegene Stück Alpenwelt, welches durch den Ruf von seiner seltenen Pracht und Herrlichkeit ohnehin schon geweckt worden ist. Wie nun diese Erzählung darthun soll, rechtfertigt die Wirklichkeit dieses Interesse vollkommen, und wenn irgend ein Naturfreund, vielleicht auf meine Schilderung hin, den Besuch des Floitenthals unternehmen sollte, so wünsche ich ihm herzlich die Gunst der Witterung in jenem Grade, wie sie mir zu Theil geworden.

Der erste Austieg von Ginzling weg ist steil und nichts weniger als angenehm. Auch war es bei dem heiteren Wetter und zu der besagten Stunde wärmer als ohne Ungemach zu ertragen war. Der Steig durch die sonnenscheue waldige Schlucht ist überdies feucht und holperig genug und die Luft von dem Getöse des stürzenden Baches erfüllt. Da jedoch Hochgebirgswege eben kein Privilegium auf glatten Verlauf genommen, die Natur keine Freundin macadamisirter Straßen ist und der Alpenwanderer

diesen Umstand in der Regel richtig auffaßt, so werden ihn die erwähnten Qualitäten des Weges in die Floiten auch nicht viel anfechten. Nach einer Stunde oder etwas weniger mildert sich die Rauheit des Steiges; der Weg der bisher auf der linken Thalseite gelegen setzt jetzt mittelst einer Brücke auf die andere Seite über und bald darauf hat man die Tristenbachalpe erreicht, die etwa 1000 Fuß höher als Ginzling (4160 Wiener Fuß, 1315 Meter) auf grüner Alpenmatte liegt.

Ich kehrte in der Alpe zu, theils um mich nach dem rauhen Marsche etwas abzukühlen, theils um den Barometerstand abzulesen. In der Hütte aber ging es zur Zeit eben etwas lebhaft zu. Ein fremder Mann war anwesend, der von dem Senner ein junges Schwein kaufen wollte, sich jedoch mit ihm über den Preis nicht verständigen konnte. Die Differenz zwischen Anbot und Forderung betrug zuletzt nicht mehr als einen Gulden, war jedoch groß genug, um den Fremden zu so sündigem Zorne zu reizen, daß er eine Weile grollend und zankend weiter feilschte und die Hütte schließlich unter Scheltworten und Flüchen verließ.

Mit diesem Worttumulte bildete die feierliche Ruhe des Floitenthales, das jetzt offen vor mir lag, einen empfindlichen Gegensatz. Das bis zum Thalschlusse am Fuße des Floitengletschers noch etwa eine Meile lange Thal zog sich geradlinig und allenthalben eine gewisse, wenn auch geringe Breite festhaltend, vor mir hin, so daß seine plastischen Verhältnisse im Allgemeinen schon von hier aus ziemlich klar zu übersehen waren. Die Thalsohle stieg sanft an und zeigte nirgends eine schärfer ausgeprägte Stufenbildung. Riesige Bergwände schlossen das Thal auf beiden Seiten ein, besonders aber waren es die wilden Felsabstürze der Mörchenschneid, die schon jetzt meine Aufmerksamkeit in besonderem Grade fesselten. Im Hintergrunde des Thales aber und den ganzen Thalschluß ausfüllend, erhoben sich die weichen silberweißen Formen des Floitengletschers, oben in einige hohe Schneegipfel zugeschärft und unten eine breite streifige Eiszunge in die Tiefe herabsenkend. Diese Uebersichtlichkeit und Abgeschlossenheit des Thales, so wie die Einfachheit und Großartigkeit seiner Verhältnisse erzeugte den Eindruck einer traulichen, anheimelnden, zu stillem Nachsinnen einladenden Abgeschiedenheit.

Nun ging's sehr bequem thalaufwärts; in einer Viertelstunde war die Höhenbergalpe, die dicht am Wege liegt, und in einer weiteren Viertelstunde die Sulzalpe erreicht. Diese hat ihre Lage auf einer erhöhten Stelle der linken Thalseite, auf welche man unfern der Höhenbergalpe übersetzt. Bei der Sulzalpe fand sich am Fuße der linksseitigen Thalwand eine große Quelle vor, die an der Ausbruchsstelle einen nicht ganz unbedeutenden Tümpel bildete und dann das nächstliegende ebene Stück des Thalgrundes in ansehnlichem Umfange versumpfte. Etwas abseits, wo sich nämlich der Abfluß dieser Quelle zu einem kleinen Bache vereinigt hatte, war es mir möglich, ihren Wasserertrag zu messen; ich fand die Breite des Baches mit 8 Fuß, seine mittlere Tiefe mit 10 Zoll und die Geschwindigkeit, mit der sich das Wasser bewegte, mit 6 Fuß für die Sekunde. Hieraus ergibt sich, daß diese Quelle in einer Stunde nicht weniger als 144,000 Kubikfuß Wasser liefert. Zwei gleichartige und fast ebenso mächtige Quellen sah ich später im Stilluppthale, — Vorkommnisse, die im Kalkterrain nicht selten sind, im Gneißgebirge aber gewiß eine höhere Beachtung verdienen. Ich halte sie für die Folgen einer größeren Verwerfung, wobei die Sprungkluft dem Wasser die Gelegenheit darbietet, sich in größerer Menge anzusammeln. Es ist auffällig, daß die große Quelle bei der Niesel-Asten im Stilluppthale mit der beschriebenen Quelle nächst der Sulzalpe gerade in derselben Parallellinie zum centralen Hauptkamme der Zillerthaler Alpen liegt.

Bis zu der nunmehr folgenden Pöckachalpe ist es eine halbe Stunde. Diese Hütte hat ihre Lage wieder auf der rechten Thalseite, und zwar dicht am Fuße der Kreuzspitze (9467 W. Fuß, 2992 Meter nach Sonklar) und am Rande einer Geröllfläche, die den Thalboden in einer Länge von etwa 1000 und in einer Breite von circa 300 Schritten, oder, was hier dasselbe heißt, von einer Thalwand zur anderen bedeckt. Dabei hat diese Schuttmasse ein so geringes Gefäll, daß sie der Bach in unzählige Arme getheilt überrieselt. Auch hier verweilte ich kurze Zeit, um den Barometerstand abzulesen, der mir die Seehöhe der Alpe mit 4627 W. Fuß, 1462 Meter angab.

Hat man die Pöckachalpe hinter sich und ist man in der Höhe der jenseits des Baches gelegenen Schönthaler Alpe angelangt,

so erhebt sich der Steig etwas rascher auf einen vorspringenden Fuß der rechtsseitigen Thalwand, der auch den Bach an die entgegengesetzte Berglehne drückt und die Thalsohle verengt, ohne daß jedoch die Thalwände selbst einander merklich näher rücken. Der Weg ist nun rauher und steiniger, und wird es nach und nach immer mehr, so zwar, daß die Baumgartalpe, die man von Pöckach weg in $^3/_4$ Stunden erreicht, bereits auf dem wüsten Steingetrümm eines vom Gigelitzspitz herabhängenden Schuttkegels liegt. Die Hütte selbst ist von sehr primitiver Art und in ihrer altersgrauen Einfachheit von den umherliegenden Gneißblöcken erst ganz in der Nähe leicht zu unterscheiden.

Wie aber hatte sich die freilich immer etwas allzu großartige Idylle des Floitenthales bei der Tristenbachhütte bis hierher verändert! Schon bei der Pöckachalpe waren meine idyllischen Anwandlungen durch den Anblick des total übermuhrten*) Thalgrundes und der ihre absonderlichen Eigenschaften immer deutlicher enthüllenden Mörschenschneide auf ein Minimum herabgesunken. Hier aber, bei der Baumgarthütte nämlich, hatte die Idylle vollends ein Ende, und die wenigen umherweidenden Kühe und Schafe halfen nichts mehr in der besagten Richtung. Die Natur trug jetzt ihre stolzeste Cäsarentoga und blickte so ernsthaft und majestätisch drein, als faßte sie nichts geringeres, als ihre eigene Größe in's Auge.

Fels und Eis waren in dem mächtigen Landschaftsbilde, das sich hier vor meinen Blicken aufthat, vorherrschend. Auf der östlichen Seite erhob sich eine dürftig übergraste Schutthalde steil zu den Felsgehängen des Gigelitzspitzes, von dem jedoch weder der Gipfel (9486 Fuß △, 2998 Meter), noch die zwei kleinen Gletscher unterhalb desselben, wohl aber einige seiner wilden schneidigen Seitengrate sichtbar waren. Von den übrigen Gipfeln dieses Kammes trat erst der Floitenthurm und weiter nördlich der Tristenspitz hervor. Thalaufwärts bis zum Fuße des Floitengletschers lag alles, Thalgrund und Bergwände, voll grauen Felsschuttes, und die bis auf die Thalsohle herabreichende Eiszunge war

*) Bekanntlich heißt der von den Höhen herabkommende Geröll- und Schuttstrom eine „Muhr".

ringsum von einem breiten und hohen Schuttwall umgeben. Auf dieser Seite bot das Thal bis zu meinem Standpunkte herab und noch ziemlich weit darüber hinaus jenen kahlen und mißfärbigen Anblick, wie er in den Umgebungen eines großen Gletschers gewöhnlich ist. Höher lag dann die schöne breite Gletscherzunge und noch höher das weitgedehnte lichtschimmernde Schneefeld, theilweise in mächtige blaue Treppen oder in herrliche Eisnadeln zerbrochen, von einem Kranze hoher Eiszinnen umgeben und im fernen Hintergrunde von dem stolzen Silberhorne des Schwarzenstein beherrscht.

Aber alle diese Einzelheiten, wie fesselnd sie auch für das Auge waren, sie boten dem Anblicke dennoch nichts Außerordentliches dar. Der Floitengletscher ist ohne Zweifel ein schöner, normal gestalteter, in gefälligen Formen sich darstellender Eiskörper von ansehnlicher Größe; aber ich habe anderwärts noch viel größere und in manchen Beziehungen noch weit interessantere Gletscher gesehen. Nichts aber gleicht an Macht und ungezähmter Wildheit dem gegen das Floitenthal gekehrten Absturze der Mörchenschneide. Unter diesem Namen versteht man jenes Stück des vom Schwarzenstein in der Richtung gegen Ginzling ablaufenden, zwischen dem Floitenthale einerseits, dem Zemgrunde und Gunkelthale anderseits sich aufthürmenden Nebenkammes, das an der Mörchenscharte südlich des großen Mörchenspitzes beginnt und mit dem Feldkamp am Ursprunge des Gunkelthales endigt. Diesem energisch aufspringenden Kammstücke gehören der Große Mörchenspitz 10,346 W. Fuß, 3270 Meter, die Mörchenschneid 10,147 W. Fuß, 3207 Meter, ein anderer Mörchenspitz nördlich neben dem vorigen mit 9969 W. Fuß, 3151 Meter, der Kleine Mörchenspitz mit 10,115 Wiener Fuß, 3197 Meter und der Feldkamp mit 9747 W. Fuß, 3081 Meter absoluter Höhe an. Die Aufeinanderfolge bei der Aufzählung dieser Gipfel geht von Süden gegen Norden; der Gr. Mörchenspitz steht also dem Schwarzenstein am nächsten, und ist, so wie sein kleinerer Namensbruder, ein kühn gestaltetes prachtvolles Felshorn. — Nun, soviel ist sicher, daß man die Floitenthaler Seite der Mörchenschneide gesehen haben muß, um die Wahrheit meines Ausspruches zu begreifen, daß ein Felsgerüst von dieser Höhe, Schroffheit und Formen-

größe als eine der höchsten Sehenswürdigkeiten nicht nur dieses Thales im Besonderen, sondern der Zillerthaler Alpen im Ganzen anzusehen ist.

Um das Aussehen der Mörchenschneide zu verdeutlichen, werden Worte, wie ich fürchte, wenig nützen, und auch eine Zeichnung, die ich übrigens an Ort und Stelle zu entwerfen keine Zeit hatte, würde nicht viel helfen, da sie die natürlichen Dimensionen dieses Gigantenbaues doch nur höchst unvollkommen verbildlichen könnte. — Die Mörchenschneide ist etwa eine halbe Meile lang und ihr Abfall gegen das Floitenthal so schroff, daß der Böschungswinkel im Mittel nicht unter das Maß von 42 Graden fällt. Einige ihrer Gipfel sind von der Baumgartalpe sichtbar, aber wegen der großen Nähe und Elevation des Kammes schweben sie hoch oben in der blauen Luft. Alles ist eitel Fels mit etwas Eis dazwischen, und der herrschende Gneiß ist dunkelbraun und düster. Neun kurze stachliche Felsrippen, welche acht kleine Eislager umschließen, streichen mit raschem Falle gegen das Thal nieder, doch vereinigen sich ihre Enden sehr bald zu einem einzigen wandartigen Absturze, der von vorne angesehen noch weit schroffer scheint, als er es in Wirklichkeit ist. In diese Wand haben die den Gletschern entstammenden Bäche mehr oder minder tiefe Rinnsale ausgenagt, an deren Enden im Thale der herabgeführte Schutt in steilen spitzigen Halbkegeln angehäuft wird. Die erwähnten Gletscher aber ruhen, jeder von dem andern abgesondert, wie in Nischen zwischen jenen Felsrippen eingelagert, hängen steil in's Thal nieder und sind an ihren Enden durchweg von breiten Schuttlagern verhüllt, die ihre eigentlichen Längen verbergen. Eine wilde Unruhe liegt in dem Bilde, ein großartiges Durcheinander kolossaler Felsmassen, nackter schneidiger Grate, scharfer Gneißnadeln, blanker hochaufgestellter Wände, grauer Eis- und Schneeflecken und wüster Trümmerhalden, in ihrer Synthese dennoch ein übermächtiges Ganzes, voll rauher grimmiger Majestät darstellend.

Als ich mich an all Diesem satt gesehen, nahm ich erst mehrere Winkel, stieg dann am Gehänge des Gigelitz etwa 1000 Fuß höher, um die oberen Lagen des Floitengletschers besser zu übersehen und kletterte darauf auch auf dem Gehänge eines an den Fuß der Mörchenschneide angelehnten Schuttkegels mehrere hundert Fuß

aufwärts, um auch gegen den Löffelspitz hin eine genügende Uebersicht des Eisfeldes zu gewinnen. Bei dieser letzteren Unternehmung kostete nur die Uebersetzung des hoch angeschwollenen und rasch strömenden Baches einige Mühe, da ich nicht durch einen Umweg über die Schönthaler-Alpe Zeit und Mühe verlieren wollte. Auf diese Weise bin ich dazu gekommen, von dem Floitengletscher ein ziemlich richtiges und detaillirtes Bild entwerfen zu können.

Der Floitengletscher ist ein primärer Gletscher, der seine Firnen längs dem Zillerthaler Hauptkamme von der Löffelspitze bis zum Schwarzenstein durch eine Strecke von 26,500 W. Fuß, 8370 Meter, ausbreitet. Dieses Maß kann als die größte Breite des Firnfeldes angesehen werden. Auf dem Kamme zwischen der Floiten und Stillup reichen seine Firnen bis nahe zum Lapenspitz und auf jenem zwischen der Floiten und dem Zemgrunde reichen sie bis zur Mörchenscharte, jenseits welcher die Mörchenschneide beginnt. In der Umfassung des Firnfeldes liegen also, von Osten an gerechnet, folgende Gipfelpunkte von bekannter Höhe: 1) Der Kleine Löffler 10,158 W. Fuß Kat., 3211 Meter, 2) der Löffel oder Trippachspitz 10,710 Fuß, 3385 Meter S. △, 3) ein Schneegipfel südwestlich des vorigen 9754 Fuß, 3083 Meter S. △, 4) ein Felsgipfel südwestlich des vorigen 9934 Fuß, 3140 Meter S. △, 5) der Floitenspitz (bisher ohne Namen; wegen seiner Lage im Allignement des Floitenthales von mir mit diesem Namen belegt) 10,089 Fuß, 3189 Meter S. △, 6) der Schwarzenstein 10,651 Fuß, 3367 Meter S. △ und 7) eine runde Schneekuppe zwischen dem vorigen und dem Gr. Mörchenspitz, doch näher dem letzteren, 9451 Fuß, 2987 Meter S. △. — Die Nachbarn des Floitengletschers sind hiernach: der Trippachgletscher auf der Südseite des Hauptkammes, der Löffelspitzgletscher im Stilluptthale und der Schwarzensteingletscher im Zemgrunde.

Der Floitengletscher setzt sich aus vier Zuflüssen zusammen, von denen der östlichste am Löffelspitz, der folgende am Floitenspitz, der nächstwestliche am Schwarzenstein und der westlichste an der oben sub Nr. 7 erwähnten Schneekuppe entspringt. Drei Mittelmoränen grenzen auf dem vereinigten Gletscher diese vier Zuflüsse von einander ab.

Die vereinigte Eiszunge geht mit ziemlich großem, jedoch 15 Grad nicht übersteigendem Gefälle zu Thal; sie ist von wenigen großen Transversal- und von vielen langen Randspalten durchzogen. Die rechtsseitige Randmoräne ist von mäßiger, die linksseitige hingegen von riesiger Entwicklung; ich schätzte die Breite der letzteren auf 500 Fuß, 158 Meter im Mittel, auch ist ihr Schutt in einigen parallelen, kammartigen Wülsten angeordnet, was immer ein Zeichen von der retrograden Bewegung des Gletschers ist. Noch riesiger aber ist die Frontalmoräne; diese hat eine Breite von 600—800 Fuß, 190—250 Meter und eine Höhe von reichlich 120 Fuß, 38 Meter, besteht ebenfalls aus zwei bis drei parallelen bogenförmigen Kämmen und stand damals mit ihrem inneren Rande etwa 100 Schritte (= 240 Fuß, 76 Meter) vom Eise ab, was noch deutlicher den Rückzug des Gletschers anzeigt.

Die Area des Floitengletschers hat sich mir mit 76½ Millionen Wiener Quadratfuß, seine größte Länge mit 16,200 W. F., 5120 Meter, die Länge des eigentlichen Gletschers (d. i. der im Sommer schneefreien Eiszunge) mit ungefähr 7200 F., 2270 Meter und die absolute Höhe des Gletscherendes mit 5190 F., 1640 M. herausgestellt. Die mittlere Neigung der Gletscheroberfläche beträgt 13 Grad. Der Floitengletscher ist der längste unter allen Gletschern der Zillerthaler-Alpen, obwohl er in der Größe seiner Oberfläche, wenngleich nur um weniges, vom Schwarzensteingletscher im Zemgrunde übertroffen wird. Er hat ferner unter allen bisher bekannten Gletschern der östlichen Alpen die geringste Ausgangshöhe (5016 par. Fuß, 1629,40 Meter).

4. Die Granatler, von Dr. Ludwig von Hörmann.*)

Nun wollen wir noch eine Wanderung in die Tiefen und auf die Höhen des Schwarzengrundes antreten, um einen Einblick zu gewinnen in die reichen Mineralschätze der Zillerthaler-Alpenwelt und eine Anschauung von der originellen Art ihrer Ausbeutung. Ein geborener Zillerthaler, mit Land und Leuten innigst vertraut und in lebensvoller Schilderung derselben geübt, wird uns der freundliche Cicerone sein.

„Noth macht erfinderisch“; der Tyroler ist ein lebendiger Beleg für die Wahrheit dieses Sprichwortes. Es ist wirklich interessant, zu welch' verschiedenartigen und eigenthümlichen Erwerbszweigen die Kargheit der Natur den Bewohner dieser armen Bergthäler führte, wie sie ihn die unscheinbarsten Produkte derselben oft mit Mühe und Lebensgefahr zu Nutzen zu machen zwang und wie oft aus dem Einfall irgend eines findigen Bauerngehirns später eine mehr oder minder bedeutende Erwerbsquelle erwuchs. Ich errinnere nur an die Oberinnthaler Vogelhändler, an die Zillerthaler Oelträger, an die Grödner Kunstschnitzer, an die Tessineser Bilderhändler und andere derartige industrielle Erscheinungen, von denen freilich die meisten der wechselnden Zeitrichtung und Konkurenz zum Opfer fielen.

Zu den originellsten zählen jedenfalls auch die Steinklauber und Stufenhändler, diese Gebirgsfreibeuter von Gottes Gnaden, denen die stiefmütterlichen Felsen ihrer Heimath zu Brod werden müssen. Unter ihnen sind die wichtigsten die sogenannten Granatler, welche sich, wie schon der Name sagt, mit der Gewinnung der Granaten beschäftigen. Dieser Edelstein kommt in Tyrol, man möchte fast sagen, massenhaft vor. Er findet sich vorzüglich in dem silberglänzenden Thonschiefer des gewaltigen

*) Aus dessen: Volkstypen und Industriebilder aus Tyrol.

Gebirgsstockes, der sich vom hintern Zillerthal über Pfitsch gegen das Oetzthal zieht, und von da gegen den Ortler steigt. Schön tritt er am Timbljoch zu Tage; der Aelpler nennt ihn das Pflaster der Salig-Fräulein, jener holden Sagengestalten, mit deren das Volk jenen Jochübergang bevölkert hat:

„Vom Timbljoch zum Rabenstein
Die Salig-Frau legt's Pflaster ein."

Doch wie häufig das Vorkommen dieses Steines ist, von welchem man Stücke bis zur Größe eines Kindskopfes findet, so selten läßt er sich verwerthen. Er ist nämlich in der Regel zu dunkel.

Zu einer industriellen Bedeutung hat es nur ein Fundort gebracht, der noch gegenwärtig eine hübsche Einnahmsquelle dem Besitzer gibt. Es ist dies das Granatenbergwerk am sogenannten Roßrücken, einem gegen 10,000 Fuß hohen Felsenkamme, der den Waxegger- und Hornsteingletscher trennt. Es liegt im innersten Winkel des Schwarzensteingrundes, einem Ausläufer des Zemthales, somit gleichsam im Herzen der Zillerthaler Eisberge, in einer Gegend, die wahrhaft verschwenderisch mit all' der Pracht des Hochgebirges ausgestattet ist. Unweit davon befinden sich die Waxegger- und Schwarzensteinalpe, beide jedoch von ihm durch mächtige, klüftereiche Eisströme getrennt. Weiter östlich kommt noch ein dritter gewaltiger Gletscherarm vom südlichen Horn herab, so daß drei Eisströme sich hier mit ihren Enden begegnen. Zwischen den beiden ersteren nun, dem Waxegger- und Hornsteingletscher ragt der Roßrücken kammähnlich empor. Er ist ein in seinem obersten Theile öder und todter, von Schrofen, Fernern und Steingeröll eingeschlossener Felsenrücken, an dessen westlicher Seite die Wände steil abfallen. Ein gut Stück hinauf findet sich magere Schafweide. Weit oben, beiläufig in einer Höhe von 9800 Fuß, befinden sich die Gruben, aus denen die Granaten führenden Blöcke des weichen grauen Glimmerschiefers gebrochen werden.

Das Bergwerk besteht über 100 Jahre und hat schon ein Stück Geschichte aufzuweisen. Entdeckt hat es Andrä Kreidl, ein Bauer und Wilderer zu Hollenzen bei Mayrhofen. Derselbe begab sich einmal nach Waxegg und stieg von da auf den Roßrücken zur Gemsenjagd. Bald hatte er auch einen stattlichen Bock erlegt,

gerade an der Stelle, wo sich gegenwärtig das Bergwerk befindet. Während er da an dem erlegten Thiere die Waidmannsarbeit verrichtete, bemerkte er an einem neben ihm liegenden Steinklumpen merkwürdige Einwüchse. Er hatte wohl vom Hörensagen einen „Dunst" von Granaten, und daß sie als Feuersteine bei Schießgewehren gut brauchbar wären, wußte aber nicht, daß man sie auch als Schmucksteine verwerthen könne. Er suchte mehr herum und fand sie nun auch am Felsen des Roßrückens hervorschauen. Er erkundigte sich nach Käufern, und da er solche fand, die wenigstens die größeren Stücke als „Feuersteine" abnahmen, so bewarb er sich Anno 1747 beim Aerar um die Erlaubniß zum Granatensammeln, die ihm auch gegen Erlegung eines „Willengeldes" von einem Gulden jährlich und gegen die Verpflichtung „Musterstücke zur Einsicht für das hochfürstliche Kabinet und überhaupt zum allfälligen Gebrauche des Hofes nach Salzburg einzuliefern" ertheilt wurde. Er fing nun mit einigen Leuten an, am Roßrücken zu arbeiten, zu sprengen, die Granaten durch Reibung vom Muttergesteine zu reinigen und sie, wie gesagt, als Feuersteine zu verkaufen. Diese primitive Art von Ausbeutung und Verwerthung wurde von Kreidl durch beiläufig zwanzig Jahre betrieben, bis sein Sohn Jakob von Innsbruck aus nähere Kunde darüber erhielt, daß sie nämlich zu Prag in Böhmen gekauft, geschliffen und als Schmucksteine verwendet würden, und daß sie dort auch die kleineren Stücke brauchen könnten. Nun erschien Geschäft und Arbeit freilich rentabler und wurde besonders seit dem Jahre 1827, wo Andrä Kreidl, der Enkel des Entdeckers, die Fundstätte „Roßrückenkar" vom Aerar um 26 fl. CM. erstand und sich bald darauf damit belehnen ließ, auch großartiger und energischer betrieben. Erstlich baute man zwei Hütten, eine größere unten am Waxeggergletscher und eine zu äußerst in Schwarzenstein. Letztere wurde indeß bald wieder aufgegeben; erstere größere jedoch — man sieht sie von der Schwarzensteinalpe am Fuße des Roßrückens liegen, diente den Arbeitern als Aufenthalt und zum Säubern der Granaten. Man zerschlug die größeren Steinklumpen mit Hämmern, warf sie in hohe enge Kübel, ähnlich den Butterkübeln oder pusterthalischen Mohnstampfen und stieß mit Eisenstangen den Glimmerschiefer von den Granaten. Später geschah diese erste gröbere

Arbeit in einer weiter oben, etwa dreiviertel Stunden unter den Stollen liegenden Steinhütte, die den Granatengräbern zugleich dürftigen Unterstand gewährte. Von da wurden dann die zerkleinerten Stücke in Krazen und Holzschlitten, sogenannte Scheipfen, über den starkzerklüfteten Hornsteingletscher zur unteren größeren Hütte gebracht. Hier unterzog man sie der genannten weiteren Säuberung, schlug sie dann in Fäßchen und transportirte sie auf Mauleseln nach dem sechs bis sieben Stunden entfernten Mayrhofen in's Zillerthal, wo sie in faßartigen Truhen im und vom Zillerbach nochmals tüchtig abgerollt und dann nach Prag als „böhmische Granaten“ verkauft und versendet wurden.

Diese friedliche Ausbeutung des Granatenschatzes am Roßrücken dauerte bis 1836, in welchem Jahre sich eine andere Granatengräbergesellschaft, Peter Rieder und Konsorten, auf der östlichen Seite des Roßrückens und auf dem obersten Kamme festsetzte und der ersteren Konkurrenz machte. Anfänglich scheint Andrä Kreidl diese Beeinträchtigung seines Erwerbes ziemlich gleichgültig hingenommen zu haben und erhob auch gegen die Belehnung des Rieder bei der gleichzeitig erfolgten „Auspflöckung“ der beiderseitigen Gebiete keine Einsprache. Bald darauf aber, — — sei es, daß es ihn reute, sei es aus Neid — kam es zu ernstlichen Reibungen zwischen beiden Parteien. Die Folge war ein langjähriger Prozeß des Andrä Kreidl mit dem Aerar, von dem Peter Rieder im Jahre 1836 sein Grubenfeld als Lehen erhalten hatte. Andrä Kreidl klagte wegen Besitzstörung, bestritt die Belehnungsgültigkeit des Peter Rieder und berief sich auf seinen Kaufbrief vom Jahre 1827, nach dem er den Roßrücken vom Aerar „in Bausch und Bogen“ erstanden habe. Das Aerar in Vertretung des Peter Rieder und Konsorten hingegen machte geltend, daß Andrä Kreidl nur den „Weideplatz Roßrückkar“ gekauft habe, was schon der Name Kar anzeige, worunter man gemeiniglich „eine von Felsen eingeschlossene Weidebucht“ verstehe, und daß sich somit der Bezirk des Peter Rieder über der Vegetation, mithin auf ärarischem Grund und Boden befinde, also das Aerar das Recht gehabt habe, den Peter Rieder damit zu belehnen. Der Prozeß zog sich, wie es zu gehen pflegt, sehr in die Länge, da er, kaum beendet, stets wieder neu aufgenommen wurde. Tagsatzungen, Schreibereien und

Berufungen, Zeugenverhöre und Inspizirungen reichten sich abwechselnd die Hand. Die Untersuchung drehte sich hauptsächlich um die Feststellung des Begriffes „Roßrückkar" und um die Ausdehnung des Kreidl'schen „Weideplatzes", in den nach Behauptung des Kreidl das Rieder'sche Bergwerk noch fallen sollte. Nun wächst aber in der Nähe des letzteren kein Gras, nur hier und da spärlicher Jochspeik und Gemsbürstling, und selbst, wenn eines wüchse, wäre es nie möglich, das Kleinvieh auf diese haarsträubenden Punkte hinzutreiben. Zudem ist diese dubiöse Alpenparzelle durch eine anderthalb Stunden lange Gletscherzunge von dem Kreidl'schen Roßrückkar getrennt, so daß man nur mit Steigeisen dahin gelangen kann; auch eine mächtige Schlucht trennt die beiden Reviere. Die ärarische Untersuchungs-Kommission war daher nicht wenig erstaunt, auf jenem verlorenen Posten noch Schafe anzutreffen. Die schlauen Hirten des Kreidl hatten, wie die Fama ging und die Prozeßakten theilweise bestätigen, die Thiere — hinaufgetragen, um so die Richtigkeit ihrer Behauptung zu erhärten. Der Prozeß dauerte übrigens bis in die fünfziger Jahre und wurde schließlich, wie sich voraussehen ließ, vom Aerar gewonnen.

Das Prozessiren muß übrigens der Mühe werth gewesen sein, denn die Kreidl haben es durch die Granatengräberei zu einem bedeutenden Vermögen gebracht, da damals diese Steine als Modeartikel gut abgingen. Zur Zeit der Blüthe waren 16—18 Arbeiter beschäftigt, gegenwärtig sind nur noch vier Leute im Bergwerke thätig. Es gehört jetzt einem gewissen Tiggl, Bauer in Mayrhofen, und befindet sich nicht mehr am eigentlichen Roßrücken, sondern an der östlichen Umrahmung des Hornferners, wo dieser leichter zu passiren ist, da seine Klüfte und Wände an der Westseite den Zugang zu den früheren Gruben, besonders im Spätsommer, wo die Spalten offen sind, nicht mehr ermöglichten. Dessenungeachtet ist die Passage noch immer gefährlich und vorzüglich die Partie von der oberen Granatenhütte zur untern, wo der Steig knapp am Ferner hinführt, nur Schwindelfreien anzurathen. Im Bergwerke selbst wird immer schachtmäßig unter Tags gearbeitet. Die „Tagschicht" betrug früher 1 fl. CM., gewiß wenig für die schwere Arbeit und den halsbrecherischen Transport der Steinlasten über und neben dem Ferner zu den Hütten.

Trotzdem hörte man nie von größerem Unglücke; es fiel wohl hie und da ein Arbeiter in eine Eisspalte, wurde aber von seinen Kameraden stets glücklich wieder herausgezogen. Fällt aber ein Granatenschlitten oder ein mit Lebensmitteln und Kleidung beladener Korb hinein, so machen sich die Arbeiter wenig daraus, da, wie sie sagen, Alles nach sieben bis acht Jahren wieder an die Oberfläche kommt, ohne im Geringsten Schaden zu leiden.*) Bei anhaltend schlechter Witterung, oder wenn sich das gewonnene Material gehäuft, wird in den beiden Hütten gearbeitet; gewöhnlich jedoch bleiben die Arbeiter tagsüber im Bergwerke und kommen nur Abends zur untern Hütte, wo sie ihr Nachtlager haben. Oben würden sie es auch nicht so lange aushalten, da sie das Holz hinauftragen müßten. Die untere Hütte liegt, wie schon Eingangs erwähnt, hart am Fuße des hier steil abfallenden Roßrückens am Ausgange des Waxegger- und Hornsteinferners, etwa 20 Minuten von der Waxegger Almhütte entfernt, von ihr jedoch durch einen Arm des Waxegger-Gletschers getrennt. Auf den ersten Blick möchte man sie für eine Almhütte halten, doch verrathen bald die Haufen tauben und zerbröckelten, oft mehlartigen Glimmerschiefers ihre eigentliche Bestimmung. Das erste Gelaß, das man betritt, ist eine ziemlich große Küche, deren Herd eine riesige Steinplatte mit den üblichen Sitzen ringsherum bildet. Rechts davon gelangt man in die Werkstätte, wo Alles kunterbunt durcheinander liegt: Werkzeuge aller Art zum Zerkleinern und Säubern der Granaten, solche selbst einzeln und in Stufen, Kerzen, Messer, Pfeifen, Karten, Gebetbücher, Rosenkränze, Brotreste, Mineralien 2c. An den Wänden hangen Schnerfsäcke, Stricke, Steigeisen. In der einen Ecke ist zum Behufe der Arbeit auf

*) Diese Erscheinung wird in dortiger Gegend auf eine höchst originelle Weise erklärt, die ich einem Briefe des wackern Schullehrers von Dornauberg, Sebast. Hörhager, wörtlich entnehme: „Das Wasser quillt an verschiedenen Orten in Quellen aus den Bergen, und zwar Sommer und Winter gleich viel; im Sommer fließt es mit dem Aperwasser ab und bildet die Bäche; im Winter aber gefriert es gleich unter dem Eis und vergrößert von unten die Eisberge; oben apert es wieder im Sommer, und so wird also fast jeder Gletscher in einer Zeit von sieben bis acht Jahren ganz umgesetzt und wieder erneuert.“ Ein ganz eigenthümlicher Stoffwechsel!

einem Gestelle eine massive Steinplatte angebracht, darüber ein altes Kruzifix, in der anderen steht der Ofen. Die gemeinsame Schlafstätte besteht aus einem kleinen, mit Heu ausgelegtem Verschlag neben der Küche.

In dieser Hütte nun hantiren vier bis fünf wettergebräunte, bestaubte Gesellen und schlagen, stoßen und feilen darauf los, daß einem Hören und Sehen vergehen könnte. Die Leute sehen mit ihren tiefgefurchten, verwitterten Gesichtern wie die Ruinen aus. Leicht begreiflich; man denke sich nur die anhaltende, strenge Arbeit in einer Höhe von 9—10,000 Fuß, jeder Unbill des Wetters ausgesetzt; den sichern Tod vor sich, wenn einer auf diesen halsbrecherischen Pfaden strauchelt oder eine Strickleiter bricht. Dessenungeachtet sind die Leute äußerst zufrieden und mit jenem Zug der Gemüthlichkeit begabt, wie er solchen Naturmenschen eigen ist. Einer aus ihnen arbeitete schon 30 Jahre im Bergwerke. Jeden Sonntag geht ein Mensch nach Mayrhofen, um Lebensmittel zu holen; er ist zugleich der Bote für die unweit davon liegende Schwarzensteinalpe.

Letztere ist die Unterkunftsstätte für die übrigen Steinklauber, die sich in dieser Gegend herumtreiben. Dazu gehören die „Federweiß-" oder Asbestgräber, die die Eingangs erwähnte aufgelassene Granatenhütte zu äußerst in Schwarzenstein als Atelier benützen, und die eigentlichen Mineraliensucher, die den Felsen sogar mit Pulver zu Leibe gehen, die wildesten Schrofen abschnüffeln und dortige Gegend fast unterminirt haben. Sie suchen vorzüglich nach Amethistkugeln, nach dem theuern Apatit, Turmalin, Pistazit, Magneteisenstein, Sphen und andern mineralogischen Kaufstücken. Sie haben im Ganzen einen guten Blick und kennen sich überhaupt mit den Minerialien und deren Fundorten vermöge ihrer langen Praxis gut aus. Ein Mal kam einer ganz roth von oben bis unten aus einem Seitenthal, wo er den ganzen Tag einen mächtigen Amethisten aus der rothen Erde herausgearbeitet hatte, den ihn sein Instinkt da suchen ließ. Da nur gute Waare ihre Mühe entschädigt, so sind sie mit der Auswahl ziemlich heikel. Oft ist ihnen das Glück günstig, und dann beträgt die Steinausbeute eines Tages oft 50—60 fl. Freilich vergehen dann wieder Wochen, ohne daß sie etwas Nennenswerthes aufstöbern; denn da das

ganze Revier schon lange abgesucht ist, so werden die Fundorte immer seltener. Sie warten daher sehnsüchtig, bis wieder ein Stück Felsen vom Eise frei wird, das sie ausbeuten können. Abends kommen sie dann gewöhnlich mit ihrer Beute in die Schwarzenstein- oder Waxegger-Almhütte und reinigen die Mineralien mit Bürsten und Holz vom tauben Gestein. Es sind eigenthümliche Leute, die ziemlich geheimnißvoll thun und nicht viele Worte machen. Das beständige Herumstrolchen im einsamen Gebirge gibt ihnen etwas Verwildertes, ja fast Unheimliches. Sie halten sich gewöhnlich nur kurze Zeit auf und gehen dann wieder weiter, besonders in's benachbarte Pfitsch. Aber auch andere Thäler stellen ihr Kontingent. So holen sie aus dem Selrain (Lisens) den schönen Andalusit und Pinit, aus dem Oetzthal (Gurgl) freie und im Glimmer eingewachsene Granaten, aus Pregratten und Defereggen die Prehnite, aus dem mineralienreichen Fassa, von der Seiser Alpe die Stilbite und Analzime. Die Steine gehen theils nach Böhmen, wo sie als Schmuck geschliffen werden, theils in's Ausland, vorzüglich nach München und Augsburg, oder sie werden dem Innsbrucker Museum zum Kauf angeboten. Gewöhnlich aber haben die Mineraliensucher ihre eigenen „Kunden", bestimmte Absatzleute, welche ihrerseits den Handel im Großen betreiben und selbstverständlich den Hauptgewinn einstreichen. Ein bekannter Zwischenhändler war in den dreißiger Jahren ein gewisser Straßer im Zillerthal, der sich besonders mit dem Granatenhandel abgab. Eine Zeit lang waren eine gute Absatzquelle auch die Zillerthaler Handschuhhändler, die den Mineralienhandel als Nebengeschäft trieben, von den Sammlern im Thale Alles zusammenkauften und ganze Kisten voll au' ihren Fahrten in's Ausland schleppten.

Vierter Abschnitt.

Aus den hohen Tauern.

Die Römer unterschieden rhätische, norische, karnische, julische rc. Alpen und diese Benennungen sind bis auf die neueste Zeit, wenn auch in beschränktem Sinn, in Geltung geblieben.

Zu den rhätischen Alpen rechnete man die Graubündner- und Tyroler-Alpen und ließ sie vom Splügen zuerst in nordöstlicher, dann in östlicher Richtung bis zum Einschnitt des Brenner sich erstrecken. Die weitere Fortsetzung des Alpenzuges nach Oestreich und Steiermark hinaus wurde mit dem Namen „norische Alpen" bezeichnet und verstand man unter den norischen Alpen alle zwischen Donau und Drau in den Ländern Tyrol, Salzburg, Erzherzogthum Oestreich, Kärnthen, Krain und Steiermark gelegenen Ostalpen.

Hatte man einerseits den Begriff der norischen Alpen so erweitert, daß man auch die beiden östlichen Arme, die man füglich steyrische Alpen nennen könnte, darunter verstand: so beschränkte man dann wieder die norischen Alpen auf die Salzburger-Centralalpen, im Süden des Herzogthums Salzburg. Doch auch in diesem engeren Sinne behauptete sich der Name „norische Alpen" nicht und seit mehreren Jahrzehnten ist dafür die Benennung „Hohe Tauern" zur Geltung gekommen.

Das Wort „Tauern" stammt aus dem Celtischen; Tur, Dur, Thor bezeichnet eine Gebirgshöhe, ein Hochgebirge. Das

Volk nannte aber seit alter Zeit vorzugsweise die Durchgänge, die über den Kamm des Hochgebirges führten, Tauern — daher auch die Benenung „Thor“ „Thörl“ für solche Gebirgsübergänge, zum Unterschiede von den scharfen und eckigen Einschnitten in den Felskamm, die man „Scharte“ nannte. Indessen spielte doch in das Wort „Tauern“ immer der Begriff des Berges hinein und das Volk sagte noch: „auf“ oder „über“ den Tauern gehen, „auf dem Tauern liegt Schnee“ ꝛc.*)

Bildet eine Straße oder ein gangbarer Weg den bequemen Uebergang, so wird er Tauernweg genannt, zum Unterschiede vom bloßen „Tauernsteig“. Ist der Tauernweg verschneit, oder ist bei plötzlich eingetretenem Thauwetter der auf der Tauernstraße liegende Schnee weich geworden, daß er das Fortkommen hindert, so heißt's „der Tauern ist zu“; ist er wegsam, so sagt man, er sei offen. Die kleinen Paßhäuser oder Hospize, welche zur Unterkunft für die Durchreisenden bestimmt sind und früher einige Subventionen aus der Landeskasse erhielten, heißen „Tauernhäuser“. In der Nähe eines Tauernhauses finden sich wohl auch ein paar Zufluchtshäuser, in welche der vom Unwetter überraschte Wandersmann vorläufig hineinschlüpfen kann. Im Munde des Volks werden seit uralter Zeit folgende 9 Gebirgspässe „Tauern“ genannt:

1. Der Krimmler- oder Schlachter-Tauern (2741 Meter) — führt aus dem Ober-Pinzgau durch das Krimmler-Achenthal u. s. w. über das „Thörl“ nach Bruneck im Pusterthal. Er ist der westlichste der Tauern und berühmt durch den imposanten Wasserfall, den größten im ganzen Gebirge. Weil über diesen Paß viel Vieh getrieben wird, so hat man ihn auch „Schlachtertauern“ genannt.

2. Der Velber-Tauern (auch Windisch-Tauern genannt) — 4160 Meter hoch — führt von Mittersill im Ober-Pinzgau nach Windisch-Matrei in Tyrol. Er ist unter allen Uebergängen von Salzburg nach Tyrol der höchste. Seinen Namen hat er von einem alten Schlosse, dem Stammsitz der Herren von Velben.

---

*) Vgl. Heinr. Wallmann: Was versteht man unter Tauern? In der Zeitschrift des deutschen A. V. I. 3.

3. Der Kalser-Tauern (Stubach-Kalser-Tauern) — 2563 Meter — führt von Uttendorf im Ober-Pinzgau nach Kals und Lienz in Tyrol.

4. Der Fuscher-Heiligenbluter-Tauern führt vom schönen Fuscherthal in's obere Möllthal (Hochthor: 2606 Meter).

5. Der Rauriser-Heiligenbluter-Tauern, Rauris im salzburgischen Pinzgau mit Heiligenblut in Kärnthen verbindend.

6. Der Goldberg-Tauern (2764 Meter) führt vom Rauriser-Goldberg nach Kärnthen.

7. Der Naßfelder- oder Mallnitzer-Tauern — (2450 Meter) — führt aus Naßfeld bei Gastein nach dem kärnthner Dorf Mallnitz.

8. Der Kor- (vulgo Korn-) oder Hoch-Tauern (2435 Meter) vermittelt die Verbindung zwischen Gastein und Mallnitz-Obervellach.

9. Der Radstädter-Tauern verbindet das Ennsthal im Pongau mit dem Lungau durch eine gute Poststraße, höchster Punkt 1738 Meter. Er ist der östlichste und führt seinen Namen von der kleinen Bergstadt, die an seinem Nordfuß liegt.

Der Katzschberg oder Katzberg-Tauern, der vom Lungau nach Kärnthen führt, wird vom Volk nur „der Katzschberg" genannt. Der Thurntauern im Salzburgischen heißt gegenwärtig „Paß-Thurn" oder einfach „der Thurn."

Die so eben angeführten neun Paß- oder Tauernwege durchschneiden sämmtlich die Central-Hauptkette, welche die Fortsetzung des Zillerthaler-Alpenzuges bildet und vom Krimmler-Tauern und Dreiherrnspitz bis zum Ankogl sich in einer mittleren Länge von 13 geographischen Meilen*) erstreckt.

Dieses Stück der Centralkette wird jetzt in der geographischen Wissenschaft „Hohe Tauern" genannt zum Unterschiede von der Tauernkette, die nebst den „hohen Tauern" noch den nördlichen Zweig der steyrischen Alpen umfaßt.

*) Die Länge der Nordgrenze beträgt in gerader Linie 10, die der Südgrenze 16 Meilen. Der Flächeninhalt der ganzen Gruppe 10¾ geographische Quadratmeilen.

8*

Die nördliche Grenze der Hohen Tauern bildet das Thal der Salza oder Salzach, welche am Abhange des Salzachkopfes entspringt und bei der Mündung der Krimmler-Ache an das Tauerngebiet herantritt, das sie bis St. Johann, wo der Aulbach in die Salzach mündet, begleitet. Dort verändert es plötzlich seine Richtung nach Osten und biegt nach Norden um.

Zahlreiche Querthäler ziehen von dem Tauernkamm nördlich und münden fast rechtwinklich in's Salzachthal.

Die Reihe dieser nördlichen Tauernthäler beginnt (von Westen nach Osten gerechnet) mit dem Krimmler Achenthal; dann folgt das Ober- und Untersulzbach-Thal, beide am Groß-Venediger beginnend. Unter den Thälern der Glocknergruppe, die nördlich in's Salzachthal ziehen, sind durch ihre Schönheit und Großartigkeit das Kapruner- und Fuscherthal ausgezeichnet.

Die bedeutendsten Thäler auf der Südseite der Centralkette sind das Möllthal — das schönste aller Tauernthäler — und das Mallnitzthal.

Durch Haupteinschnitte gliedert sich der ganze Gebirgszug in fünf Gruppen oder Stöcke; es sind — von West nach Ost —:

Die Venediger-Gruppe (zwischen Birnlücke und Velber-Tauern).

Die Landeck-Gruppe (zwischen Velber- und Stubach-Kalser-Tauern).

Die Glockner-Gruppe (zwischen Stubach-Kalser- und Heiligenbluter-Tauern).

Die Rauriser-Gruppe (zwischen Heiligenbluter-Tauern und Malnitzer-Tauern).

Die Malnitzer-Gruppe (zwischen Malnitzer-Tauern und Arlscharte).

Auf der ganzen Tauernkette rechnet man (wie schon in der Einleitung bemerkt) 254 Gletscher, von welchen 13 Gletscher erster Ordnung sind. Theilen wir das Gebirge in zwei Hälften, so kommen auf die Osthälfte nur drei große Gletscher, auf die Westhälfte aber 10. Diese hat die stärkste Vergletscherung in der Venediger-Gruppe, welcher folgende primäre Gletscher angehören:

Der Prettauer- Gletscher
„ Obersulzbach „

Der Untersulzbach-Gletscher
" Habach- "
" Schlaten- "
" Viltragen- "
" Mulwitz- "
" Isel- "
" Maurer- "
" Umbal- "

Auf die Glockner-Gruppe kommen nur folgende drei:

Der Pasterzen- Gletscher
" Oedenwinkel- "
" Karlinger- "

Von sekundären Gletschern enthält die Glocknergruppe nur 42, während die Venedigergruppe 79 hat. Die in die nördliche Abdachung derselben einschneidenden Thäler: das Hollersbach-, Habach-, Unter- und Obersulzbach-Thal sind ganz unbewohnt. Wirthlicher und milder ist das Thal der oberen Isel im Süden: — Virgen- und Umbal-Thal, dessen Ortschaften (St. Virgen 3697 Fuß, Prägraten 4011 Fuß) hoch hinauf gehen, wie am Südhange des Großglockners im Möllthal Heiligenblut fast 4000 Fuß, nämlich 3937 Fuß Meereshöhe hat.

Auf der Nordseite im Thal der oberen Salzach hat Mittersill 2410 Fuß, Neukirchen 2629 Fuß Meereshöhe. Schon an diesem Unterschiede der Höhenlage merkt man den Unterschied nördlicher und südlicher Gebirgsseite.

Nachdem — im October 1871 — die Pusterthalbahn eröffnet worden ist, wird die Südseite der Tauern, deren prächtige Thallandschaften und Gletscherbilder bisher nur von wenigen Reisenden genossen wurden, gewiß viele Besucher anziehen und die Venediger-Wallfahrten von Süden aus noch mehr in Aufnahme bringen und dem Pinzgau Concurrenz machen.

Nun noch ein paar historische Bemerkungen.

Der Volksstamm, welcher zuerst sich, wohl von den reichen Salzquellen und Salzlagern angelockt, in diesem Gebirge ansiedelte, ward von den Römern mit dem Namen „Taurisker", d. h. Volk der Tauern, bezeichnet.*) Der Name „Pinzgau", den das obere

*) Julius Cäsar erwähnt auch der Raurisker, deren Name sich noch in dem „Rauriser-Tauern" erhalten hat.

Salzachthal führt, soll von den Binsen, die auf dem sumpfigen Thalboden reichlich wachsen, hergenommen sein. Der lateinische Name des Pinzganes ist Bisonium oder Bisontia.

Jetzt sind die Pinzgauer nur durch ihre Armuth und ihren Gebetseifer bekannt und über ihre Prozessionen auch bespöttelt worden. („Die Pinzgauer wollten wallfahr'n geh'n," heißt es in einem Spottliede.) Früher war es aber anders; da hatte das Land ergiebigen Bergbau, großen Wohlstand und ein reges geistiges Leben. Man nannte es den „edeln Pinzgau". Der Güterverkehr über den Tauern war im 12. Jahrhundert höchst bedeutend und trug nicht wenig zum Wohlstand der Bevölkerung bei. Die Reformation der Kirche durch Martin Luther fand in den Tauern warme Anhänger. Dann aber kam der Rückschlag. Die östreichischen Herrscher wirkten mit den katholischen Kirchenfürsten zusammen zur Vertreibung und Ausrottung der sogenannten Ketzer, zu denen die fleißigsten und intelligentesten Bewohner des Landes gehörten. Ein großer Theil wanderte aus, um den schweren Strafen zu entgehen, welche der Erzbischof von Salzburg über Alle verhängte, die den Satzungen Roms sich nicht blind unterwarfen. Unter den 30,000 Salzburgern, welche im Jahre 1732 aus dem Lande getrieben wurden, weil sie ihren Glauben nicht abschwören wollten, gehörte ein großer Theil dem Pinzgau an.

Jetzt liegt der Bergbau danieder, der Handel hat ganz andere Wege genommen, die Thalfläche ist öder und sumpfiger geworden und man begreift, wie die Sage vom ewigen Juden entstehen konnte, welche Herr von Koch-Sternfeld*) mittheilt. „Der ewige Jude sei auf seinen Wanderungen drei Mal über die Tauern gekommen; das erste Mal habe er Weingärten, das zweite Mal Wald, das dritte Mal nur noch ewigen Schnee gefunden!"

Der „ewige Schnee" wird aber heutzutage auch eine Erwerbsquelle für seine Anwohner, weil die Fremden seine Schönheit zu schätzen wissen und ist für die Pinzgauer das Gold in den Bergen geschwunden, so wächst doch auf den Bergen und in den Thälern manches Gold- und Silberstück als — grünes Futterkraut für einen ansehnlichen Viehstand. Die Viehzucht ist sehr bedeutend

*) Die Tauern, (München 1820).

und scheint sich immermehr zu heben. Im Kaprunerthale und den Seitenthälern kommen jetzt im Sommer aus weiter Ferne große Schafherden auf die Weide, während in den tieferen Thalbreiten, namentlich im Unter-Pinzgau, das Hornvieh und das Pferd vorzüglich gedeiht. Da die Produkte der Milch, Butter und Käse, immer mehr im Preise steigen: so wird das auch wohl die noch ziemlich rohen und stupiden „Melker" auf den Hochalpen anspornen, in der Sennerei gleich den rührigen Schweizern Fortschritte zu machen.

Am Südabhang der Tauern ist die Viehzucht gering, dafür aber der Ackerbau bedeutender und lohnender.

Nicht wenige Namen verkünden, daß früher da slavische Wenden hausten: Windisch-Matrei, Malnitz, Sagoritz, Pokowa 2c. 2c. So bildeten auch die hohen Tauern eine Scheidewand zwischen Nord und Süd, wenn auch nicht zwischen Germanen und Romanen, doch zwischen Deutschen und Slaven.

Glocknerfahrten.

1. Die ersten Besteigungen durch den Erzbischof Fürst Salm und dessen Generalvikar Siegmund von Hohenwart*)

Der Groß-Glockner ist der König der Ostalpen, die in ihm eine Höhe von 11,679 par. Fuß = 3791,7 Meter erreichen. Der höchste Gipfel der deutschen Alpen überhaupt ist, wie wir bereits

*) Tagebuch einer Reise auf den bis dahin unerstiegenen Berg Groß-glockner an den Grenzen Kärnthens, Salzburgs und Tyrols im Jahre 1799. Mitgetheilt in den Jahrbüchern der Berg- und Hüttenkunde des Freiherrn von Moll (Salzburg, 1800). Vergleiche die Glocknerreise von Dr. Schultes (Wien, 1804, I.).

wissen, der Ortler mit 12,024 Fuß = 3906 Meter absoluter Höhe. Eine Zeit lang galt, nachdem die Gebrüder Schlagintweit ihre Forschungen in den deutschen Alpen bekannt gemacht, der Glockner für das allerhöchste Haupt; denn jene Forscher hatten irrthümlich die Höhe desselben auf 12,158 Fuß, die Höhe des Ortler auf 12,059 Fuß bestimmt.

Wenn man von Osten her kommt, oder von Süden im Möllthal aufsteigt und dann in dem herrlichen Landschaftsbilde des schon hochgelegenen Bergdorfes Heiligenblut die schlanke, spitze, im reinsten Weiß schimmernde Eisnadel in den blauen Himmel aufragen sieht, dann scheint der Berg allerdings höher zu sein als der massige kolossale Ortler von Trafoi aus gesehen. Der Formen-Gegensatz zwischen diesen Häuptern der deutschen Alpen könnte kaum stärker sein: der eine ein gewaltiger Klotz, der andere eine Pyramide, die in kühn geschwungener Curve sich zur Nadel zuspitzt. Von der Südwestseite, nämlich von Kals aus gesehen, erscheint der Berg wie eine Kuhglocke; daher der Name.

Ist der Glockner in seinem Eis- und Schneegewande prächtiger, so ist er's auch in dem mächtigen Eisstrom, den er in's Möllthal hinabschickt; einen Gletscher, wie die Pasterze, hat der Ortler nicht aufzuweisen; er ist, was den Flächeninhalt anbetrifft, der größte in den deutschen Alpen überhaupt; und von den wildschönen Wasserfällen, namentlich vom Gößnitzfall kann beim Ortler vollends keine Rede sein. Die ganze Tauerngruppe zeichnet sich durch ihre eingeschnittenen Thäler und den raschen Uebergang von einer Thalstufe zur andern aus. Daher hat sie selbst vor der Oetzthalergruppe, in welcher die Kämme auf einem mächtigeren Massiv stehen, den Reichthum prächtiger Wasserfälle voraus. Das obere Möllthal hat eine wundervolle Mannigfaltigkeit phantastischer Formen und Gruppirungen von Pyramiden, Obelisken, Würfeln, Kegeln, schroffen Wänden und scharfen Zähnen, welche, alle in blendend weißem Firn erglänzend, den Pasterzengletscher mit seinen Firnmulden umringen.

Eine solche Bergsceenerie konnte ihre Wirkung auf das menschliche Gemüth nicht verfehlen. Da nun überdieß der Glockner Deutschland näher gerückt und weniger abseits gelegen ist als der Ortler: so ist erklärlich, daß er früher die Aufmerksamkeit deutscher

Naturforscher und Gebirgsfreunde auf sich lenkte und seine Ersteigung größere Reize darbot.

Seit dem Saussure auf den Gipfel des Montblanc gelangt, das Studium der Naturwissenschaften in Aufschwung gekommen, der Sinn für die Schönheit der Gletscherwelt erschlossen war, wurde auch die Ersteigung des höchsten Tauerngipfels mehrfach versucht. Aber seine Steilwände schienen unersteiglich und schreckten auch kühne Alpensöhne zurück; die Ausrüstung einer Glockner-Expedition war kostspielig und überstieg die Finanzkräfte deutscher Gelehrten.

Da fügte sich's glücklich, daß im Jahre 1783 Franz Altgraf von Salm-Reifferscheid-Krautheim zum Fürstbischof von Gurck ernannt wurde, ein Mann von ausgezeichneter Persönlichkeit, geweckten und strebsamen Geistes, der es liebte, auch in Anderen die geistige Thätigkeit zu wecken und namentlich auch ein Freund der Naturwissenschaft war. In dieser Beziehung hatte bereits der Exjesuit Wulffen, der am Lyceum in Klagenfurt die Naturwissenschaften lehrte, gut vorgearbeitet und ihm stand der bischöfliche Generalvicar, Siegmund von Hohenwart, mit gleicher Gesinnung und gleichem Streben zur Seite. Desgleichen der Hofkaplan Reiner. Die Liebe zur Natur und der Erforschung ihrer Gesetze erhielt diese hochgestellten Geistlichen auch geistig gesund und frisch und brachte sie in freundschaftlichen Verkehr mit tüchtigen Naturforschern, wie Bergrath Dillinger in Klagenfurt und Botaniker Hoppe in Regensburg. Auch Hohenwart war ein eifriger Botaniker und gab 1793 mit seinem Freunde Reiner die „botanischen Reisen in den Alpen" heraus. Beide Freunde der Alpenwelt waren bis an den Glockner vorgedrungen und hatten mit scheuer Bewunderung auf den Riesen geblickt, den sie für durchaus unersteiglich hielten. Hohenwart meinte, der scharf zugespitzte Gipfel und dazu die ungeheuren Eisklüfte müßten jeden, wenn auch noch so unerschrockenen Saussure, von seinem Vorhaben abschrecken, da hinaufzukommen.

Fürst Salm hatte auf seinen Visitationsreisen auch Heiligenblut berührt und den herrlichen Berg in der Nähe gesehen; sein Bild stand fortan leuchtend und reizend in seiner Seele und ließ ihm keine Ruhe, bis der Entschluß zur Reise gediehen war, die

Besteigung zu wagen. Bergrath Dillinger, der dem Fürsten schon lange zugeredet hatte, entwarf den Plan zu der Expedition, die im Sommer 1799 ausgeführt werden sollte. Nicht von der Nord-Ostseite, vom Pasterzengletscher aus, sollte der Angriff gewagt werden, sondern von der Leiteralm auf der Südostseite, wo der Absturz des Gipfels weniger steil war. Eine Felsplatte am Rande des Leitergletschers ward zum Stationsplatz ersehen — nachher „Salmshöhe" genannt — und zur Bequemlichkeit für die Besteiger ließ der Fürst dort eine geräumige Hütte bauen, zu welcher das Holz mit vieler Mühe hinaufgeschleppt werden mußte. Schon im Frühsommer — am 15. Juni 1799 — machte der Pfleger Kussian mit zwei Bauern den Versuch, über den Leiterkar bis zur Spitze hinaufzukommen; aber ein Schneegestöber trieb sie zurück. Ein zweiter Versuch ward am 23. Juli gemacht und mißlang ebenso. Doch war der Muth gewachsen; man hatte sich überzeugt, daß die Ersteigung der Spitze nicht in das Bereich der Unmöglichkeiten gehöre und kaum war die Nachricht in Klagenfurt eingetroffen, daß die Hütte vollendet sei, so machte sich auch Fürst Salm mit seiner Begleitung auf den Weg nach Heiligenblut, trotz dem strömenden Regen, der während der dreitägigen Reise anhielt. Der greise Wulffen war voll Jugendfeuer, Bergrath Dillinger und Herr von Hohenwart schon mit den Launen des Jupiter pluvius vertraut, der Fürst selber voller Begeisterung, das Unternehmen, es koste, was es wolle, zu Ende zu führen.

Am Morgen des 19. August hellte sich das Wetter auf und nun brach auch die Gesellschaft auf. Sie war zu 30 Personen angewachsen, da man nicht weniger als 19 Führer und Träger angeworben hatte. Die Vorräthe, welche für die fürstliche Küche hinaufgeschleppt wurden, waren nicht gering und der fürstliche Koch, der nicht fehlen durfte, hatte für Alles vorgesorgt. Man hatte die löbliche Absicht, in der Salmshütte sich's wohl sein zu lassen, falls das Wetter ein längeres Verweilen in derselben nöthig machen würde.

Die ansehnliche Karawane stieg am rechten Ufer der Möll über den Abhang des Krocker hinan, dann theilte sie sich in zwei Gruppen. Der Fürst und acht andere Herren, die zu Pferde waren, schlugen den längeren aber minder steilen Weg durch das

Größnitzthal ein über den Felsrücken, der es von der Leiteralm trennt; die Fußgänger nahmen den kürzeren Weg über den steilen Abhang, der „Katzensteig" genannt. Die Gunst des Wetters war bereits in den ersten Nachmittagsstunden schon wieder geschwunden; um das Glocknerhaupt ballten sich schwarze Gewitterwolken und noch lange war die Salmshütte nicht erreicht, als auch der Regen über die Wanderer hereinbrach und sie bis auf die Haut durchnäßte. Sie wateten muthig durch den hochangeschwollenen Leiterbach und als dann der Regen nachließ, wurden sie in ihren nassen Kleidern vom Frost geschüttelt. Die Reiter mußten von den Pferden steigen, um sich durch Gehen wieder etwas zu erwärmen.

Um so willkommener erschien das vier Klafter lange und drei Klafter breite hölzerne Häuschen, auf dessen Schwelle Herr von Hohenwart seinem Fürsten einen Strauß von Alpenprimeln überreichte mit den Worten: „Tibi sunt primulae, quia primum viam aperis."*) Es war geräumig genug, um die ganze Gesellschaft aufnehmen zu können, die sich in drei Abtheilungen vertheilte, deren hinterste für den Fürsten und seine nächste Umgebung bestimmt war. Ein Anbau enthielt den Kochheerd; vor der Hütte zog sich grüner Alpenrasen hin, ihre Rückseite aber lehnte sich an den Steinwall einer Endmöräne, hinter welcher der Gletscher emporstarrte.

„Unsere ersten Blicke flogen auf den Glockner hin" heißt es in dem erwähnten Tagebuch, „den wir auch aus einem Fenster der Hütte sehen konnten. Aber dieser war jetzt ganz in Wolken gehüllt. Unser angelegenstes Geschäft war es daher, Feuer zu machen. Wer nur konnte, wechselte Kleidung; doch die Wenigsten hatten trockene Kleider bei sich. Zum Unglück war durch ein Versehen auch des Strohes zu wenig und selbst dieses wenige naß. Das Holz zum Feuern mußte aus dem Schnee hervorgezogen werden und es rauchte mehr als es hitzte. Unser Zustand war daher sehr bitter. Keine andere Wahl, als entweder in dem durchnäßten Gewande auszuruhen oder bei dem Feuerheerde durch den vom Sturmwind in Wirbel getriebenen Rauch sich Ströme

*) Dir gehören die Primeln, weil Du zuerst den Weg eröffnet hast.

von Thränen aus den Augen pressen zu lassen. Es war in der That ein rührender Anblick, den ehrwürdigen 72jährigen Greis, Baron von Wulffen, in seiner gewöhnlichen Toga, von welcher das Wasser abträufte, auf einem Hutvoll Hobelspänen, die noch vom Hüttenbaue zurückgeblieben waren, ausruhen zu sehen. Hätte sich dieser fromme Weise nicht von Jugend auf abgehärtet, er würde diesen Zustand nicht ertragen haben. Es ging, Gottlob! dem ungeachtet noch Alles so ziemlich gut. Der Koch des Fürsten weinte für uns in der rauchenden Küche und bereitete uns unter Strömen von Thränen ein so köstliches Mahl, als speisten wir in des Fürsten Palast zu Klagenfurt."

Da man auf dem harten Boden doch nicht schlafen konnte, so ward der Rest des Abends am Feuerheerde unter Gesängen und Scherzen verbracht. Dafür ward die Gesellschaft durch einen großartigen Anblick belohnt.

Der Gewitterregen war längst vorüber und als dann wieder der blaue Himmel zum Vorschein kam, blieb doch der Glockner von Wolken umhüllt. Erst um Mitternacht wichen diese und nun stand das mächtige Berghaupt, vom milden Mondlicht übergossen, in seiner stolzen Schöne da, die Herzen der Reisegesellschaft mit neuer Hoffnung erfüllend. Die Spannung war zu groß, als daß ein ruhiger Schlaf möglich gewesen wäre.

Früh genug brach der Tag an, — es war der 20. August —, der helle Morgen brachte aber einen heftigen Sturm aus Nordwest, welcher so stark war, daß man auf jedes Emporklimmen verzichten und ruhig in der Hütte verbleiben mußte. Waren die Morgenstunden versäumt, so war auch der ganze Tag verloren. Zum Glück war frisches trockenes Stroh für die Nacht angelangt. Man hoffte auf die Gunst des folgenden Tages. Vergeblich! der Sturm wüthete mit gleicher Heftigkeit, wie am vorigen Tage und jagte in wilder Hast die Wolken an den Felswänden und über die Häupter der ängstlich nach dem Wetter ausschauenden Menschlein dahin. Es ist keine Kleinigkeit, zwei volle Tage in der Alpenwildniß zur Unthätigkeit und fruchtlosem Harren verdammt zu sein. Man fügte sich in das Unvermeidliche und erwartete muthig den dritten Tag. Aber, o weh! der Wind tobte mit verdoppelter Schärfe und blies den feinkörnigen Firnschnee massenhaft gerade

in's Leiterthal hinab. Nun sank Allen der Muth und man rieth zur Rückkehr nach Heiligenblut. Doch der Fürst konnte sich nicht entschließen, so ganz unverrichteter Sache zurückgehen zu sollen; er bestand darauf, wenigstens bis auf den Glocknerkamm vorzudringen. Gegen Mittag hatte sich der Wind etwas gelegt und die Wanderung begann über den Leiterbachgletscher aufwärts. Der frisch gefallene Schnee, der stellenweis hoch lag und die Gletscherspalten verdeckte, machte das Vorwärtskommen ebenso mühsam als gefährlich. Je höher man kam, desto heftiger tobte der Sturm und man hatte noch lange nicht den Kamm erreicht, als der einbrechende Abend zur Rückkehr zwang. Das Herabsteigen auf den glatten, harten Eiswänden, in welche die Steigeisen kaum einschneiden wollten, war noch viel schlimmer als das Emporklimmen. Mit schmerzlicher Entsagung begab man sich zum dritten Mal zur Nachtruhe in der kleinen Hütte. Vielleicht konnte der vierte Morgen günstiger sein und für die harten Geduldproben der drei vergangenen Tage entschädigen! Aber nein! Am vierten Tage — den 23. August — blies der Wind mit gleicher Stärke und hüllte die Bergspitzen in Schnee und Wolkendunst. Da verlor auch der Fürst den Muth und die Hoffnung, daß ihm sein großes Werk gelingen werde. Die Gesellschaft stieg abwärts und traf um 1 Uhr Mittags in Heiligenblut ein.

Kaum waren sie dort angekommen, so beruhigte sich der Luftkreis, die Sonne strahlte am blauen Himmelszelt und der Glockner stand so rein und klar da, daß man jede Ecke und Schneebank auf seinem Scheitel sehen konnte. Der Generalvicar Hohenwart entschloß sich rasch, den günstigen Augenblick zu benutzen und ein Theil der Gesellschaft stimmte ihm bei, am nächsten Morgen abermals hinaufzugehen. Die rüstigsten Führer und Träger wurden ausgewählt und mit den nöthigen Leitern und Stricken ausgerüstet, Nachmittags gegen 2 Uhr (am 24. August) zog die kleine Gesellschaft abermals bergan, doch ohne den Fürsten, der dem Wetter nicht mehr traute. Abermals ward die Salmshütte bezogen und als man am 25. August in aller Frühe nach dem Wetter ausschaute, war die Luft windstill; heiter und mild lächelte der Himmel auf die Berge herab, von keinem Wölkchen getrübt.

Sie nahmen denselben Weg wie am 22. August. Nur gebrauchten sie, durch die Unfälle an jenem Tage belehrt, dies Mal die Vorsicht, beim Ueberschreiten der gefährlichen Eisklüfte sich durch Stricke — je zwei und zwei — zu verbinden. Um 10 Uhr Vormittags hatten sie bereits die vorletzte Höhe des Berges erreicht und hielten nun daselbst ein kleine Rast. Die Sonnenhitze war so lästig, daß die Röcke ausgezogen wurden. Die Aussicht in dem völlig klaren Luftkreise war überraschend — über alle Beschreibung herrlich. Hunderte von Bergspitzen und Kämmen standen ringsumher: nur über die Salzburger Alpen schweifte der Blick in die Ebenen von Baiern.

Dann ging es den letzten Absatz des Gipfels hinan, der mit Hülfe der Leiter und der Seile erstiegen wurde. Die Glocknerkuppe war mit tiefem Schnee bedeckt und nur hier und da schaute eine Felsspitze aus der weißen Decke hervor. Mittags um 12 Uhr stand die Gesellschaft jubelnd auf dem ersten der beiden Glockner-Gipfel und ihr erstes Geschäft war, das eiserne Kreuz, das der Kirchenfürst eigens zu diesem Zwecke hatte gießen lassen, aufzupflanzen. Als es stand, wurden im Dorfe Heiligenblut, wo man mit Fernröhren der ganzen Operation zugeschaut hatte, Freudenschüsse abgefeuert, während man oben die Gesundheit des Fürsten, des Herrn von Hohenwart und der befreundeten Naturforscher trank.

„Er ist nun erstiegen — heißt es im Tagebuche — der bis dahin von keinem menschlichen Fuße betretene 2105 Klafter hohe, so oft bekletterte Glockner, diese Zierde des norischen Gebirges. Auf seiner höchsten Spitze erhebt sich nun ein eisernes Kreuz gegen den Himmel. Die in Stein gehauene Inschrift: Eia nunc rara moles — exple finem — crucem exalta — cultum promove — Posuit Franciscus Antistes Gurcensis 25. Augusti 1799 — wird für die nachfolgenden Zeiten dieses Unternehmen im Angedenken erhalten."

Doch so ganz war finis doch nicht expletus; die glücklichen Besteiger vermeinten auf der höchsten Kuppe zu stehen, da sie die andere Glocknerspitze für gleich hoch ansahen, oder doch den Unterschied der Höhe als von keinem Belang, daß sie die frohe und feste Ueberzeugung hatten, nun das Ziel erreicht zu haben. Der

Bauer Martin Kloß, welcher zuerst auf dem Kleinglockner angelangt war, erhielt den Ehrennamen „Glockner“. Zur Erinnerung an diese erste gelungene Besteigung wurde eine Denkmünze geprägt, die auf der einen Seite das Bild des Fürsten Salm, auf der andern die zwei Glocknerspitzen zeigte mit der Umschrift: Glockner in Carinthia primus conscendit 25. August 1799.

Fürst Salm war in der That die Seele des Unternehmens gewesen, er hatte, wie Dr. Moll zu dem von ihm mitgetheilten „Tagebuch“ richtig bemerkt, „mit seltenem Muthe und einer eben so seltenen Uneigennützigkeit zu einem der erhabensten Punkte der Erde die Bahn gebrochen.“ Er ließ sich aber mit dem ersten Erfolge nicht genügen. Auch auf der zweiten Glocknerkuppe sollte ein Kreuz als Siegeszeichen aufgepflanzt werden und er ließ schon im nächsten Jahre Einladungen zu einer neuen Glocknerreise ergehen an die Herren Hoppe (Botaniker in Regensburg), Professor der Mathematik Schiegg und Direktor Vierthaler in Salzburg und andere gelehrte und sachkundige Männer. Jede Abtheilung der Naturgeschichte und Physik sollte ihren Mann dabei finden. Daß die Herren von Hohenwart und der alte Wulffen von der Partie waren, verstand sich von selber. Um die Unternehmung zu erleichtern, ließ der Fürst noch eine Nothhütte aus Stein auf dem Glocknerkamm selber errichten und zwar auf dem Plätzchen an der Scharte, das er zu Ehren seines Generalvikars die „Hohenwarte“ nannte. Auch die hölzerne Hütte sollte noch mit einem Anbau erweitert werden zur Aufnahme für den Troß. Ferner wurde in Klagenfurt ein 2 Klafter hohes eisernes Kreuz hergestellt, das in der Mitte vier vergoldete Platten hatte. Diese waren so eingerichtet, daß, wenn der Wind eine derselben in Bewegung setzte, auch alle übrigen sich bewegten und wechselweis sich abstoßend drehten. Die Spitze des Kreuzes zierte ein vergoldeter Hahn, den jeder Wind um seine Achse drehte und der auf diese Weise einen stattlichen Windanzeiger abgab. Auch wurden zwei Blitzableiter verfertigt und mitgenommen, der eine für die Salmshöhe, der andere für die höchste Glocknerkuppe neben dem Kreuz. Von Klagenfurt wurden für naturwissenschaftliche Zwecke folgende Instrumente mitgenommen: drei Meßbarometer mit ihren Thermometern; zwei freie Thermometer; ein Saussure'sches Haar-

Hygrometer; ein Electrometer von Bennet; ein Theodolit sammt Meßtisch und Meßkette; zwei Nivellirwaagen; mehrere achromatische Fernröhre.

Am 26. Juli des Jahres 1800 trafen die Klagenfurter Herren in Heiligenblut ein. Unterwegs hatten sich ihnen Bergrath Dillinger, Controleur von Marcher von Döllach, die Pfarrer von St. Peter, Sagritz und Döllach (aus dem Drauthal) und Freiherr von Senn angeschlossen. Dr. Hoppe und Professor Schiegg waren schon früher in Heiligenblut eingetroffen und letzterer hatte seinen Schüler und Amanuensis Stanig mitgebracht, einen für die Alpen begeisterten, in der Mathematik sehr erfahrenen und für Bergmessungen sehr geschickten jungen Mann.

Herr von Hohenwart berichtet in seinem Tagebuch (mitgetheilt von Dr. Schultes in seiner „Reise auf den Glockner" III. (Wien, 1804): „Am 28. Juli früh ging der Herr Professor der Mathematik (Schiegg) nach gelesener Messe mit zwei Trägern, welche den Apparat der nöthigen physikalischen und mathematischen Instrumente trugen, auf die Salmshöhe. Herrn Stanig ließ er indessen zurück mit dem Auftrage, zu Heiligenblut den Barometer- und Thermometerstand genau zu beobachten und anzumerken. Um 8 Uhr brach die übrige Gesellschaft von Heiligenblut auf. Von der reitenden Partie waren: der Fürst, Baron von Wulffen, Dr Hoppe, Director Vierthaler, Dr. von Schallhammer, ich, die Herren Pfarrer von Döllach und St. Peter, der Herr Kammerdiener, der Koch und zwei Bediente. Bei dieser ansehnlichen Alpenkarawane waren Pack- und Reitpferde mit eben so viel Führern, 26 Packträger und 5 Zimmerleute.

„Wir ritten von Heiligenblut bis zu den Alpenhütten am Troge. Dort trennten sich einige von der Gesellschaft der Reitenden und gingen den näheren Weg über die „Platte" mit einigen Trägern und Führern zu Fuß. Unter den Fußgängern waren Dr. Hoppe und ich, und die zwei Herren Pfarrer. Um 10½ Uhr erreichten wir die sogenannte Leiter-Ochsen-Hütte, wo wir ein wenig ruhten. Dann ging es wieder über den steilen Abhang bis zum „guten Brünnel". Dort erquickten wir uns an dem köstlichen Alpenwasser und ruhten, bis der Fürst, der den weiten Weg über die Alpenanhöhen ritt, zu uns kam und die Reise mit uns bis zur

Salmshöhe fortsetzte. Das Wetter war vortrefflich; die Luft sehr heiter. Nach 1 Uhr Nachmittags waren wir auf der Salmshöhe.

„Der Herr Professor der Mathematik hatte bereits einige Fernerhöhen beobachtet und die vorläufigen Anstalten zur trigonometrischen Messung des Glockner getroffen. Es wurden zwei Standpunkte zur Grundlinie bestimmt. Da der Glockner heute die Gefälligkeit hatte, sich ganz zu enthüllen und in seiner ganzen prachtvollen Größe dastand vor unseren Augen, so war keine Zeit zu verlieren, da wir nicht wissen konnten, wie lange er uns sein enthülltes Haupt zeigen würde. Der Herr Professor maß mit seinem Instrument die Erhöhungswinkel von beiden Standpunkten, dann die horizontalen Winkel mit dem Höschel'schen Theodolith und zur Controle mit eben diesem Instrument die perpendikulären Winkel auf das genaueste und wiederholte dann die Messung noch einmal. Nach dieser Winkelmessung wurden die Versuche mit dem siedenden Wasser angestellt und mit dem Areometer.

„Während man mit diesen Versuchen beschäftigt war, trafen auch die übrigen von der Karawane (die in drei Abtheilungen reisten) bei der Hütte ein und sobald der goldne Herr Karg (der Koch des Fürsten) vom Pferde stieg, ward in der Küche das Heerdfeuer geschürt und für die durch die lange und mühevolle Reise hungrig gewordene Gesellschaft ein herrliches Diner bereitet, ein fürstliches Mahl, bei welchem der Fürst die herzliche Freude genoß, die Schüsseln schneller verschwinden zu sehen, als an seiner Tafel zu Klagenfurt. Das seltenste und auserlesenste Obst zierte hier an der Grenze des ewigen Eises den Nachtisch; Champagner, Tokayer und Malaga quoll hier, als kelterte man ihn vom nahen Gletscher. Der heiterste Himmel erheiterte noch mehr den Geist der Gäste . . . Der Abend floß in Scherz und Laune hin, bis uns auf unserem Alpenheu der Schlaf die Augen schloß.

„Am 28. mit Anbruch des Tages raffte ein Theil der Gesellschaft sich auf und rüstete sich mit einem guten Frühstück zur Reise. Früher waren die vier Zimmerleute vorausgegangen, um den Weg zu bahnen und Seile an den steilsten Abhänzen zu befestigen. Die Bergsteiger dieses Tages waren: Director Vierthaler, Dr. Hoppe, Dr. Schallhammer, die beiden Pfarrer, Baron

Senn und ich. Jeder nahm seinen Führer und Begleiter mit und ich rathe es Keinem, wäre er auch ein noch so geübter Bergkletterer, den Glockner ohne die Wegweiser besteigen zu wollen. Von diesen tüchtigen Männern geführt, hat man beinahe gar keine Gefahr zu befürchten."

Um 8 Uhr wurde die Kammhöhe erreicht und in der neu errichteten Hütte ließ Hohenwart ein Billet voll freudigen Dankes für den mit Professor Schiegg nachkommenden Fürsten zurück.

Die meisten der Gesellschaft hatten ihr Gesicht mit Schleiern verwahrt, da die weißen Schneecrystalle in der hellen Sonne schmerzhaft blendeten. Ein Pfarrer, welcher keinen Schleier genommen, bekam so entzündete Augen, daß er den nächsten Tag kaum sehen konnte. Herr von Hohenwart, obwohl er über den Schleier noch ein Tuch genommen hatte und seine Augen gut conservirte, bekam doch aufgesprungene Lippen, wie nach einem starken Fieber.

Als die Wanderer die Steinhütte 8½ Uhr verließen, sahen sie, daß die vier Zimmerleute eben die höchste Kuppe erkletterten und die Anstalten trafen, um den nächsten Tag das vergoldete Kreuz auf die Glocknerspitze zu bringen. Beifallsrufe wurden ihnen hinauf gesandt. Doch nun machte sich auch die verdünnte Luft fühlbar; die Beklemmung der Brust nahm zu und einige der Herren bekamen Anwandelungen einer Ohnmacht und zogen es vor, zu der Hütte zurückzukehren. Dr. Hoppe, Hohenwart und die beiden Pfarrer setzten ihre Reise unerschrocken fort. Am Firnhang der Glocknergipfel waren bereits Stufen eingehauen, Pflöcke in das Eis getrieben und Seile ausgespannt, so daß sie ohne Unfall die erste Spitze um 11 Uhr erreichten. Hohenwarts Barometer zeigte 17 Zoll 10 Linien.*)

„Wir setzten uns in der Nähe des Kreuzes nieder und sahen den vier Zimmerleuten zu, wie sie eben auf der höchsten Kuppe des Glockner, in einer kleinen Entfernung von uns, beschäftigt waren, einen sehr großen Schneeklumpen, der die höchste Spitze des Berges bedeckte und ganz überhing, hinwegzuschaffen. Derjenige, der diese Schneemasse mit einem Grabscheid ausgrub, war

*) Bekanntlich steht es am Meeresstrande c. 28 Zoll.

an einem Seile festgebunden, an welchem ihn die drei übrigen Männer hielten. Sie wechselten bei dieser Arbeit ab, bis endlich die Schneelehne in der Größe einer kleinen Alpenhütte losriß und hinabstürzte und im Falle sogar uns, die wir auch auf einer überhangenden Schneelehne saßen, mächtig erschütterte."

Das Hinabstürzen der Schneewand ward in Heiligenblut deutlich gesehen und zum Zeichen, daß man es gesehen, wurden Böller losgeschossen, die man wie das vorige Jahr so deutlich hörte, als wäre die Entfernung nur eine Viertelstunde.

Den zweiten höchsten Gipfel bestiegen die Herren auch dies Mal nicht, tranken aber nicht minder vergnügt die Gesundheit des Fürsten, der Freunde, der Naturforscher und aller Facultäten. Nach der Steinhütte zurückgekehrt, trafen sie den Fürsten und den Professor Schiegg, der unermüdlich seine Versuche anstellte. Dann wurde ein heiteres und ausgesuchtes Mahl gehalten und die „Hohenwarte" festlich eingeweiht.

Beim Herabsteigen von der Hohenwarte auf den Gletscher begegneten sie dem Schüler des Mathematikprofessors, Herrn Stanig, den es nicht wenig schmerzte, als er die Gesellschaft schon wieder auf der Rückkehr traf. Er wollte durchaus noch am selben Tage auf den Glockner hinauf und nur mit Mühe ließ er sich bereden, zur Salmshütte zurückzukehren, um dann in der Frühe des folgenden Tages mit den Zimmerleuten die höchste Spitze zu ersteigen.

Dies geschah. Herr Stanig brach am 29. Juli zeitig auf, versehen mit einem sehr genauen Barometer, zwei Thermometern, einer Nivellirwaage (um gegen das Wiesbachhorn zu nivelliren), und von einem Führer und Wegweiser begleitet. Der Fürst hatte durch Professor Schiegg noch ein sehr solides Barometer besorgen lassen, an welchem außer der Glasröhre alles von Eisen und Messing war. Dieses ward mit seinem Thermometer in einen hölzernen mit Eisen beschlagenen Kasten gethan, den oben ein kleines hölzernes Dach schützte. Es sollte nahe dem Kreuze auf dem höchsten Gipfel befestigt werden. Der Herr Pfarrer von Heiligenblut erhielt die drei Schlüssel in Verwahrung, zur Uebergabe an die Reisenden, welche den Glocknergipfel besteigen und die Höhe desselben messen wollten.

Die mühsame Arbeit der Zimmerleute gelang. Um 11 Uhr stand das Kreuz auf der höchsten Glocknerspitze. Aus der Salmshütte schaute ihnen die Gesellschaft mit Fernröhren zu; in Heiligenblut ertönten die Böllerschüsse. Die Bauern setzten in einiger Entfernung vom Kreuze noch jenen Baum in eine Felsspalte, den sie im vorigen Jahr als Leiter gebraucht hatten, um auf die zweite Spitze zu kommen. Als der Baum stand, sah man den jungen Stanig bis oben hinauf klettern. Nach der Rückkehr des jungen Mannes fragte man ihn, warum er das gethan? Es geschah, antwortete er, um sagen zu können, daß ich noch über dem Glockner geschwebt habe und daß ich höher hinauf gekommen bin, als Alle.

Der erste Gelehrte, welcher dem muthigen Stanig nachfolgte, war ein deutscher Naturforscher, Dr. Schwägrichen, der noch im Sommer 1800 die höchste Spitze erreichte.

— Daß der Fürst Salm noch oft zu seinem geliebten Glockner wallfahrtete, kann man sich leicht vorstellen. Schon im August des Jahres 1802 reiste er von seinem treuen Hohenwart begleitet, wieder nach Heiligenblut, um zu sehen, ob auch alle Aufträge und Anforderungen, die er im Jahre 1800 hinterlassen hatte, ausgeführt seien. Auf einem noch höheren Punkte, die „Adlersruhe" genannt, war im vorigen Jahre gleichfalls eine kleine Hütte errichtet worden.

Am 23. August stieg die Gesellschaft wieder auf den bekannten Pfaden aufwärts und erreichte zeitig die Salmshöhe. Der Fürst blieb hier zurück, während Hohenwart mit einem Salzburger Studenten, Pichler, dem Bruder des Heiligenbluter Wirthes und 9 anderen Personen seine Reise fortsetzte. Sie fanden sowohl die Hütte der Hohenwarte wie die auf Adlersruhe ganz mit Schnee bedeckt. Von dem Kreuz auf der höchsten Glocknerspitze war die Querstange abgerissen und zwei vergoldete Schilder lagen nebenan im Schnee. Das hatte man schon Tags zuvor bemerkt und vier Zimmerleute hinauf geschickt, welche nun die abgerissenen Theile wieder befestigten. Gegen 9½ Uhr wurde der erste Gipfel erreicht, auf welchem

man im Jahre 1799 das kleine Kreuz errichtet hatte, welches noch ganz unversehrt stand.

„Nun mußten wir — schreibt Hohenwart — die fatale Schlucht zwischen dem ersten Gipfel und dem zweiten passiren. Die Zimmerleute kamen hier zu uns und ich mußte mich ihrer Leitung ganz überlassen. Sie versicherten mir, daß, wenn ich mich nicht fürchtete, ich mit ihnen sicher und gut hinüberkommen würde. Man band mir ein Seil um die Mitte und ließ mich ganz langsam über die fast senkrechte Wand in die Schlucht hinab, während ich mich mit der rechten Hand an jenem Seile fest hielt, das in der Schlucht von einem Gipfel zum andern gespannt war. Unten in der Schlucht geht man einige Schritte ganz eben, um wieder zu der zweiten senkrechten Wand am zweiten Gipfel zu kommen; aber rechts und links ist ein schauerlicher Abgrund. Die Zimmerleute folgten mir in die Schlucht hinab nach und dann bestiegen zwei von ihnen den höchsten Gipfel und zogen mich mit dem Seile, welches ich noch in der Mitte (um den Leib) hatte, die senkrechte Wand hinauf, während die zwei übrigen mich, so gut sie konnten, unterstützten. Um 10 Uhr war ich auf der höchsten Kuppe."

„Meine Freude war unbeschreiblich, als ich nun die sehnlichsten Wünsche meiner beschwerlichen Reise gekrönt sah."

Die Uebrigen folgten nach. Das Erste für Herrn von Hohenwart war, den Barometerkasten zu öffnen, der ungefähr 8 Schritt unter dem Kreuz an einem aus dem Schnee hervorragenden Felsen befestigt war und in einem Blechfutteral steckte. Nicht wenig war er erstaunt, das Eisenblech, das doch im Winter von Schnee bedeckt, im Sommer von Thau und Regen benetzt war und schon seit zwei Jahren sich dort befunden hatte, ganz frei von Rost zu finden. „Wie frei von allem oxydirenden Stoff muß die Luft in diesen Regionen sein!" Auch das Schloß ließ sich leicht öffnen und war frei von Rost, Barometer und Thermometer waren trefflich erhalten. Jenes stand auf 18 Zoll oder 216 Linien, also nur 2 Linien höher als 1800, da der Glockner barometrisch gemessen wurde. Gleichzeitig standen auch die Barometer an anderen Orten nur 3 und fast um 4 Linien höher als 1800. Das Thermometer im Kasten stand auf + 10° R. Hohenwart's Reisebarometer

stand oben am Kreuz um 2 Linien höher als jenes im Kasten, und um 4 Linien als im Jahr 1800. Das Thermometer am Reisebarometer stand auf 11,5° R. Wärme. Ein freies Thermometer fiel in der Luft in einer halben Stunde auf + 5° und in einer Stunde auf 0°. Die Gesellschaft mußte sich in den Schnee niedersetzen und es wurde ihr bald so kalt, daß sie es nicht mehr aushielt.

Am Kreuze bemerkte Hohenwart ganz deutlich, daß der Blitz ein oder mehrere Male in dasselbe gefahren sei und die Querstange mit den vergoldeten Plättchen weggeschleudert hatte. Man sah, daß der Blitz zuerst in den vergoldeten Hahn, dem er die Vergoldung am Kamme und eine Schwanzfeder wegnahm, und dann in die vergoldeten Plättchen fuhr, an denen er die Vergoldung in einem fingerbreiten Kreise wegführte. Da an jedes Plättchen ein messingener Draht angelöthet ist, der ihre Bewegung unterhält, so nahm der Blitz seine Richtung nach diesen spitzigen Drähten und schleuderte die Querstange weg. Ein Beispiel, wie behutsam man bei Aufstellung der Blitzableiter sein muß!

Die Freude über die gelungene Fahrt hatte Herrn von Hohenwart unerschrockener gemacht, so daß der Rückweg schnell und glücklich von Statten ging. Das machte auch dem Fürsten Muth, welcher mit dem Fernrohr die Gesellschaft beobachtet hatte und am folgenden Morgen stieg auch er den Steilhang hinauf und erreichte glücklich die erste Spitze des Glocknergipfels. Das Wetter schlug um und so mußte die Rückreise eilig angetreten werden. Herr von Hohenwart trug auch das dritte Mal, trotzdem, daß er einen Schleier genommen hatte, eine geröthete Gesichtshaut und geschwollene Lippen davon.

Jetzt sind Hütten und Kreuze, welche das Andenken an Fürst Salm wach erhielten, verschwunden; später ließ Erzherzog Johann an einer geschützten Stelle in der sogenannten Gamsgrube, 7505 Fuß über dem Meer, aber doch noch 4150 Fuß tiefer als die Glocknerspitze, eine Hütte erbauen, die ihm zu Ehren Johanneshütte genannt wurde. Als auch diese zu zerfallen drohte, nahm sich Karl Hofmann aus München ihrer an und ließ sie wieder herstellen.

Um diesen wackern jungen Mann, der sich um die Erforschung der Glocknergruppe sehr verdient gemacht hat — er fiel in der Schlacht bei Sedan — zu ehren, hat man sie nun „Hofmanns-hütte“ genannt.

In dem Zeitraum von 1800—1870 sind ungefähr 80 gelungene Glocknerbesteigungen — alle von Heiligenblut aus über den Leiter-gletscher — verzeichnet worden.

Der September des Jahres 1856 brachte den Bewohnern des Möllthales eine große Freude und Ueberraschung, nämlich das glänzende Schauspiel einer Kaiserreise, die sich für die guten Gebirgsbewohner zu einem wahren Volksfeste gestaltete. Kaiser Franz Joseph hatte mit seiner Gemahlin eine Glocknerreise unternommen und erschien mit Gefolge (am 6. September) in Heiligenblut. Der vorhergegangene Regen, der sich im Hochgebirge zum Schneefall gestaltete, hatte dem klarsten blauen Sonnenhimmel Platz gemacht und ein weißes blinkendes Schneegewand sich über alle Höhen bis zu 5000 Fuß herab ausgebreitet — ein schöner Kontrast zum frischen Grün der Thäler und Wälder. Am 7. September begann nun von Heiligenblut der Zug auf die Berge am Fuße des Pasterzengletschers. Die Kaiserin machte auf einer schönen Almwiese, dem sogenannten „Brettboden“ (circa 6000 Fuß hoch) Halt, während der Kaiser mit zahlreichem Gefolge bis auf den hohen Sattel (der seitdem durch die Pietät des Volkes den Namen „Franz-Josefs-Höhe“ erhielt) — 8025 Fuß hoch — vorwärts drang, wo sich ein herrlicher Blick über die erhabene Alpenwelt bot. Von der Adlersruhe winkte die kaiserliche im Winde flatternde Fahne — fünf Bauern hatten sie auch auf der Glocknerspitze aufpflanzen wollen, doch der frisch gefallene Schnee hatte ein weiteres Vordringen unmöglich gemacht.

Aber die Heiligenbluter sollten auch ihrerseits die Erfahrung machen, daß die Concurenz selbst in den höchsten Alpenthälern waltet.

Seit 1854 versuchte man, von der Südseite aus dem Ködnitzthale zum Großglockner aufzusteigen und da dieser Weg kürzer und nicht beschwerlicher ist, so ward das Tyroler Dörfchen Kals

bald ein glücklicher Nebenbuhler des altberühmten kärthner Dorfes Heiligenblut.

E. Pegger, Ingenieur aus Lienz, unternahm es, anstatt wie bislang über den Kleinglockner und die Glocknerscharte auf den Großglockner zu steigen, direkt zur höchsten Spitze vorzudringen über jenen Felskamm, der sich zwischen dem Ködnitzgletscher und dem Teichnitzgletscher erhebt. Kaufmann J. Stüdl aus Prag erwarb sich dann das Verdienst, durch einige Sprengungen und in den Felsgrat getriebenen Eisenpflöcke, durch welche ein Draht gezogen wurde, den Weg minder gefährlich zu machen. Dazu ließ er (1868) in einer Höhe von 8728 Wiener = 8396 par. Fuß eine bequeme und feste Hütte bauen, in welcher seit 1872 Heulager, Decken, Kochgeschirr, Schneebrillen, Glocknerpanorama, sogar eine kleine Apotheke &c. den Glocknerreisenden zur Verfügung stehen. Damit geschah den armen Kalsern eine große Wohlthat, denn fortan mehrte sich der Zuspruch der Fremden, welche den neuen Weg vorzogen.

2. Die Glocknerfahrt der Grafen Apponyi und des sie begleitenden Dr. J. A. Schultes.

Auf Salm's epochemachende Glocknerfahrt folgte eine zweite im Sommer des Jahres 1802, die nicht minder berühmt geworden, ja, durch welche die erste einem größeren Publikum erst recht bekannt geworden ist. Dr. Schultes in Wien wurde von den ungarischen Grafen Apponyi aufgefordert, sie auf ihrer Reise durch Steyermark, Kärnthen, einen Theil von Salzburg &c. als Reisearzt zu begleiten. Das Endziel der Reise war Heiligenblut und der Glockner. Die übrige Gesellschaft bestand aus den Herren Heyder, dem Erzieher des jungen Grafen, Dr. Klinger und Herrn von Strauch sammt dessen Bedienten. Sowohl die Grafen, wie Dr. Schultes waren bereits mit den schönsten Alpenpartien der

Schweiz vertraut; die schönsten des eigenen Vaterlandes waren ihnen noch unbekannt geblieben. Wie hoch schlug ihnen das Herz, als sie sahen, daß diese sich mit jenen messen dürfen. „Was du in der Schweiz gesucht hast, auch hier ist's zu finden" — quo petis, hic est, animus si te non deficit aequs! so ruft Schultes in Begeisterung aus. Und daß diese Männer den rechten animus mitbrachten, das zeigt die Schultes'sche Reiseschilderung, welche im Jahre 1804 in Wien bei Degen in 4 Theilen erschien*) und wegen ihrer blühenden, eleganten Schreibart um so mehr willkommen geheißen wurde, als die erste Glocknerbesteigung nur in gelehrten Fachschriften, in den Zeitschriften von Hoppe und Moll, behandelt worden war.

Dr. Schultes hatte sich des gefeierten Saussure Voyages dans les Alpes zum Vorbild genommen und wie diese die Wallfahrten zum Eisgebirge Savoyens in's Leben riefen, so erregte das Schultes'sche Werk die allgemeinste Theilnahme und würde die Glocknerfahrten mächtig gefördert haben, wenn nicht Napoleon's Kriegsschwert auch über die deutschen Alpenländer geschwungen und so der Reiselust ein mächtiger Dämpfer aufgesetzt worden wäre. Das Schultes'sche Reisebuch war jedoch nichtsdestoweniger ein erfrischender Hauch in der nachfolgenden schwülen Zeit, eine Stärkung des patriotischen Sinnes und Gefühls und die wohlthätige Nachwirkung blieb nicht aus.

Von Heiligenblut auf den Glockner.

Endlich kamen die Führer, die wir so lange erwartet hatten, heim von den Alpen, und wir konnten unsere Reise auf den Glockner antreten. So sehnsuchtsvoll wir der Rückkehr dieser Leute entgegen harrten, so sonderbar war es uns doch jetzt zu Muthe, als wir die feierlichen Gesichter derselben, die schweigende

---

*) Unter dem Titel: Reise auf den Glockner, gewidmet, wie billig, dem Fürstbischof von Gurck.

und bedenkliche Miene, mit der sie verstohlen auf diesen und jenen aus der Gesellschaft hinblickten und den Kopf schüttelten, und den fürchterlichen Apparat von Griesbeilen, Steigeisen, Seilen und alle die Anstalten sahen, die so rüstige Leute, als unsere Bauern waren, vor unseren Augen machten. Die Vertheilung der Last des Mundvorraths, der Herbarien, Teleskope, galvanischen Säulen rc. und alles dessen, was wir auf die Salmshöhe zu schaffen hatten, verursachte ein Drängen und Treiben, ein Wägen und Ausgleichen, eine Arrimage, als ob ein Linienschiff auf den Walfischfang nach dem Nordpol ausgerüstet würde. Und doch waren es nur 14 Träger, die wir zu befrachten hatten. Wer nicht weiß, wie viel 21 Personen auf 2 Tage nur an Brod und Wein nöthig haben, der lasse sich ja nicht durch das Erstaunen verführen, in das er versetzt wird, wenn er diesen Berg von Eßwaaren bei einander sieht, etwas davon abzubrechen. Wir rathen vielmehr zuzulegen: denn der Hunger auf Alpenhöhen ist, wie im Norden im Winter, oder wie man bei uns Schlittschuhe läuft, eine Art von Heißhunger, der in Ohnmacht übergeht, wenn er nicht bei Zeiten befriedigt wird. Laibe Brodes und Käses verschwinden, ohne daß der Magen davon voll zu werden scheint. Und man hat hier nicht bloß für den Hunger auf zwei Tage, sondern auch für Stürme und Wetter zu sorgen, die jedes Vor- und Rückwärtssteigen unmöglich machen. Man lasse die Bauern ja die Menge Mundvorrathes selbst bestimmen, die sie nöthig zu haben glauben, und man glaube ja nicht, daß sie gern umsonst eine Last auf den Glockner und zurücktragen.

Es war eben Sonntag und die Kirche vorüber, als unser Zug, der aus 7 Personen von der Reisegesellschaft, aus 5 Führern und 8 Trägern nebst einer Köchin, bestand, unter dem Jubel und den Segenswünschen der ganzen vor der Kirche versammelten Gemeinde des Thales hinauf auf den Glockner zog. Wir mußten die Höhe, auf welcher Heiligenblut gelegen ist, im Nordwesten hinabsteigen. Bald gelangten wir an die Ufer der Möll, die hier vom Pasterzen- und Tauernbache und von der Gößnitz gebildet, ihrem Ursprung nahe ist. In einem Labyrinthe von Brücken und Zäunen und Mauern gingen wir bald an diesem, bald an jenem Ufer der Möll das Pasterzenthal hinan. Man glaubt im Sahnerthale dem Gott-

hard entgegen zu steigen; eben die braunen Gruppen der hölzernen Hütten in den Wiesen des Thals, eben die Zäune von Gneiß und Granit, aus welchen unter Alpenrosen und Alpenflechten die Mauerraute die Würzelchen von manchem Alpenpflänzchen beschattete; eben die himmelhohen Felsenwände zu beiden Seiten, umwachsen am Fuße mit Fichten und Lerchenbäumen; eben die Wasserfälle zu beiden Seiten herab; bald rechts und links verbirgt sich die Möll in den Trümmern der Felsen, die sie herabwarf, wie ober dem Stege die Reuß: der Glockner im Hintergrunde, wie dort der Gipfel des Gotthard. Ein lachender Waldhügel zur Linken, vielleicht gebildet von einem in's Thal gestürzten Felsen, lehnt sich zurück an einen höhern, der in der Ebene den Namen eines Berges verdienen würde. An diesem schlängelt ein steiler Weg sich hinauf durch den Lerchbaumwald, den heiligen Hain des Glockners. Geschmückt mit Subalpinen lichtet er sich allmählich und verliert sich auf einer dritten Höhe, die höheren Scenen, als jene sind, die der Wald gewähren kann, geheiligt ist.

Ein offner Abhang am Fuße einer himmeltragenden Felsenwand ladet zur Ruhe ein. Man hört ein dumpfes Tosen in der Tiefe. Mit jedem Schritte, den man den Abhang scheu hinunterwagt, tobt es lauter herauf. Man entdeckt, was man hier ahndete, einen Abgrund, in dem aus einer engen Felsenschlucht herauf, wie ein Wasservulkan die Gößnitz ihre Wogen empor schleudert und dann sich hinabwirft in's Thal über die Felsenwand. In der Tiefe liegt Heiligenblut mit seiner Warte am Fuße der beschneiten Goldzeche; zwischen Auen und Hütten versteckt die Möll ihre mäandrischen Windungen, in welchen sie die Wiesen des Thales durcheilet, hinab zu ihren Fällen; gegenüber erhebt der Rothkopf und der Tauern seine Wände an den Himmel. Hier würden wir der Ruhe ein Fanum bauen, wenn nicht die Gegend umher schon selbst der schönste Tempel der Ruhe wäre. Wir weihten ihr hier ein Viertelstündchen. Man hat der Geberin der Ruhe nöthig auf dieser Reise.

Bald hinter dieser Stelle hebt der Pfad sich steiler. Er scheint mit dem Meißel aus dem Gneißfelsen gehauen zu sein, an dem er sich hinanwindet. Er scheint mit Mühe gepflastert worden zu sein mit den Bruchstücken, die bei dieser harten Arbeit abfallen

mußten. Er scheint breiter gewesen zu sein, als er jetzt ist: denn jetzt hält er an einigen Stellen kaum 2 Fuß mehr in der Breite, und dort, wo die Wand, die ihn über den Abgrund hinausschob, verwittert ist und eingestürzt, dort liegen jetzt Baumstämme, um das Schauerliche dieser Passage wenigstens durch einen Schein von Schutzwehren zu mildern. Wenn die Heiligenbluter Bauern fortfahren, eben so nachlässig an Erhaltung dieses Pfades zu arbeiten, als ihre Voreltern ihn mit Mühe aus den Felsen hauten, so wird er in einigen Jahren ganz in den Abgrund hinabsinken. Ich sah die Verwüstungen, die ein einziger Regentag an diesem Pfade machen konnte, und ich wünschte ihm nicht mehrere solche, wenn Glockner und Pasterze lange bestiegen werden sollen.

Die Alpenscenen rechts auf dem Tauern und hinab in's Pasterzenthal lohnen jeden Schritt, den man aufwärts steigt, bis endlich an einer Höhe der Pfad sich in einem muldenförmigen Thale verliert. Hier wird das Auge, das umher zu irren gewohnt war auf Alpengipfeln, beschränkt auf eine einsame Alpenhütte und einen Kranz von einem Lerchbaumwalde, in welchem zwei Pfade sich verlieren. Der Mann muß einen Herzenskummer gehabt haben, der hier in dieser engen melancholischen Thalbucht seine Alpenhütte aufschlagen konnte.

Wir folgten dem Pfade zur Linken, der an einer zweiten Alpenhütte im Walde vorüber zu einer Quelle führte, bei welcher unsere Führer ihre Lager aufschlagen wollten. Wir hatten aber bald Ursache zu bedauern, daß unsere Führer mehr ihrem Durste als dem Durste unserer Augen nach schönen Partieen und Pflanzen folgten. In einem großen Kreise lagen wir im Föhrenwalde um die sprudelnde Quelle und kühlten uns. Wir verglichen die Schönheiten dieses Weges mit jenem, der unten zur Pasterze führte und wir mußten letzterem den Vorzug geben. Er ist nicht blos reicher an Alpenpflanzen, sondern auch reicher an schönen Aussichten auf den Pasterzengletscher, auf die Wasserfälle in's Thal hinab, und durch den Wald hinüber auf den Tauern, der über die Gipfel der Bäume hereinscheint. Er ist zwar etwas weiter, aber auch weniger steil. Wir waren daher etwas übel zu sprechen auf unsere Führer, die uns um ihrer Leckerheit an dieser Quelle willen dem alten Pfade untreu werden ließen. Nirgendwo fehlt

es hier an Wasser, das einem Wiener Nektar dünkt: und doch verschmäht es der Bauer und steigt wohl eine Viertelstunde hinan, um, wie er es nennt, ein „gutes Wasser" zu finden. Wer sollte solche Wasserkenner, so feinen Geschmack unter so rohen Menschen vermuthen!

Und wir müssen es gestehen, kein Prälat würde, wenn alle Prälaten, wie jener zu Admont, Wasser tränken, übel dabei fahren, der Weisung dieser Prägustatoren zu folgen.

Es war jetzt Mittag. Der Tag war schwül. Der Nadelwald duftete Harzgeruch. Die Wasserfälle rauschten im fernen Thale, in das wir hier und da durch die Aeste der Bäume hinabsehen konnten. Mehrere unserer Gefährten waren unter dem Druck der Hitze zurückgeblieben. Wir hatten einige Pflanzen einzulegen. Die Quelle war so schön. Wir beschlossen hier Mittag zu halten, und hier hatten wir das Vergnügen, uns von der Gesundheit unserer Begleiter und dem Witze Aesops zu überzeugen, der den schweren Brodkorb auf der Reise lieber trug, als die leichten Bündel.

Früher noch, als wir es wünschten, sagte der älteste unter den Bauern, daß es Zeit wäre, aufzubrechen: die Sonne wäre ihm heute zu heiß, er fürchte ein Gewitter. Wir folgten ihm alle und rafften uns auf. Bald hatten wir den Abhang erreicht, der uns zum Leiterbache führte, wir liefen ihn alle jauchzend und jubelnd hinab.

Von hier aus ging für uns erst die Reise auf den Glockner an: wir kannten den Weg bis hier schon von der unglücklichen Exkursion auf die Pasterze. Hier am Leiterbache fängt auch das Atrium*) des Glockners und der schönen kärnthnerischen Alpenflora an, wozu die Swertia, jetzt Gentiana carinthiaca das Signal gibt. Den Wald hinauf sind wenig Pflanzen, die nicht auch unser Löller, oder wenigstens der Schneeberg hätte. Ueberhaupt sind Granit-Gneißgebirge ärmer an Pflanzen als Kalkgebirge und leichter kommt die Granitpflanze auf Kalkgebirgen fort, als umgekehrt; indessen hat dieser seine eigensinnigen Bewohner. —

Aus einem engen Thale, das man Schlucht nennen könnte, dessen östliche Wand die drei übereinander aufgethürmten Gipfel

*) Vorhalle.

der 3 Leiterberge bilden, stürzt der Leiterbach hervor; an seinem steilen westlichen Ufer windet ein schmaler Pfad sich hinan. Anfangs ist er willkommen, der brausende Wildbach; er bringt einiges Leben unter die Trümmer der Erde, über die man hier hinanklettert in die Regionen des Himmels, aber bald verstummt auch sein Rauschen. Schnee und Eis, herabgestürzt von den kahlen Gipfeln der Alpen, die auch kein Krummholz mehr deckt, begräbt ihn in tiefe, kalte Gewölbe. Nur hie und da, wo ein herabgerollter Fels die Decke des Eisgewölbes durchschlug, hört man sein Toben heraus aus der Tiefe, sieht man, wie er hinab sich stürzt in die Nacht der Eisgruft über die dämmernden Eis- und Felsentrümmer. Aber dort, wo die herabgestürzten Felsen die Eisdecke durchschlagen und der Abgrund drohender hinaufgähnt, dort haben sie auch den schmalen Pfad vernichtet. Auf sparsam erhaltenen, wankenden Schiefertrümmern, die jähe hinab sich neigen, tritt man hinaus frei über den Abgrund, und hängt in der Luft frei über die Eisklüfte. Schwankende Wurzeln verkrüppelten Krummholzes, die die Zeit hervorgrub aus den Felsenritzen, sind hier oft die sichersten Stufen. Ein grausenvoller Weg*), an dessen Wänden sich selbst die Felsen gewohnten Föhren nicht mehr weiter wagen. Sie verschwinden unter dem Schnee künftiger Gletscher selbst als Krummholz bei der Ochsenhütte, der letzten bewohnten Stelle auf dieser Höhe, die man endlich nach einer langen Stunde vom Steg an erreicht.

Verschwunden sind hier Sträucher und Bäume, die Felsengipfel umher wagen es nur mit Schnee bedeckt dem Aether sich zu nähern; nur Zwerge von Pflänzchen, dem Berggeiste ähnlich, der hier die Todesstelle bewohnt, beleben die bemoosten Trümmer; der Bach fließt schweigend hier am eisbedeckten Ufer hin an der Hütte vorüber.

Wie soll ein Mensch, der die schönste Zeit seines Lebens, den Sommer, in dieser eisigen Felsenwüste hinbringt unter dem Hornvieh, das er hier bewacht, wie der Lappe am Nordpol seine Renne, sich bilden können? Der Mensch ward aus dem Jäge

*) „Der Name „Katzensteig", den selbst die Heiligenbluter dieser via mala gaben, wird diese Beschreibung vor dem Vorwurf der Uebertreibung rechtfertigen und wenn es diese nicht vermag, so mögen es die Windspiele des Fürsten, die hier nicht von der Stelle wollten."

Nomade und aus dem Nomaden Culturmensch; wird er wieder Nomade, so kehrt er zurück zu der Stufe, aus der er emporgestiegen ist, wird wieder Jäger und verwildert.

Wir eilten die traurige Hütte vorüber, und stiegen die Schlucht noch vollends hinan, die in ein Alpthal sich öffnete, das sich gegen Westen zog. Gegen Süden hinab an der Leiter hin strich eine Bucht nach Tyrol, die noch ein Bächelchen dem Leiterbach zuschickte. Von Ost gegen Westen lagerten zwei Reihen schneegekrönter Alpenfürsten sich und bildeten das Salmsthal. Brauner Schiefer runzelt ihre Stirne; ihr fester Rumpf ist Granit; die Nymphen der Eisbäche spielen mit tausend Armen um ihren Fuß. Mit jedem Schritte, den man vorwärts thut in dieser Allée blanchâtre, hebt der perlenweiße Gipfel des Glockners sich höher empor in das Azuremail des Aethers, mit jedem Schritte wird alles umher stiller, feierlicher, hehrer.

Drückend war die Hitze des Tages selbst hier noch unter den beeisten Gipfeln. Die Führer ließen uns ruhen nach dreistündigem Marsche am Fuße des Oberleykauf Bühels. Eine Quelle, das „gute Brünnchen“ entstürzt hier einem Felsen, die alle Pandusien an Kostbarkeit übertrifft. Ihr Wasser flog von der Zunge weg, wie Aether, und ließ eine Kühlung zurück auf ihr, wie der Hauch eines Zephyrs auf der Wange. Es war ein Wasser, wie es die Götter bei ihrem Bundesfeste tranken, als sie sich gegen die Giganten verbanden. Wir konnten uns nicht satt trinken. Schön war es in der unwirthbarsten Gegend, die die Natur nur für die Grenzen des Erdballs schuf, eine Gruppe von einigen zwanzig Menschen, diese auf Felsenblöcken sitzend, jene hingelagert auf Alpenflechten, an einer Quelle sich laben sehen, die freundlich zu jedem hineilte. Wir bemerkten an unserer Quelle die wilde Feier nicht, in die die Gegend sich während unseres Wasserfestes hüllte. Gewitterwolken rollten herein über die südlichen Alpengipfel; wir mußten eilen, die Salmshöhe zu erreichen. Mit dem drängenden Gefühle, mit welchem jedes belebte Wesen bange nach Schutz sucht, wenn der Himmel sich zu Blitzen rüstet, eilen auch wir, in dieser Alpenwüste Schutz zu finden unter jenem Tempel, den einer der besten Fürsten hier dem Jupiter Sospes erbaute; wir eilten desto mehr, je weiter wir denselben noch von uns entfernt glaubten.

Der erste Blitz fiel, und die Salmshöhe stand vor uns. Wir eilten hin zu diesem Fanum, wie Deukalion, da er der Fluth entrann, und ganz mit dem eigennützigen Gefühle: suave mari magno turbantius aequora ventis &c. konnten wir hier wie vom sicheren Gestade aus hinabsehen auf unsere Gefährten, die zu lange weilten, und die, wie vom Sturme geängstigte Boote dem Hafen zuruderten aus allen Kräften, während schon hinter ihnen die Blitze in die Felsen fuhren.

Jetzt erst fühlten wir die ganze Größe der Wohlthat unseres Fürsten! Gewitter auf Alpen gehören unter jene Feierlichkeiten des Lebens, die Sterblichen nur selten zu Theil werden. Wir waren zwar hier, obschon bereits 1400 Klafter über der Meeresfläche, auf keiner freien Alpenhöhe; wir sahen hier nicht die Wolken unter unseren Füßen blitzen; wir standen aber selbst in den Wolken, die schwer über die Alpengipfel herüberrollten und Schnee und Eis in ihren Nebel hüllten. Verschwunden war der Glockner; zerronnen in Nebelwolken der eisigen Zinnen des Himmels, nur der Donner hallte an ihren nahen Wänden im hundertfachen Echo wieder, und Blitze durchflammten die Wasserschichten, in welchen der Himmel über uns herabzustürzen drohte. Es währte nicht lange dieses furchtbare Schauspiel; ein Windstoß vom Glockner her trieb das Gewitter hinaus aus dem Salmsthal. Noch lagen die Leiterberge unten gehüllt in die Nacht des Gewitters, als der Glockner wieder da stand in ätherischer Reinheit; blendend weiß vom neugefallenen Schnee erhob er sich über den meergrünen Gletscher, an dem wir standen. Der Sonne Abendglanz umsäumte seine westliche Schulter; ein leichtes luftiges Blau beschattete ihn im Norden und zog sich herab in seine Furchen; gaukelnde Wölkchen umschwammen ihn und verschwanden an seiner Spitze. Grell stach der grau-grüne Schiefer in einzelnen Felsenpartien hervor aus dem Silber des Schnees, und über den beryllnen Gletscher thürmten die braunrothen Stoßwände sich im Vordergrunde empor. In der reinen Klarheit der Alpenluft nach einem gesunkenen Gewitter vermochte das Auge nicht die Pracht dieses magischen Colorits zu ertragen, es sehnte sich nach Ruhe; es wandte sich unwillkürlich hin über das fahle Alpengrün, auf die nahen Nebel, die den Karlkamp und den Manleiden noch

umhüllten. Jetzt bildete ein Regenbogen sich auf dem schwarzen Grunde der Wolken, die die Leiterberge deckten; die vierfachen Schenkel des Doppelbogens ruhten auf der doppelten Reihe beschneiter Alpen. In siebenfachem Feuer opalisirten sie ihre eisigen Gipfel; die Goldzeche und die Leiterberge schienen Riesenopale vom brennendsten Farbenspiel — und feierlich lag unter ihnen das Braun und Grün und Fahl des tiefern Thals in des ziehenden Gewitters Abendstille, die nur das Rollen des fernen Donners weckte. Einen der köstlichsten Abende unsers Lebens verlebten wir auf der Salmhöhe!

Wir genossen ihn in seiner ganzen Fülle, bis des Mondes halbe Scheibe sich über die Gewitterwolken im Osten emporschwang und freundliches Licht in das Thal herabgoß, das nur die Trümmer dieser Alpenberge bewohnen.

Wir vergaßen der Müdigkeit, des Hungers und des Durstes; wir waren ganz Auge, ganz verloren im Genusse, den der, der ihn nicht kennt, der deß nicht fähig und nicht werth ist, Schwärmerei nennt. Wehe dem, der nicht Jahre um solche Stunden gibt. Er kennt den Werth des Lebens nicht. Nur die Nacht, die gleich unerbittlich am Dünenhügel wie am Glockner ihren bleiernen Vorhang, nur hier mehr zögernd*) fallen läßt, trieb uns hinein in die wärmende Hütte. Und nun fühlten wir noch einmal den Werth dieser wohlthätigen Einrichtung. Wir waren hier in der hölzernen Hütte (die aber mehr kostete als manches stattliche Haus in der Stadt) so heimisch und sicher, als säßen wir daheim am traulichen Kamine. An dem langen, runden Tische, an welchem wir auf reinlichen Bänken herum gelagert waren, aßen wir mit mehr Appetit, und mit mehr Frohsinn, als die Satrapen an des Xerxes Tafel. Unser Nachtisch war die kostbare Alpenflora, die nun so gut als möglich in Ordnung gebracht wurde; statt überzuckerter Maikäfer hatten wir eine Schachtel voll noch zappelnder

*) Nach der Volkssage dauert die Nacht auf dem Gipfel des Glockner um Johannis so lange, als eine Tabakspfeife brennt — ein Zeitraum, der allerdings kurz genug ist, da die Pfeifen der Heiligenbluter Bauern winzig klein sind.

Insekten, und statt der Points rechneten wir die Beobachtungen des Herrn Professors Schiegg nach.

Wir eilten nun gestärkt vom frugalen Mahle wieder hinaus in's hohe Alpenthal.

Doch wie erschraken wir, als jetzt der Glockner in Wolken gehüllt, der Gipfel der Alpen verschleiert, der Mond verschwunden und schwül und drückend eine feuchte Nebelluft auf uns lag, als stünden wir am Strande des Meeres. Umsonst hätten wir also die lange, mühevolle Reise hieher gemacht, umsonst uns bei jeder Beschwerde, bei jedem Unfall getröstet mit der süßen Hoffnung, unsere Wünsche hier gekrönt zu sehen; umsonst uns losgerissen von dem schönen zauberischen Ennsthale: alle unsere Hoffnungen, Wünsche, Pläne, soll hier, so nahe am Ziele, ein Nebel vereiteln! Traurig lagerten wir uns hier in den Kreis, den unsere Bauern, wie die Wächter am Grabe, um die Hütte bildeten.

Auch sie waren traurig, auch sie fürchteten, mit uns vergebens gekommen zu sein. „Morgen wird es nichts werden", sagte der eine, „der Nebel bleibt liegen auf der Höhe", der andere; „es wird ein Landregen", glaubte der dritte, und jeder wußte eine andere Jeremiade zu verkünden.

Endlich schwieg alles, aus Aerger und aus Trübsinn; nur hie und da hörte man noch eine Maultrommel, ein in den östreichischen Alpengegenden allgemein beliebtes Instrument, worauf die Bauernburschen oft große Fertigkeit erlangen, so daß einige derselben nicht unangenehm auf zwei Maultrommeln zugleich spielen, ihr Liedchen herabbrummen. Wie schnell das Glück wechselt, das von dem Wetter abhängt! Welche Nacht auf den schönen Abend! „Vielleicht kommt in der Nacht noch ein Gewitter," sagte der alte Führer, „und dann wird's am Morgen doch hell". Wir waren selbst geneigt des Trost's zu spotten, und sahen es doch nicht gern, daß es die Bauern thaten. Wir saßen noch trauernd vor der Hütte, als es endlich anfing, Wetter zu leuchten. Es gab Hoffnung und wir sahen wie Kleine den Blitzen zu. Endlich hörten wir in der Ferne den Donner rollen. Der alte Bauer triumphirte. Unsere Freude kehrte sich in lärmende Freude um, wir jauchzten Alle und jubelten; wir thaten Freudenschüsse. Die Blitze folgten schneller auf das Blitzen der Gewehre; der Donner hallte

das Echo zu ihrem Knall; der Sturm fing an zu heulen, und Schlossen trieben uns in unsere Hütte.

Wie süß ruht es sich auf Stroh, wenn man Ruhe verdient hat. Doppelt süß dort, wo man auch diesen Lohn nicht zu erwarten wagte. Wir lagen weicher hier als mancher Fürst, der sich in seiner Stadt zur Ruhe legt, der nicht von so Vielen gesegnet wird, als unser Salm von seiner Hütte aus gesegnet wurde. Und dem Ehrenmanne, Herrn Bergrath Dillinger, der den Fürsten zu dieser schönen That bewog, hier eine Hütte für Reisende zu bauen, wünschten wir eine gute Nacht vom Glockner herab.

Wir schlummerten bald hinüber in das Reich der Phantasie, in das uns das Gemurmel des fernen Donners auf den schaukelnden Flügeln des Schlummers wiegte. Aber das Krachen des näheren weckte uns um Mitternacht. Schlag auf Schlag hörten wir den Donner in die nahen Wände fahren; der Sturmwind heulte und brüllte fürchterlich hohl in den wiederhallenden Felsenwänden; die Hütte knarrte unter seinen Stößen, und die Schlossen schlugen an dieselbe, als hätten sie sich mit dem Sturme zu unserm Untergange verschworen. Die wechselnde Stille vom Blitz zum nahen Donner unterbrach das Gerassel des den Wänden entstürzten Steingerölls. Die Menge der in der engen Hütte versammelten Menschen, die Menge Eisens, das wir heraufgeschleppt hatten, das leicht auflodernde Stroh, auf welchem wir gelagert waren, machte uns jedem Blitze entgegen banger, den wir durch die Fugen der Bretter fallen sahen. Der Sturm verbot uns, die Fensterscheiben zu öffnen. Im Schiffe umher zu treiben im Nachtgewittersturm auf dem Meere, oder hier, umlagert von Trümmern eingestürzter Berge, zu denen bei jedem Donner neue sich gesellen, in einer Hütte, die zur Hälfte auf dem Eise des Gletschers steht, aus dem dicht an ihr das Eis in tobenden Fluthen sich fortbewegt, im nächsten Augenblick vielleicht verschneit oder verschüttet von einer Lawine, oder zerdrückt von Felsentrümmern, oder weggeschwemmt zu werden vom Wolkenbruche, die Wahl wäre bedenklich gewesen, hätte es hier noch zu einer Wahl kommen können. Und diese Schreckbilder mögen das ängstliche Gemüth entschuldigen, in welchem einige unserer Gefährten waren, die auf Rettung dachten.

Der Ruhigere hatte indeß Gelegenheit, einige Beobachtungen über die Gewitter auf Alpen zu machen. Der Donner hatte auf dieser Höhe, obschon das lauteste Echo hier an den Felswänden wohnet, doch nicht jenen vollen Gang, den man in der Ebene so sehr an ihm verehrte. Selbst in den drei nächtlichen Gewittern, die wir in Heiligenblut erlebten, bemerkten wir nicht jenen vollen Donner der Ebene, doch aber einen volleren als an der Salmshöhe. Ist hier das Echo zu nahe an dem Orte, wo der trockene Knall der Knallluft (!) durch den elektrischen Funken entbunden wird? Oder ist es der brennbaren Luft zu wenig oder zu viel in der Knallluft? Fast sollte man dem Feuer der Blitze zufolge und nach der spezifischen Schwere der brennbaren Luft das Letztere vermuthen. Herr Generalvikar von Hohenwart bemerkte mit seinem Elektrometer an der Salmshöhe, daß die Elektricität hier bedeutend stärker sei, als an der Ebene von Klagenfurt. Er hatte die Güte uns eine galvanische Säule mitzugeben; unsere auch hier angestellten Versuche zeigten uns aber nichts ungewöhnliches. Wir hatten aber auch kein Galvanometer, als das, welches Hellwig erfand. Es ist schade, daß man die Luft am Glockner oder an der Salmshöhe noch nicht eudiometrisch untersucht hat. Könnte man übrigens bei einer Sache, die sich blos durch Erfahrung entscheiden läßt, einen Schluß à priori wagen, so würde ich vermuthen, daß die Luft auf Alpen weit weniger Lebensluft enthalten müsse, als in Ebenen;*) theils weil auf den nackten Gipfeln der Alpen weit weniger Lebensluft entwickelnde Pflanzen vorkommen und die sich entwickelnden Kryptogamien keine Freunde der Lebensluft sind, theils weil Stickstoff und brennbare Luft leichter sind als atmosphärische. Wir fanden auch an dem Eisengeräthe des Baro- und Thermometers oben am Glockner, das jetzt schon durch 3 Jahre der Witterung ausgesetzt ist, nicht einmal einen Rostflecken.

Kaum waren wir in der Stille des nachlassenden Gewitters und der süßen Hoffnung eines heiteren Morgens eingeschlummert,

*) Bekanntlich ist das Mischungsverhältniß von Sauerstoff und Stickstoff überall gleich. Weil aber die Luft auf hohen Bergen beträchtlich dünner ist, als auf der Ebene, so ist allerdings ein geringeres Quantum von Sauerstoff vorhanden und da sie zugleich trockener ist, so kann auch das Rosten nicht so energisch von Statten gehen, wie in der Tiefe.

als uns der wachehaltende Führer mit einem: „Auf, heiter ist's," weckte. „Heiter, heiter ist's!" rief jeder und wollte der erste sein, sich zu überzeugen. Feurig, wie an Arabiens Himmel, funkelten die Sterne über die neubeschneiten Alpen hin und um die Pyramide der Welt, den Glockner. Es war 3 Uhr Morgens, am 6. September. Bis jeder seine Fußeisen angeschnallt und zur Reise sich gerüstet, bis jeder durch sein Frühmahl sich gestärkt hatte, verging beinahe eine Stunde, ehe wir aufbrachen.

Die Führer leuchteten schweigend voran mit Pechfackeln. An dem Klirren der Fußeisen hörten wir es mehr, als wir es im flimmernden Lichte der Fackeln sahen, daß wir über loses Steingerölle hin gingen. Es währte beinahe eine Viertelstunde, ehe wir auf diesem Wege über das Gerölle auf den Gletscher selbst kamen. „Jetzt sind wir auf dem Keesboden," sagte der vorderste Führer, „jetzt wollen wir beten." Unsere Führer und Bauern versammelten sich in einen Kreis, hoben die Fackeln empor und beteten laut. Dann ging unter den Segenswünschen seiner Kameraden einer voraus mit Fackel und Stange, und die übrigen folgten in kleinen Entfernungen. Sie untersuchten den Weg und riefen sich in ihrer Sprache zu. Es zeigte sich bald, daß diese Anstalten mehr als bloße Geschäftigkeit waren. Wir gingen kaum einige Schritte vorwärts am Gletscher, so tönte es hohl unter unsern Tritten. Wir hörten deutlich Bäche unter der Eisdecke unter unsern Füßen hinrauschen. „Hier ein weiter Schritt, da einen Sprung — " befahlen uns einige der zurückgebliebenen Führer, und warfen uns mehr als sie uns hoben, wir glaubten über ein Bächelchen hin. Wir wußten im Dunkel der Nacht noch nicht, daß wir über mehr als klaftertiefe Eisklüfte setzen mußten und erst bei unserer Rückkehr im Mittagslichte lernten wir die Gefährlichkeiten dieses Weges kennen.

Wir stiegen beherzt den Gletscher hinan, ohne ein Arg zu ahnen. Es ward immer steiler unter unseren Füßen, als wir endlich halb im grauenden Lichte und halb im flimmernden Schein der Fackeln dunkle Felsenwände unter dem Schnee und Eise um uns bemerkten, die wie ein Amphitheater den Gletscher zu umfassen schienen. „Steht," rief eine Stimme von der Wand herab. Es war die Stimme eines unserer Führer, der die Wand bereits erstiegen hatte, und

der, ehe er uns das Seil herabwarf, vor den rollenden Steinen warnte. Es rasselte um uns, als ob der Berg in Steingeröll sich lösete, und Eisschollen und Schneelagen stürzten mit ihnen zugleich auf uns herab. Die Fackeln, die hier von keinem Nutzen mehr sein konnten, wurden abgethan.

Wir mußten nun mit beiden Händen uns an das Seil anklammern und an demselben hinaufklettern über den untreuen Boden der Felswand, der mit jedem Schritte, den wir thaten, beinahe eben so tief hinabrollte, als wir hinaufgekommen waren. Mit einer Behendigkeit, die selbst den Beifall unserer Führer hatte, und die wir uns nicht zugetraut hatten, erstiegen wir diese Scharte. Jetzt sahen wir eben dämmerndes Licht am östlichen Himmel. Der Morgenstern stand tiefer an des Glockners Seite und funkelte matter. Ein fahles Licht schnitt die weißen Alpengipfel immer schärfer und schärfer heraus aus dem Morgengrau, so wie wir im Westen allmählich immer höher empor stiegen auf einer Schneelehne. Schon lagen viele der beschneiten Alpengipfel uns zu Füßen, der Bluter-Tauern und die Goldzeche, und der hohe Aar und der Sonnenblick. Wir sahen hinab im Nordosten auf den Pasterzengletscher, auf dem noch die Nacht gelagert war; schwerer und finsterer noch hing sie in den felsigen Thälern Tyrols. Wir weilten hier und bewunderten die unbeschreiblichen Augenblicke, in welchen auf dieser Höhe das Licht des werdenden Tages mit der Morgendämmerung kämpfte, die Dämmerung im Thale mit dem Schatten der Nacht, und das todte Weiß des Schnees am Glockner im Morgengrauen mit dem goldnen Glanze des Morgenpurpurs — Augenblicke von Farbenwechsel, die schneller aufeinanderfolgen, als das Auge ihnen folgen, als die feurigste Phantasie sie erreichen konnte. Man muß hier in den Momenten, wo der junge Tag die Nacht besiegt und das Reich erringt über die Hälfte des Erdballs, 1600 Klafter hoch über dem Meer gestanden haben, wenn man das fühlen will, was selbst ein Milton nicht beschreiben könnte. Schneller als ein Lavastrom vom glühenden Krater des Aetna floß das Purpurfeuer vom Gipfel des Glockners herab über die Gebirge von Schnee; die Gipfel der Alpen ergriff die ätherische Flamme; sie standen im Morgenfeuer vor uns, die Zinne des Himmels brannte, als

Dämmerung und Nacht mit den Thälern der Erde noch unter uns lag.

Die Kälte der Nacht und des Morgens hatte den neugefallenen Schnee mit einer tragbaren Eisdecke gepanzert gegen jeden unserer Tritte. Wir stiegen muthig, ohne zu fürchten, daß wir versinken könnten im Schnee, hinan an der südlichen Kante über die ewigen Schneegefilde. Unser Blick hing am Glockner. Das Auge hatte ihn schon erstiegen; schon sah es hin über die hohe Tenne und den höckerigen Zwingkopf, über den Fusch-Ar und die Brennkogel, und doch waren wir jetzt, nach zwei Stunden rastlosen Steigens, erst an der Hohenwarte.

Wir ruhten hier auf den Schieferblöcken, die die Stürme dem Schnee entrissen, und sammelten Kräfte zum letzten aber auch entscheidenden Angriff.

Diese Hohenwarte ist beinahe auf der halben Höhe des Glockners, von der Salmhöhe aus gerechnet.

Tyrol lag im Süden unter uns wie ein schmales Thal, durch das die Drau sich hinwindet und der ferne Inn. Ein Farbenwechsel von Grün und Grau und von dem Grauen in das blendende Weiß des Schnees auf den Gipfeln der Tyroler Ferner fesselte das Auge, das kein kleinliches Detail im großen Ueberblick mehr stören konnte. Im Norden Salzburgs Alpen, der brüderliche Fusch-Ar, dem die Pasterze zur Hälfte gehört, uns zur Seite, und die Tauern, alle die Kogel und Köpfe und Hörner uns zu Füßen. Die Morgenkälte trieb uns zu schnellerem Steigen; steil aufwärts gings am Rande des südlichen Abgrundes über das Schneefeld. Doch hoher Lohn erwartete uns. Wir sahen die Sonne von der

Adlersruhe

dem Meere von Bergen im Osten entsteigen; wir sahen der Sonne Licht uns eine Welt von Bergen und Thälern eröffnen. Der Fusch-Ar war bereits zu unseren Füßen herabgesunken. Das Morgenlüftchen aber, das im Thale die Blumen weckt und die Vögel im Laube der Bäume, war hier ein Wintersturm, der rauh und wild uns Schnee und Eis in die Augen trieb. Die Wangen brannten uns vor Kälte, die Zähne klapperten und im Frost zitterten uns Arme und Kniee. Wir hörten Dohlen krächzen, die

mit dem Schnee vom Sturm die Felsen hinabgetrieben wurden. Wir konnten uns die Lage der ersten Glocknerbesteiger vorstellen, die hier am 15. Juni 1799 vom Sturme ergriffen wurden — und sich die Füße erfroren.

Die Führer stärkten sich hier an einer Quelle, die aus dem Schnee herausbricht. Sie war überfroren und selbst im Glase, aus dem sie tranken, bildete sich noch während des Trinkens Eis. Die Bauern wußten es, daß im vorigen Jahre einer ihrer Nachbarn, der den Fürstbischof begleitete, sich den Tod aus einer Eisquelle trank. Doch das störte sie durchaus nicht.

Zögernd und bedächtig faßte nun ein Führer die Schneewand, über die wir hinauf mußten, in der Fanke. Nachdem er sie erstiegen, warf er er uns ein Seil herab, das er an einem eingetriebenen Pflocke befestigte. Wir hingen nun wieder am Seile; aber schwer folgte der Leib den weitausgreifenden Armen; sie schienen kraftlos, beklommen athmete die Brust, mit jedem zehnten Schritte war die Kraft dahin, den Fuß weiter aufwärts zu heben. Die Höhe der Schneewand betrug etwa 50 Klafter (300 Fuß); wir brauchten über eine halbe Stunde, um sie zu erklettern.

Als wir oben waren, sank einer unserer jungen Freunde, Graf Joseph Apponyi, ohnmächtig hin. Das Feuer seiner Jugend hatte ihn zu einem zu schnellen Aufsteigen verleitet; nun lag er wie eine Leiche auf dem Schnee. Sein Erzieher, Herr Heyder und sein Diener, in ihrer eigenen Ermattung vom Schrecken ergriffen, waren selbst einer Ohnmacht nahe. Ein kleiner Vorrath von Liqueur befreite diese von dem Anfall und rettete jenen, der bald wieder zu sich kam, nachdem wir ihn auf der Adlersruhe, wohin wir ihn bewußtlos zurückschleppten, in die warme Sonne gelegt hatten.

Sobald ich den edlen Jungen gerettet wußte, stiegen wir die letzte Höhe noch hinan am zweiten Seile. Sie war noch steiler als die vorige. Der Schnee fing an weicher zu werden und ich sank mit jedem Tritte tiefer. Das Athemholen ward ängstlicher und mühevoller; kaum hatte ich sechs Schritte vorwärts gethan, so mußte ich wieder Athem schöpfen. Ich durfte es nicht wagen, in die Abgründe, die ich umkletterte, zurück zu blicken; ich fing an zu zittern, weil ich den Schwindel fürchtete. Ich hatte über-

dies zu kämpfen mit den Schneeschollen, die unter den Tritten meiner Vorsteiger sich ablösten und im Sturze sich schnell vergrößerten. Meine Freunde standen bereits oben am ersten Gipfel. Ich hörte unter mir einige Schüsse fallen. Es waren die Böller von Heiligenblut. Der gute Pfarrer sah uns am Ziel und grüßte uns mit einem feurigen Glückwunsch.

Endlich gelang es auch mir, hinaufzukommen; ich hatte bloß noch an einer Schneelehnen-Kante hinzugehen, die über einen fast 1000 Klafter tiefen Abgrund hinaushing und stellenweis unter meinen Füßen einbrach — nun hatte ich das kleine Kreuz auf dem ersten Gipfel erreicht.

Da standen wir dann am Rande des Abgrundes auf der Schneide einer gebrechlichen Schneelehne, einer den andern haltend und alle wartend, bis wir einander mit Stricken die fürchterliche Schlucht hinüber setzen konnten, die den kleinen Gipfel vom großen trennt.

Graf Anton Apponyi wagte sich zuerst in dieselbe hinab an der Hand des treuen Führers. Die Brust mit einem Seile umschlungen ließen sie ihn hinab von der senkrechten Wand in die Tiefe auf die scharfe Schneide einer Schneebank, die der Wind zwischen dem großen und kleinen Gipfel aufgerichtet hatte. Auf dieser mußte er hinüber balanciren; rechts und links rollte der Schnee in den tiefen Abgrund. Dann mußte er wieder an der Steilwand des großen Gipfels emporklimmen oder vielmehr, er wurde an dem Seile, das er sich selbst um den Leib geschlungen, hinaufgezogen. Ihm folgte mein Freund Dr. Klinger. Bei meinen Laren beschwor er mich, zu bleiben, wo ich stand, als er über die Schneide der Schneelehne hinwankte. Herr von Strauch folgte ihm, dann dessen Bedienter, ein Franzose, der erste seines Volks, der den Glockner bestieg. Es ging fast eine Stunde darüber hin, bis einer nach dem andern die Schlucht durchsetzte, die uns doch kaum um 10 Klafter trennte.

Während meine unternehmenden Gefährten den letzten Gipfel erstiegen, der nicht mehr als 6 Klafter über den kleinen Glockner erhaben ist, saß ich an dem Kreuze des letzteren, versunken in der Pracht des Panorama's, in welchem mein Auge sich verlor. Der Fuscher-Tauern stand, wie ein jüngerer Bruder, dem Glockner im

Norden zur Seite; hinter ihm, etwas gegen Westen, erhob sich das schlanke Wiesbachhorn stolz in die Lüfte, als wolle es mit diesem sich an den Sternen messen. Das Teufelshorn*) und der zweigipfelige Watzmann ragten am Königssee, kaum deutlich bemerkbar, aus dem Meere von Schneegipfeln hervor, das wie getrieben vom Nordsturm sich von Norden herab am südlichen Glockner in wolkenberührenden Wogen dämmte. Im Norden verloren sich die Blicke an den Bergen des Böhmerwaldes. Im Nordwesten stand feierlich der Hallstädter Schneeberg; ferner als der Watzmann, wohl um 12 Meilen, schien er nicht niedriger als dieser zu sein. Versammelt um diese Riesenalpe lagen die Schneeberge alle, welche die Steiermark von Oberöstreich trennen, im fernen Blau des Horizonts. Meine Augen suchten nach dem Oetscher und seinem Bruder, den Schneeberg; gesehen mag es ihn wohl haben, aber unter den tausend Gipfeln nicht erkannt. Zu Füßen lag mir der Rauriser Tauern, die Goldzeche, die Zirknitz und Malnitz und alle die Tauernhäupter, welche die eisige Mauer zwischen Steyermark und Kärnthen bilden. Der Terglou, die Zierde Krains, stieg im Südosten empor über die schroffen Caravanca's aus einem Meer von weißen Alpengipfeln. Das Auge suchte den Spiegel des Adria-Meeres jenseits des Karst, bekam ihn aber nicht zu Gesicht. Dann schweiften nach Südwesten die Blicke über Tyrol hin und seine Ferner bis zum hohen Ortler und zu Helvetien's Alpen. Ueber die schmälere Alpenreihe des Zillerthales verlor sich das Auge in Baiern's Ebenen nach Regensburg und München zu; doch in dem bläulichen Duft war keine Stadt zu erkennen.

Ich saß am Kreuz, das ich fest umschlungen hielt mit meinem Arme und zitterte, als ich den halben Erdkreis unter mir sah; mir schien das Kreuz zu wanken und ich glaubte zu fühlen, wie die Erde sich drehe. Im dunkelsten Schwarzblau wölbte sich der Himmel über die Erde — hell strahlte der Silbergürtel von Schnee und Eis an Europen's Jungfrau. Die dunkeln Thäler erschienen mir wie die dunkeln Flecken auf der hellen Scheibe des Mondes.

---

*) Die beiden Teufelshörner am oberen Königssee über der Röthswand sind 7369 (par.) Fuß und 6921 Fuß hoch.

Nun aber hüllte sich die Welt unter mir in Nebelschleier, die sich immer höher hinauf zogen in die Regionen des ewigen Schnees — bald war die ganze Erde in Nebelrauch gehüllt.

Es war beinahe 10 Uhr und man brauchte fast eine Stunde, um durch die Schlucht zurückzukehren und die Wände hinan- und hinabzuklimmen. Noch einmal ward Barometer- und Thermometer-Höhe gemessen und dann herzlicher Abschied vom Glockner genommen.

Der Rückweg auf der Kante der Schneelehne am Kleinglockner war gefährlicher als der Aufstieg; denn der Schnee brach mit jedem Tritte und glücklich waren wir, daß der Nebel den Abgrund deckte. Es konnte immer nur Einer auf ein Mal hinabklettern. Tief in den Schnee ward eine Stange eingerammt, um diese ein Seil geschlungen, dessen eines Ende man sich um die Brust legte und dessen anderes Ende der Führer festhielt. So stieg man hinab in den Abgrund mit vorgeneigter Brust und zog an dem Seil, als ob man eine Last hinter sich hätte. In gleichem Verhältniß, als man zog, ließ der Führer das Seil nach. Je mehr wir die Ferse in den Schnee stießen, desto tiefer sanken wir ein und brachen dann unten die Wand durch. Da ich dem Seil zu wenig traute, so ging ein Führer an meiner Seite, der aber auf dem schmalen Rande ausrutschte und mich mit sich niederriß. Der Bauer oben am Seile, der den Sturz sah, zog hinauf, so stark er konnte; der andere mit seiner ganzen Schwere, an meiner Jacke sich haltend, zog abwärts. Ich glaubte, das Blut müsse mir aus Mund und Nase springen, so fest war meine Brust zusammengeschnürt von dem Seile, an welchem beide Bauern zogen; so schwankten meine Führer und ich einige Male hin und her an der Schneewand, wie das Pendel an der Stockuhr. Glücklich waren meine Gefährten, die weniger furchtsam und dem Seile mehr vertraut hatten, als ich. Wohl sanken sie zehn Mal bis über die Lenden in den Schnee und überschlugen sich, wie angeschossene Murmelthiere; doch glücklicher als wir, kamen sie über die beiden Wände herab.

Als wir diese hinter uns hatten, zogen die Führer ihre Röcke aus, setzten sich darauf und ließen einen kleinen Raum auf demselben für den Passagier, der sich hinter ihnen aufsetzte und fest an

sie anklammerte. So fuhren sie, wie auf einem Schlitten, mit uns über den Abhang in die Tiefen des Nebels, als führte ein Teufel uns in die Hölle. In einem Augenblick hatten wir die Adlerruhe erreicht und nicht viel länger brauchten wir bis zur Hohenwarte. Mein Führer sagte mir: „Halt's enk (auch) nur fest! fürcht's enk nicht! Wenn enk fürcht's, seid's todt!" Wer losgelassen oder mit den Armen um sich gegriffen hätte, der wäre allerdings auf dem Schneehange hinabgerollt und unrettbar verloren gewesen.

Von der Hohenwarte aus, wo der Abhang weniger steil war, ließen sie uns allein auf dem Rocke sitzen und zogen denselben an einem Ende hinter sich her. Auf diese Weise konnten sie selbst leichter hinabsteigen, zurückgehalten durch unser Gegengewicht und wir brachen nicht so tief in den Schnee ein.

Noch ehe wir es vermutheten, waren wir an der Scharte, die wir noch im Dunkel der Nacht hinaufgeklettert waren. Erst jetzt verstanden wir die Glückwünsche unserer Führer beim Hinaufsteigen, denn es war nicht die kleinste Mühe, eine Wand hinabzukommen, die nur aus bröckligem Schiefer bestand, der bei jedem Schritte sich ablöste.

Nachdem wir diese Wand hinabgeklettert waren, erreichten wir bald den Gletscher. Behutsamer setzten wir jetzt über die Eisklüfte, als wir es am Morgen gethan hatten. Wir sahen die Dünne der Eisdecke, auf der wir über klaftertiefe Abgründe hingingen, sahen die Gletscherbäche hinabstürzen in die Nacht der Eisgewölbe und hörten sie hohl herauf rauschen; wir hörten auch die Eisdecke unter dem Tritt unserer Füße krachen; wir legten uns nieder am Rand der Klüfte und sahen die Eisschichten im Farbenspiel von Blau und Grün und Weiß. Wir sahen die Säulen, welche diese Decke stützten; sie waren ausgehöhlt und ausgedreht mit Winkeln des vorüberstürzenden Wassers, gleich der Spindel einer Wendeltreppe.

In der Bewunderung dieser Eiscascaden gelangten wir auf das Steingerölle. „Das Kees", sagten die Bauern, „hat es ausgeworfen". Jetzt ermüdeten uns diese beweglichen Felsen mehr als beim Antritt unserer Reise.

Glücklich kamen wir auf der Salmhöhe an. Ein frugales Mahl, bei welchem unter dem Donner unseres Geschützes dem



Der Groß-Venediger.

Fürsten unser Dank dargebracht wurde, beschloß die Feierlichkeit des Tages, den wir alle einstimmig für einen der schönsten unseres Lebens erklärten.

Die Nebel zogen sich tiefer herab und verwandelten sich in Regen. Wir fürchteten, hier in der Nacht verschneiet zu werden und eilten noch am selben Tage hinab nach Heiligenblut, wo wir, nicht ohne Abenteuer am Katzensteige und durchnäßt bis auf die Haut, glücklich anlangten.

Unsere Führer und Träger wurden von uns festlich bewirthet und nach dem Mahle kam Jeder und drückte uns zum Danke die Hand. Mancher, der es noch herzlicher meinte, drückte uns wohl auch einen frischen Kuß auf den Mund, der dann von ganzem Herzen von uns erwidert wurde.

Der Groß-Venediger,

11,622 par. Fuß (3673 Meter) nach Keil und Sonklar
11,598 Wiener Fuß (N. Mil. Mapp).

Länger als der Großglockner hat der Großvenediger den Ruf der Unersteigbarkeit behauptet. Wie wir bereits hervorgehoben, ist der Venediger von viel zahlreicheren Gletschern und größeren Firnmeeren umringt, als der Glockner, wenn auch die mächtige Pasterze den Ober-Sulzbach-Gletscher an Größe übertrifft. Aus dem Labyrinth der Schneefelder, Eismauern und Gletscherklüfte hebt der Venediger seinen blinkenden Thron in phantastischer Form empor, früher noch vergoldet von den Strahlen der aufgehenden Sonne, als die Eisnadel des Großglockners, obwohl er etwas niedriger ist, als dieser. Der Anblick dieses gewaltigen und doch bei aller Massenhaftigkeit zierlichen Eisgebildes versetzt das Gemüth in eine eigenthümliche, fast märchenhafte Stimmung. „Als uns — schreibt Kürsinger in seinem weiter unten zu erwähnenden Bericht über die erste gelungene Besteigung des riesigen Berghauptes — der Weg zwischen dem Groß- und Klein-

Venediger hinaufführte, durch die linke Tauernscharte in das tyrolerische „G'schlöß", zeigte sich uns der weltalte Bergfürst von seiner westlichen Seite in seiner prachtvollsten Schönheit. Rund umstellen den Fuß des Eiskolosses ungeheure Mauern von Eis, wie Bollwerke von Riesenarmen hingestellt, hinter und vor ihnen tiefe Abgründe und Klüfte wie breite Festungsgräben, gleichsam als wollte der unsichtbare große Berggeist dem kühnen Ersteiger das Wagniß verleiden. Und von diesen riesenhaften Bollwerken geht es an eisigen Schneewänden in fast senkrechter Jähe hinauf in schwindelnder Höhe zum Throne der Allmacht. Sein jähes Gewände, über welches der dunkelblaue Himmel noch dunkler hereinschaute, übertüncht ein ungeheurer Schneemantel, von oben bis unten in Falten getheilt und zu unterst mit gekräuseltem Schnee umsäumt. Dieses großartige Gebilde hat recht nahe Aehnlichkeit mit einem Katafalk von ungeheurem Maßstabe, von dessen Höhe das faltenreiche Leichentuch bis zum betreßten Sockel niederhängt."

Bekannt und berühmt ist das Bild des Venedigerhauptes geworden, das Professor Simony im Jahre 1856 von ihm entwarf*) und das wir seiner Merkwürdigkeit halber gleichfalls mittheilen. Diese Form erhielt sich mit geringen Veränderungen bis zum Jahre 1869; da stürzte der ganze mehrere Klafter hohe Ueberbau ab und es blieb nur eine schmale wenige Fuß gegen Osten überhängende Schneebank, die zu betreten nicht rathsam wäre. Hieraus erklären sich die verschiedenen Höhenangaben bei sorgfältigster Messung.

Um das wunderbare Eisgebilde wob die Sage ihre geheimnißvollen Schleier. Die oberste Kuppe sei unersteigbar, hieß es, aber man könne von dort Venedig und das Adriameer sehen! Man hatte bemerkt, daß der Venediger früher im Morgenroth erglühe, als der Großglockner, folglich müsse er auch höher sein. Auch die Entstehung des Namens selber blieb in ein mystisches Dunkel gehüllt. Schmidl sagt in seinem Handbuche über das Land Salzburg: „— das nächste Thal im Süden ist das obere Sulzbachthal, vom Sulzbacher Kees geschlossen, dem prachtvollsten Gletscher

*) Vgl. Jahrb. des Oe. A. V. Bd. I.

in Salzburg, aus welchem die unerstiegene Eisspitze des Obersulzbacher-Venedigers emporsteigt, den Glockner noch überragend." Alle älteren Geographen, sowie das Urbarium von Mittersill vom Jahre 1506 bezeichnen ihn als „Ober-Sulzbacher" und erst am Schluß des 18. Jahrhunderts taucht plötzlich der Name des Groß-Venedigers im Gegensatz zum Klein-Venediger auf.

Die erste Besteigung soll im Jahre 1799 gelungen sein, allein es fehlen die klaren und beglaubigten Urkunden; die zweite im Jahre 1828 vom Erzherzoge Johann veranstaltete, mißglückte nahe am Ziel; die ersten größeren Expeditionen waren im Jahr 1841 und 1842. Jetzt hat man einen viel bequemeren Aufstieg, als von Norden her durch das Obersulzbachthal, von der Südseite, nämlich von Prägratten aus und einen noch leichteren durch das G'schlöß-Thal gefunden. Den ersten wackeren Alpenwanderern, die zur Spitze des Venedigers empordrangen, ist es aber nicht so leicht geworden; an ihre Reise knüpft sich jedoch das größere Interesse und von ihnen soll im Folgenden erzählt werden.

1. Erzherzog Johann's Venedigerfahrt unter Führung von Paul Rohregger.

Der Revierförster Paul Rohregger in Bramberg, ein kühner Gemsenjäger, war mit der wilden Alpennatur des Ober- und Untersulzbachthales so vertraut geworden, daß der Erzherzog keinem bessern Führer sich hätte anvertrauen können. Er würde den hohen Herrn auch über die Hochfirnen des Obersulzbach-Gletschers auf den Gipfel des Venedigers gebracht haben, wäre nicht am Morgen der Wanderung frischer Schnee gefallen. Wir lassen ihn aber selber die Geschichte erzählen, die er als ehrwürdiger Greis dem Pfleger von Mittersill, Ignaz von Kürsinger, für dessen Werk über den Ober-Pinzgau, niederschrieb.

„Es war am 8. August des Jahres 1828, als seine kaiserliche Hoheit der durchlauchtigste Erzherzog Johann die Besteigung des großen Venedigers beschloß.

Ich hatte schon früher den Versuch gemacht, durch das untere Sulzbachthal mich über die Schneide des kleines Venedigers dem großen Riesenhaupte von der östlichen Seite zu nähern; allein eine ungeheure Gletscherkluft,*) die zwischen beiden befindlich ist, machte von dieser Seite den Zugang unmöglich.

Ob der Venediger von der südlichen oder Tyroler Seite zugänglich sei, konnte ich nicht ersehen, weil im Süden dichter Nebel auf den Bergen lag und mir sohin jede Aussicht benahm.

Ich machte daher meine Reise durch das obere Sulzbachthal und fand, daß von dieser Seite, wenngleich sehr beschwerlich, der große Bergfirst zu erklimmen sei.

Am 8. August machten wir uns auf den Weg.

Ich war zum Führer bestimmt Mit Seiner kaiserlichen Hoheit gingen der damalige Pfleger Grießenauer von Gastein, der k. k. Oberförster von Lürzer, der Jochbergwirth Anton Oppacher (der Leonidas vom Passe Strueb**), der Besitzer des Stockergutes Sebastian Steger rc. und mehrere Revierförster und Forstgehilfen.

Mit guten Bergstöcken und Bergeisen versehen, kamen wir an diesem Tage durch das obere Sulzbachthal bis auf die Silzenalpe, wo wir in der Hoferalphütte übernachteten.

Des andern Tages, als kaum der Tag graute, war Alles auf den Beinen; allein — es regnete im Thale, während es auf den Höhen schneite und kleines Gewölk um die Bergköpfe nichts Gutes verkündete.

---

*) Diese Kluft verschwand später — da der Gletscherkörper sich fortwährend ändert — und so konnte man dort den Aufstieg wagen.

**) In dem Kampfe von 1809, wo die Tyroler so heldenmüthig gegen die mit Napoleon verbündeten Baiern stritten, traf General Wrede am 10. Mai mit seiner Division von Salzburg her im Dorfe Unken und Loser ein, um durch den schauerlichen Felseneingang — den Paß Strueb — in's Tyrol vorzudringen. Da ward er vom Hauptmann Oppacher mit seinen zwei Compagnien blutig zurückgedrängt, bis die kleine Schaar der Uebermacht weichen mußte und Oppacher mit den Wenigen, die nicht gefallen, sich rettete.

Doch gegen 6 Uhr wurde es heiter, die Wölklein verschwanden und so spät es auch war, so wurde dennoch die Besteigung für heute beschlossen.

Nun gings allmählich bergan über den Sulzbachergletscher und in 8 Stunden standen wir am Fuße des Riesenkopfes, — aber auch an einer Gletscherkluft von circa 100 Schritt Länge, deren Abgrund wir nicht ermessen konnten, da sich viel frischer Schnee vom Kopfe des Venedigers während den letzten Tagen in dieselbe eingekeilt hatte. Sie war bei drittehalb Klafter breit und mündete in Form eines Sprachrohrs gegen Süden aufklaffend aus.

Kaum 250 Schritt oder 100 Klaftern über diese Gletscherkluft hinaus erhob sich die Spitze des Venedigers, das ersehnte Ziel unserer Reise.

Es war 2 Uhr Nachmittags.

Da sah ich, daß der Wind den heutigen Schnee auf der nordöstlichen Seite in die Kluft herab „lähnte", die bloße jähe Eisrinde sich zeigte; und nur gegen Nordwest noch frischer Schnee vom Gipfel bis zur Keeskluft herab haftete.

Ich äußerte, da es schon spät am Tage war, mein Bedenken, da die Ersteigung langsam und gefährlich werden könne. Allein vorwärts! hieß es, so weit wir kommen!

Wir mußten daher vor Allem die Kluft umgehen, die eisrindige Jähe (Absturz) erklimmen, um mittelst Serpentinzügen (Schlangenwindungen) den frischen Schnee zu gewinnen und über selben zur höchsten Spitze zu kommen.

Nachdem wir die eine Seite der Kluft umgangen, ging's das jähe Eis bergan.

Ich voran, nach mir der Jäger Christian Rieß, der Lederer Rauter und Veit Hollaus, jeder mit einer Hacke versehen, hinter uns die übrigen Begleiter mit dem Erzherzog, Mann hinter Mann mit einem Seil für möglichen Absturz versehen. Jeden Schritt mußte ich mit der Hacke erst aus dem Eise hauen, während ich mich mit dem andern Fuße an die Eiswand lehnte; mein Nachmann haute dann meine Vertiefung stärker aus und die zwei Nachfolgenden machten den Eistritt sicher.

So mußte jeder Nachmann stets in die Stufen des Vormannes treten.

Die Jähe dieser Wand läßt sich daraus entnehmen, daß ich regelmäßig bei 2 Schuh in die Wand einhieb und doch kaum anderthalb Schuh Raum für einen Fußtritt gewann.

Bereits kam ich an der Grenze des frischen Schnees an, während die Anderen noch auf der Eiswand standen. Bereits lag die Keeskluft 40 Klafter unter uns, — nur noch 60 bis 70 Klafter und wir waren am Ziel!

Allein der Lenker der Geschicke hatte es anders beschlossen.

Die Sonne schien noch warm den Bergriesen an, ich besorgte daher, daß der frische Schnee eine Lawine vom Gipfel des Venedigers herabsenden könne und wir wären Alle verloren.

Ich rief dem Pfleger Grießenauer zu, daß ich mich nicht mehr vorwärts getraue, da wir vor einer Lawine nicht sicher seien. Grießenauer theilte dies dem Erzherzoge mit, welcher sogleich das Umkehren befahl.

Noch bevor sich die zahlreiche Begleitung zum Umkehren anschickte — da jeder erst, sollte er anders nicht die eisglatte Jähe hinabsteigen, auf den freien Fußtritt seines Vorgängers warten mußte, — schrie Grießenauer mir ein: „Gib Acht"! zu; und in diesem Augenblicke fingen große Schneeballen von der Spitze abzurollen an und die ganze Schneeseite wurde in wenigen Augenblicken lebendig.

Umkehren konnte ich nicht, da mein Hintermann, der Jäger (Christian Rieß), noch auf seinem Platze stand.

An der Grenze der Schneeseite befindlich, hoffte ich, daß nicht so viel auf mich kommen würde; doch im nächsten Augenblick faßte mich die mit Windesschnelle abkollernde Schneemasse, schlug mir den feststehenden Fuß aus und riß mich mit sich gleich einem Holzkreisel die Jähe hinab.

Nur so viel Besinnung behielt ich, daß ich im Augenblicke der Gefahr nicht nach dem Jäger Christen griff, um mich zu halten; da ich einsah, daß solcher Gewalt nichts widerstehe und er mit mir verloren wäre. Wie ich denn auch, da mich die Gewalt faßte, mich auf den Rücken warf, die Arme weit von mir streckte und die Hacke nicht los ließ, um so viel wie möglich nicht mit dem Kopf abwärts zu kommen.

Jetzt bist du des Todes! dachte ich mir, als ich die Jähe hinabflog, die Eiskluft unter mir wissend; rundum hörte ich nur das Brausen der Lawine und konnte vor Schneestaub nichts sehen. Da verspürte ich nach wenigen Sekunden, daß es mich an die andere Seite der Keeskluft mit der Brust anschleuderte, denn ich hatte furchtbare Schmerzen, über meinem Kopfe hörte ich die Lawine ein Vaterunser lang vorüberrauschen, die durch ihre Schwere mich um so schmerzlicher an die eisige Kluftwand andrückte. Ich war so fest in den Schnee eingegraben, daß ich außer dem rechten Arme, unter dem ich meine Hacke spürte, kein Glied rühren konnte.

Als es über mir stille ward, arbeitete ich meine Rechte zum Gesicht und kratzte den Schnee weg, um Luft zu schöpfen; dann arbeitete ich mit den Armen den Schnee über dem Kopfe durch, um zu wissen, wie tief ich begraben liege und, falls die Lawine über mich abgerutscht wäre, vielleicht doch ein Zeichen zu geben, wo ich vergraben sei. Hilft dies nicht — dachte ich — so bist du ohnehin bald todt, da ich's vor Brustschmerzen kaum aushalten konnte.

Da geschah es, daß die halbe Hand mir unbewußt über den Schnee hervorstand, ich hörte den Forstgehilfen Rieder schreien: „Springt's, springt's, er lebt noch!“ und Florian Moosmayer war der erste, welcher den Schnee um mich forträumte. Alles half zusammen; ich war aber so fest eingeschnürt, daß man mich bis auf die Schuhe ausgraben mußte. Kaum meiner Sinne mächtig, erinnere ich mich doch noch der tröstenden Worte des menschenfreundlichen Erzherzogs: „O du armer Rohregger!“ — er ließ mir von den mitgenommenen Weinen und den übrigen Stärkungsmitteln geben.

Unter schrecklichem Seitenstechen schleppte ich mich noch bis zur Hofer-Alphütte, wo wir alle eine Stunde nach Einbruch der Finsterniß ankamen.

Noch in der Nacht hustete ich viel Blut aus und es wurde mir leichter.

Noch drei bis vier Jahre nach diesem Ereigniß war ich nicht im Stande, steile Anhöhen zu ersteigen, ohne heftige Brustschmerzen zu empfinden. Doch mein selbst gesammelter Lungenmoosthee

(isländisches Moos) und die Augsburger Essenz haben mich wieder hergestellt und ich bin jederzeit wieder bereit, den Versuch zum großen Venediger zu wagen, da ich derlei Gefahren schon gewohnt bin."

2. Die erste gelungene Besteigung des Groß-Venedigers, am 3. September 1841.

„Es war am 2. September des Jahres 1841, als eine Schaar von Vierzig, voran ein lustig flatterndes Fähnlein, durch Ober-Pinzgau's bergumschlossenes Alpenthal dahin zog, umringt überall, wohin sie kam, von der Menge; allein nicht nur angegafft, sondern auf's herzlichste begrüßt von ihrer warmen Theilnahme und begleitet von ihren frömmsten Wünschen. Aus Heimischen bestand der Zug, zusammengeströmt am bestimmten Tage aus allen Theilen des Ländchens; allein auch von weiter Ferne Gekommene schlossen sich an." So beginnt Ignaz von Kürsinger sein in Gemeinschaft mit Dr. Spitaler herausgegebenes Buch*), das uns die erste Besteigung und im Anhange auch kurz die zweite Besteigung schildert.

Die Anregung zu dieser berühmt gewordenen Alpenfahrt war aber von zwei Wiener Alpenfreunden und rüstigen Bergsteigern ausgegangen, nämlich von den beiden Advokaten Dr. J. R. von Lasser (dem jetzigen Minister) und Dr. Anton von Ruthner, die bereits am Anfang des Jahres die Verabredung getroffen hatten, den Venediger zu besteigen, den sie schon vom Ankogl, ewigen Schneeberg, großen Priel 2c. gesehen und bewundert hatten. Herr von Lasser hatte das Vorhaben seinen Bekannten in Windisch-matrey und Mittersill, als den zwei nächsten größeren Ortschaften im Norden und Süden des Venedigers mitgetheilt, um von ihnen

*) Der Groß-Venediger in der norischen Central-Alpen-Kette, sowie seine erste Ersteigung am 3. September 1841 und seine Gletscher in seiner gegenwärtigen und ehemaligen Ausdehnung 2c. 2c. (Innsbruck 1843, Wagner'sche Buchhandlung.)

zu erfahren, von welcher Seite die Besteigung am rathsamsten sei und ob sich auch ein zuverläßiger Führer finden würde.

Sobald der k. k. Pfleger*) in Mittersill, Ignaz von Kürsinger, dies vernommen, regte sich in ihm selber die Begierde, den höchsten Gipfel des Salzburger Landes zu ersteigen und er beschloß, die Angelegenheit zu einer öffentlichen zu machen, und an Alle, die Lust zur Theilnahme an derselben verspürten, eine Einladung ergehen zu lassen. Zunächst aber sandte er zwei mit dem Gletschergebiet der Alpen wohl vertraute Aelpler aus, um den besten Zugang zum eisigen Throne des Groß-Venedigers auszukundschaften.

Von all' den getroffenen Verabredungen erfuhren aber die genannten beiden Wiener Herren nichts, so daß sie, entschlossen, selber zu schauen und zu prüfen, Ende August sich selber nach dem Pinzgau auf den Weg machten und auch Ritter Otto von Gravenegg, der sich ihnen anschließen wollte, einluden, in Mittersill mit ihnen zusammen zu treffen.

Erst als sie das Salzburger Gebiet betreten hatten, erfuhren sie aus den Zeitungen, was im Werke war. Als sie dann mit Pfleger Kürsinger zusammentrafen, ward ausgemacht, daß alle Theilnehmer sich am 2. September in Neukirchen versammeln sollten, um noch an diesem Tage auf die letzte Alpe im oberen Sulzbachthal zu gehen und am folgenden dann die Spitze selber zu erstürmen.

Ich gebe die folgenden Berichte nach der exakten Beschreibung des Dr. Ruthner,**) der ohnehin mit Dr. Lasser an der Spitze des Zuges befindlich, auch zuerst den Gipfel des Venediger erreichte. Ich werde jedoch hier und da eine interessante Notiz aus dem Werke Kürsinger's einschalten.

Am Nachmittage waren die nöthigen Vorbereitungen zur Gletscherreise zu treffen. Da ließen wir die Eisenschäfte unserer Bergstöcke und die Zacken der Steigeisen spitzen, die Bergschuhe wurden

*) Bezirksrichter.

*) Berg- und Gletscherreisen in den östreichischen Hochalpen. (Wien, Carl Gerold's Sohn, 1864).

mit tüchtigen Nägeln beschlagen, um damit auf den Felsen leichter festen Fuß zu fassen, auch bestellten wir uns, weil wir einsahen, daß die Eisluft der Gletscher unsere leichten Röcke gar zu empfindlich kalt durchdringen würde, jeder einen der Pinzgauer-Röcke, Joppen genannt, welche unserm Paletot im Schnitte so ähnlich sind, daß man meinen möchte, die Joppen hätten ihnen zum Vorbilde gedient.

Hatten wir bereits an diesem Tage mit banger Sorge nach dem Wetter geblickt, so war dies um so mehr am zweiten Tage der Zusammenkunft der Fall. Der Vormittag desselben verging uns sehr schnell; denn schon von früher Stunde an langten die Theilnehmer an der Expedition einzeln oder in Gesellschaft, alle mit langen Bergstöcken und den im Zusammenstoße klirrenden, am Oberkleide angeschnallten Steigeisen bewaffnet, im Gasthause zum Freischützen an.

Bald war die enge Wirthsstube gefüllt und den Gruppen, welche die echten Söhne des Hochgebirges bildeten, fehlte es keineswegs an pittoreskem Reize.

Vorzüglich interessirte uns eine an einem Tische, deren Löwe ein Mann zu sein schien, den man auf den ersten Blick als einen Sennen erkannte. Die langen Spitzen eines schwarzen Bartes, welche das runde, sonnenverbrannte Gesicht dieses Bergkindes von kleinem, aber gedrungenem Wuchse bedeckten und die mehr als zweifelhafte Farbe seines Hemdes bewiesen, daß ihm daran liege, auch im Aeußern als fleißiger Aelpler zu erscheinen.*)

Doppelt interessant wurde uns noch der Mann, als wir erfuhren, daß er, Josef Schwab, Hausstetter Sepp genannt, es sei, dem wir uns auf unserer gefährlichen Wanderung fast allein anvertrauten, da der neben ihm sitzende zweite Führer, Franz Scharler, der Hofermelker genannt, schon bei der ersten Auskundschaftung des Weges mehr nur als Zeuge des Erfolges mit ihm gewesen wäre und auch bei dem bevorstehenden Zuge blos eine untergeordnete Rolle spielen sollte, während Sepp die Hauptführung übernehme.

*) Im Salzburg'schen setzen nämlich die Aelpler großen Ruhm darein, ein sehr schmutziges Hemd zu haben, weil dies beweisen soll, daß sie bei ihrer Arbeit fleißig gewesen seien und ihnen dieselbe viel Schweiß gekostet habe.

Um die Mittagsstunde endlich hörten wir in der Richtung von Mittersill das Schmettern einer Trompete und bald darauf kamen auch zwei Wagen, wovon auf dem ersten die bereits erwähnte Fahne flatterte, der Pfleger von Mittersill und mit ihm eine Anzahl einheimischer Gefährten auf der Alpenreise vor unserm Gasthause an.

Von der Musik von Neukirchen, den bereits versammelten Venediger Besteigern und einer Menge der Bewohner Neukirchens, welche von allen Seiten herbei gekommen waren, um den seltenen Einzug zu sehen, begrüßt, wurden die neuen Ankömmlinge von uns sogleich in das größte Zimmer des Hauses geführt. Es sollte uns als Saal zur Berathung über die noch zu treffenden Anstalten dienen.

Sobald wir nicht blos mit der Berathung, sondern auch mit den Vorbereitungen zur Bergwanderung selbst zu Ende gekommen waren, wurde jedem der gewählten Träger sein Gepäck übergeben und auch dem vierfüßigen Träger, welchen wir für diesen Tag bis zur Alpe gemiethet hatten, dem Esel eines hausirenden Italieners, ein seinen Kräften angemessener Theil der Last zugetheilt.

Ich muß gestehen, daß ich es als böses Vorzeichen für die ganze Besteigung ansah, als wir zur Verpackung der drei zur barometrischen Höhenmessung bestellten Barometer schritten und ich nun gewahr wurde, daß auch nicht ein einziges von ihnen zu solch' wissenschaftlichem Zwecke zu gebrauchen sei. Damit war ja bereits die Erreichung eines der interessantesten Zwecke unseres Wagestückes, die Lösung der Frage des Höhenverhältnisses des Venedigers zum Großglockner vereitelt, weil in der Nähe von Neukirchen ein besseres Barometer nicht zu erhalten und die Herbeischaffung aus größerer Entfernung aber wegen der Menge der Versammelten und den Aufbruch schon mit Ungeduld erwartenden Besteigungslustigen nicht thunlich war.

Da wir jedoch die zwei Hauptprobleme, jenes der Ersteigbarkeit des Venedigers und das andere der Sichtbarkeit Venedigs von unserm B erge noch vor uns hatten, so sorgten wir jetzt wenigstens für die gehörige Verpackung der zur Lösung der zweiten Frage benöthigten Inst ru mente, nämlich unserer Fernröhre, worunter wir besonder

auf einen trefflichen Plößl und einen Fraunhofer große Hoffnung setzten und schritten dann zur Erfüllung der Vorbedingung der Erreichung irgend eines unserer Zwecke, indem wir um $^1/_2$1 Uhr von Neukirchen aufbrachen.

Es herrschte eine drückende Schwüle und wir waren deßhalb alle froh, als wir durch die Dürrenbachau das rechte Ufer der Salzach und auf ihm, nachdem wir den berühmten Sulzauer Wasserfall und die Ausmündung des Sulzbachthales links gelassen, das obere Sulzbachthal und den kühlenden Schatten seiner Wälder erreicht hatten.

Der Weg durch dies enge Thal, dessen Mitte der Sulzbach durcheilt, steigt nämlich fortan allmählich im lichten Tannenwalde aufwärts, während zur Verschönerung des Bildes von den die westliche Thalwand bildenden Bergen mächtige Bäche, darunter der Seebach, ein Abfluß des auf dem Hinthalkopfe liegenden See's, in Wasserfällen von bedeutender Höhe in die Thaltiefe stürzen.

Einen sicher originellen Anblick aber gewährt es, als wir dort, wo das Thal durch einen von der linken Seite vorspringenden Hügel fast gänzlich der Quere nach geschlossen ist, so daß man diesen Hügel in steilem Aufsteigen nach rechts umgehen muß, an einem Quellbächlein gelagert, auf den Krümmungen des aufwärts ziehenden Weges immer neue Gruppen kühner Besteiger, darunter eine mit der Fahne, zwischen den Tannengruppen gegen uns herankommen sahen und ein in der heiligen Stille dieses Thales vielleicht noch nie vernommener Ton war das Schmettern der Trompete, das rings von den hohen Felswänden wiederhallte. Als wir den Hügel umgangen hatten, kamen wir zu den ersten Alphütten und betraten hierauf das kleine Hochthal, an dessen Ende wir die großartige Ablagerung des Obersulzbachkeeses gewahr wurden. Von dem Heiligen Geistkogel, welcher von hier aus über dem Gletscher sichtbar ist, war nur die untere Hälfte frei vom Nebel. Bald wurde aus diesem Nebel ein Regen und in ihm erreichten wir die Alphütten, die unser Nachtquartier sein sollten.

Wir hatten nun Muße, uns das Thal zu besehen, in dem wir uns befanden. Dadurch, daß seine östlichen Berge mehr zurücktreten, ist es breiter als der untere Theil des Sulzbachthales.

Seinen Thalgrund nehmen Alpenweiden ein und auf ihnen liegen die Hütten der Krausen- und Hollausalpe neben einander, wogegen die dritte, die Hofer-Hütte, im Hintergrunde ganz nahe dem Gletscher an einem ganz kleinen isolirten Felskegel mitten in dem dort engeren Thale steht. An der westlichen Seite fließt der Sulzbach nur ein wenig eingeengt, daher breit und ruhig, am Fuße der Thalwände. Diese tragen auf ihrem Rücken bereits Gletscher und über sie gleitet nahe den äußeren zwei Alpenhütten ein vorzüglich schöner Wasserfall in das Thal herab. Hohe und kahle Felsmauern begrenzen die Ostseite des Thales, seinen Hintergrund aber bildet über der Moräne des Gletschers sein herrlicher Absturz, welcher mit seinen Würfeln, Pyramiden und Polygonen von Eis von so beträchtlicher Höhe und von so steilem Abfalle in das Thal ist, daß der Sulzbach von dem Punkte, auf dem er der eigentlichen Gletscherfläche entspringt, bis zur Stelle, wo er den Fuß der Moräne und damit auch den Thalgrund erreicht. eine nicht blos durch ihren Bogensturz, sondern auch durch ihre Höhe ausgezeichnete Cascade bildet. Ueber der Gletscherlehne und dem Wasserfalle endlich erheben sich die Eiskuppen aus der Venediger-Gruppe mit ihren weißen Häuptern und schließen eines jener magischen Bilder ab, mit denen die Alpenwelt die Mühen ihrer Verehrer belohnt.

Als wir uns in der Krausenalpe versammelt hatten, fanden wir, daß die Zahl der Besteiger durch die noch nachgekommenen bis auf 39 gestiegen war. Wir theilten uns jetzt in die drei Hütten ein und bald ging es in der Hollausalpe, in welcher, als der geräumigsten, der größte Theil der Gesellschaft blieb, lustig zu. Heitere, dem frugalen Mahle, welches der mitgebrachte Vorrath lieferte, und welches noch ein echtes Alpengericht, köstliche Rahmnocken krönte, angepaßte Lieder verkürzten auf angenehme Weise den Abend, so daß wir uns erst um 9 Uhr unter den besten Wünschen, aber auch in banger Erwartung für den folgenden Tag, auf unsere kühle Lagerstätte, den Heuboden der Alpe, begaben.

Noch lagen wir übrigen in den verschiedensten heuumdufteten Träumen, als bereits die ersten Stimmen ertönten, uns zum Aufstehen zu ermahnen. Es war Mitternacht.

Die Lebhaftigkeit, mit welcher wir um das Wetter fragten, und die Neugierde, mit welcher wir gleich darauf in's Freie eilten, um uns selbst von demselben und unseren Hoffnungen auf das Gelingen der Expedition zu überzeugen, kann sich nur derjenige vorstellen, der sich in ähnlicher Lage befunden hat.

Die Nachtluft strich frisch über die Matten des Thales, über welches der Mond aus seinen Verstecken hinter den Firnbergen sein Silberlicht ausgegossen hatte. Leichte Nebel zogen an den weltalten Bergfürsten hin. Man theilte sich unermüdet die Hoffnungen und Befürchtungen hinsichtlich der Witterung mit und insbesondere wurden die Jäger und Bewohner der drei Alpenhütten als die Sachkundigsten gleich Orakeln und ihre Sprüchlein: „der Tauern ist offen*), „Wolken herein, Jager hinaus"**) mit Freude und Bestürzung vernommen.

Das Gespräch drehte sich blos um das Wetter, bis wir, nachdem alle gefrühstückt hatten, aus der Alpe aufbrachen.

Leider war die große Zahl der Ersteiger Schuld daran, daß der Aufbruch erst um $^1/_2$1 Uhr stattfand und diese Verspätung gegen unsern ursprünglichen Vorsatz, sogleich nach Mitternacht die Wanderung anzutreten, hatte, wie ich dies später erwähnen werde, sehr üble Folgen.

Bei der letzten Alpenhütte schlossen sich diejenigen, welche in ihr übernachtet hatten, an und jetzt bot sich eine Szene dar, die des Pinsels des Malers würdig gewesen wäre. Da wir wohl wußten, daß unser Unternehmen mit großen Gefahren verbunden sei, wollten wir in der Kraft des Glaubens Ermuthigung suchen und so wurde hier laut das Gebet des Herrn verrichtet.***) Die

*) Das nächste Thal westlich von Obersulzbach ist das Achenthal, in welchem sich der Krimmltauern befindet. Sind nun in der Richtung gegen ihn, nämlich südwestlich von den Alpenhütten in Obersulzbach, keine Nebel und Wolken sichtbar, so ist der Tauern offen und dies ein gutes Wetterzeichen.

**) „Wolken herein, Jager hinaus" bedeutet, daß es, wenn die Wolken den Zug von Norden nach Süden, den Zug herein in das Thal nehmen, schlechtes Wetter wird, welches den zur Jagd in das Thal gekommenen Jäger nöthigt, unverrichteter Sache aus ihm wieder nach Hause zurückzukehren.

***) J. von Kürsinger schildert den Augenblick also: Erst standen wir da alle im Kreise, denn die alterfahrenen, gefahrgewohnten Männer mahnten

Feierlichkeit der Handlung und der Ernst der Veranlassung, welch' beide in aller Mienen zu lesen waren, stand im schönsten Einklange mit der großartigen Erhabenheit des Ortes, an dem wir uns befanden. Der nahe, mächtig sich erhebende Gletscherabsturz mit seinen phantastisch gebildeten Eismassen und die hoch darüber zum Sternenhimmel strebenden riesigen Schneeberge waren vom Vollmonde feenhaft beleuchtet, während in seinem Scheine der nahe tosende Fall der Ache tausend und abermal tausend aus den Eishallen herabstürzenden Diamanten glich. Aber auch die Gruppe der Betenden selbst erhielt durch die Gestalten derselben, mit wenigen Ausnahmen fast durchaus stämmige Söhne des Pinzgaues, theilweise mit hübschen, scharf gezeichneten Gesichtszügen, durch die malerische Tracht des Landes, welche die Mehrzahl trug, die Bergstöcke, womit alle bewaffnet waren und durch die in der Mitte des Kreises befindliche, vom Nachtwinde leicht bewegte Fahne ein hochromantisches Ansehen und man wurde unwillkürlich an eine Gruppe zur Vertheidigung des heimathlichen Bodens sich vereinigender Gebirgsbewohner erinnert.

Nach beendigtem Gebete begann sogleich die eigentliche Besteigung. Ein Vorwärtsdringen in gerader Richtung war bereits nicht mehr möglich, weil der vor uns sich erhebende Gletscherabsturz offenbar eine Wendung erforderte.

Wir nahmen daher die Richtung nach links und stiegen in langer Reihe immer einer nach dem andern folgend auf der östlichen Seite des Gletscherthales, das wir bald in der Tiefe zu unserer rechten Hand sahen, auf der steilen Stierlanerwand in südöstlicher Richtung aufwärts. Bisweilen mußten wir über sehr

---

uns daß wir eine weite Reise in eine uns unbekannte Region über Gewände, tausende von Keesklüften und andere Gefahren, die vielleicht der noch nie bestiegene große Venediger uns aufbewahrte, zu bestehen hatten; es sei gar leicht möglich, daß einer oder der andere nicht mehr heimkehre.

Da trat der kühne Gemsenjäger, Christian Rieß, in die Mitte des Kreises, entblößte sein altergraues Haupt und stimmte das Vaterunser an. Feierlich und in ernster Stimme gaben wir mit entblößten Häuptern und hochschlagenden Herzen die betende Antwort, und als der alte Mann sein: „Bitt für uns arme Sünder, jetzt und in der Stunde des Absterbens" sprach, hat gewiß nirgends ein feierlicheres und herzlicheres Amen stattgefunden.

gefährliche Stellen auf fast senkrechten Platten empor, wo der Fuß auf den zerbröckelten Steinen kaum einen festen Standpunkt gewinnen konnte, jedes Abstürzen in den Grund und die unten gähnende Gletschertiefe aber unfehlbar das Leben gekostet haben würde.

Auch führte uns unsere Wanderung unter Felswänden von verwittertem Gestein vorbei, welche durch häufige Steinablösungen gefährlich sind, weßhalb wir an ihrem Fuße, um nicht selbst die Veranlassung zu einem Unfalle zu geben, jedesmal ganz schweigend vorbeizogen. Selbst unsere große Zahl brachte die Gefahr mit sich, daß unter den Tritten der Voransteigenden häufig Steine in die Tiefe kollerten und die weiter unten auf den Schlangenkrümmungen des Weges Gehenden bedrohten. Dafür wurde die Scenerie um so erhabener, je weiter wir vorwärts drangen.

Noch hinderte uns zwar das Gebirge, auf welchem wir uns emporarbeiteten, an dem Ausblicke nach Süden und Südwesten und auf den in der ersteren Richtung emporragenden Groß-Venediger. Wir sahen jedoch bereits in der Tiefe zu unserer Rechten den obern Sulzbachgletscher fast in seiner ganzen Ausdehnung von Süden nach Norden, und ein reizender Anblick war es, hie und da auch an ihm Wassertropfen im Mondlichte gleich Diamanten und Smaragden glitzern zu sehen. Auch geben hier die das Eismeer westlich begrenzenden, theilweise auf der Höhe begletscherten Berge Jabachspitz, Schlieferspitz u. s. w. mit den Silberfäden ihrer Wasserfälle und die Gletscherspitzen westlich vom Venediger, welche bei ihrer Stellung im Süden des Thales mit jenen den südwestlichen Thalwinkel bilden, der Geistkeeskogel, Dreiherrnspitz, Pürloza u. s. w. ein großartiges Bild.

Durch den langsamen Gang mehrerer der minder geübten Bergsteiger wurde der ganze Zug oftmals aufgehalten und doch sahen wir ein, daß jeder Augenblick schnellen Vordringens Gewinn sei, weil sich im Hochgebirge nur zu häufig um 10 Uhr die Nebel auf die höchsten Spitzen herabsenken und deßhalb bei einer langen Verspätung unser schon zu sehr bekannt gewordenes Unternehmen gänzlich scheitern oder uns wenigstens jede Aussicht von der Spitze benommen werden konnte, auch war es bereits Tag geworden

und wir waren dem Gipfel noch so ferne, ja wir hatten ihn noch nicht einmal erblickt.*)

Endlich kamen wir im sogenannten Steinkar zu Lagerungen mächtiger Granitblöcke und schritten dann, auf ihren Kanten balancirend, über sie eine Zeit lang fort, bis wir den Gletscher, welchem wir durch die von zuletzt eingehaltene ostsüdöstliche Richtung etwas ferne gekommen waren, nach einer Wendung plötzlich in geringer Tiefe unter uns, uns gegenüber aber das Ziel unserer Reise, die erhabene Spitze des Groß-Venedigers von der Morgensonne erleuchtet in den blauen Aether emporragen sahen.

Der Gletscher, der sich von seinem Ende bis zum Venediger fortan sanft aufwärts wölbt, hat nämlich, nachdem er in seinem untern Theile die Richtung von Süden nach Norden beobachtet, weiter südlich und dem Venediger näher die Lagerung von Ost nach West; diese Wendung war jetzt erreicht und wir hatten nun die Aufgabe, zum Eismeer hinabzusteigen. Nachdem wir den Venediger mit Hurrah's begrüßt, bewerkstelligten wir dies und gönnten uns, am sogenannten Keeskar am Gletscher angelangt, eine Ruhe, welche wir dazu benützten, die Figur der Spitze und ihre Umgebung recht in's Auge zu fassen.

Der Groß-Venediger hat eine schöne Pyramidenform mit sehr scharfer Spitze, welche nordwestlich und nördlich steil gegen den Gletscher zu abfällt.

Der ganze Berg bildet mit den Gletschern eine ununterbrochene Eismasse, nur auf der nordöstlichen Seite ragt aus seinem Eiskleide unter seinem Gipfel eine schwarze Wand heraus, welche in der Richtung nach Osten und gegen den Gletscher sich neigt, sich jedoch bald wieder im Eisgebiete verliert.

---

*) Kürsinger schreibt: „Endlich nach zweistündiger schwerer Anstrengung gelangten wir durch die Stierlauwnerklamm hinaus in das „Steinkärl", ein weiter Felsenkessel, den Jahrtausende mit ungeheuren Felstrümmern von den angrenzenden Gewanden überschüttet haben. Wir fanden hier Titaneisen (Eisenstein), herrlichen weißen und rosenrothen Bergkrystall mit Eisenoxyd, schwarzen und weißen Schörl, grünen Glimmer, mehrere Breecien- (Nagelfluh) Arten. Nur mit großer Mühe, von Felsen zu Felsen springend, gelangten wir über dieses Kaar auf die höher liegende Gletscherfläche."

Im Westen verbindet ihn tief unter seinem Gipfel ein eisiger Rücken mit dem Geistkeeskogel*), östlich aber zieht ein anderer mächtiger Eisrücken, der sich gegen ihn zu krümmt und sich später mit seiner südöstlichen Kante verbindet, fast von der Tiefe des Gletschers zu ihm hinan.

Von unserm jetzigen Standpunkte sahen wir genau den Punkt unter der Spitze, auf welchem die Expedition vom Jahre 1828 durch die Gefahr der Lawinen, welche das Ueberhängen des Gipfels sehr wohl erklärt, umzukehren genöthigt wurde.

Als wir am Gletscher ankamen, war es halb 7 Uhr.

Wir sollten nach der Meinung der Führer die Wanderung über den Kees an den Seilen machen. Bei genauer Untersuchung des Gletschers fanden wir jedoch, daß ihn der vor etwa 10 Tagen gefallene Schnee in solcher Höhe überdeckte, daß dadurch die Gefahr des Einsinkens in die Gletscherklüfte sehr vermindert war. Wir hielten es daher für gerathener, um den größern gleichzeitigen Druck zu vermeiden, die Besteigung ohne Seile, jedoch in kleinen Zwischenräumen neben- oder hintereinander vorzunehmen.

Wir schnallten uns dann die Steigeisen an die Füße, nahmen unsere Schneeflore vor die Augen, einige auch blaue oder grüne Brillen, und schwärzten uns die Wangen und die Nase mit Schießpulver, um die Wirkung der Sonnenstrahlen auf die Augen und das Gesicht zu vermindern und so Entzündungen derselben thunlichst zu vermeiden.

Als die ersten machten sich einige Gebirgsbewohner unter Anführung Hausstätters gleichsam zur letzten Auskundschaftung auf und es war ein ernster Augenblick für uns alle, als eine Stimme aus der Gesellschaft die Worte aussprach: „sie gehen vielleicht dem Tode, der ihrer in Gletscherspalten harrt, entgegen."

Um halb 8 Uhr setzte sich auch die übrige Gesellschaft in Bewegung. Wir mußten nach der Angabe der Führer die Spitze

*) Der nächste westliche Berg am Venediger soll der Große Geigerspitz sein, und erst nach zwei kleineren Kuppen der Geistkeeskogel westlich auf den Geigerspitz folgen. Diese Behauptung rechtfertig allerdings auch die Generalstabskarte von Tyrol, während der Salzburger Generalstabskarte diesfalls nicht zu trauen ist, da sie selbst den Namen Obersulzbach-Venediger an einem unrechten Orte enthält. Doch wurde uns im Jahre 1841 der Geistkeeskogel als der erste Firnberg westlich neben dem Groß-Venediger genannt.

ganz umgehen, so daß wir zuerst östlich unter dem erwähnten, sich links an den Groß-Venediger anschließenden Eisrücken allmählich aufwärts und bis dorthin vorzudringen hatten, wo der untere Sulzbach-Venediger unter dem hier in das untere Sulzbachthal abfallenden Gletscher nach Norden mit dem von Osten nach Westen laufenden und den Gletscher südlich begrenzenden Rücken, der, wie bemerkt, sich mit dem Groß-Venediger selbst vereinigt, den östlichen Gletscherwinkel bildet.

Anfangs hielten wir uns ziemlich nahe beisammen. Als wir aber sahen, daß die Sonne den Schnee fast von Viertelstunde zu Viertelstunde mehr erweichte, wodurch die Beschwerde des Aufsteigens mit jedem Augenblicke größer wurde, weil wir bereits oft tief einsanken, wodurch aber auch die Gefahr wuchs, weil mit der Erweichung des Schnees auch sein Durchbrechen bis zu der Stelle, wo er die Gletscherklüfte bedeckte und damit der Sturz in denselben leichter möglich war: da suchte Jeder mit thunlichster Schnelligkeit der Spitze nahe zu kommen, und der allgemeine Wunsch war der, daß doch wenigstens Einer die Spitze erreichen möge, damit nicht das ganze Unternehmen ein vollständig verunglücktes sei. So drangen wir alle nach Kräften vor und wir konnten es auch thun, ohne uns dadurch zu großer Gefahr auszusetzen, weil wir die einzuschlagende Richtung aus den im Schnee stets sichtbaren Tritten der vorausgegangenen Kundschafter entnehmen konnten und der weiche Schnee das Ausgleiten und Hinabfahren über den Abhang in die Tiefe des Gletschers nicht besorgen ließ, abgesehen davon, daß dies selbst wieder nicht sehr gefährlich gewesen wäre, da die Klüfte, in die man sonst beim Hinabgleiten über die schiefe Ebene oder auf dem Eisfelde hätte gerathen können, auch so sehr mit Schnee bedeckt waren, daß ein Einbrechen bis zu ihnen nicht wohl denkbar war. Allein schon hatten nicht mehr alle dieselbe Hoffnung, die Spitze zu erreichen.

Bereits stellten sich bei Vielen die Folgen der Einwirkung der feinen Luft auf den menschlichen Organismus ein. Einige beklagten sich über Brustschmerzen, andere über Herzklopfen, Beklemmung des Athmens, Augenschmerzen, Schwindel, Mattigkeit u. s. w. Bei Vielen stellte sich Schneeblindheit ein.

„Da trennte sich der schon in weite Länge sich dehnende Zug von selbst. Der noch kräftige Theil der Gesellschaft eilte mit ihrem Führer und ihrer Fahne voraus als Vorhut, um noch die Höhe vor gänzlichem Schneebrechen zu gewinnen; ihm nach bewegte sich in langsamerem Mühen der zweite Zug, während der dritte Zug, noch weiter unten, sich höchst mühsam, mit beständigen Hemmnissen kämpfend, vorwärts bewegte.“

Nun begann auch ich, nachdem ich lange Zeit mit der größern Gesellschaft gegangen war, vorauszueilen und gelangte schnell vorwärts, weil ich außer etwas verstärktem Pulsiren und leichtem Herzklopfen durchaus keinen unangenehmen Erfolg des verminderten Druckes der Luft empfand, mich vielmehr in diesen Regionen wie neu belebt fühlte.

So kam es, daß ich dort, wo am südöstlichen Ende des Gletschers das Aufsteigen auf die mehrfach berührte, mit dem großen Venediger selbst in Verbindung stehende Eiswand mächtig wird, bereits die meisten der Vorausgeeilten überholt hatte.

Einen eigenthümlichen Anblick gewährte es, diejenigen, welche sich voraus und auf einiger Höhe dieser steilen, scheinbar senkrechten Eisfläche befanden, als schwarze Punkte, wie Ameisen oder Fliegen, auf ihr hinankriechen zu sehen. Noch bevor man auf den Rücken gelangt, vorzüglich aber oben auf ihm, öffnet sich eine schöne Fernsicht. Schon hier sieht man nicht nur die Berge eines Theiles des Hauptthales von Pinzgau und seiner südlichen Thäler in der Richtung gegen den Groß-Glockner, dann diesen mit der übrigen Tauernkette, sondern auch eine große Abtheilung der von der Spitze des Venedigers nördlich, östlich und südlich sichtbaren Gebirgskuppen.

Auf dem Eiskamme stieß ich auf die letzten der Vorausgeeilten und verfolgte nach kurzer Rast, jetzt nur noch von dem Besitzer des Weyerhofes begleitet, in der nun einzuschlagenden westlichen Richtung die Fußstapfen Hausstätters, des Einzigen, der noch vor uns war.

Bald waren wir unter einer Eiswand angekommen, welche sich auf der Tyrol zugewandten Südseite des hier ziemlich breiten Rückens des Venedigers ausdehnt. Sie war wegen ihrer überhängenden Schneemassen nicht minder drohend als jene auf der

Nordseite, welche 1828 die Katastrophe herbeigeführt hatte. Doch kamen wir glücklich vorbei und nach kurzem Aufsteigen in westlicher Richtung, während dessen ich auf dem südlichen Abfalle des Venedigers und noch in seinem Eisgebiete zwei stattliche Eisberge von der Gestalt der oberen Hälfte einer Kugel lange bewunderte, an dem Punkte an, wo jedes weitere westliche Vordringen unmöglich ist, da sich der Berg hier plötzlich mit einer Eiswand zur Verbindung mit dem heiligen Geistkeeskogel senkt.

In den Fußstapfen der Führer, die jetzt nordwärts wiesen, erreichten wir dann, auf dem letzten Kamme, der nur einige Schuh breit fortan, zuletzt aber auch zur Rechten und gegen Osten, steil in die schwindelnde Tiefe fällt, scharf aufwärts steigend, eine Krümmung, vor welcher wir in geringer Entfernung von uns die höchste Spitze und auf ihr unsern wackern Sepp erblickten.

Als er mich und Weyerhofer, der meinen Tritten folgte, gewahr wurde, ging er uns rasch entgegen und reichte mir die Hand, die ich denn auch auf's Herzlichste schüttelte. Dieser Augenblick war aber auch sicher für ihn so freudig als für mich.

Er hatte behauptet, den Weg zur Spitze erforscht zu haben, jedoch an alten Vorurtheilen der Unersteigbarkeit hängend, glaubte es die Mehrzahl nicht und deshalb folgten ihm viele heute nur mit Furcht, weil sie ihn für einen Betrüger hielten, dem es nur um den Führerlohn zu thun sei, so daß sie unbekannten Gefahren auf noch unbekannten und unerforschten Wegen entgegen zu gehen wähnten. Jetzt war er gerechtfertigt — der Venediger aber, die noch jungfräuliche höchste Spitze Salzburgs war erstiegen. Wir standen auf der Spitze.

Dieselbe, der höchste Punkt des von Süden nach Norden mit einer geringen Wendung nach Westen streichenden Kammes, den wir schon kennen, ist, wie dieser auch sonst überall, ganz mit Eis bedeckt und hat eine Breite von nur zwei bis drei Fuß, denn der Kamm ist von seinem südlichen Beginne bis zu seinem Ende an der Spitze immer schmaler geworden. Vom höchsten Punkte verlängert er sich nur noch einige Fuß in der bisherigen Richtung und fällt hierauf plötzlich senkrecht in eine ungeheure Tiefe auf den Gletscher ab. Ist das ganze Aufsteigen auf dem Kamme, wobei man links und rechts in die schaurigsten Tiefen unmittelbar

unter sich hinabblickt, nicht ungefährlich, so ist dies um so mehr hinsichtlich des Betretens der Spitze der Fall und wenn es bei unserer Besteigung noch möglich war, daß sich die zur Spitze hinauf und die von ihr herab Steigenden auf dem Kamme ausweichen konnten, so dürfte dies dann, wenn minder tiefer oder hartgefrorener Schnee denselben bedeckt, nicht rathsam sein, weil seine eigentliche Schneide kaum einen Fuß wirklicher Breite hat und sich von da zu beiden Seiten, anfangs freilich nur sanft, senkt, und dann könnten, da auch die Länge der Spitze nur gering ist, höchstens vier bis fünf Personen zugleich auf ihr verweilen.

Ich machte mich nun sogleich daran, die verschiedenen sichtbaren Gebirgszüge zu erkennen und auch das Problem der Sichtbarkeit Venedigs möglichst zu lösen.

Man soll nach einer Aussichtsformel vom Venediger eine Fläche von 190 Quadratmeilen übersehen, allein ich konnte mich nicht recht an der Aussicht begeistern.

Ich kann freilich ein Rundgemälde nicht liefern, weil — übrigens selbst ein interessanter Anblick — aus der Tiefe der nächsten westlichen Thäler eine Nebelcourtine fast bis zur Höhe der Stelle, auf der wir standen, emporstieg und sich auch theilweise gegen Norden derart ausdehnte, daß sie jede Aussicht in diesen Richtungen, in welchen die zu den Oetzthalerfernern, den Innthalerbergen, dann zu den Gebirgen Graubündens und Vorarlbergs gehörigen Kuppen, die Berge um den Brenner, so wie jene des Ziller- und Duxerthales hätten sichtbar sein müssen, dem Blicke entzog.

So war uns der Anblick der schönsten Gletschergruppe heute nicht gegönnt und das Panorama größtentheils auf jene Gebirgszüge beschränkt, die sowohl ihren Gestalten als Gruppirungen nach sich vom Venediger weniger vortheilhaft ausnehmen.

Ich sah nördlich die Watzmann- steinerne Meer- und ewige Schneeberggruppe. Daran reihte sich ein Heer von Bergen, das aus den östlich von der Salzach gelegenen minder hohen Gebirgen von St. Martin und Abtenau, dem Tännengebirge, der Dachstein- und Prielgruppe, den steyrischen Gebirgen an der Grenze von Oestreich und im Ennsthale; dann aus den vom Hochgolling südwärts ziehenden Bergen des Lungau's besteht; die Tauernkette

selbst erschien nur als ein langer fortlaufender Rücken und nur ein Berg, der Großglockner, ragte aus ihr stolz, aber nicht imposant hervor, weil er sich nicht mit seiner schmucken Doppelnadel von Eis, sondern mit seinen massenhaften westlichen Steinwänden in der Gestalt einer Kuhglocke, das heißt eine hohe und längliche Glocke, darstellt.

Fast über den Tauern in südöstlicher Richtung war ein ferner Gebirgszug zu sehen, welchen ich für die Karawanken- und die Terglougruppe hielt.

Von den Tauern südlicher und vom Venediger zum Theil in der Richtung strenge gegen Süden, theilweise südöstlich und südwestlich hatten sich die große Menge der Spitzen des westlichen Kärnthens und die Grenzgebirge Tyrols gegen das Venetianische gelagert und hier unter den Spitzen des südlichen Tyrols machten sich wirklich schöne Formen und Gruppirungen bemerkbar.

Dafür schienen alle zwischen diesen Gebirgszügen und der Oetzthalergruppe nord- und herwärts zum Venediger lagernden Bergketten, wegen der Höhe unseres Standpunktes, von so ziemlich gleicher Kegelform und von geringer Höhe zu sein und es that dem Auge wohl, doch einen Ruhepunkt an einem durch seine Höhe und seine auffallende Doppelspitze interessanten Berghaupte, wahrscheinlich der Wilden Kreuz-Doppelspitze zwischen den Thälern Pfitsch und Vals zu finden.

Von diesen Bergzügen westlich blickte wieder die Oetzthalergruppe aus dem Nebel, der ihren größten Theil einhüllte, hervor, und Nebelmassen verhinderten auch jeden Anblick der Ortlergruppe und der Südtyrolerberge gegen die Lombardei.

Selbst die nähere Umgebung des Venedigers war nicht geeignet, einen großen Eindruck von der Spitze des Berges zu machen. Dazu haben die im Pinzgauer Hauptthale gelegenen und beiderseits begrenzenden Berge von unserer Hochwarte ein zu hügelartiges Aussehen, wogegen die um sie unmittelbar herum aufragenden Spitzen der eigenen Gruppe aus der Tiefe gesehen viel großartiger erscheinen, als wenn man sie von dieser Höhe von oben nach unten betrachtet. Doch stiegen jenseits des Salzachthales das Kaisergebirge und der Rettenstein noch immer ansehnlich auf

und die hohe Salve und das Kitzbüchlerhorn erfreuten das Auge durch die Kapellen, welche ihre Gipfel krönen.

Sogleich beim ersten Blicke in jene Richtung, in welcher Venedig sichtbar sein mußte, erkannte ich, daß, wenn es auch vom Venediger gesehen werden könnte, dies doch heute wegen der Beschaffenheit der Atmosphäre nicht der Fall sei.

Jetzt wollte ich noch die Ankunft meines Trägers auf dem Gipfel abwarten, um mit meinem Plößl'schen Fernrohre eine genauere Erforschung einiger Gebirge vorzunehmen, so wie auch den Thermometerstand auf dieser Höhe zu beobachten. Ich bewunderte unterdessen das interessante Dunkelblau, in welchem das Firmament von hier gesehen erschien und betrat dann, nachdem ich mir das Seil um den Leib hatte befestigen lassen, den auf drei Seiten über die Tiefe überhängenden, ohne eine weitere Unterlage von Stein, nur aus Schnee und Eis gebildeten, äußersten Punkt der Verlängerung des Kammes nach Norden, und hier war es, wo ich als Beweis meiner Anwesenheit auf dieser höchst gefahrvollen Stelle den Handschuh meiner rechten Hand in dem Firnschnee vergrub. Allein jetzt flog plötzlich der Nebel auf dem Gipfel selbst in solcher Dichtigkeit an, daß durch ihn in einem Augenblick jede Fernsicht benommen wurde.

Ich war überzeugt, daß die Spitze an diesem Tage nicht wieder werde frei vom Nebel werden, weil er bereits in allen Richtungen aus den benachbarten Thälern aufwärts stieg und schickte mich dazu an, sie mit Weyerhofer, der auch abwärts in meiner Gesellschaft bleiben wollte, wieder zu verlassen.

Nun hatten sich die üblen Folgen unseres um eine Stunde verspäteten Aufbruchs aus der Alpe deutlich gezeigt. Wäre ich nämlich anstatt um halb 10 Uhr um halb 9 auf der Spitze angelangt, so hätte ich eine gänzlich oder mindestens zum größten Theil nebelfreie Aussicht gehabt, während ich jetzt einen großen Theil des Rundbildes von Nebel bedeckt fand, alle übrigen Gefährten aber durchaus keine Fernsicht vom Gipfel, der bei ihrer Ankunft schon ganz in Nebel gehüllt war, genossen.

Als wir eben von Hausstätter Abschied nahmen, kamen, als die ersten, zwei Pinzgauer, welche den Erinnerungspflock trugen, auf der Sanpietz.

Im Hinabsteigen begegneten wir dann denjenigen aus unserer Gesellschaft, welche noch den höchsten Punkt, dem sie doch so nahe waren, erreichen wollten, wir trafen jedoch auch manche an, die von Unwohlsein befallen, von der Vollführung ihres Vorhabens abgestanden und schon auf dem Rückzuge begriffen waren.

Das Abwärtssteigen selbst war die größte Beschwerde auf unserer Bergfahrt, denn man sank mit jedem Tritte bis über die Kniee in den von der Sonne erweichten Schnee, was durch 2½ Stunden fortgesetzt im höchsten Grade ermüdend wirkte. Aber auch die Gefahr der Gletscherklüfte war nun größer und ich brach wirklich zweimal mit einem Fuße bis zum Bauche in eine Kluft ein, konnte aber beide Male in Folge des Widerstandes, welchen der Schnee doch noch immer leistete, mit dem andern Fuß glücklich festen Boden gewinnen.

Als ich wieder am Keeskar, dort, wo wir Morgens den Gletscher betraten, anlangte, traf ich daselbst diejenigen an, welche am meisten von der Gletscherluft gelitten hatten. Doch hatte sie bei keinem ernstliche üble Folgen nach sich gezogen und mit herzlicher Freude sahen wir nach und nach alle Uebrigen auf der Rückkehr von der Spitze über den Gletscher herabkommen und bei uns auf dem Sammelplatze eintreffen. Hier vernahm ich, daß die Fahne, welche nun zur Erinnerung an das Gelingen unseres Zuges in das ständische Museum zu Salzburg gesandt werden sollte, auf dem Venediger geflattert hatte, und daß der Pflock dort aufgestellt worden war, wo die Spitze noch nicht überhängt, daher dem Absturze weniger ausgesetzt ist. Lasser hatte die Thermometermessung vorgenommen und sie zeigte unterhalb der Spitze, auf einem gegen den Windanfall geschützten Punkte, — 3° R., so daß man annehmen kann, daß auf der dem Winde ausgesetzten Spitze selbst — 5° bis 6° R. waren.

Nach einiger Rast traten wir den Rückzug nach der Alpe an. Wir schlugen dazu nicht den nämlichen Weg wie am Morgen ein, sondern folgten jetzt der Leitung desselben Försters Paul Rohregger, der im Jahre 1828 als Führer des Herrn Erzherzogs Johann bald seinen Untergang durch den Venediger gefunden hätte,*) und der

*) Vgl. die erste Skizze dieses Abschnitts!

nun, ein 70jähriger Greis, die Stunde der Rache gekommen sah und sie auch ausübte, indem er mit uns die zum ersten Male gedemüthigte Spitze betrat.

Rohregger führte uns quer über den Gletscher, der heute, dadurch baldigen Regen verkündend, ringsum donnerte, bis hinunter an den Fuß der ihn westlich begrenzenden Berge und hierauf, fortan theils am äußersten westlichen Gletscherrande, theils, wo derselbe großer Klüfte und steiler Eisabhänge halber nicht gangbar ist, über die letzten Abfälle und Steinfelder dieser Berge, des Schlieferspitzes, Jabachspitzes u. s. w. hie und da auch durch die Bäche, welche von ihnen herabstürzen, abwärts in der Richtung des Thales und seiner Alphütten.

Wir hatten auf diesem Wege häufig Gelegenheit, die Prachthallen des Gletschers von der Tiefe von 10 und mehr Klafter und ihre im herrlichsten Blau und Grün funkelnden Seiten und Kanten zu bewundern, und diese Eishallen riefen mir die Märchen von den Zauberschlössern und den Krystallpalästen der Nixen und Undinen in das Gedächtniß zurück. Aber auch die eingestürzten Felswände, an deren Fuße wir zeitweise gingen, mit den vorspringenden Eismassen auf der Höhe und ihren Wasserfällen gewährten einen großartigen Anblick, nur daß wir diese Scene lieber von Ferne betrachteten, weil gerade solche verwitterte Felsmassen eine so lose Verbindung ihres Gesteins haben, daß ein von uns an ihrem Fuße abgefeuerter Pistolenschuß sogleich die Ablösung einer beträchtlichen Parthie Schutt bewirkte.

Endlich waren wir auf diesen, oft, besonders an den Eisabhängen, bedenklichen Wegen dort angelangt, wo der Gletscher steil auf den hier bereits sichtbaren Alpenboden von Obersulzbach abfällt.

Um von dieser letzten Höhe die Thalsohle zu gewinnen, mußten wir über hohe Felsabhänge hinab, und als wir am Fuße des Gletscherwasserfalles angekommen waren, blieb uns noch eine schwierige Aufgabe zu vollführen, denn wir hatten uns jetzt über die in der Ache befindlichen Felsstücke Bahn zu brechen, indem wir uns dabei oft blos an den Tannen, welche auf ihnen Wurzel gefaßt, erhielten und so ober dem reißenden Wasser kletternd zuletzt noch durch arg verstricktes Krummholz drangen.

Aber auch dies bewerkstelligten wir ohne allen Unfall, und betraten schließlich um $5^1/_2$ Uhr wieder die Alpe, welche wir um $1^1/_2$ Uhr Nachts verlassen hatten.

Lasser, Gravenegg und ich zogen es vor, lieber die 4—5 Stunden Weges nach Neukirchen noch an demselben Tage zu machen, als durchnäßt von der Gletscherreise und dem Durchwaten der Bäche nochmals auf dem kalten Heuboden der Alpe, wo man die Nacht vollkommen angekleidet zubringen mußte, zu übernachten, und wir langten, nachdem wir im Salzachthale nochmals und zwar im zauberischen Scheine des Vollmondes den Venediger gesehen, um 10 Uhr Nachts zu Neukirchen an.

Hier trafen am folgenden Morgen die übrigen Theilnehmer der Expedition, welche auf der Alpe über Nacht geblieben waren, ein; Nachmittags aber fuhren wir mit Herrn von Kürsinger und einigen andern Venediger-Ersteigern, oder wie die Bauern kürzer sagten, „Venedigern" mit der Fahne und unter Trompetenschall, und in allen Dörfern, durch die wir auf dem Wege kamen, mit den Aeußerungen der lebhaftesten Theilnahme empfangen, nach Mittersill, wo uns tausende Glückwünsche zu dem günstigen Erfolge unseres Unternehmens erwarteten.

Wir konnten auch alle mit dem Resultate desselben vollkommen zufrieden zu sein. Ein Theil, darunter die 3 Wiener, waren zudem gar leichten Kaufes, nämlich nur mit einem, ausgenommen an den Stellen, welche mit Pulver bestrichen waren, tüchtig gebräunten Gesichte und etwas zerrissener Haut desselben, höchstens mit einer kleinen Ueberreizung der Augen davongekommen, wogegen freilich mehrere „Venediger" heftige Augenentzündungen, ja ein paar sogar den Zustand gänzlicher Blindheit, das eine wie das andere Uebel aber nur durch ein paar Tage und ohne die geringste weitere nachtheilige Folge, zu ertragen hatten.

Am nächsten Tage wurde dann in Bräu Rupp's Hause in Mittersill eine genaue Nachforschung darüber gepflogen, wer alles die Spitze erreicht habe, und sie lieferte das, freilich nicht über alle Zweifel erhabene, Resultat, daß 34 Theilnehmer der Expedition auf dem Gipfel gewesen seien, und zwar außer den zwei bereits wiederholt genannten Führern Herr Pfleger von Kürsinger, Herr Pelikan, Apotheker in Hofgastein, die Schullehrer von Wald und

Stuhlfelden, Herr Josef Eigner und Herr Neyer, Herr Gebhardt, Rentmeister und Herr Strnadt, Konzeptspraktikant des Pfleg-Gerichtes Mittersill, Lasser, Gravenegg und ich, der Studirende Alois Reitlehner, Paul Rohregger mit einem seiner Söhne, ferner der 65jährige, unter dem Namen „Jager Christen" bekannte Revierjäger zu Neukirchen Christian Ries und die Landleute aus den benachbarten Thälern Johann Deutinger, Thomas Enzinger und Josef Gruber aus dem Stubachthale, mein Begleiter Peter Meilinger, Besitzer des Weyerhofes, Simon Scharler aus Habach, Franz Fürschnaller aus Bramberg, Anton Pachmayer von Wald, Sebastian Steger, Rupert Plaikner und Johann Holzer, der vielbekannte Fuscherhans aus dem Fuscherbade.

Auch wurde die Fahne, welche wir mit auf dem Venediger gehabt hatten, mit den Worten: „Zur Erinnerung an die erste Besteigung des großen Venedigers am 3. September 1841" von einem zu Mittersill eben anwesenden Wiener, Herrn Rudolf Fellner, mit wirklich kalligraphischer Schönheit beschrieben und dem ständischen Museum zu Salzburg zum Andenken an die erste Ersteigung der höchsten Spitze des Herzogthums übersandt.

Unauslöschlich lebt aber die Erinnerung an die Bergfahrt vom 3. September 1841 in allen Theilnehmern der Expedition fort, vorzüglich jedoch in meinen beiden Reisegefährten und mir, die wir durch gemeinschaftliche Bestehung von Gefahren und Beschwerden in nähere Berührung mit den Bewohnern des Pinzgaues gekommen sind, in denselben ein kerniges und biederes Gebirgsvolk kennen und damit auch schätzen gelernt haben.



Gossausee mil dem Dachstein.

Fünfter Abschnitt.

Aus den östreichischen Kalkalpen.

1. Der hohe Dachstein.

Die Fahrt von Ischl an den Hallstädter See und von diesem hinauf zu den Riesen der Dachsteingruppe gehört zu den beliebtesten und interessantesten im ganzen Bereich der deutschen Alpen. Unter den steilen Felswänden, welche die wildschöne Umgebung des prächtigen Hallstädter Sees bilden, gehören der Krippenstein und Hierlats am Südufer bereits zu den Vorstufen der Dachsteingruppe, die mit ihren hohen kahlen Pyramiden und Hochflächen, mit ihrer bedeutenden Gletscherentwicklung, ihrer gewaltigen Höhe und Massenhaftigkeit den ausgezeichnetsten Gebirgsstock im ganzen Gürtel der Kalkalpen Deutschlands bildet. Sie steht auf einer Grundfläche von nahezu 10 Quadratmeilen und steigt aus dieser mit schroffen, steilen Wänden empor.

Im Süden ist sie von der Enns, im Nordosten von der Traun umflossen; im Westen durch einen tiefen Einschnitt vom Tännengebirge getrennt. Das Gosauthal zieht sich von Nordwest an die Abhänge des Dachsteins hinan; von diesem senkt sich zwischen dem Hohenkreuz und Gjaidstein der Hallstädter-Gletscher herab, dessen unterer stark zerklüfteter Theil Karls-Eisfeld heißt.

„Gegen den Nord- und Ostrand hin ist das Plateau noch mit Baumbeständen bedeckt, welche theilweise ausgedehnt genug auftreten, um als alpiner Hochwald gelten zu können. Nach der Mitte zu tritt der Holzwuchs nur noch sporadisch und verkümmert auf, hier und da von kleinen Alpenangern, wohl aber auch schon von entsetzlich zerklüfteten und zernagten Karrenfeldern unterbrochen. Ueber dem Niveau von 6500 W. Fuß nimmt der größte Theil des weiten Felsenmeeres schon jenen ausnehmend öden Charakter an, der so treffend durch den Namen „todtes Gebirge“ bezeichnet ist. Das südwestliche Drittel des Plateaus, in welches nicht nur die höchsten Stufen, sondern auch die größten Gipselerhebungen fallen, ist ein einziges wüstes Chaos von Karrenfeldern, kahlen Felsenrippen und Trümmerhalden, oder mit Schnee und Gletscher bedeckt. Die Firn- und Eisfelder des Gebirges nehmen einen Flächenraum von 0,25 Quadratmeilen — der ausgedehnteste Gletschercomplex, welcher innerhalb der beiden Kalkzonen der Alpen ostwärts vom Meridian des Splügenpasses zu finden ist.“*)

Nach dem Parseyerspitz bei Landeck ist der hohe Dachstein der höchste Gipfel der Kalkalpen; er hat 9238 Fuß = 3001 Meter. Sein Nachbar, der niedere Dachstein, ist circa 180 Fuß niedriger; — der Thorstein 9080 Fuß, der hohe Gjaidstein 8436 Fuß. Man zählt 10 solcher Hochgipfel, die alle 8000 Fuß Höhe übersteigen, schroff wie Kegel und Thurmspitzen dastehen und nicht ohne Mühe bestiegen werden können, zum Theil ganz unersteiglich sind. Durch Absprengen von Felsstücken, Einbohren eiserner Zapfen und Ringe zur Befestigung eines Seils wurde seit 1843 der hohe Dachstein zugänglicher gemacht (der niedere hat sich noch als unnahbar behauptet). Zum ersten Mal soll die Spitze des hohen Dachsteins im Jahre 1840 von zwei Jägern aus Hinter-Gosau erklommen worden sein; die Führer erzählen auch von einem Bauer aus Filzmoos, Namens Wallehner, der in den zwanziger Jahren auf den Gipfel des hohen Dachsteins gelangt sei.

Im Folgenden gebe ich mit wenigen Aenderungen die anziehend geschriebene, durch Klarheit und Treue der Auffassung sich

*) Fr. Simony: Aus dem Dachsteingebirge (Mittheilungen des Oestr. A.-V. II.)

auszeichnende Schilderung einer Dachsteinbesteigung von Karl Hofmann, dem jungen Juristen aus München, der, nachdem er Heldenthaten in Bezwingung der höchsten Spitzen der deutschen Alpen verrichtet, mit edler Begeisterung in den Kampf wider die Franzosen zog und auf dem Siegesfelde bei Sedan das Ende seiner kurzen, aber ruhmreichen Bahn erreichte. Wir haben seiner schon bei der Glocknergruppe erwähnt.

Eine Dachsteinbesteigung,
am 20. September 1867.*)

Es war Donnerstag den 19. September, als wir, mein Freund W. aus München und ich, begleitet von den flehentlichen Ermahnungen des Postmeisters von Abtenau, doch ja nicht auf den Dachstein steigen zu wollen, von besagter Ortschaft aufbrachen. Der gute Mann hatte uns nämlich am Abend des vorhergehenden Tages unser Projekt besprechen hören und hatte nun, von schrecklicher Angst gequält, all' seine Beredungsgabe aufgewendet, um uns zu überzeugen, daß wir auf einem so furchtbar hohen Berge und dazu bei so weit vorgerückter Jahreszeit — abgesehen von vielen anderen haarsträubenden Dingen, die zu befürchten wären — jedenfalls Gefahr liefen, zu erfrieren. Aber all' seine wohlwollenden Bitten und Ermahnungen blieben fruchtlos.

Wir schlugen den über die Zwieselalp führenden Weg nach Gosau ein. Die Gosau, auf welcher uns Massen von Touristen überzeugten, daß sie in neuerer Zeit eine Modepartie geworden sei, bot eine herrliche Aussicht auf das Ziel unserer Wünsche für den folgenden Tag, nämlich auf den hohen Dachstein, der jedoch hier wie vom Vorder-Gosau-See aus gesehen, viel niedriger erschien, als sein gewaltiger Nachbar, der Thorstein und daher auch

*) Zuerst mitgetheilt im Sammler, Beilage zur Augsburger Abendzeitung Nr. 60—62.

oft mit diesem verwechselt wird. Ueberhaupt herrscht in der Nomenklatur des ganzen Bergstocks ein buntes Wirwarr auch auf den Karten.

Deutlich sahen wir von unserem Standpunkte aus den morgen zurückzulegenden Weg: das Gosauthal aufwärts, am vorderen und hinteren Gosau-See vorbei, über eine steile, hohe Felsterrasse empor zum Gosauer Eisfeld, jenseits desselben die zwischen dem Thorstein und Dachstein liegende Scharte und die zum Dachstein aus dieser Scharte sich hinaufziehende Schneide. Der Eindruck, den der Anblick des Riesen auf uns machte, war keineswegs der Art, daß wir auf eine leichte mühelose Besteigung rechnen durften.

Um 12 Uhr waren wir in Gosau-Schmied, der obersten Häusergruppe des ganzen Thals, angelangt und unsere erste Sorge war auf das Auffangen eines tüchtigen Führers gerichtet, da wir noch am Nachmittage aufbrechen wollten, um zu der letzten zur Zeit noch bewohnten Alphütte, nämlich zu der am hinteren Gosau-See gelegenen zu gelangen; die noch etwa zwei Stunden oberhalb liegende Kirschlag-Alpe konnten wir zu unserem Leidwesen nicht benutzen, da sie wegen der späten Jahreszeit schon verlassen war.

Nie haben mir die Leute, welche sich mir als Führer anboten, einen so außerordentlich schlechten Eindruck gemacht, als die sogenannten Führer in Gosau-Schmied. Massenhaft — es waren ihrer gewiß zwanzig bis dreißig — umlungerten sie das Wirthshaus, den Ischler Badegästen, die an schönen Tagen in großer Anzahl Ausflüge hierher machen, als Wegweiser oder Sesselträger zum Gosau-See und zur Zwieselalpe sich aufdrängend. Zerlumpt und verkommen, wie die Kerls alle aussahen, war auch nicht eine einzige vertrauenerweckende Gestalt unter ihnen zu entdecken. Gewiß! die Wahl unter ihnen war sehr schwer! Endlich, auf Empfehlung des Wirthes, suchten wir den mindest schlecht scheinenden unter ihnen aus und überließen diesem, da er absolut darauf bestand, noch einen zweiten Führer mitzunehmen, beliebig die Wahl eines Kollegen. Der geforderte Preis betrug für Jeden 7 Gulden nebst Verköstigung. Bis zu der für den Aufbruch festgesetzten Stunde hatten wir hinlänglich Zeit, den mitzunehmenden Proviant auszusuchen, sowie Stricke und Steigeisen zu prüfen.

Punkt 4 Uhr erfolgte der Abmarsch. Gleich Anfangs entdeckten wir zu unserem großen Verdruß, daß unser erster Führer sich in der Zwischenzeit total betrunken hatte und daß der andere, den jener ausgesucht hatte, mehr einem Landstreicher und Hallunken glich, als einem frischen und biederen Sohne der Alpen. Schon der verkrüppelte Strohhut und der alte verblichene Rock, der einst nach französischem Muster geschnitten sein mochte, war keine empfehlenswerthe Neuerung im Verhältniß zum Gebirgshut und der Lodenjoppe der Aelpler. Dazu trug er noch dünne zerrissene Schuhe und einen kleinen höchstens für ein Kind von zehn Jahren passenden Bergstock. Mit seinem wilden Bart und seinen tückischen Augen machte dieser Mensch vollends einen ungünstigen Eindruck. Die Folge zeigte, daß unser Mißtrauen gegen die Leistungsfähigkeit dieser beiden Führer zwar übertrieben, doch nicht ohne Grund gewesen war.

Die erste Eröffnung, welche uns die beiden Gosauer machten, bestand darin, daß wir nicht, wie wir vor hatten, auf der Nordseite über das Karl-Eisfeld nach Hallstadt hinabgelangen könnten, da der Gletscher durch eine tiefe Kluft vom Dachstein getrennt sei und zwar derart, daß dieses Hinderniß nicht umgangen werden könne. Bekanntlich steht der Rand eines Gletschers, namentlich wenn er von steilen Felswänden begrenzt ist, immer durch größere oder kleinere Klüfte von diesen ab. Schon Ende Juni pflegt die Kluft des Karls-Eisfeldes so breit zu sein, daß sie nicht mehr übersprungen werden kann. Um den Aufstieg von Hallstadt zu ermöglichen, hat Professor Simony, der berühmte Alpenfreund und Alpenkenner, der sich um die Erforschung der Dachsteingruppe die größten Verdienste erworben hat, eine Leiter hinaufschaffen lassen, auf welcher der Gletscherbruch bequem überschritten werden kann. Im Jahre 1867 jedoch war die Kluft bereits so groß, daß bereits am 3. September eine von Hallstadt heraufgekommene Gesellschaft am Fuße des eigentlichen Dachsteins umzukehren gezwungen war, da die Leiter nicht mehr ausreichte. Als wir kamen, hatte sich die Kluft noch mehr erweitert und so mußten wir zu unserem Leidwesen den Gedanken eines direkten Abstieges nach Hallstadt aufgeben und denselben Weg zurückgehen, den wir gekommen waren.

Nach nicht ganz einer Stunde hatten wir den Vorder-Gosau-See erreicht, der, umschlossen von jähen Abstürzen der Donnerkogeln zur Rechten, des Brettkogels und der Schreiserwand zur Linken, im Hintergrunde die aus ihren Eisfeldern wie graue Thürme emporstarrenden Felskolosse des Dach- und Thorsteins, einen schönen und großartigen Eindruck macht. Besonders der Thorstein zieht durch seine massigen, unnahbar scheinenden Kalkmauern den Blick auf sich. Auf einem Kahn hatten wir in einer kleinen halben Stunde den See übersetzt. Die Fahrt über diesen tiefgrünen Spiegel, in welchem durch das Bild der darin sich spiegelnden Bergriesen und der Reflex des wundervoll reinen Himmels ein prächtiger Gegensatz hervorgerufen wurde, gehört zu den schönsten Erinnerungen unserer. Dachsteinpartie. Bald hatten wir das jenseitige Ufer erreicht und nun ging es aufwärts zu dem fast 1000 Fuß höher gelegenen Hinter-Gosau-See. Um die verhältnißmäßig geringe Strecke zwischen beiden Seen zurückzulegen, brauchten wir fast zwei Stunden, da uns die Langsamkeit unseres an den Folgen übermäßigen Weingenusses leidenden Führers zwang, alle Augenblick inne zu halten, um ihn nachkommen zu lassen.

Schon waren wir geraume Zeit so langsam dahin geschlendert, da wurden wir durch ein Bild unbeschreiblicher Großartigkeit überrascht. Hinter einem Felsvorsprung hervortretend, sahen wir plötzlich den Hinter-Gosau-See vor uns liegen und über ihm, aus dem Gosauer-Eisfeld emporragend, rechts die schroffen Wände des Thorsteins und links, mehr im Hintergrunde, die des Dachsteins, beide zum Theil noch von den letzten Strahlen der untergehenden Sonne beleuchtet, zum Theil, besonders in den tiefer liegenden Partien, in ihr gewöhnliches fahles Weißgrau gehüllt — es war das wundervollste Alpenglühen, das ich bisher gesehen. Der Uebergang von dem hellen Roth der beleuchteten Hälfte zu jenem eintönigen Grau der im Schatten liegenden Theile und zu dem schimmernden Weiß der Schneedecke, welche am Fuß dieser Felsgerüste sich ausbreitete, gewährte einen zauberhaften Anblick. Die Schönheit des Bildes wurde noch erhöht durch den Kontrast zu den lieblichen Farben des vor uns sich ausbreitenden Gosau-Sees. Kein See in den gesammten deutschen Alpen hat eine so schöne

hellgrüne Färbung wie der genannte. Es stammt dieselbe von den seine Ufer bildenden Kreidewänden, weshalb der See auch oft „Kreidesee“ genannt wird. Am jenseitigen Ende, schon in den Schatten der Dämmerung gehüllt, erblickten wir die zu unserem Nachtquartier bestimmte Alphütte, oberhalb welcher sich der Zufluß des Sees in einem hübschen Wasserfall herabstürzt. Es mag vielleicht vom Standpunkte des Malers aus schönere oder großartigere See'n geben — ich kann es nicht bestreiten, aber auf mich hat noch keiner, obwohl ich die berühmtesten in Deutschlands weiter Gebirgswelt gesehen habe, einen so wundervollen, so unaussprechlich lieblichen Eindruck gemacht, wie der Hinter-Gosau-See.

Lange hatten wir dagestanden, bis der letzte Schimmer die Spitzen verlassen und diese sich wieder in ihr fahles eintöniges Gewand gehüllt hatten; dann stiegen wir in das bereit liegende Schifflein, um in wenigen Minuten an das andere Ende zu gelangen. Schon am vorderen Gosau-See waren wir überrascht durch die große Menge der auf dem Wasserspiegel daliegenden Schmetterlinge; hier waren sie in noch viel bedeutenderer Anzahl vorhanden. Sie scheinen eine besondere Vorliebe zu haben, über die Wasserfläche hinzuflattern, doch meistens, bevor sie das andere Ende erreichen, verlassen sie die Kräfte und sie beschließen im nassen Grabe ihr kurzes Dasein. Massenhaft — es waren gewiß einige Hundert — bedeckten die Thierlein die Oberfläche des Sees.

Es war 7 Uhr, als wir am Ziele unseres heutigen Marsches anlangten. Die Alphütte war groß und geräumig und Alles darin zeugte von der Reinlichkeitsliebe ihrer Beherrscherin. Während diese sich beschäftigte, unserem Auftrage gemäß für die hungernden Magen eine gewaltige Menge von Krapfen zu backen, machten wir noch bis zum Eintritt vollständiger Dunkelheit einen Spaziergang an den freundlichen Ufern des Sees und erklommen dann, nachdem die Eßlust befriedigt war, auf schwankender Leiter den Heuboden der Hütte, wo wir, in's duftende Heu verkrochen, bald in tiefen Schlaf versanken.

Ruhig ging die Nacht vorüber und nur ein Mal erwachte ich, von meinem Freunde W. gerüttelt; als ich erschrocken emporfuhr, erläuterte er mir mit größtem Eifer, daß wir um diesen Felskegel

herumklettern müßten, sonst kämen wir unmöglich auf den Dachstein. Und dabei schlug er bald mit Leibeskräften an das unschuldige Dach der Sennhütte, bald suchte er mich mit großer Anstrengung emporzuzerren und zum Hinaufsteigen über das vermeintliche Hinderniß zu bewegen. Mein reiselustiger Freund war so sehr von Begeisterung für die projektirte Bergfahrt erfüllt, daß er sogar im Traume sich mit derselben beschäftigte und vom Lager sich erhob, um weiß Gott was für Hindernisse, die in seiner Phantasie spukten, zu bezwingen. Endlich brachte ich ihn glücklich zum Erwachen und in Folge dessen zu der Ueberzeugung, daß jetzt noch Zeit zum Ruhen sei und daß wir noch früh genug auf den Dachstein kämen, wenn wir auch jetzt noch einige Stunden auf dem Heuboden zubrächten.

Früh am Morgen des folgenden Tages — Freitags den 20. September — verließen wir unser Lager; es war 1 Uhr. Als wir vor die Hütte traten, lag ein dichter Nebel über der Oberfläche des See's ausgebreitet; doch war der Himmel rein und wolkenleer und klar strahlte die halbe Scheibe des abnehmenden Mondes ihr fahles Licht auf uns herab. Alle Anzeichen versprachen einen außerordentlich günstigen Tag. Bis unser Frühstück zubereitet und eingenommen war, verging noch eine volle Stunde und so traten wir erst um 2 Uhr unsere eigentliche Dachsteinfahrt an.

Die Kälte war sehr bedeutend; zudem konnten wir wegen der unsicheren Mondbeleuchtung nur sehr langsam vordringen. Unser Weg führte uns bei dem nahe der Alphütte herabkommenden Wasserfall aufwärts; er war aber zu unserem Erstaunen von gestern Abend bis heute Morgen fast gänzlich versiegt und statt des am gestrigen Abend ziemlich voll herabstürzenden Strahls zeigte er nur spärliches und bescheidenes in Rinnen herabrieselndes Wasser. Die Erklärung liegt darin, daß der Bach aus den Abflüssen verschiedener Eisfelder sich bildet und daher während der Nacht, wo diese Zuflüsse wegen der tieferen Temperatur versiegen, auf ein äußerst geringes Maß reducirt wird.

Nachdem wir wenige Minuten gestiegen waren, lag der im Kessel ausgebreitete Nebel unter uns; so schnell wie möglich ging es nun aufwärts, da uns die schneidende Kälte zu beschleunigtem Schritte zwang, um einigermaßen den Körper zu erwärmen. Der

eingeschlagene Weg gehörte nicht zu den leicht zu begehenden. Anfangs mußten wir uns eine ziemliche Strecke durch dichtes Krummholz hindurchwinden und dann, als dieses hinter uns lag, begann eine furchtbar eintönige und ermüdende Wanderung über das wirre Geklippe, das den Boden bedeckte. Ueberall zeigte sich die in den Kalkalpen so überaus mächtige Wirkung des Wassers. Bald mußten wir auf den Rändern trichterförmig ausgehöhlter Gruben fortgehen, bald auf glatten schlüpfrigen Felsplatten emporsteigen, bald wieder über ein Chaos von wirr durcheinander gewürfelten Felsblöcken wegklettern, wobei natürlich alle Aufmerksamkeit darauf gerichtet sein mußte, nicht fehlzutreten, was wegen der unsichern Mondbeleuchtung sehr leicht geschehen konnte. Es war oft sehr schwer, einen Durchgang durch dieses weite öde Steinmeer zu finden. Zwar waren an einigen Stellen sogenannte „Tauben“ zu entdecken — aufeinander gelegte Felsstücke, um die einzuhaltende Richtung leichter einhalten zu können — doch passirt es den geübtesten Führern, daß sie den richtigen Weg verfehlen und auch wir mußten ein paar Mal schon überwundene Strecken zurückwandern und einen neuen Durchweg suchen.

Noch ein anderes Ereigniß trat hinzu, das unsern Muth niederzuschlagen drohte. Je höher wir stiegen, desto mehr überzeugten wir uns, daß wir keinen Falls eine vollkommen freie Aussicht haben würden, denn überall in den tieferen Gegenden lag Nebel und von Süden her kamen bald größere, bald kleinere Wolkenmassen, von einem wilden Sturmwind in rasender Eile vorbeigetrieben. Noch tiefer wurden unsere Hoffnungen herabgestimmt, als es zu tagen begann und wir im Südwesten, gegen die Tauernkette hin, schwere Gewitterwolken entdeckten. Ich trieb daher ununterbrochen zu größerer Eile, doch unsere beiden Führer blieben hartnäckige Anhänger des „Immer langsam voran“ und nur unseren vereinigten Bemühungen gelang es endlich, sie zu etwas gesteigerter Thätigkeit zu ermuntern.

Es war 6 Uhr, als wir das Gosauer-Eisfeld betraten. Einige Male hatten Blitze die schwarzen Wolkenmassen, die im Südwesten lagen, durchzuckt, doch hatte wenigstens der arge Sturmwind sich gelegt. Imposant stiegen, von den ersten Strahlen der

aufgehenden Sonne beleuchtet, vor uns die Wände des Thorsteins aus ihrer eisigen Hülle empor; er sieht viel gewaltiger aus als der weiter zurückstehende Dachstein, dessen Absturz bei weitem nicht so schroff und unnahbar erscheint, als der seines mächtigen Rivalen. Einen gerade vor uns zwischen Dachstein und Thorstein isolirt aufsteigenden Kegel bezeichneten uns unsere Führer als „Zuckerhut", welcher Name für die Gestalt vollständig paßte. Doch habe ich diese Benennung nirgends angegeben gefunden und ich glaube, es ist derselbe Berg, der sonst als „Mitterspitz" bezeichnet wird. Zu unserer Linken hatten wir die jähen Wände des „Hochkreuz", das hier fast senkrecht zum Gosauer-Eisfeld abstürzt.

Nach einer halben Stunde hatten wir den Ferner überschritten, wozu wir weder Stricke noch Steigeisen zu gebrauchen genöthigt waren, da einerseits die Steigung durchaus nicht bedeutend war, und andrerseits größere Klüfte im Eise gänzlich mangelten.

Wir befanden uns jetzt in der Scharte, die zwischen dem Dachstein und dem vorgenannten „Zuckerhut" (Mitterspitz) liegt. Zu unseren Füßen lag das Ennsthal ausgebreitet, die Thalsohle selbst zwar in ein wogendes Nebelmeer verborgen, doch erhoben sich die das Thal einschließenden Höhenzüge aus dem Nebel. Auch der Südwesten zeigte sich jetzt freier, da ein frischer Nordwind die schwarzen unheimlichen Wolkenmassen größtentheils zerstreut hatte. Gerade vor uns im Osten lag der eigentliche Dachstein, der sich von hier aus noch über 1000 Fuß erhebt. Von nun an begannen aber auch die eigentlichen Schwierigkeiten der Ersteigung. Nach einer kurzen Rast von wenigen Minuten brachen wir, mit Zurücklassung alles Entbehrlichen, auf, um den letzten Theil der Arbeit zu bewältigen. Gleich anfangs, kaum 50 Fuß oberhalb der Scharte, mußte eine glatte Felswand überschritten werden, wobei wegen der bedeutenden Steigung große Vorsicht anzuwenden war. Von da an geht es beständig über lose aufliegende Blöcke an den schroffen Wänden aufwärts. Ein Fehltritt, ein Ausgleiten wäre gewiß todtbringend gewesen, denn es war sicher, daß ein Sturz über die mehrere hundert Fuß hohen Wände den Unvorsichtigen zerschmettern würde. Im Jahre 1856 traf dieses Loos einen Herrn Neilrich aus Wien, der auf ein Fleckchen losen

Schnees trat und mit diesem abrutschend auf das Gosauer-Eisfeld hinabfiel.

Noch eine große Unannehmlichkeit trat hinzu: da wir beständig gezwungen waren, zur größeren Sicherheit uns mit den Händen an den Felsen zu halten und letztere wegen der tiefen Temperatur eisig kalt, zum Theil mit einer Eiskruste überzogen waren, so wurden uns die Finger völlig starr. Die Führer leisteten uns keine Hülfe, denn sie hatten genug mit sich selber zu thun, um an schwierigen Stellen empor zu kommen. Sie dachten auch gar nicht daran, ihre Schützlinge nur einigermaßen zu unterstützen. Im Gegentheil, sie schwatzten uns beständig vom Absturz jenes Wieners vor und redeten unaufhörlich von den vorhandenen und noch zu erwartenden Gefahren.

Dessenungeachtet kamen wir rüstig und sicher aufwärts, doch nicht ohne ein paar Mal kleine Fährlichkeiten bestehen zu müssen. Einmal rollte mir ein Felsstück, das durch die Unvorsichtigkeit des vor mir aufsteigenden ersten Führers losgelöst worden war, auf das Knie und machte mich für einige Minuten kampfunfähig. Dann glitt mein Freund W. aus und wäre beinahe in die gähnende Tiefe hinabgestürzt, wenn er sich nicht noch im Augenblicke des Ausrutschens an einer Felsenkante gehalten hätte.

Endlich, nach einer mühevollen Stunde, befanden wir uns vor der ehemals schwierigsten Partie, einer etwa 12 bis 15 Fuß hohen senkrechten Felswand, über welche empor man in wenigen Minuten auf die Spitze gelangt. Dieser Theil der Dachsteinfahrt, der sonst nur mit den größten Gefahren zurückgelegt werden konnte, ist seit dem Jahre 1863, wo einige Führer eiserne Stifte in die Wand eintrieben und daran ein etwa 20 Fuß langes Seil befestigten, ohne besondere Schwierigkeit zu passiren und bald waren wir über die Wand emporgestiegen. Wir standen jetzt auf einem von der Spitze herabziehenden Felsengrate, der mit ungefähr 150 Schritten gefahrlos überschritten wurde. Es war 8 Uhr. Wir hatten also vom Hinter-Gosau-See bis auf die Spitze sechs Stunden gebraucht.

Die Spitze, selbst nur wenige Fuß im Geviert enthaltend, gewährte gerade Platz für unsere kleine Schaar und wir lagerten uns, um nun den süßen Kern der harten Nuß zu genießen. Das

Wetter, das uns anfangs so bedenklich erschienen war, hatte sich sehr befriedigend gestaltet; besonders der Blick gegen die Tauernkette, die am frühen Morgen von Gewitterwolken umlagert gewesen, war wieder ganz frei geworden. Rein und makellos ragten die glitzernden Hörner in die blaue Luft. Besonders schön traten die Berge der Glocknergruppe hervor, vor allen der Großglockner selbst mit seinem gewaltigen Nachbar, dem Wiesbachhorn; an sie schloß sich ein eisbelasteter Gipfel nach dem andern. Deutlich unterschieden wir den Groß-Venediger, die Dreiherrnspitze, den Hochgall und viele andere uns wohlbekannte Gipfel. Desgleichen war weiter gegen Süden die Gruppe der Gasteiner-Kette, besonders Ankogel und Hochalpspitz, frei von Nebel. Im Süden jedoch war das gerade zu unsern Füßen sich ausbreitende Ennsthal vollständig verhüllt. Von der Thalsohle selbst war gar nichts zu sehen und nur die höher liegenden Berge ragten wie Inseln aus einem Meere empor. Gegen Osten und Nordosten war die Aussicht wieder etwas freier und in den ersten Momenten unseres Aufenthalts auf der Spitze sahen wir auch die Seen von Aussee und das Traunthal, besonders das freundliche Ischl; bald hülte der Nebelschleier auch diese Gegend ein. Gegen Norden und Nordwesten tauchten nur die bedeutendsten Berge aus dem Nebel hervor, so der Schafberg, der Untersberg bei Salzburg, der Staufen und das Sonntagshorn, dann die Berge des Berchtesgadner Ländchens: Watzmann, Göll, Steinernes Meer und Uebergossene Alp, sowie mehr im Vordergrunde das Tännengebirge. Ein paar Mal, als ein frischer Wind die rings um uns ausgebreitete Decke zerriß, erblickten wir tief unter uns den vordren Gosau-See. Den interessantesten Anblick gewährte unstreitig der Untersberg, der mit seinen gewaltigen, aus dem Nebel emporsteigenden Wänden uns lebhaft an die Abbildungen von Helgoland erinnerte, das gleich jenem in steilen langgedehnten Wänden sich aus dem Meere erhebt.

Wir waren dadurch, daß uns viele Partieen verdeckt waren, wohl um ein vollständiges, klares Panorama gekommen; doch stimmten wir beide darin überein, daß dasselbe sicher nicht so schön gewesen sein würde wie das Bild, das uns wirklich zu Theil ward. Die wogenden und treibenden Nebelgebilde, welche zu unseren Füßen in den wunderlichsten Gestalten umhergeschaukelt

wurden und welche trotz dem unaufhörlichen Kampfe mit der sie herabzudrücken strebenden Sonne immer höher und höher emporstiegen und welche, auf ihrer Oberfläche beleuchtet von den Strahlen der letzteren, grell abstachen gegen die dunkeln Bergesspitzen, die aus ihnen emportauchten — der seltsame Wechsel in dem Nebelmeere selbst, indem dieses bald einer Riesendecke gleichend Alles gleichmäßig verhüllte und dann wieder ausgedehnte Risse und Abgründe und wunderlich geformte Mauern dem Auge darbot — und dazu der blaue Himmel über diesen blendend weißen Gebilden: das Alles gewährte einen Anblick von eigenthümlicher Schönheit.

Von jenen ferneren Theilen der Rundschau kehrte dann der Blick zurück zu der näheren und nächsten Umgebung, die rein und unbedeckt vor uns lag. Die Gletscher der Dachsteingruppe, welche von unserem Standpunkt größtentheils übersehen werden konnten und von denen besonders das Karls-Eisfeld wegen seiner Schönheit und seiner sanftgeneigten wellenförmigen Gestalt hervorragt, werden allenthalben von Felsgraten durchschnitten und meistentheils von steilen unnahbaren Abstürzen eingeschlossen. Der Thorstein, nur hundert Fuß niedriger als unser Gipfel, diesen aber an Schroffheit und Wildheit, sowie an Ausdehnung der thurmähnlichen Wände weit übertreffend, steht in nächster Nähe höchst imposant da. Die Spitze selbst, auf der wir uns befinden, ist eine nur wenige Fuß messende Erhebung des obengenannten Grates, der sich einerseits zur Scharte zwischen Dachstein und Mitterspitz, andererseits zum Karls-Eisfeld hinabzieht.

Von letzterem aus, nämlich von der Hallstädter Seite, ist unser Gipfel bedeutend leichter zu ersteigen, seitdem Professor Simony an allen gefährlichen Stellen Stricke und eiserne Ringe anbringen ließ.

Während wir auf der Spitze waren, herrschte noch immer eine schneidende Kälte, doch hatte dieselbe im Verhältniß zu den frühern Stunden bedeutend nachgelassen. Nachdem wir die Rundschau zur Genüge genossen und auch unsere Magen durch die mitgenommenen Speisen und Getränke gestärkt hatten, traten wir den Rückweg an. Vorher jedoch legten wir die Daten unserer Ersteigung in eine der beiden Flaschen, welche zu diesem Zweck auf dem Gipfel aufbewahrt werden. Die eine von ihnen enthält die Karten derjenigen

Besteiger, welche von Hallstadt, die andere diejenigen, welche von Gosau hergekommen sind. Unsere Führer, welche in Bezug auf einzelne Bergspitzen eine staunenswerthe Unkenntniß an den Tag gelegt hatten und während der ganzen Zeit unseres Aufenthaltes auf dem Gipfel auf die Hallstädter schimpften, welche nach ihrer Behauptung einige Karten aus der Gosauer Flasche genommen, waren endlich auch zum Aufbruche bereit und so verließen wir denn Punkt 10 Uhr, also gerade nach zweistündigem Aufenthalt unseren luftigen Sitz, um aus diesen öden unwirthbaren Felswüsten wieder hinabzusteigen in's liebliche Gosauthal zu den übrigen Menschen, über die wir ein paar Stunden lang so unendlich erhaben gewesen waren.

Langsam, mit doppelter Vorsicht, ging es abwärts, wobei besonders die zuletzt Gehenden alle Aufmerksamkeit darauf richten mußten, keine Felsblöcke herabrollen zu lassen, da diese leicht den weiter unten Befindlichen gefährlich werden konnten. Doch auch das Herabsteigen wurde glücklich bewerkstelligt und nach $^{3}/_{4}$ Stunden war jene schwierige Partie überwunden. Ich muß gestehen, daß ich herzlich froh war, als wir wieder das Gosauer-Eisfeld herabwanderten, denn der letzte Theil des Dachsteins ist wirklich eine schwer zurückzulegende Strecke und erfordert große Sicherheit und Uebung im Bergsteigen, sowie vollständige Schwindelfreiheit. Unsere gerade 8 Tage zuvor ausgeführte Glocknerfahrt bot bei Weitem nicht die gleichen Gefahren, wie der heute zurückgelegte Weg.

Eilig, denn wir hatten heute noch ein fernes Ziel, ging es das Gosauer-Eisfeld hinab und ohne Aufenthalt weiter bis zur Alphütte am hinteren Gosau-See, welche wir um 2 Uhr erreichten. Nun lag die in ewigem Tod erstarrte Natur hinter uns und wieder lag in gleicher Pracht wie gestern der herrliche See vor unseren Augen. Doch auch dieser Platz war noch nicht zum Ausruhen bestimmt und so war es uns ganz angenehm, als wir die Alphütte verschlossen fanden und so dem Gemurre der über unser eiliges Gehen aufgebrachten Führer entkamen. In einer Stunde hatten wir den vorderen Gosau-See, in einer weiteren, etwa um 4 Uhr, Gosau-Schmid erreicht.

Glücklich und ohne jeglichen Unfall war die Partie zurückgelegt worden; die am Morgen angewendete Eile hatte ihre guten Folgen gehabt, denn schon um Mittag war der ganze Himmel mit Wolken überzogen, der Dachstein selber in Nebel gehüllt, desgleichen alle anderen umliegenden Berge. Nach kurzem anderthalbstündigem Aufenthalt in Gosau-Schmid ging es weiter nach Hallstadt, woselbst wir denn auch wohlbehalten bei finsterer Nacht — Abends $^1/_2$9 Uhr — nach vierstündigem Marsche anlangten und in dem vortrefflichen Gasthause zum „grünen Baum" von den großen Strapazen des heutigen Tages uns erholten.

Sechster Abschnitt.

Aus den Julischen Alpen.

1. Ansicht.

Die Julischen Kalk-Alpen erheben ihre kahlen und wildzerklüfteten Massen zwischen dem Tagliamento und der Wurzener Save; im Norden werden sie durch das Querthal der Fella und Gailitz von den Karnischen Alpen und weiter östlich durch das Thal der Save von den Karawanken geschieden. Sie sind stockförmig gegliedert und zwar sind die bedeutendsten Stöcke: der Wischberg, der Kaninkofel, der Mangart und der großartig-pittoreske Wocheinerkessel mit dem 9030 Wiener Fuß = 8794 par. Fuß hohen Terglou.

Oberst von Sonklar schildert (Ausl. 1859, Nr. 52) ihren Anblick also: „Die Julischen Alpen stellen sich, von jeder Seite angesehen, als ein nicht wenig stattliches und absonderlich blickendes Gebirge dar. Was näher gelegene Punkte außerhalb derselben anbelangt, so habe ich sie vom Loibl, von der Wurzener Straße, vom Dobratsch bei Villach und vom Monte Santo bei Görz in's Auge gefaßt und jedes Mal gefunden, daß sie sich als ein ebenso oft in stolzen und mächtigen, als in höchst wilden und zerrissenen Formen aufstarrendes Gebirge präsentiren. Ein Ein-

dringen in dasselbe oder die Ersteigung eines seiner vielen Gipfel wird selbstverständlich diesen Eindruck noch um vieles verstärken. Wie John Ball*) richtig bemerkt, weist es in seinem allgemeinen Aussehen manche Aehnlichkeiten mit den Gebirgen des Salzkammerguts auf, die es an Elevation zwar nicht erreicht, sie jedoch an der Mannigfaltigkeit seiner Formen, an Rauhheit und malerischem Reiz wohl bedeutend übertrifft. Insbesondere auffällig in den Julischen Alpen ist die außerordentliche Kahlheit aller höheren Theile des Gebirges und die oft ungeheure Ausdehnung der Trümmerhalden, welche die Bergwände, Thäler und Hochmulden überziehen. Es scheint fast, als ob die wärmere Sonne, welche diese Gegenden bescheint, nur die zerstörenden Kräfte der Natur und nicht auch ihre bildenden und befruchtenden zu höherer Thätigkeit anzuregen verstünde. Und es ist diese Zerstörung des Gebirges um so merkwürdiger, als die Gesteine, die es zusammensetzen, keine anderen sind als jene auf der gegenüberliegenden nördlichen Seite der centralen Alpen."

Das tief eingeschnittene Isonzo-Thal theilt das Gebirge in eine Ost- und Westhälfte und bildet den einzigen fahrbaren Weg, der von Norden nach Süden dasselbe durchzieht und auch die Anlage einer Eisenbahn von Villach nach Görz ermöglicht hat. In den Wildnissen des Terglou und Jaluz hat der Isonzo seine Quellen.

Westlich vom Terglou hat das Gebirge zwei bedeutende Senkungen, die zu vielbesuchten Pässen geworden sind, deren einer, der niedrigste, zum Tagliamento auf die Heerstraße nach Venedig führt; das ist der nur 1812 Fuß hohe Paß von Ponteba. Oestlich von diesem führt der Predil (3692 Fuß) zum Isonzo und auf die Heerstraße nach Triest. Bei Tarvis vereinigen sich dann beide Straßen und führen über das niedere Joch, das die karnischen Alpen von der Karawanka trennt, nach Villach.

*) A Guide to the Eastern Alps, p. 557.

2. Eine Besteigung des Terglou*), von C. Hofsmay, k. k. Hauptmann.

Schon lange hatte ich mein Auge auf den nördlichen Theil der „Julischen Alpen“ geworfen, welche im Terglou mit 9036 Fuß**) ihre größte Höhe erreichen. Die wilde Zerrissenheit ihrer Gebirgsrücken, die Schroffheit ihrer Kalksteinwände, hatte bereits vier Jahre früher auf der Spitze des Großglockners einen mächtigen Eindruck auf mich hervorgebracht.

Ihre Nähe zu meinem damaligen Aufenthalt, machte mir es im Jahre 1861 möglich, in den wenigen Tagen — die mir meine Berufspflichten frei ließen — eine der schönsten Hochgebirgstouren durchzumachen.

Mit einem Reisegefährten verließ ich am 8. September den Markt St. Paul im Kärnthner Lavanthale und noch denselben Tag gelangten wir über Völkermarkt, Eberndorf und über die Kappel nach dem Bade Vellach, wo Nachtrast gehalten wurde.

Des andern Tages machten wir uns zu Fuße auf den Weg nach Neumarkt in Oberkrain, passirten den Seeberg, von dessen Höhe man den herrlichsten Anblick der westlichen Abhänge des Grintouz mit seinen gewaltigen Nebenbergen hat, verließen bei St. Oswald die Krainburger Straße, und erklimmten auf steilen Fußwegen die Höhe Javornik, um uns auf der jenseitigen Abdachung mit noch viel mehr Mühe und Anstrengung durch das Geröll eines vertrockneten Wildbachbettes, das bis zum Fuße des Berges anhält, durchzuarbeiten. Nach achtstündigem Marsche langten wir in Neumarkt an, wo wir glücklicher Weise einen Wagen fanden, der eben retour nach Bad Veldes fahren wollte und uns gegen geringes Entgeld mit Vergnügen aufnahm.

*) Vorgetragen durch Dr. A. v. Ruthner in der Versammlung des östreichischen Alpenvereins am 21. Januar 1863. Abgedruckt im ersten Hefte der Mittheilungen des östreichischen Alpenvereins (Wien, Braumüller, 1863).

**) Nach neuerer Angabe 9030 Wiener Fuß.



Der Terglou vom Wocheinersee (Krain).

Auf unserer Fahrt hatten wir Gelegenheit, den jenseits Veldes sich erhebenden Terglou in seiner ganzen Majestät zu bewundern; denn von keiner Seite nimmt sich dieser Berg so großartig aus, als von dieser. — In Form einer Riesenpyramide steigt er, seine Umgebung weit überragend, auf. Leider dauert dieser Genuß nicht lange, denn je mehr man in die Tiefe des Thales gelangt, desto mehr gelangen auch die Vorberge zur Geltung, bis endlich der Terglou selbst ganz verschwindet.

Bei einbrechender Dunkelheit in Veldes angelangt, fuhren wir in das vom Bade etwa 10 Minuten entfernte, unmittelbar am See gelegene Seebach, wo wir im Gasthause des Petran abstiegen, welches ich jedem Besucher von Veldes anempfehlen kann.

In Veldes warteten wir vergeblich durch drei Tage auf der Terglou-Expedition günstigeres Wetter. Wir gaben daher den Plan, den Terglou von Mitterdorf, zu besteigen, auf, und fuhren am 13. nach Lengenfeld im Savethal, um den Versuch von Moistrana aus zu machen.*) In Lengenfeld — wo man den vollen Anblick des Terglou hat und wo wir in der Mittagszeit eintrafen — sah ich, daß der Gipfel des Berges ganz weiß war. Der Regen nämlich, der am 11. in so reichlichem Maße herabgeströmt war, hatte den Terglougipfel — und zwar nur diesen allein — mit Schnee bedeckt. Eine genaue Untersuchung mit dem Fernrohr jedoch zeigte mir, daß derselbe nur sehr schütter und locker aufliege, hiermit keinerlei Hinderniß bei der Ersteigung abgeben werde, um so mehr als ihn die Mittagssonne noch bedeutend abschmelzen mußte.

Wir eilten nun in das eine Viertelstunde entfernte Moistrana, um einen Führer zu requiriren, denn ich wollte jedenfalls noch am selben Tage bis zu den obersten Almhütten, da alle Anzeichen für den nächsten Tag auf schönes Wetter deuteten.

In Moistrana sind nur zwei Führer, die ein gewisses Renommé haben und deutsch sprechen, leider aber waren beide abwesend und wurden erst spät Abends zurückerwartet. In der

*) Der gewöhnliche Weg auf den Terglou führt aus der Wochein über die Alm Velpole.

Schenke, in welcher ich meine Erkundigungen eingezogen hatte, saß ein herkulischer Krainer bei einem Glase Branntwein, der verstanden haben mochte, um was es sich handle, denn er stand alsbald auf und näherte sich mir mit schwankenden Schritten und verglasten Augen; ich fragte die Wirthin, was der Mann wolle und erhielt zur Antwort: daß er sich als Führer auf den Terglou antrage; zugleich erklärte mir dieselbe, daß er allerdings anzuempfehlen wäre, daß aber in seinem dermaligen Zustande wohl kaum etwas Vernünftiges mit ihm anzufangen sein dürfte. — Die Richtigkeit dieser Argumentation wohl einsehend, verfügten wir uns ziemlich mißmuthig auf den Rückweg nach Lengenfeld. Auf dem Wege dahin begegnete uns ein intelligent aussehender Mann; ich fragte ihn, ob er deutsch verstehe, und auf seine bejahende Antwort, ob er uns nicht einen Terglouführer zu verschaffen wisse, worauf er sich bereit erklärte, uns zu einem im Thale der Rothwein (Ravina) wohnenden Landmann führen zu wollen, der ein sehr verläßlicher Führer sei. Durch diese erfreuliche Kunde neu aufgerichtet, nahmen wir den Menschen gleich in unser Gasthaus mit, wo schnell gegessen, alles Nöthige nebst den vorbereiteten Viktualien verpackt, dem Träger aufgeladen und um 1½ Uhr der Marsch angetreten wurde.

Der Weg führt über Moistrana in südlicher Richtung bis zum dritten Parallelthal, nämlich bei jenem der Feistritz und der Rothwein vorbei in das der K e r m a. Wir waren keine halbe Stunde gegangen, als uns der Träger einen vor uns schwankenden Menschen als denjenigen bezeichnete, der unser Führer sein sollte; wir waren nicht sehr erbaut, als wir in demselben den Trunkenbold von ehedem erkannten; was war aber zu thun? — wir verständigten uns mit ihm, soweit es sein Zustand erlaubte, kamen überein, daß uns der Deutsche gleichfalls begleite, der bei dieser Gelegenheit eine erste Terglouebesteigung wagen wollte. Der Führer bedung sich noch aus, daß er früher nach Hause gehen könne, um etwas zu essen und das Nöthige mitzunehmen. Er wollte, daß wir ihn an einem gewissen Punkt erwarteten und versprach feierlichst, in einer Stunde dort zu sein. Wir hielten es aber für sicherer, den ziemlich bedeutenden Umweg bis zu seinem

Hause zu machen, aus Furcht, er möchte sich schlafen legen und uns, wie man zu sagen pflegt, „im Pfeffer sitzen lassen".

Um 4 Uhr, nachdem der Führer seinen Hunger gestillt und gegen dreiviertel Stunden geschlafen hatte, waren endlich alle Schwierigkeiten, mit denen wir bis nun zu kämpfen gehabt hatten, besiegt und wir konnten die eigentliche Terglonfahrt beginnen.

Lange geht der Weg im breiten Kermathale fast eben fort, wir passirten die untern Kerma-Almhütten — wo unser in Folge seines Rausches sehr ermatteter Führer durchaus Nachtquartier aufschlagen wollte — und gelangten bald zum letzten Kohlenmeiler, wo sich das von hohen Felswänden eingeschlossene Thal immer mehr verengte und plötzlich eine nicht unbedeutende Steigung beginnt. Anfangs geht der Weg im Walde weiter, bald kommt man aber in's Geröll, in welchem man sich mühsam weiter arbeitet. Der Führer, bei dem die Ermattung immer mehr zugenommen hatte, kam uns nicht nach, so daß wir häufig auf ihn warten mußten, wodurch eine sehr unangenehme Verzögerung herbeigeführt wurde. Endlich war der erste Absatz der Höhe erklommen, mit dem war es aber auch finster geworden, denn die schroffen Thalwände waren immer näher gerückt, die Sonne bereits untergegangen, und Nebel hatten die angrenzenden Felsgrate in Besitz genommen. Zudem war zwischen Gerölle und den zerstreut liegenden Felsblöcken kein Weg mehr zu unterscheiden; wir konnten nicht mehr allein weiter und mußten den Führer verlassen, der sich nur noch mit Mühe weiter schleppte. Es geht nun eine kurze Zeit eben, dann wieder steil aufwärts über noch viel wüsteres Gerölle als vordem. Wir stolperten hier eine Zeit lang über Kreuz und Quer, bis uns der Trunkenbold die fatale Mittheilung machte, er habe sich verirrt; er suchte sich so viel als möglich zurecht zu finden, während ich mich mit dem Gedanken vertraut machte, die Nacht im Freien zuzubringen, was bei der zunehmenden Kälte, den Nebeln und den nur noch höchst spärlichen Krüppelhölzern durchaus nichts Ermuthigendes hatte.

Unser Herumirren zwischen und über die unwegsamen Felsblöcke und das Trümmergestein mochte etwa eine Stunde gedauert haben und ich wundere mich jetzt noch, daß ich mir hierbei nicht wenigstens einen Fuß ausgerenkt oder gebrochen habe, denn man

sah nicht mehr bis zum Boden. Auch waren wir schon ganz getrennt. Jeder machte auf eigene Faust Entdeckungsreisen und wir correspondirten blos mit der Stimme untereinander. Da hörte ich plötzlich ziemlich weit von meinem augenblicklichen Standpunkte, von Wucher — so hieß nämlich der Führer — einen Freudenruf. Was war's? — er hatte die beiden obern Kermahütten entdeckt, und sammelte uns nun so ungefähr, wie der Hirte seine durch irgend ein Ereigniß auseinander gesprengte Heerde mit der Stimme zu sammeln pflegt.

Es war 9 Uhr vorbei, als wir die Hütten betraten; wir hatten sonach statt vier, mehr als fünf Stunden von Wucher's Haus bis zu den Hütten gebraucht. Wir befanden uns hier 5141 Fuß hoch und zwar in ziemlich gleicher Höhe mit den Almhütten von Belpole, dem Rastpunkte der Ersteiger von der Wocheiner Seite, die 5236 Fuß hoch liegen.

Der Almer war nicht zu Hause. Wir richteten uns aber nichtsdestoweniger in seinen beiden Hütten so gemächlich als nur möglich ein, zündeten Feuer an und begaben uns, todtmüde wie wir waren, nach genommenem Nachtimbiß sehr bald zur Ruhe. — Es mag ungefähr 12 Uhr Nachts gewesen sein, als mich ein gewaltiger Lärm aus dem wohlthätigen Schlafe aufschreckte; es war der Almer, der von seinen Weideplätzen zurückkehrte, seine Verwunderung über die Besitzergreifung seiner Hütten in geräuschvoller Weise ausdrückte. Die Verständigung war jedoch bald herbeigeführt, an eigentliche Ruhe aber nicht mehr zu denken, denn der lebhafte, beinahe sechszigjährige Mann schwatzte beim lustig lodernden Feuer fort, bis ihn endlich gegen Morgen auch der Schlaf übermannte. Nun war aber auch die Zeit zum Aufbrechen da, denn es war bereits halb fünf Uhr. Ich ging in's Freie, das Wetter zu recognosciren. Die Nebel waren von den angrenzenden Höhen gänzlich verschwunden, nur im Osten lagerte eine schmale Wolkenschicht über dem Horizont, am Boden aber machte sich ein dichter Reif bemerkbar.

Um halb 6 Uhr wurde die weitere Bergfahrt angetreten. Der Almer, der bereits 1860 auf dem Gipfel gewesen war, ließ sich's nicht nehmen, auch mitzugehen und bot sich an, uns bis auf den nächsten Sattel einen minder gefährlichen Weg zu führen.

Von der Hütte geht's nun plötzlich ziemlich steil über Schutt und Felsentrümmer, untermengt mit duftigem Graswuchs, in nordwestlicher Richtung aufwärts; nach einer Stunde hatten wir die Höhe der Einsattlung erreicht, von welcher, jedoch weitab links, ein sehr beschwerlicher Weg durch einen Einschnitt des sehr langen Sattels nach Velpole hinabführt. Der Terglou-Ersteiger jedoch wendet sich rechts, geht schräg an der inneren Lehne des Sattels in nordöstlicher Richtung abwärts, biegt nach einem Wege von einer halben Stunde wieder nordwestlich ab und gelangt so an den Fuß der obern Terglou-Gruppe. — Mühsam und beschwerlich ist das Erklimmen der nun steil, schräg aufwärts führenden Lehne, wo die Vegetation ihr Ende erreicht. Ich glitt einmal aus und fiel; leicht hätte ich hinunterkollern können, hätte mich nicht der Deutsche — der unmittelbar hinter mir ging — aufgefangen. Ich fand es daher gerathen, die Steigeisen anzulegen, die die Uebrigen bereits früher angeschnallt hatten. Der Almer war mit steigeisenartig beschlagenen Holzpantoffeln versehen.

Nach Erreichung des zweiten steilen Höhenabsatzes wendeten wir uns gegen Norden und hatten nun den vollen Anblick der drei Spitzen, die den obern Terglou bilden, und von denen die mittlere höchste der große, die östliche aber der kleine Terglou genannt wird, während man nur die dritte nördliche Spitze nicht zu benennen wußte. Von diesen drei Spitzen hat auch der Berg seine Benennung im Krainerischen: Triglav (Dreikopf).

Während westlich, nördlich und östlich nichts als wüste, schroffe und senkrechte Felsmassen mit riesenhaften Schuttmassen und untermengten Schneefeldern uns anstarrten, hatten wir gegen Süden den Einblick in die tief unter uns liegende, liebliche und ausgedehnte Almwiese von Velpole mit ihren spärlichen Almhütten.

Bald befanden wir uns am Fuße einer der colossalsten Schutthalden, die mir je vorgekommen sind. Die Erklimmung derselben kostete wegen der Steilheit des Bodens und der Unsicherheit des Trittes sehr viel Mühe und konnte nur in Schlangenwindungen geschehen. Diese Schutthalde führt an den Fuß des kleinen Terglou und da sich am obern Ende derselben eine, der ganzen Länge des Berges nach hinziehende, senkrechte, etwa 10 Klafter

hohe Felswand befindet, so war ich sehr neugierig zu sehen, wie denn eigentlich dieses Hinderniß zu besiegen sei. Am obern Ende der Schutthalde angelangt, entdeckte ich jedoch eine, nordöstlich aufwärts führende Kluft, die die Felswand auf die Breite von etwa drei bis vier Schuh in schräg aufwärts steigender Richtung spaltet und in der man mit viel Beschwerde emporklettert. Hauptmann Bosio nennt diesen Felsspalt in der Beschreibung seiner Terglou-Besteigung nicht mit Unrecht „das Thor des Terglou".

Wenn auch bereits bisher der Weg über colossale und jähe Schutthalden und an schroffen Abhängen vorbei, wohl nur in so ferne gefährlich erscheint, als bei einem Ausgleiten und Stürzen eine Abrutschung zu fürchten ist, so bietet er dem geübten und schwindelfreien Besteiger doch keine namhaften Hindernisse. Es gelangen daher auch die meisten Besteiger bis hieher, da die eigentliche Gefahr erst von hier beginnt.

Es war neun Uhr, als wir das Terglou-Thor passirt hatten, und hier hielten wir eine viertelstündige Rast. — Nur ein schmaler Platz ist zum Ruhen gegönnt. Denn nicht mehr als zwei Schritte vor sich hat man die furchtbare schroffe Wand des kleinen Terglou. Man hat von diesem Standpunkte bereits eine sehr bedeutende Fernsicht gegen Süden einerseits und gegen Nordost andrerseits; gegen Nordwest und West verhindert der kleine Terglou, so wie gegen Südost der rasch aufsteigende jenseitige Gebirgskamm jede Fernsicht.

Die Richtung, in welcher man weiter klimmt, ist zur Spitze des kleinen Terglou eine südwestliche, von da aber auf den großen geht's in nordwestlicher Richtung. Der Bergstock wird nun zur Last, daher man ihn besser zurückläßt. Meistens müssen die Hände zu Hilfe genommen werden, um sich weiter zu arbeiten. Jeder Felsvorsprung, den man mit den Händen umfaßt, oder der dem Fuß zum Austritt dient, muß früher hinsichtlich seiner Festigkeit erprobt werden, da der in dieser Höhe gänzlich verwitterte Kalkstein häufig nur noch lose verbunden ist, und unfehlbar ein Sturz in den Abgrund erfolgen würde, wenn Füße, besonders aber Hände plötzlich ihre ungewöhnliche Stütze verlieren würden. —

Der Dachsteinkalk*), aus welchem der Terglou besteht, hat nebenbei noch das Unangenehme, daß bei der Verwitterung der Abbruch so zu sagen messerscharf stattfindet. Wir waren darum auch noch gar nicht weitgekommen und meine Handschuhe bestanden nur noch aus Fetzen, so daß ich sie ablegen mußte; umsomehr aber hatten nun die Hände zu leiden, so zwar, daß ich nicht nur einige Hautabschürfungen erlitt, sondern meine Finger auch mit zahllosen feinen Schnitten durchfurcht waren, die mir einige Tage empfindliche Schmerzen verursachten.

Die Ersteigung des kleinen Terglou beginnt damit, daß man sich auf eine etwa vier Fuß hohe senkrechte Felsplatte emporarbeitet. Mein Reisegefährte hatte es nach kurzem Klettern an der Terglouwand vorgezogen zurückzubleiben und verfügte sich daher wieder auf die Rast oberhalb des Terglou-Thores. Ich aber setzte mit dem Führer und dem Deutschen die Wanderung fort; in einiger Entfernung folgte uns der Almer mit seinen unbehilflichen Holzpantoffeln. — Nach einer halben Stunde war die Kuppe des kleinen Terglou erklommen. Wir hatten auf selber die Höhe von 8505 Fuß erreicht. Eine colossale Aussicht überraschte uns. Da uns aber noch ein schweres Stück Arbeit bevorstand, so hielten wir uns nur so lange hier auf, als nöthig war, um zu Athem zu kommen und neue Kräfte zu sammeln.

Vom kleinen Terglou geht es nun wieder abwärts und zwar dem berüchtigten Sattel zu, der beide Gipfel mit einander verbindet. Anfangs ist der Sattel breit, verengt sich aber allmählich so, daß man nur mit äußerster Vorsicht und bei vollkommener Schwindelfreiheit langsam weiter kommt; denn rechts und links gähnen furchtbare Abgründe. Endlich kommt man zu einer Stelle, die bei der Länge von etwa drei Schritten höchstens die Breite von acht Zoll hat. Es wäre Tollkühnheit, diese Strecke gehend passiren zu wollen. Es bleibt daher nichts übrig, als sich niederzuhocken und rittlings sich hinüber zu schieben; an einer breiteren Stelle erhebt man sich wieder behutsam. Der Sattel hat vom

*) Mit diesem Namen bezeichnen die Geologen eine besonders im Dachsteingebirge mächtig entwickelte Etage der rhätischen Formation (zwischen Trias und Lias).

Fuß des kleinen bis zu jenem des großen Terglou eine beinahe horizontale Richtung. Ein schmaler und schroffer Grat leitet an der Wand des letzteren zum höchsten Gipfel. — Hat man bereits an der Ersteigung der Wand des kleinen Terglou ein schweres Stück Arbeit, so ist es hier in verdoppeltem Maße der Fall. — Schmale enge Klüfte, senkrechte Felsplatten, Stellen, wo für Hände und Füße fast jeder Anhaltspunkt fehlt, wechseln untereinander ab und nöthigen durch die übermäßige An'rengung zu häufigen kurzen Rasten. — Endlich ist auch diese fatale Strecke überwunden; noch etwa dreißig Schritte auf sanft ansteigendem Boden und man befindet sich auf der höchsten Spitze. Es war 10 Uhr, als wir sie erreicht hatten; eine Viertelstunde später kam uns auch, zu unserer nicht geringen Verwunderung, der alte wackere Almer mit seinen plumpen Holzpantoffeln nachgekrochen.

Vor allem pflegten wir der Ruhe. Einige Aepfel von sehr guter Qualität, die der Almer in seiner Hütte vorräthig und die wir mitgenommen hatten, leisteten zur Stillung des Durstes wesentliche Dienste; mich hatte dieser so geplagt, daß ich während der Ersteigung des kleinen und großen Terglou fortwährend Stücke von dem vor drei Tagen gefallenen hin und wieder abgelagerten Schnee aß, was zwar den Durst noch brennender machte, aber doch für den Moment die Hitze und Trockenheit des Mundes behob. Den Wein hatten wir bei meinem Gefährten zurückgelassen, indem der Führer meinte: die Flasche könnte zerbrochen werden und dann hätten wir gar nichts, uns für den langen Marsch vom Terglou-Thor bis nach Hause zu stärken.

Auf dem Gipfel war es kalt; ein schneidender Nordwind blies, so daß ich mich mit einem Paletot dagegen verwahren mußte. Wir kauerten uns an der südlichen Seite des Gipfels, knapp unter der Kuppe zusammen, bis sich die erste Erhitzung in etwas gelegt hatte und wir uns mit weniger Gefahr dem Nordwind aussetzen konnten. — Der vor drei Tagen gefallene Schnee, der selbst auf dem kleinen Terglou noch weich war, war auf der höchsten Spitze so hart gefroren, daß wir ihn selbst mit unsern spitzigen Steigeisen nur mit Mühe entzwei brechen konnten.

Der gänzlich verwitterte und durchweg mit losem Schutt bedeckte Gipel des Terglou streicht von Südost gegen Nornordwest,

fast eine Länge von etwa dreißig Schritten und eine Breite von fünf bis sechs Schritten, wo dann die Kuppe rings steil abfällt. Zwei hölzerne Stangen, die eine etwa drei, die andere — sehr beschädigte — sechs Fuß lang, sind lose in's Gestein eingekeilt, andere kleine Holzstücke liegen am Boden zwischen dem Schutt; wahrscheinlich sind es Ueberbleibsel der einst vom Hauptmann von Bosio errichteten Triangulirungs-Pyramide.

Ich will es nun versuchen, das gewaltige Panorama zu schildern, welches sich mir entrollte, als wir nach einer Viertelstunde der Ruhe wieder auf die höchste Spitze getreten waren.

Im Süden breitete sich ein unübersehbares Hügelmeer aus, denn nur als Hügel präsentiren sich uns die Görzer-, Gradiskaner-, und Unterkrainer-Gebirge, die unter dem Namen des Karstes einen Theil der julischen Alpen bilden. Umsonst bestrebte ich mich, mich in diesem Labyrinth zurecht zu finden. Kuppe über Kuppe, Berg über Berg thürmen sich und bieten nirgends einen festen Anhaltspunkt zur genauen Orientirung. Mehr rechts streift das Auge über eine langgestreckte blaue Fläche; es ist der nordwestliche Theil des adriatischen Meeres, während der Meerbusen von Triest und dieses selbst durch den Karst verdeckt bleibt. Deutlich treten die Maremmen der nördlichen Küste in Form von Seen hervor. — Mehr gegen Westen breitet sich die endlose venetianische Ebene aus; silberne, in Schlangenwindungen geformte lange Bänder durchfurchen dieselbe von Norden gegen Süden und geben sich als die dem Meere zueilenden Torrenten des östlichen Theiles des Venetianischen zu erkennen. Schade, daß die im Süd und Südwest mit Wasserdünsten geschwängerte Luft die Fernsicht in die Ebene in etwas beeinträchtigte, denn bei ganz reinem Horizont soll man vom Terglou bis Venedig, Treviso und Conegliano sehen. Die großartigste Ansicht bot sich jedoch in West und Nord. Hier war das ganze colossale Panorama der rhätischen und desjenigen Theiles der norischen Alpen sichtbar, die unter dem Namen „Tauern" die Grenze zwischen Tyrol und Kärnthen einestheils und Salzburg anderentheils bilden. Die Luft war in dieser Gegend so klar und so frei von Wasserdünsten, daß sich die Formen dieses Gürtels von Eisgebirgen selbst dem unbewaffneten Auge haarscharf am

Firmamente abzeichneten. Im fernsten Westen, wie mit einer feinen Linie ihre Conturen markirend, mögen es wohl die Oetzthaler Ferner und der etwas abseits und rückwärts liegende Ortler gewesen sein, die von dieser Seite den Reigen der Eisgebirge eröffneten; zahllose Kuppen füllten den Raum zwischen diesen und den Tauern in nordwestlicher Richtung aus, und nur wenige Schneehäupter waren in dieser weiten Strecke zu entdecken. Desto imposanter aber trat die nahe gelegene Tauernkette vor's Auge mit den riesenhaften Eisgebieten der Dreiherrnspitze, des Venedigers, des Großglockners, des Ankogels und der Hochalmspitze. Letzteren Gipfel kann ich erst dermalen, nachdem ich Dr. Ruthner's „Ersteigung der Hochalmspitze" gelesen habe, in mein Panorama einrangiren, indem ich vordem den Ankogel für denjenigen Berg hielt, der von dieser Seite das Gletschergebiet der Tauern abschließt, und nicht wußte, was machen mit einem gewaltigen spitzen Schneeberg, der mehr östlich gelegen, zwar in naher Verbindung mit dem Ankogel stehend, sich dennoch als ein selbstständiger Riese jener Titanenkette repräsentirt.

Besonders interessant machte den Anblick der Tauern eine breite Wolkenschichte, die, scharf abgegrenzt, im Norden schwebte, und unter welcher man die benachbarten Karawanken sehen konnte, während der tiefere Theil Kärnthens verdeckt blieb, wogegen die Tauern über diese Wolkenschichte bis zu ihrem Fuße heraussahen. Gewiß ein eigenthümlicher Anblick, der selten einem Ersteiger gegönnt sein mag. Im weiteren Norden und Nordost war der Horizont theilweise in Wolken gehüllt, so daß die Klagenfurter Ebene mit ihrem Hintergrunde dem Anblick entrückt war. Nur der mächtige Grintouz mit seinem Attribute von Nebenbergen beherrschte die Wolken.

Gehen wir jetzt auf die nächste Umgebung über. — Im Südwesten verhinderten die in einigen Tiefen liegenden Nebel den Einblick in die Wochein, der übrigens wegen der hohen Vorberge stets nur ein sehr beschränkter ist. Desto lieblicher nahm sich das Flitscherthal mit dem massiven Monte Canin im westlichen Hintergrunde aus. Nordwestlich machte sich der 8424 Fuß hohe Montasio und der 8460 Fuß hohe Mangert besonders bemerkbar, die alle das schöne Flitscherthal umgrenzen, dagegen aber

durch ihre Höhe jede Einsicht gegen Ponteba, Tarvis und Wurzen benehmen. Der weitere Verlauf des Save-Thals von Lengenfeld — unserm Ausgangspunkte — bis gegen Neumarkt lag jedoch frei vor uns; Veldes mit seinem lieblichen See trat klar vor's Auge, wogegen die Gegend von Laibach durch auflagernde Wolken dem Blicke entrückt blieb. Herrlich nahmen sich die Karawanken aus, die ihren Höhepunkt in dem, dem Terglou über Lengenfeld gerade gegenüber gelegenen Mittagskogel erreichen, und in denen die Goriza, der Stow und die Koschuta sich gleichfalls durch ihre Höhe zur Geltung brachten.

Unmittelbar unter den Füßen hatten wir die Uebersicht des ganzen wilden obern Terglou-Stockes. — Die wüste Oede dieser zahlreichen mit schmalen Graten untereinander verbundenen kahlen und verwitterten Kuppen, mit ihren schroffen und senkrechten Wänden, die vielen Stellen, an denen verjährter Schnee — den Sonnenstrahlen Trotz bietend — lagert, die colossalen Schuttberge, die sich überall an den Lehnen befinden, die Todesstille des Ortes selbst, auf welchem wir uns befanden, übten einen mächtigen, jedoch unheimlichen Eindruck auf mich aus, so daß mein Auge mit Gier die tief unter uns gelegene schöne Almwiese von Velpole suchte, hier gleichsam einen Ruhepunkt erhaschend für den überwältigenden Anblick, der mir ebenso in weiter Ferne, als in nächster Nähe ward. — Die übrigen Thaleinschnitte, als die beiden Gräben der Sadenca und der Feistritz waren in Nebel gehüllt, daher nicht sichtbar.

Im 12. Heft des Jahrganges 1860 der vom General-Kriegscommissär Herrn von Streffleur redigirten „Oestreichischen militärischen Zeitschrift“ befindet sich eine topographisch-historische Skizze des Terglou mit drei Tafeln und der Beschreibung der am 3. und 4. Juli 1822 durch Hauptmann von Bosio ausgeführten Ersteigung nebst Schilderung der Drangsale, die letzterer, von einem furchtbaren Gewitter überrascht, durch eine Nacht auf dem Gipfel zu bestehen hatte. Diese Schilderung trug nicht wenig dazu bei, in mir den Entschluß zur Reise zu bringen, gleichfalls mit dem Terglou mein Glück zu versuchen und siehe da, es fiel gut aus.

Wenn auch der Terglou um 3000 Fuß niedriger ist als der Großglockner, so glaube ich doch, daß die Gefahren der Ersteigung

bei ersterem um kein Haar geringer sind, als bei letzterem. Abgesehen davon, daß die Terglouführer mit jenen in Heiligenblut gar nicht verglichen werden können, stellen sich noch manche andere Schwierigkeiten heraus. Die Steigeisen geben im Eise mehr Halt als am Felsen. Sodann sind die Chloritschieferwände des Großglockner viel fester, als jene des bröcklichen Dachsteinkalks, aus welchem der Terglou besteht; die gefährlichen Passagen am Großglockner concentriren sich auf eine kürzere Strecke, als beim Terglou und wiederholen sich nicht so häufig. Was die Rundsicht anbelangt, so dürfte sie jener vom Großglockner nicht nachstehen. Von letzterem Berge fehlt die Ansicht des Meeres, da die karnischen und kadorischen Alpen den Einblick in die südlich von denselben gelegenen Gegenden benehmen, während die Tauernkette vom Terglou in ihrer ganzen Ausdehnung, wie von keinem zweiten Punkte sichtbar ist.

Der Terglou ist einer jener Berge, die in der Touristenwelt und unter Bergsteigern noch wenig bekannt sind, — ja häufig, wenn die Sprache auf ihn kommt, hört man mit einer gewissen Scheu von den Gefahren der Ersteigung sprechen. Nun, wenn es damit auch nicht ganz ohne ist, so wird doch der geübte, schwindelfreie Bergsteiger, wenn er Lust und Muth dazu hat, auf ihn ebenso gut, wie auf jeden andern Berg, der nur halbwegs erklimmbar ist, kommen.

Ich glaube daher durch die einfache Schilderung der Ersteigung jedem, der Interesse daran findet, einen Dienst erwiesen zu haben, denn bis nun kenne ich keine Beschreibung einer Terglou-Besteigung, außer jener des oben erwähnten Hauptmannes von Bosio. Bosio geht aber gerade über das Detail der Ersteigung sehr oberflächlich weg und widmet den größten Theil seiner etwas zu schwungvoll gehaltenen Schilderung den auf dem Gipfel überstandenen Schrecknissen, was ihm wohl nicht zu verargen ist, wenn man bedenkt, daß er die längste Zeit in der augenscheinlichsten Todesgefahr geschwebt und einen Führer durch den Blitz verloren hatte.

Um 11 Uhr, nachdem ich durch eine Stunde den erhabenen Anblick genossen hatte, traten wir den Rückweg an, denn ein weiter Marsch stand uns noch bis Lengenfeld bevor.

Ebenso wie hinauf kletterten wir auf allen Vieren hinab. In einer halben Stunde waren wir bei unserm Reisegefährten, wo ich über den Riegelassener Wein herfiel und einige Gläser hinunterstürzte. — Der außerordentliche Wassermangel, der dem Kalksteingebirge eigen ist, macht sich im Terglou schrecklich fühlbar; denn eine halbe Stunde ober den Almhütten, die uns Tags vorher zum Nachtlager gedient hatten, befindet sich die letzte, äußerst spärliche Quelle; wir waren daher acht Stunden ohne Wasser. Wohl hätten die Leute welches mitnehmen können, aber ich erwähnte ja schon früher, daß es eben keine Tauernführer sind. Der Deutsche hätte Willen gehabt, aber diesen konnten wir nicht bebürden, war er doch selbst das erstemal auf dem Terglou.

Um 12 Uhr setzten wir unsern Marsch fort und hinterlegten in einem Nu das Terglouthor; über die große, jedoch kleinkörnige Schutthalde des kleinen Terglou rutschten wir behende hinab und bewerkstelligten unsern fernern Rückweg nicht dort, wo wir den untern Sattel des Morgens passirt hatten, sondern mehr östlich auf einem kürzeren, aber seitlichern Wege über mächtiges Schuttgerölle. Um 1½ Uhr waren wir in unserer Nachtherberge, rasteten hier eine volle Stunde und setzten dann den Weg nach Lengenfeld fort, wo wir um 6½ Uhr Abends eintrafen.

Zum Schluß muß ich nochmals auf die Führer zurückkommen. Ich kenne zwar nur den einen, der mich geführt hat, habe aber in ihn gar kein Vertrauen, wogegen mir der Deutsche, der durch 17 Jahre beim Militär gedient hat, sehr gefiel. Dieser Mensch, ohne je auf dem Terglou gewesen zu sein, ging sowohl am kleinen wie am großen Terglou stets voran und ließ sich bloß vom Führer die Richtung angeben, in welcher weiter geklettert werden müßte. Während er mit ungemeiner Sicherheit emporklimmte und mit vielem Scharfblick die richtigen Stellen ausspähte, folgte mir Wucher nach, aber so sorglos und so weit, daß ich hundertmal hätte abgleiten können; er hätte mich sicher nicht aufgehalten. Ich kann daher den Exsoldaten Jedem empfehlen, der den Terglou von Moistrana aus besteigen will. Er ist Handarbeiter in letzterem Orte und heißt Alois Korvàts. Uebrigens thut man gut, zwei Führer mitzunehmen; die zusammen 5 bis 6 fl. kosten. Auch ist in den obern Regionen

das Anlegen der Steigeisen dringend zu empfehlen; man geht mit solchen viel leichter und sicherer. Des andern Tags, am 15. besahen wir uns Morgens den etwa zwei Stunden von Lengenfeld, im Feistritzthal befindlichen Wasserfall des Peritschnick, der, in einem compacten Strahl herabstürzend, die Eigenthümlichkeit bietet, daß man unter ihm durchpassiren kann ohne erheblich naß zu werden. — Nach unserer Zurückkunft nach Lengenfeld fuhren wir weiter nach Wurzen, wo uns der abermals herabströmende Regen für den Nachmittag in's Zimmer bannte. — den Morgen des 16. benützten wir dazu, einen Ausflug zu den beiden Mangertseen zu machen. Der Himmel hatte sich wieder aufgeheitert und die Kuppen waren mit Schnee bedeckt. Niemand, der in diese Gegend kommt, sollte es unterlassen, diese beiden, etwa zwei Stunden von Wurzen gelegenen See zu besuchen. Während der größere, von sehr lieblichen Ufern umrahmt, einen idyllischen Anblick gewährt, ist der etwa eine halbe Stunde tiefer im Gebirge liegende in einem Halbkreis von gigantischen mehrere tausend Fuß hohen Felswänden umgeben, über die sich der colossale Mangert erhebt. — Nachmittags fuhren wir über den Wurzener Sattel nach Villach. Unendlich schön ist der Anblick, der sich dem Reisenden auf der Höhe des Sattels (3372 Fuß) nach jenseits darbietet. Unmittelbar vor sich hat man die schroffen Wände des 6840 Fuß hohen lang gestreckten Dobratsch (Villacher-Alm), links schweift das Auge in's freundliche Gailthal, während sich rechts der Faaker-See und ein Theil des Wörthersees nebst dem östlichen ebenen Theil Unter-Kärnthens bis zur Sau- und Kor-Alm ausbreitet.

Am nächsten 17. trennte sich mein Reisegefährte von mir, um dem heimischen Heerde zuzueilen, während ich nach Bleiberg fuhr, um vom Dobratsch jene herrliche Aussicht zu genießen, die diesem Berge jährlich etliche hundert Touristen zuführt.

Noch denselben Nachmittag bestieg ich den Dobratsch und wurde auf dem Wege von einem Hagelwetter mit Blitz und Donner überrascht. Auf dem Gipfel angelangt, hatte ich leider nur eine beschränkte Aussicht, denn die Tauernkette, so wie der ganze Norden, war in dichte Wolken gehüllt und nur im Süden erhob sich, scharf gegen den hier klaren Himmel abgekantet, die

Riesenmauer mit den karnischen Alpen, mit den emporragenden Spitzen des Terglou, des Mangert und des mehr rückwärtsstehenden Monte Canin. Die ganze Kette war mit frisch gefallenem Schnee bedeckt. Wohl nirgends als vom Dobratsch tritt dieses herrliche Gebirge in seinem ganzen Umfange und in solcher Nähe so großartig hervor. Nur mit Widerwillen wendet man den Blick endlich ab, so fesselnd wirkt die Größe des Anblicks. — Einen etwas mildern Charakter haben die unmittelbar vorliegenden Karawanken mit dem schönen Mittagskogel.

Ich brachte die Nacht in dem nahe unter dem Gipfel erbauten Berghause zu, trat des andern Tages 8 Uhr früh, nachdem ich fruchtlos auf Besserung des Wetters gewartet hatte, — den Rückweg an und fuhr noch denselben Tag nach Villach.

Den nächsten 19. fuhr ich über den Wörthersee nach Klagenfurt und den 20. war ich, nach einer 12tägigen Abwesenheit, wieder zu Hause, noch schwelgend in der Erinnerung an die herrlichen Genüsse, die mir auf dieser kurzen Gebirgstour zu Theil geworden.

Verzeichniß der Illustrationen.

I. Band.

II. Band.

Inhalts-Verzeichniß.

Erster Theil.

Zweiter Theil.


COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
0036705411

